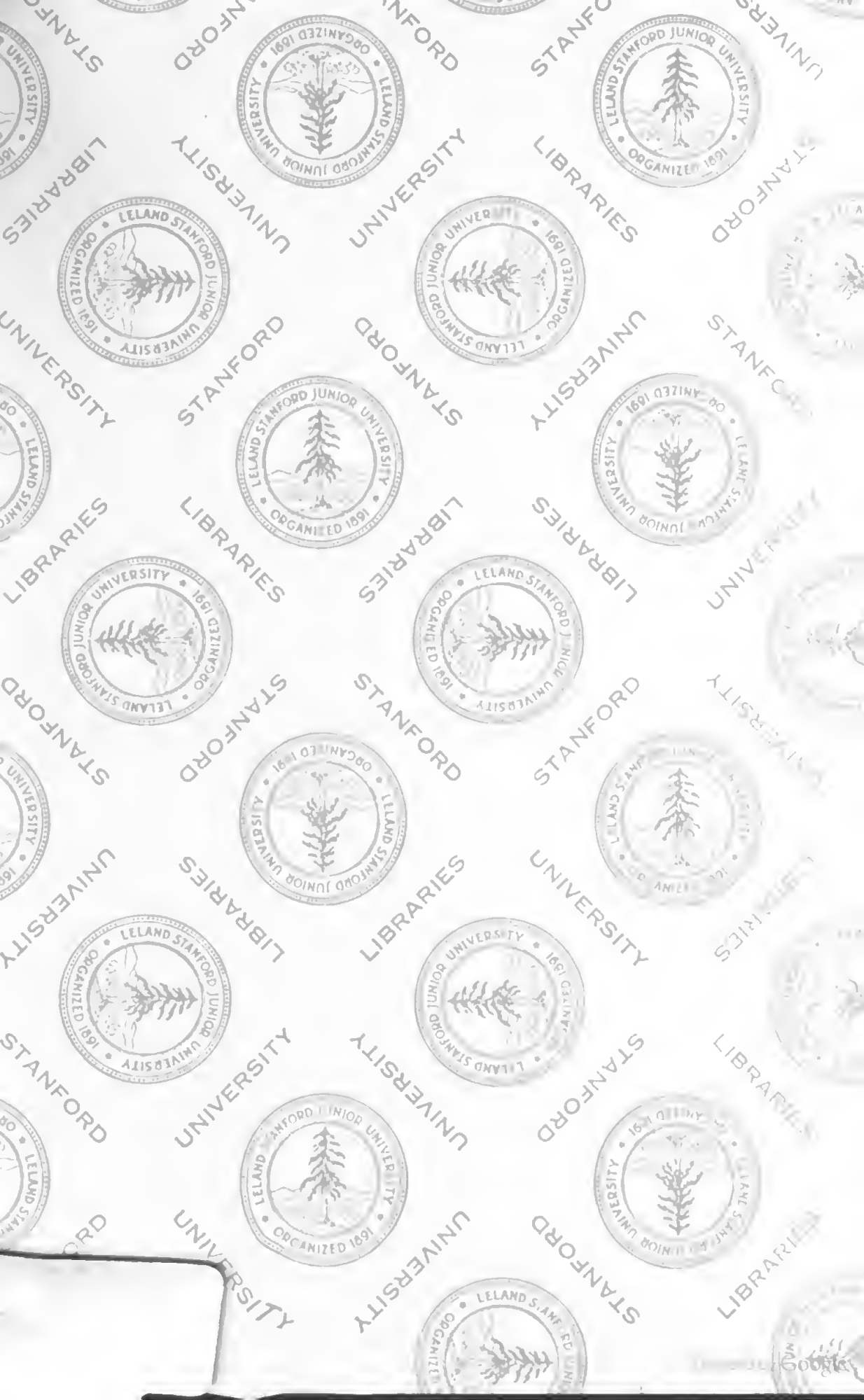
Lebenserinnerungen von Heinrich Hilgard-Villard

Henry Villard


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY ORGANIZED 1891

Digitized by Google

Heinrich Hilgard-Villard

Lebenserinnerungen

Henry Villard

Lebenserinnerungen

von

Heinrich Hilgard-Villard

*

Ein Bürger zweier Welten

1835—1900

Berlin
Druck und Verlag von Georg Reimer
1906

E467.1
V5A3

Published November 7, 1906. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Georg Reimer, Publisher, Berlin

Vorwort.

Die Herausgeber der im Jahre 1904 in zwei Bänden erſchienenen engliſchen Memoiren des Herrn Henry Villard glauben aus der überaus freundlichen Aufnahme, welche das Werk in den Vereinigten Staaten von Amerika gefunden, auf ein gleich wohlwollendes Entgegenkommen in Deutſchland ſchließen zu dürfen, wenn ſie jetzt eine deutſche Ausgabe der Memoiren veranſtalten.

Henry Villard, ein Bürger zweier Welten, der ſich aus eigener Kraft zu Bedeutung und Anſehen emporgeſchwungen, war ein Mann, der mit gleichem Patriotismus das Vaterland ſeiner Geburt wie das Land ſeiner Wahl liebte und nach Kräften das Wohl beider zu fördern ſuchte. In allem was er tat ſpiegelten ſich die Grundſätze und die Bildung wieder, welche er dem Lande ſeiner Geburt verdankte; ſie vereinigten ſich in ihm mit ſeinem in Amerika erworbenen weiten Blick und ſeiner hier entwickelten raſtloſen Tatkraft. Die Umſtände, die ihn zur Niederſchrift ſeiner Memoiren veranlaßten, hat er in dem Werke ſelbſt geſchildert.

Die deutſche Ausgabe iſt im weſentlichen der engliſchen konform. Gleichwohl ergab ſich die Notwendigkeit einiger Abweichungen. Seine in Deutſchland verlebten Jugendjahre hat Herr Villard in einem im Jahre 1887 geſchriebenen Werke in deutſcher Sprache geſchildert. Es führt den Titel „Heinrich

Hilgard-Villard. — Jugend-Erinnerungen 1835—1853" und ist im Jahre 1902 in New York erschienen. In der englischen Ausgabe der Memoiren ist dieses Werk nur in einem kurzen Auszuge enthalten; es bildet dagegen vollständig und unverändert einen integrierenden Teil der vorliegenden deutschen Ausgabe. In der Vorrede zu dem deutschen Werke sagt Herr Villard:

„Mancherlei Gründe hielten mich soweit ab, der Aufgabe näher zu treten. Jetzt bin ich aber entschlossen, ans Werk zu gehen. Ich will es wirklich versuchen, die mehr oder minder verblichenen Bilder der Vergangenheit von meiner ersten Kindheit ab bis zur Gegenwart vermittelst des Spiegels des Gedächtnisses so getreu wie möglich wiederaufzufrischen. Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein möge, die hiermit begonnene Arbeit zu vollenden. Wie weit sie zu nützen und frommen geeignet ist, muß ich dem Urteile der Leser überlassen."

Der Wiedergabe jenes deutschen Buches folgt hier eine wörtliche Übersetzung des die ersten Erlebnisse Herrn Villard in Amerika behandelnden Teiles der Memoiren, der die Ereignisse bis zum Beginn seiner Tätigkeit als Kriegskorrespondent umfaßt. Die ausführlichen Darstellungen von Perioden und Schlachten des Bürgerkrieges, die dann im englischen Text erscheinen und für den Amerikaner von großem Interesse sind, wurden der deutschen Ausgabe nicht einverleibt, da sie den deutschen Leser ungleich weniger fesseln würden. Nur einzelne Episoden, deren Augenzeuge Herr Villard war, und Schilderungen, welche uns seine Art der Anschauung vergegenwärtigen, sind wörtlich beibehalten worden. Sie sind durch kurze Zusammenfassung der wichtigsten Ereignisse, die er miterlebte, und durch den Hinweis auf die hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit, die er kennen lernte, lose miteinander verbunden worden. In diesem Teile der Memoiren spricht Herr Villard

ſelbſt. In demjenigen Teil dagegen, der ſeine Laufbahn als Finanzier behandelt und die Zeit von 1863 an umfaßt, iſt von ihm durchaus in der dritten Perſon die Rede. Die vorliegende deutſche Ausgabe bringt dieſen letzteren Teil wieder in wörtlicher Überſetzung, da er bei dem internationalen Charakter der Finanztransaktionen des Herrn Villard und beſonders bei ſeinen intimen Beziehungen zur deutſchen Finanzwelt für deutſche Leſer von ganz ſpeziellem Intereſſe ſein dürfte. Herr Villard war durch das ſchnelle Schwinden ſeiner Geſundheit außerſtande geſetzt worden, die Memoiren in der Ausdehnung zu vollenden, in welcher er die dem Kriege vorhergegangene Periode behandelt hatte, und ſo beſchreibt er die Zeit von 1863 bis 1900, der er ſeinen letzten Sommer widmete, in gedrängter Form.

Mit einer Ausnahme iſt auch die im engliſchen Text feſtgehaltene chronologiſche Reihenfolge der Ereigniſſe hier beibehalten worden. Dieſe Ausnahme bezieht ſich auf die Erzählung des erſten Zuſammentreffens und der Verlobung des Herrn Villard mit ſeiner ſpäteren Gattin. Das betreffende Kapitel iſt dem die ſpätere Laufbahn darſtellenden Abſchnitt eingefügt worden und unterſcheidet ſich von dem übrigen Teile dadurch, daß die Darſtellung in der erſten Perſon erfolgt.

Herr Villard hatte urſprünglich mit den Memoiren eine Urkunde für ſeine Familie ſchaffen wollen, dabei aber auch eine eventuelle Veröffentlichung in Ausſicht genommen, damit auch andere von den Lehren ſeines Lebens profitieren könnten. Als er weiterſchritt und bei ſeinen Erlebniſſen im Bürgerkrieg anlangte, überkam ihn, wie er ſelbſt erklärte, der Eifer des Geſchichtsſchreibers, und ſo beſchrieb er unter Benutzung des offiziellen Urkundenmaterials beider Parteien des größten amerikaniſchen Konflikts die Feldzüge, an denen er teilgenommen oder beſonders intereſſiert war, mit großer Ausführlichkeit.

Ein Werk, das so viele Jahre der Ausarbeitung zwischen zahlreichen und langanhaltenden Unterbrechungen umfaßt und mit einem Wechsel in der Person der Darstellung geschrieben wurde, muß notwendigerweise manche Mängel in bezug auf Gleichmäßigkeit seiner Teile aufweisen, doch hoffen die Herausgeber, daß das Interesse deutscher Leser an der Entwicklung, den Schicksalen und den Werken des Heinrich Hilgard oder Henry Villard, wie er sich kurz nach seiner Ankunft in Amerika nannte, beim Durchlesen seiner Memoiren gleichwohl nicht erlahmen werde.

Inhaltsverzeichnis.

Erſter Band.

Erſtes Buch.

		Seite
1. Kapitel.	Familiengeſchichte	1
2. „	Erſte Lebensjahre	21
3. „	Familienauswanderung nach Amerika	38
4. „	Die erſten Gymnaſialjahre	48
5. „	Die Revolutionszeit	60
6. „	Auf dem Collège in Pfalzburg	78
7. „	Auf dem Gymnaſium in Speyer	102
8. „	Die Univerſitätszeit	129
9. „	Meine Auswanderung	148

Zweites Buch.

10. „	New York und Auf nach Weſten! 1853—1854	160
11. „	Mit Verwandten in Illinois. 1854—1855	179
12. „	Juriſtiſche Experimente. 1855—1856	188
13. „	Durch Politik zum Journalismus. 1856—1857	201
14. „	Korreſpondent und Schullehrer. 1857—1858	223
15. „	Die Lincoln-Douglas-Debatten. 1858	243
16. „	Das Pike's Peak-Goldfieber. 1858—1859	253
17. „	Am Cherry-Creek. 1859	272
18. „	Von den „Rockies" nach dem mittleren Weſten. 1859—60	285
19. „	Mit Lincoln in Springfield. 1860—1861	298

Zweiter Band.

Drittes Buch.

20. „	In Waſhington Anfangs des Bürgerkrieges	310
21. „	Die Schlacht bei Bull Run	337
22. „	General Sherman in Kentucky	351
23. „	Weitere Kämpfe im Weſten	361

Digitized by Google

Seite
24. Kapitel. Die Schlacht bei Fredericksburg 268
25. „ Der Flottenangriff auf Charleston 277
26. „ Weitere Kriegserlebniſſe 389

Viertes Buch.

27. „ In Waſhington, Boſton und Deutſchland 400
28. „ Die Oregon-Eiſenbahn. 1873—1879 412
29. „ Die Oregon Railway Navigation Co. 1879—1880 .. 424
30. „ Die Vollendung der Northern Pacific-Bahn. 1880—1883 . 436
31. „ Das Glücksrad. 1883—1890 457
32. „ Die „Evening Poſt“ und North American Co. 485
33. „ Ein Beſuch bei Bismarck. 1890 493
34. „ Die letzten Jahre. 1890—1900 507

Verzeichnis der Illuſtrationen.

Heinrich Hilgard-Villard im 51. Lebensjahre. Titelbild.
Franz Moritz Joſeph Pfeiffer 16
Guſtav Leonhard Hilgard 80
Frau Guſtav Hilgard, geb. Pfeiffer 112
Heinrich Hilgard mit Schweſtern 144
Frau Guſtav Hilgard mit Kindern und Robert Hilgard 176
Heinrich Hilgard-Villard im Alter von 53 Jahren 336
Heinrich Hilgard-Villard im Alter von 54 Jahren 464

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Familien-Geschichte.

Meine Kenntnis der Geschichte meiner Familie ist eine beschränkte. Auf väterlicher wie mütterlicher Seite geht sie zwar bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zurück, aber die mir bekannten Nachrichten sind für die erste Hälfte dieses Zeitraumes sehr kärglicher Natur. Meines Vaters Urgroßvater und Großvater waren beide der protestantisch-reformierten Kirche angehörige Landgeistliche in der nördlichen Rheinpfalz, die auch ihr Geburtsland war. Der erstere war Seelsorger in Bosenheim, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte und im Alter von 93 Jahren starb. Er erlebte noch die erste französische Revolution. Als orthodoxem Protestanten war ihm die gottlose Umwälzung sehr verhaßt. Er machte seinem verdammenden Urteile über dieselbe in einem Werke, betitelt „Eine Verteidigung der christlichen Religion", Luft, das er dem Könige Friedrich Wilhelm I. widmete und gelegentlich eines Besuches desselben am Rhein persönlich überreichte. Seine Pfarre scheint eine ärmliche und sein Einkommen ein entsprechend dürftiges gewesen zu sein. Sein einziger Sohn Jakob, der Großvater meines Vaters, wurde nach Vollendung des theologischen Studiums zuerst Erzieher des Erben des Fürsten von Nassau-Weilburg, des damaligen Landesherrn, und dann zweiter Pfarrer oder Vikar in Bacharach am Rhein. Als solcher lebte er im Hause des ersten Pfarrers

Theodor Erasmus Engelmann, der sich acht stattlicher Söhne und vier hübscher Töchter erfreute.

Pfarrer Engelmann war ein Mann von sehr stattlichem Äußeren, gründlicher Bildung und wirklicher, großer Gelehrsamkeit, scheint aber auch ein Sonderling gewesen zu sein. Er lebte abgeschlossen für sich mitten in seiner zahlreichen Familie. So soll er lange Jahre hindurch sein Studierzimmer nur zu den regelmäßigen Mahlzeiten und zum Kirchengange verlassen haben. Es wird sogar von ihm erzählt, daß er während einer Beschießung von Bacharach trotz allen Flehens seiner Frau und Kinder, die im Keller Schutz suchten, ruhig in seiner Bibliothek geblieben sei, bis die Zertümmerung des Raumes durch einschlagende Kugeln ihn zum Rückzuge zwang.

Wie es bis auf den heutigen Tag in ähnlichen Fällen in Deutschland ein häufiges Vorkommnis ist, bewarb sich der Vikar um eine der Töchter des Pfarrherrn und führte sie als Gattin heim, nachdem der Fürst von Nassau-Weilburg, wohl in besonderer Anerkennung seiner Verdienste als Erzieher, ihm die einträgliche Pfarrei von Marnheim, nicht weit vom Donnersberg gelegen, verliehen hatte. Hier verblieb er ungeachtet vieler Wechselfälle bis zu seinem Tode. Auf beiden Seiten habe ich also meinen Urgroßeltern „geistliches" Blut zu verdanken. Ob ich meiner Abstammung Ehre in dieser Richtung gemacht habe?

Übrigens scheint es meinem Urgroßvater bei seiner Wahl mehr um eine tüchtige Leiterin seines Haushaltes, als um Befriedigung einer Herzensneigung zu tun gewesen zu sein. Wenigstens war es eine feste Überlieferung unter seinen Kindern, daß den Eltern die innere Übereinstimmung abging. Daß dies der Fall war, ist um so auffallender, als die beiden Gatten die nötigen Eigenschaften besaßen, die Ehe, trotz des niedrigen Beweggrundes zu derselben, zu einer glücklichen zu machen. Beide waren mit mehr als gewöhnlichen körperlichen, geistigen und sittlichen Gaben ausgestattet. Beide besaßen einen lebhaften Geist und eine für jene Zeit und ihre Verhältnisse bedeutende Bildung. Beide waren feurige Bekenner des neuen Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das, von Frankreich ausgehend, ganz Europa

so gewaltig erschütterte. Da der Gatte die neue politische Lehre in allen ihren Folgerungen annahm, so kann er kaum ein orthodoxer Christgläubiger geblieben sein. Auch scheint er in der Tat eine Natur gewesen zu sein, die mehr in der Wirklichkeit der umgebenden Verhältnisse als in der herkömmlichen abstrakten Sphäre des Geistlichen gelebt hat. Die Aufregung der politischen Zeitereignisse und die Vergnügen der Jagd fesselten ihn mehr als seine Berufspflichten. Vielleicht lag hierin der Grund des Mangels des seelischen Verständnisses zwischen den Gatten, dessen ungeachtet jedoch ihre Ehe eine „gute" genannt werden kann.

Vielleicht lag der Grund dieses Mangels aber auch in den besonderen Eigenschaften der Gattin. Sie war eine sehr feinfühlende und liebebedürftige Frau. Ihr Herz bedurfte des innigsten Mitfühlens eines anderen. Ihre Seele dürstete nach vollkommener innerer Verschmelzung mit einem verwandten Wesen. Sie besaß höchst idealen Sinn — vielleicht in einem zu hohem Maße. Für alles, was diesem entsprach, schwärmte sie. Aber es wurde auch jegliches, was diesem entgegenlief, kalt, schroff und rücksichtslos abgewiesen. Menschen, die ihr nicht behagten, zeigte sie ihre Gleichgültigkeit oder ihren Widerwillen ohne jeden Rückhalt. Ihr Kultus alles Höheren war von einer zu weitgehenden Mißachtung des Passenden begleitet. Sie legte unter anderem zu wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung. Wiewohl eine gewissenhafte Hausfrau und eine zärtliche Mutter von unerschöpflicher Aufopferung und Geduld, nahm sie doch den regsten Anteil an dem geistigen Leben ihrer Zeit, besonders an der neuentstehenden deutschen Literatur. Sie führte eine ausgezeichnete Feder, die sie aber nur in ausgedehntem brieflichem Verkehr übte. Ihre Briefe zeichneten sich durch richtigen Stil, warmes Gefühl, klares Urteil und einen maßvollen Schwung aus.

Die Ehe wurde durch sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, beglückt. Friedrich, der am 9. Dezember 1784 zweitgeborene Sohn, ward mein Großvater. Da die Pfarrei, wie bereits angedeutet, ein gutes Einkommen abwarf, so machte der Kindersegen den Eltern zuerst keine Sorgen. Es kam aber nur zu bald anders. Bei weitem der größte Teil des Einkommens

rührte von Zehnten und anderen Abgaben her. Als nun aber das linke Rheinufer der franzöſiſchen Republik einverleibt wurde, fielen die meiſten derſelben weg. Aber neben der bedeutenden Schmälerung ihrer Einkünfte ſtanden der Pfarrerfamilie noch ganz andere Heimſuchungen bis zur dauernden Befeſtigung der franzöſiſchen Herrſchaft bevor. Marnheim lag nämlich auf der Hauptheerſtraße von Frankreich nach der Feſtung Mainz, die damals wie jetzt den Schlüſſel zum mittleren Rheintale bildete. Für das Dorf ergab ſich aus dieſer Lage eine langdauernde Mitleidenſchaft an den Kriegsſchäden jener blutigen Zeit. Nicht nur von der Laſt häufiger Einquartierungen, ſondern auch von eigentlichen Kriegsſchrecken wurden die Bewohner öfters befallen. Hin und her bewegten ſich die Kampfeswogen über dieſelben, je nachdem die republikaniſchen Heere oder die Alliierten ſiegreich waren. Kämpfe fanden in dem Dorfe ſelbſt ſtatt, und die jedesmaligen Sieger, ob Deutſche oder Franzoſen, plünderten die unglücklichen Dörfler regelmäßig aus.

Das Pfarrhaus wurde ebenſowenig wie irgend eine andere Behauſung verſchont. Mehrmals wurde es ganz und gar ausgeraubt. Nicht nur alle Nahrungsmittel und Kleider, ſondern auch Betten und Küchengeräte wurden fortgeſchleppt und die ganze übrige Einrichtung mutwillig oder aus Bosheit geradezu vernichtet. Selbſt vom Leibe riſſen die Plünderer Schuhe und Kleidungsſtücke den Eltern und Kindern. Tagelang mußten ſie hungern und, unbedeckt wie ſie waren, auf bloßem Boden ſitzen und liegen. Doch ſelbſt dieſes waren nicht die ſchlimmſten der über ſie verhängten Prüfungen. Die Gemeinde teilte nicht die franzöſiſchen Sympathien ihres Seelſorgers, ſondern übertrug ihren bitteren Haß gegen die Franzoſen auf ihn. Es kam vielfach zum förmlichen Ausbruch der Erbitterung gegen ihn. Er war ſogar Angriffen auf ſeine Perſon während der zeitweiligen Unterbrechung der franzöſiſchen Herrſchaft ausgeſetzt, und bei einem ſolchen Angriff wurde er ſo mißhandelt, daß er in Lebensgefahr kam. Schließlich ſteigerte ſich die Feindſeligkeit ſo, daß der Pfarrer zu flüchten und jahrelang ſeiner Familie und Gemeinde fern zu bleiben gezwungen war.

Vier volle Jahre ſoll er im ganzen flüchtig geweſen ſein, während welcher Abweſenheit ſein herbeigeeilter Schwager Engelmann den Verlaſſenen lange Zeit als Stütze und Schutz diente. Dazu kam noch, daß er durch die Entwertung der franzöſiſchen Aſſignaten um ſeine anſehnlichen Erſparniſſe gekommen war. Dadurch wurde die ſchwere Not, welcher ſeine Familie lange Zeit ausgeſetzt war, nicht wenig erhöht. Einmal wurde dieſelbe während der Abweſenheit des Vaters förmlich aus dem Pfarrhauſe, das von einem Gegenpfarrer beanſprucht wurde, vertrieben und mußte monatelang in einem elenden Quartiere hauſen, bis die Wiederkehr der franzöſiſchen Herrſchaft ihr das alte Heim wieder erſchloß. So ſchwer lag die Not zeitweiſe auf ihr, daß ſie verſchiedene Male Zuflucht im großelterlichen Hauſe zu Bacharach, das verhältnismäßig von Kriegsplagen verſchont blieb, ſuchen mußte. Die allerſchmerzlichſte Heimſuchung brachte den Eltern aber der Ausbruch einer eingeſchleppten Kriegsſeuche, welcher der älteſte Sohn Martin zum Opfer fiel.

Selbſtverſtändlich mußte die Erziehung der überlebenden Kinder nicht wenig unter dieſen außerordentlichen Umſtänden leiden, beſonders was Regelmäßigkeit des Unterrichts betraf. Die Dorfſchule wurde von einem ganz tüchtigen Lehrer geleitet, wurde aber oft unterbrochen. Die Eltern taten ihr möglichſtes im Aushelfen, worin ſie durch den genannten Onkel Julius eifrig unterſtützt wurden. Meinem Großvater Friedrich waren dieſe Verhältniſſe am meiſten hinderlich. Die eingetretene Mittelloſigkeit der Familie ſowie die Zerrüttung des Schulweſens in jener Zeit im Heimatlande verhinderten ſeine regelmäßige Ausbildung. Er fing dagegen aber ſchon im früheſten Jünglingsalter an, auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſein Brot zu verdienen. Jedoch verſchaffte ihm die Freigebigkeit eines anderen Bruders ſeiner Mutter, Peter Engelmann, der überhaupt eine Art guter Engel für die ganze Familie geweſen zu ſein ſcheint, die Gelegenheit zum mehrjährigen Beſuche des Gymnaſiums von Idſtein in Naſſau. Seine Ausbildung blieb jedoch hinter derjenigen der jüngeren Brüder Theodor und Jakob weit zurück, welchen derſelbe Onkel den Weg zu einer vollen wiſſenſchaftlichen Erziehung auf Gymnaſien und Univerſitäten

[illegible] Notariate [illegible] in Kirchheim-[illegible] Städtchen. [illegible] des Onkels [illegible] Domänen-[illegible] hatte.

[illegible] Schilderung von ihm, [illegible] „Er war von äußerst solidem [illegible] und gewissenhaft in allen [illegible] Es wäre [illegible] einer Jüngling seines Alters von [illegible] Sitten zu finden, trotz der [illegible] in der er aufgewachsen war. [illegible] Mann, hochgewachsen, schlank, [illegible] Haaren und dunkeln, feurigen Augen und [illegible] genannt. Er hatte ein sehr gesundes, [illegible] und einen ausgezeichneten klaren Stil. Er besaß [illegible] für die damaligen Verhältnisse und hätte [illegible] eine bedeutende Laufbahn in der Staatsverwaltung ge-[illegible], wenn er etwas mehr Geschmeidigkeit und etwas feinere [illegible] besessen hätte."

Friedrich blieb in dem Verwaltungsdienste und muß keine gewöhnliche Leistungsfähigkeit in demselben gezeigt haben. Denn schon kurz nach erfolgter Volljährigkeit, im Juni 1806, erhielt er eine selbständige Stellung als Rentmeister oder Steuereinnehmer mit dem allerdings mäßigen Gehalte von 12—1500 Francs.

Damit war ihm eine regelmäßige Laufbahn im Staatsdienste eröffnet, und er fühlte sich berechtigt, ernstlich an die Gründung eines eigenen Herdes zu denken. Er hatte schon vor einiger Zeit die Bekanntschaft von Charlotte Henrich, der Tochter einer befreundeten Familie, gemacht und eine starke Neigung für sie gefaßt, die sie bald bemerkte und erwiderte. Mit Rücksicht auf sein Alter und seine Mittellosigkeit vermied er jedoch eine förmliche Erklärung seiner Liebe, bis seine Lebensaussichten eine festere Gestaltung angenommen hätten. Hierin entsprach er auch ihren Wünschen, da sie vor einem Verlöbnis ohne Wissen und Zustim-

mung ihres Vaters zurückſchreckte und befürchtete, dieſe angeſichts der Verhältniſſe Fritzens nicht zu erhalten. Ihr Vater war ein reicher Mann und Gründer und Inhaber der Bankfirma Grohé-Henrich in Neuſtadt an der Haardt, die ſich heute noch in den Händen von direkten Nachkommen befindet und proſperiert. Er war ein nüchterner, berechnender Geſchäftsmann, dem vorausſichtlich ein blutjunger, vermögensloſer, wenn auch ſonſt befriedigender Schwiegerſohn nicht erwünſcht war. Nach Fritzens Ernennung verſtändigten ſich die Liebenden, daß er eine förmliche Bewerbung bei dem Vater wagen ſollte, aber ſie ſahen der Wirkung dieſes Schrittes mit bangem Herzen entgegen. Faſt wider ihre Erwartung gab der Vater ſeine Zuſtimmung.

Charlotte war der Familie Fritzens wohlbekannt, und ſeine Wahl hatte im voraus ihre volle Zuſtimmung. Seine Mutter, von vornherein im Geheimnis der Liebenden, machte ſich aber ein Gewiſſen daraus, keinen Einfluß auf die endliche Entſcheidung auszuüben, gerade weil ſie wußte, daß Lotte eine reiche Erbin war. Ihr wärmſter Herzenswunſch war aber, ſie zur Tochter zu haben. Sie befürchtete, daß der Sohn zurücktreten würde, falls er wüßte, welche Vermögensausſichten ſeine Erwählte hatte. In Briefen von ihr nach Bacharach ſagt ſie: „Lotte iſt, das wiſſen wir alle, ein herrliches Mädchen — zeige mir einmal eine, die ihr gleiche! Fritze ſchätzt ſie unendlich hoch, ich möchte ſagen, er verehrt ſie mit Andacht, wie eine Heilige. So ſprach er mit mir von ihr, als ich in Neuſtadt war. Seine hohe Achtung für ſie müſſe ſich notwendig immer vermehren, wenn er ſie mit anderen, mit allen Frauenzimmern aus dem Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft vergleiche. Daß ſeine Briefe an ſie wenig Feuer verrieten, erklärte ich mir immer aus dieſer Ehrfurcht. Überhaupt war ſein Gefühl nie heftig, aber deſto tiefer und inniger und unzerſtörbarer.“ ..... „Lottchen ſollte unſer ſein. Ich bin eiferſüchtig auf ihr liebes, vortreffliches Herz.“ ..... „Ich befürchte, der Gedanke, von dem Gelde ſeines Weibes zu leben, könne Fritzens Gefühl ändern. Ich habe mich gehütet, ihm zu ſagen, wie ſie ſo reich iſt. Er glaubt ihren Vater bloß als einen wohlhabenden Mann.“ ..... „Lottchen wird keine heftige Leidenſchaft einflößen, die Sinnlich-

keit nicht in Aufregung bringen, aber die Liebe, die ſie einflößt, wird deſto dauernder ſein, weil ſie ſich auf wahre und dauernde Vorzüge gründet." ..... „Lotte als Mutter lieben zu dürfen, wäre das nicht Roman? Und doch, könnte ich mit einem Worte ihren Entſchluß beſtimmen, würde ich es nicht tun."

Um auch einen unparteiiſchen Beobachter zu zitieren, ſo ſagt Theodor Hilgard in ſeinen „Denkwürdigkeiten": „Charlotte war einige Jahre älter als ihr Gatte und nicht hübſch, aber von ſehr ſanftem, liebenswürdigen Charakter und zugleich ſo verſtändig und häuslich, daß ſie raſch der Liebling der ganzen Familie wurde, und daß mein Bruder allgemein beneidet wurde."

Charlotte bekam eine ſo reiche Mitgift, daß das junge Paar aller Nahrungsſorgen enthoben war. Soweit waren alle Bedingungen zu einem ungetrübten ehelichen Glücke gegeben. Auch wurde die Ehe allgemein als eine muſtergültige betrachtet. Aber infolge von Charakteränderungen, wie ſie die Ehe ja oft entwickelt, ſcheinen doch nach und nach Mißtöne in derſelben entſtanden zu ſein. Theodor Hilgard gibt dieſelben ſehr deutlich an. Es iſt aber immerhin möglich, daß er nicht ganz genau iſt und ſich in ſeinem Urteile durch die ihm eigenen verſteiften Meinungen über die geziemende Unterwürfigkeit der Frau dem Manne gegenüber beeinfluſſen ließ. Er äußerte ſich wie folgt: „Zwei Vorzüge meiner guten Schwägerin — praktiſcher Sinn und Ordnungsliebe — gingen etwas zu weit und wurden dadurch zu Fehlern. Die erſte der genannten Eigenſchaften, verbunden mit dem Umſtande, daß ſie einige Jahre älter war als ihr Mann, hatte zur Folge, daß ſie etwas zu entſchieden leitete. Es war kein Pantoffelregiment, aber die liebevolle Unterordnung der Frau unter den Mann fehlte. Sie ſchmiegte ſich nicht an ihn an, ſie ſtand ihm gegenüber. Auch das Gefühl der Dankbarkeit von ſeiten der Frau — dieſes köſtliche Element im ehelichen Verhältniſſe — mangelte, denn ſie war von Haus aus reich. Sie liebte und ehrte ihren Mann herzlich, aber ſie dachte nicht daran, ihm jene kleinen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, die dem Manne — beſonders wenn er von morgens bis abends mit dürren Amtsgeſchäften überladen iſt — ſo wohltuend und ſo nötig ſind und die das eheliche Glück nähren und auf-

friſchen. Ihre übertriebene Ordnungsliebe aber, die Frucht alter Gewohnheiten von ihrem Vaterhauſe her, machte ſie förmlich unglücklich. In einem Hauſe, wo wilde Kinder ſich herumtummeln, läßt ſich dieſe Neigung nicht durchführen. So brachte jeder Tag ihr hundert kleine Verſtimmungen, und man hörte aus ihrem Munde faſt nichts als Zurechtweiſungen und Klagen über dieſe oder jene Anordnung. Es fehlte ihr durchaus nicht an einem lebhaften Sinn für das Schöne in der Natur, ſowie in der Kunſt und Literatur; allein die Kleinlichkeit, womit ſie ihr Hausweſen führte, hinderte ſie völlig, dieſem Sinne Genüge zu leiſten. So wurde ihr an ſich ſo ſanftes und verſtändiges Weſen nach und nach äußerſt reizbar, und dies trug nicht wenig zur Abkürzung ihres Lebens bei. Mein Bruder ſeinerſeits, von Natur etwas trocken und wenig mitteilſam, auch ſtets durch ernſte Geſchäfte in Anſpruch genommen, fühlte dies alles gar wohl, aber er war nicht imſtande es zu ändern, hatte auch nicht die Zeit zu einem ſolchen Verſuche, ſelbſt wenn es ihm nicht an der Gabe gefehlt hätte, ihn glücklich durchzuführen."

Der Ausdruck, „er hatte nicht die Zeit zu einem ſolchen Verſuche", mit den anderen vorſtehenden Andeutungen über meinen Großvater ſowie meine eigenen Erinnerungen an ſeine Eigentümlichkeiten machen es klar, daß an der Verſtimmung der Ehe auch der Gatte einen Teil der Schuld trug. Er war überhaupt eine kalte, trockene, förmliche Natur, die über einen gewiſſen Grad von Gefühlswärme nicht hinaus konnte, und geradezu unfähig jener echten, dauernden, heißen Liebe, die in der Ehe durch freudige Selbſtopfer vermittelt und ausgleicht. Auch konnte die übertriebene Ordnungsſucht der Gattin kaum eine Quelle von Diſſonanzen dem Gatten gegenüber ſein. Denn er ſelbſt war ſein ganzes Leben hindurch ein wahrer Ordnungsfanatiker und konnte nicht die geringſte Störung ſeiner peinlichen Methodik in dieſer Richtung vertragen.

Das Ehepaar fing ſeinen Hausſtand in Wadern an und wurde ſchon nach einem Jahre, am 19. Oktober 1807, durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der Guſtav Leonhard genannt und mein Vater wurde. In den folgenden neun Jahren kamen noch vier

andere Söhne dazu mit den Namen Theodor, Friedrich, Eduard und Otto. Sie waren alle geſunde, friſche, lebhafte Jungen. Die Familie blieb mehrere Jahre in Wadern und ſiedelte dann zuerſt nach Oſthofen und ſpäter, im Jahre 1814, nach Worms über, wo mein Großvater, im Alter von noch nicht dreißig Jahren, die angeſehene, verantwortliche und einträgliche Stelle eines Domänendirektors erhielt. Ein Beweis ſeiner Tüchtigkeit als Beamter liegt in dem Umſtande, daß er nach dem Zuſammenbruche der franzöſiſchen Herrſchaft unter der nachfolgenden öſterreichiſch-bayeriſchen Verwaltung im Amt verblieb. Nach der unglücklichen, endlichen Verteilung des linksrheiniſchen Landes unter ſechs verſchiedene Potentaten durch den Wiener Kongreß trat er definitiv in bayeriſchen Dienſt und wurde Regierungsrat in Speyer, wohin er natürlich mit ſeiner Familie verzog. Die alte Reichsſtadt ſollte lange Jahre ſein Wohnort bleiben.

Inzwiſchen waren meine beiden Urgroßväter aus dem Leben geſchieden. Der Bacharacher ſtarb, 73 Jahre alt, im Jahre 1802. Eine bösartige Seuche, die von den Trümmern des bei Leipzig geſchlagenen Heeres Napoleons bei ihrem Rückzuge in die Rheingegenden eingeſchleppt wurde, raffte Jakob im Dezember 1813 in Marnheim hin. Die letzten zehn Jahre ſeines Lebens floſſen ganz anders für ihn dahin als die vorausgegangene Schreckenszeit. Er wurde nicht wieder in dem Beſitze ſeines Amtes geſtört und verbrachte ſeine Tage in ungeſtörtem Frieden und im Genuſſe eines beſcheidenen, aber ausreichenden Einkommens, das ihm ſogar die Ausübung der gewohnten Tugend der Gaſtfreundſchaft geſtattete. Kinder, Verwandte und Freunde beſuchten regelmäßig das gaſtliche Pfarrhaus, in dem alle Beſucher herzlichſte Aufnahme, ſtete Heiterkeit und einfachen Sinn neben bedeutender Bildung fanden. Meine Urgroßmutter überlebte ihn 32 Jahre. Nachdem ihr Sohn Friedrich ſich in Speyer niedergelaſſen und ein geräumiges Haus erworben hatte, zog ſie mit ihren Töchtern Julie und Marie auf ſeine dringende Einladung zu ihm und erfreute ſich bis zu ihrem Lebensende ſeiner treuen Obhut.

Die großväterliche Familie befand ſich nun in einem ſicheren Lebenshafen und hatte allen Grund, der Zukunft heiter und ver-

trauensvoll entgegenzuſehen. Zu den fünf Söhnen war noch eine Tochter, Julie, gekommen. Aber in kurzer Friſt ſollte die Familie die herbſte Prüfung erleiden, die über einen Familienkreis hereinbrechen kann. Ein Bruſtleiden hatte ſich allmählich bei meiner Großmutter gebildet. Es entwickelte ſich raſch zu einer Zehrkrankheit, der ſie ſchon im Jahre 1818 erlag. So fand ſich der Gatte im 34. Lebensjahre verlaſſen mit ſechs Kindern, wovon das älteſte noch nicht zehn war. Sein Schmerz wurde durch den bald nachher erfolgten Tod des einzigen Töchterchens verdoppelt. Ein großer Troſt war es unter den Umſtänden, daß ihm in dieſer ſchweren Zeit der liebende Beiſtand der Mutter und Schweſtern geſichert war.

In Speyer boten die Volksſchule und ein neuorganiſiertes Gymnaſium nicht gerade die beſte, aber immerhin genügende Gelegenheit für die Erziehung der fünf Söhne. Die Brüder waren verſchieden begabt. Wie ſeine Laufbahn bewies und wie mir ſelbſt noch von einigen ſeiner Lehrer und Schulgenoſſen beſtätigt wurde, beſaß mein Vater das meiſte Talent. Leider iſt mir nicht das geringſte über ſeine Schulerlebniſſe bekannt. Ich weiß nur, daß er ein hübſcher, kräftig gebauter Knabe und Jüngling war, von Geſundheit ſtrotzend und dabei von etwas heißblütigem Temperamente, das ihn öfters in Händel mit Kameraden verwickelte. Sein größter körperlicher Vorzug war ſein herrliches, tiefblaues Auge, deſſen Schönheit ſein ganzes Leben hindurch ungetrübt blieb und das zu ſeinem krauſen, dunkelbraunen Haare einen auffallenden, aber anziehenden Gegenſatz bildete. Seine Brüder räumten ihm willig, nicht nur als älterem, ſondern auch mit Rückſicht auf ſeine anderen körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften den Vorrang ein. Er war nicht nur ihr Leiter, ſondern auch ihr Schirmer bei Reibereien mit anderen Jungen, wie ſie ja auf der Schule nicht ausbleiben. Überhaupt hingen die Brüder nicht nur in der Jugendzeit, ſondern ihr ganzes Leben in großer Liebe und Treue aneinander.

Die fünf Brüder kamen von der Volksſchule in das Gymnaſium und machten den regelmäßigen, achtjährigen Kurſus durch. Mein Vater und ſein nächſtälteſter Bruder Theodor waren in derſelben

Klaſſe. Er war regelmäßig unter den Erſten in allen Klaſſen und abſolvierte das Gymnaſium mit der erſten Note im Alter von nur 18 Jahren. Im Herbſte 1825 bezogen die beiden Brüder die Univerſität, entſchloſſen, ſich der Jurisprudenz zu widmen. Sie gingen zuerſt nach München, wo ſie die gewöhnlichen, ſogenannten philoſophiſchen Kollegien hörten, und verbrachten die nächſten drei Jahre teils in Heidelberg, teils in Würzburg.

Als verhältnismäßig junger Mann — infolge des Todes ſeiner Mutter war ihm bei ſeiner Volljährigkeit der Antritt ſeines Teils des von ihr in die Ehe gebrachten Vermögens geſichert — konnte mein Vater das Leben während der Univerſitätszeit genießen, und er tat es auch. Er war ein flotter Student, gehörte einem Korps an und machte mit, was dies eben mit ſich brachte, einſchließlich nicht weniger Duelle, aus denen er aber ohne die gewöhnlichen, ſichtbaren Gedenkzeichen hervorging. Er hielt ſich ein Reitpferd, immerhin auf Univerſitäten etwas Ungewöhnliches, und, wie geſagt, ließ ſich überhaupt nichts abgehen. Auch ſcheint er anderen gegenüber freigebig geweſen zu ſein. Es ſind mir wenigſtens Beiſpiele von armen Studiengenoſſen, die er regelmäßig unterſtützte, bekannt. Auch war er unter ſeinen Kameraden recht beliebt, und er hielt an nicht wenigen der damals geſchloſſenen Freundſchaften bis an ſein Lebensende feſt. Aber trotz allen Zerſtreuungen, die ihm das akademiſche Leben brachte, ſcheint er doch noch die nötige Zeit auf ernſthaftes Studium verwendet zu haben. Wenigſtens beſtand er ein glänzendes Abgangsexamen, das er am 28. April 1828 machte. Da es ſeine Abſicht war, ſeine juriſtiſche Laufbahn in ſeiner Heimat zu beginnen, wo das franzöſiſche Recht noch herrſchte, ſo entſchloß er ſich, dem beſonderen Studium desſelben noch ein Jahr in Frankreich zu widmen. Er ging zu dieſem Zwecke nach Paris, wohin ſein Bruder Theodor ihn begleitete. Er beſuchte regelmäßig die Vorleſungen an der Rechtsſchule des Collège de France und erwarb ſich eine große Geläufigkeit im Franzöſiſchen, die er ſtets behielt. Leider iſt mir nichts Weiteres über ſeine Erlebniſſe in Paris bekannt.

Nach Ablauf des Jahres kehrte er nach ſeiner Heimatprovinz zurück und begann bald darauf an den Gerichtshöfen in Zwei-

brücken den gewöhnlichen, vorbereitenden Dienſt, den Aſpiranten auf Staatsanſtellung zu machen hatten. Er ſcheint ſich dabei nicht überarbeitet zu haben, ſondern fand hinreichende Zeit zum Genuſſe des Lebens, das in der kleinen Stadt anregend genug war, da in derſelben noch etwas von der Geſellſchaft des früheren herzoglichen Hofes übrig geblieben war und die beiden dortigen Gerichtshöfe eine Anzahl ganz bedeutender Männer in ſich ſchloſſen.

Seit dem Jahre 1817 lebte in Speyer eine Familie Pfeiffer, beſtehend aus den Eltern und zwei Töchtern, Anne Marie und Katherine Antonia Eliſabeth genannt, von denen die jüngere meine Mutter zu werden beſtimmt war. Der Vater, Franz Moritz Joſeph Pfeiffer, war von pfälziſcher Abſtammung. Sein Vater, Johann Michael Pfeiffer, war ſein Leben lang in kurpfälziſchen Dienſten geweſen, zuerſt in Heidelberg und dann viele Jahre als Inſpektor oder Verwalter der noch heute betriebenen Saline Philippshall zu Dürkheim an der Haardt. Seine Mutter war eine geborene Marie Madeleine König. Mein Großvater, Franz, war als der zweitälteſte von vier Brüdern am 9. Oktober 1772 in Heidelberg geboren und erhielt eine gewöhnliche Schulbildung. Durch die Verſetzung ſeines Vaters nach Dürkheim ging dem Sohne die Wohltat einer höheren Erziehung verloren. Nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution wurden, wie bekannt, in Deutſchland mit Zuſtimmung der Landesherren aus franzöſiſchen Flüchtlingen und angeworbenen Deutſchen eine Anzahl Regimenter für den „König von Frankreich“ organiſiert und unter das Kommando des Prinzen Condé geſtellt, um bei den Einfällen in Frankreich durch die Verbündeten mitzuwirken. In der Pfalz wurde ein Regiment rekrutiert, als deſſen Obriſt der Fürſt de Rohan beſtimmt war, nach dem es auch benannt wurde. Wie viele andere Söhne pfälziſcher Beamten trat mein Großvater mit ſeinem jüngeren Bruder Heinrich als Kadett am 16. September 1790 in ſeinem 18. Jahre in das Regiment ein. Bereits anderthalb Jahre darauf wurden die Brüder als Unterleutnants in das ebenfalls in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Regiment des Fürſten Hohenlohe-Waldenberg-Bartenſtein verſetzt. Am 11. September 1793 in der Schlacht von Bodenthal erhielt Franz, mein Großvater, eine

Kugel ins rechte Bein und hatte außerdem den großen Schmerz, ſeinen kaum 17jährigen Bruder an ſeiner Seite fallen zu ſehen. Kaum geheilt, erhielt er am 2. Dezember desſelben Jahres im Treffen von Borſtheim eine Schußwunde in der linken Schulter. Am 2. September 1794 wurde er Oberleutnant. Am 30. September 1796 wurde er in dem Treffen von Schaffenried ſo ſchwer am linken Knie verletzt, daß er beinahe ein Krüppel geworden wäre. Am 2. Dezember 1799 wurde er Kapitän in demſelben Regimente. Er diente weiter bis zum März 1801, wo die Condéſche Armee aufgelöſt und die Regimenter derſelben verabſchiedet wurden, da die engliſche Regierung ſich weigerte, die bisher gezahlten Subſidien für den Sold derſelben weiter zu ſtellen.

Während der erſten acht Jahre ſeiner Dienſtzeit focht die Condéſche Armee gegen die republikaniſchen Armeen in den verſchiedenen Feldzügen der Alliierten. Im Winter 1798 wurde ſie aber nach der galiziſch-ruſſiſchen Grenze kommandiert. Unter den Papieren meines Großvaters fand ſich eine an ſeinen Vater geſchriebene, ſehr intereſſante Schilderung des Eilmarſches von Waldſee in Baden durch Bayern und Öſterreich nach Wolhynien. Daß er ein tapferer, in jeder Beziehung tüchtiger Soldat war, beweiſen die von dem Prinzen Condé und ſeinen Regimentskameraden unterzeichneten, ſehr rühmlichen Zeugniſſe. Nach der Reſtauration der Bourbonen erhielt er durch königliche Ordonnanz vom 25. Dezember 1815 für ſeine Tapferkeit den St. Louis Orden, mit dem der Adel und eine Penſion verbunden war. Er wurde im Juli 1816 in Heidelberg durch den franzöſiſchen Feldmarſchall Vicomte de Ganville vermittelſt Gelübde und Ritterſchlag feierlich in den Orden aufgenommen.

Nach ſeiner Verabſchiedung kehrte mein Großvater in ſeine Heimat zurück und hatte noch das Glück, ſeinen kurz darauf ſterbenden Vater, an dem er mit außerordentlicher Liebe hing, wiederzuſehen. Die Pfalz war inzwiſchen franzöſiſches Gebiet geworden. Sein Vater und älteſter Bruder waren anfangs der neunziger Jahre als Geiſeln nach Frankreich geſchleppt und dort vier Jahre feſtgehalten worden, aber ſchließlich hatte man dem erſteren doch ſeine Stelle an der Spitze der Verwaltung der

Salzwerke zurückgegeben. Um diese Stelle bewarb sich nun mein Großvater und erhielt sie auch im April 1803. Er kam dadurch in den Dienst Napoleons, was ihm, dem ehemaligen Offizier der Bourbonen, gerade nicht angenehm war. Nach drei Jahren wurde er in derselben Eigenschaft an die Saline von Montiers in Savoyen und von da nach sechs Monaten nach Basel in der Schweiz versetzt. Dann bekleidete er verschiedene Posten im Zolldienste in den Departements der Saar und des Niederrheins, bis das linke Rheinufer infolge der Ereignisse von 1814 und 1815 wieder deutsch wurde. Nach zweijähriger, unfreiwilliger Ruhe trat er in bayerische Dienste und wurde 1817 mit der Hauptverwaltung des Salzmonopols der Regierung in Speyer betraut, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.

Am 24. Februar 1809, in seinem 36. Lebensjahre, hatte er sich in Dürkheim mit der 20jährigen Marie Anna, Tochter des Landwirtes Heinrich Berchtold und Katherine, geborene Koch, verheiratet und seine junge Frau nach Saar-Union geführt, einem kleinen Städtchen zwischen Saargemünd und Pfalzburg, wo er damals stationiert war. Dort wurden dem Ehepaare die beiden Töchter geboren, die ältere am 11. Dezember 1809, die jüngere am 30. April 1811.

Dem Großvater sah man es noch als Greis an, daß er als Jüngling und Mann ein Bild männlicher Schönheit und Kraft gewesen sein mußte. Er maß volle sechs Fuß und hatte eine äußerst stattliche Haltung, der es trotz ihres unverkennbaren soldatischen Charakters nicht an einer gewissen Grazie fehlte. Seine Gesichtszüge waren edel und fein geformt. Er hatte eine hohe Stirn, eine leicht gebogene, römische Nase, einen ausdrucksvollen Mund und glänzende, blaue Augen. Er war sehr geistesfrisch und trotz seiner beschränkten Erziehung sehr gut unterrichtet und besaß ein aufgeklärtes, umfassendes Urteil über Menschen und Dinge. Eine unerschöpfliche Gutmütigkeit war seine Haupteigenschaft. Er konnte ein wahrer „Ritter ohne Furcht und Tadel" genannt werden und wurde sein ganzes Leben hindurch als Ehrenmann geachtet.

Seine Lebensgefährtin besaß ebenfalls körperliche Vorzüge, die selbst in ihrem hohen Alter noch deutlich zu erkennen waren.

Sie war mittelgroß, mit prächtigem, glänzend ſchwarzem Haare und feurigen ſchwarzen Augen, die ihrem feinen, ovalen, blühenden Geſichte einen äußerſt lebhaften Ausdruck verliehen. Ihr Mund war etwas groß, aber mit wohlgebildeten, glänzenden Zähnen beſetzt und deutete ihren energiſchen Charakter an. Sie war eine offene, gerade Natur, die ſtets ohne Zögern ihrer Überzeugung Ausdruck gab, und war wegen ihres Freimutes ſtadtbekannt. Sie beſchäftigte ſich eifrig mit den Vorgängen in der Welt und erging ſich gern mit verſtändigen Männern in Erörterungen derſelben. Wie ihr Mann, beſaß ſie aufgeklärte Anſichten. Wiewohl gute Katholikin, war doch z. B. der Schwindel, der in den vierziger Jahren mit dem „heiligen Rocke“ in Trier getrieben wurde, ihr in der Seele zuwider, und ſie nahm keinen Anſtand, dies in unverblümter Weiſe dem katholiſchen Biſchof von Speyer und anderen Geiſtlichen gegenüber, die in ihrem Hauſe regelmäßig verkehrten (unter dieſen befand ſich der ſpätere Erzbiſchof von Köln, Kardinal von Geißel, der Sohn eines armen pfälziſchen Ackerbauers), auszuſprechen. Sie beſaß übrigens ein nervöſes, leicht reizbares Temperament, das ſich mit zunehmendem Alter leider ſteigerte. Beſonders kleine Ärgerniſſe konnte ſie nicht ertragen, und Haushaltungsſorgen brachten ſie nur zu oft aus dem Gleichgewichte.

Die beiden Töchter hatten von den Eltern körperliche Vorzüge geerbt. Die ältere, „Nannchen“ oder Anna, wie ihr Taufname war, hatte die Größe der Mutter und die edle Geſtalt ſowie die Züge ihres Vaters, bei dunkelbraunem Haar und eben ſolchen Augen. Sie war geſcheit und dabei die Gutmütigkeit und Selbſtloſigkeit ſelbſt. Die jüngere, „Liſette“ genannt, hatte bei einer kleineren, niedlichen Figur die lieblichſten Züge, einen zierlichen Kopf mit herrlichem, blondem Haarwuchs, lachende blaue Augen, einen feinen kleinen Mund, wohlgeformte Naſe, kleine Hände und Füße. Beide Schweſtern ſollen nach vollerblühter Jugend ſo friſch wie Roſen ausgeſehen haben. Liſette war aufgeweckt wie ihre Mutter, und ihr ganzes Weſen atmete Anmut. Sie ſoll von geradezu hinreißender, naiver Liebenswürdigkeit und voll von überſprudelnder Lebensluſt geweſen ſein. Die Erziehung

der Schweſtern war weder gründlich noch umfaſſend, ſondern gab ihnen nur das geringe Maß von Kenntniſſen, das in jener Zeit eben die ſogenannten höheren Töchterſchulen in kleinen deutſchen Städten boten. Beide hatten muſikaliſches Talent und ſehr ſchöne Stimmen, die ältere Alt, die jüngere Sopran.

Mein Vater und ſeine ſpätere Lebensgefährtin kannten ſich ſchon von Kindheit an, da ſich die beiden Familien in denſelben geſellſchaftlichen Kreiſen bewegten. Beim Tanzunterricht lernten ſie ſich näher kennen. Bereits als Gymnaſiaſt widmete er ihr beſondere Aufmerkſamkeit, und als Univerſitätsſtudent wurde er ihr erklärter Anbeter. Er ward viel von Eiferſucht geplagt und ſchlug ſich ihrethalben in einem Duelle mit einem Nebenbuhler, den ich 35 Jahre ſpäter in München als bayeriſchen General kennen lernte.

Bei ſeinen Ausſichten auf unabhängige Vermögensverhältniſſe nach Eintritt ſeiner Volljährigkeit ſcheint ihm bei ſeinem Liebeswerben nicht die Zurückhaltung auferlegt geweſen zu ſein, welche die Sitte in ſo jungen Jahren beſonders in Deutſchland gewöhnlich gebietet. Der „Bund der Herzen“ ſcheint ſchon vor ſeinem Abgang von der Univerſität, aber jedenfalls vor ſeinem Aufenthalt in Paris geſchloſſen worden zu ſein. Die Eltern beider kannten die Neigung ihrer Kinder, obgleich ſie wohl nicht um förmliche Billigung derſelben durch Verlobung angegangen wurden oder ſein wollten. Am 22. Januar 1830, alſo in ſeinem 22. Lebensjahre, tat der Liebende indeſſen von Zweibrücken aus den entſcheidenden Schritt, indem er ſich bei den Eltern ſchriftlich um die Hand der Tochter bewarb. Der auf einem großen Bogen geſchriebene Werbebrief iſt ein merkwürdiges Dokument. Auf der Hälfte der erſten Seite drückt der Bewerber ſeinen Herzenswunſch aus. Auf drei weiteren Seiten führt er dann ſeine Anſichten über eine Bedingung aus, ohne deren Erfüllung nach ſeiner feſten Überzeugung eine glückliche Ehe in ihrem Falle nicht erwartet werden könnte.

Die Bedingung bezieht ſich auf die verſchiedene Religion der Liebenden. Er verſucht einen förmlichen Beweis dafür zu führen, daß der innere Frieden nicht in einer religiös-gemiſchten Ehe herrſchen kann, wenn die Kinder nicht die Religion des Vaters, alſo in ſeinem Falle den Proteſtantismus, bekannten. Als Ab-

kömmling proteſtantiſcher Pfarrer ſcheint er eine Art Gewiſſenspflicht zu erfüllen. Er führt dies von verſchiedenen Geſichtspunkten aus, erklärt, daß auch der Wille ſeines Vaters in dieſer Hinſicht unerſchütterlich ſei, und ſchließt dann mit dem Satze: „Feſt überzeugt von der Wichtigkeit und Wahrheit der angeführten Gründe und Ihre Güte und Nachſicht gegen mich kennend, zweifle ich nicht — und wie ſchrecklich wäre jeder Zweifel! —, daß Sie mich mit der Hand Ihrer geliebten Tochter ſelbſt unter jener Bedingung beglücken werden.“ Aus dem ganzen Ton des Briefes erhellt deutlich, daß der Liebende aus innerſter Überzeugung unter der Eingebung ſeines Gewiſſens wie auch wohl unter dem väterlichen Einfluſſe ſchrieb. Es war bei dem Enkel proteſtantiſcher Geiſtlicher, dem Sohne einer feſt am Glauben der Väter haltenden Familie wohl kaum anders zu erwarten. Die Wärme und die Tiefe ſeines Gefühles für die Geliebte ſind offenbar, und doch ſcheint die Stimme des Gewiſſens über den Trieb der Liebe zu ſiegen. Denn der Sinn des Briefes iſt (trotzdem er ſogar ſchon an die „verehrten Schwiegereltern“ gerichtet iſt), wenn es auch nicht ausdrücklich geſagt iſt, der, daß es ohne das geforderte Zugeſtändnis nicht zu einer ehelichen Verbindung kommen kann.

Der Schwiegervater in spe beantwortete den Werbebrief am 2. Februar. Sein Schreiben begann: „Sie geben mir durch das Begehren der Hand meiner Tochter den ſchönſten Beweis von Zutrauen, und ich ſage ihnen vor allem dafür meinen recht innigſten Dank.“ Dann wird es eine förmliche Denkſchrift, in der er in ruhiger und milder Form und mit viel Gewandtheit und Verſtändnis zunächſt die in dem Werbebrief aufgeſtellten Behauptungen über die Lehren der katholiſchen Kirche zu widerlegen verſucht. Die hauptſächlichſte derſelben war, daß bei einem proteſtantiſchen Vater und katholiſchen Kindern kein wahres elterliches Verhältnis beſtehen könne, da ja die katholiſche Kirche Andersgläubige als Ketzer und Verdammte erkläre. Dann tritt er in wirklich ingeniöſer und eindringlicher Weiſe für Gleichberechtigung der Ehegatten in der Art ein, daß die männlichen Kinder der Religion des Vaters, die weiblichen derjenigen der Mutter folgen ſollten. Eine längere Korreſpondenz entwickelte ſich hieraus, in der beide Teile auf ihrem

Standpunkte beharrten. Schließlich siegte aber doch die Liebe, und es kam zu einer Einigung durch die Annahme des vom Schwiegervater vorgeschlagenen Kompromisses, worauf die förmliche Verlobung im Sommer 1830 erfolgte.

Man hatte sich verständigt, daß die Verheiratung stattfinden sollte, sobald der Bräutigam eine erste Anstellung im Staatsdienste erhalten hätte. Diese erfolgte nun auch am 31. März 1833 als „funktionierender Staatsprokurator-Substitut" bei dem Bezirksgerichte in dem Städtchen Frankenthal. Als man aber darauf die vorgeschriebenen Schritte bezüglich der Vermählung bei den bürgerlichen und kirchlichen Obrigkeiten tat, stellte es sich heraus, daß die katholische Kirche sich absolut weigerte, die Einsegnung vorzunehmen, ohne daß die Eltern sich schriftlich verpflichteten, ihre Kinder beiderlei Geschlechts katholisch werden zu lassen. Gemischte Ehen waren früher von derselben Kirche auf das Zugeständnis der religiösen Erziehung der Kinder entsprechend dem Glaubensbekenntnisse der Eltern regelmäßig eingesegnet worden.

Die unerwartete Weigerung war die Folge einer in Rom eingetretenen reaktionären Strömung. Sie war eine peinliche Überraschung für das Brautpaar. Man gab sich vergeblich lange Mühe bei dem Bischofe, eine Änderung der kirchlichen Entschließung herbeizuführen. Selbst die persönliche Intervention bei dem Kirchenchef seitens des damaligen Regierungspräsidenten der Pfalz, Fürsten Wrede (eines Bruders des bekannten bayerischen Feldmarschalls), der die interessierten Familien wohl kannte, nutzte nichts. Der Fall erregte großes Aufsehen in der ganzen Pfalz und wurde sogar in der Presse lebhaft erörtert. Der Regierungspräsident referierte ihn schließlich an das Staatsministerium in München zur Entscheidung. Er hing lange dort, und es war ungewiß, wie sie ausfallen würde. Inzwischen standen die Brautleute wahre Qualen aus, die auch auf die Gesundheit der Braut einen ungünstigen Einfluß ausübten. Der Bräutigam machte den Schwiegereltern den Vorschlag, sich mit der obrigkeitlichen Verehelichung und protestantischen Einsegnung zu begnügen. Doch waren dieselben zu gläubige Katholiken, um darauf einzugehen. Da riß dem impulsiven Bräutigam endlich die Geduld, und am 26. Mai 1833

ſchrieb er einen Brief an ſeine Schwiegereltern in Speyer, in dem er ihnen vorſchlug, die Heirat nach ſeinem Wunſche zu vollziehen, anderenfalls er überhaupt zurücktreten wolle.

Es traf ſich, daß kurz nach dem Abgange dieſes Ultimatums die katholiſch-kirchlichen Behörden infolge einer Entſcheidung gegen ſie in München nachgaben und ſich zur Einſegnung der Ehe bereit erklärten. Die Antwort des Schwiegervaters war daher natürlich eine zuſtimmende. Da alle Vorbereitungen für dieſes Ereignis, einſchließlich der Ausſtattung der Braut und der Beſtellung der häuslichen Einrichtung, ſchon längſt gemacht waren, ſo wurde der 11. Juni als Hochzeitstag feſtgeſetzt. Am Tage zuvor wurde von dem Brautpaare ein notarieller Ehevertrag unterzeichnet. Derſelbe beſtimmte, daß zwiſchen den Ehegatten bloß eine auf reine Errungenſchaft beſchränkte Gütergemeinſchaft beſtehen ſolle. Das Einbringen des Bräutigams wurde auf 29000 Gulden, das der Braut auf den Wert ihrer Ausſteuer mit 2600 Gulden fixiert, worauf jeder Teil das ausſchließliche Eigentumsrecht behielt. Dagegen vermachten ſich die Ehegatten für den Fall ihres Ablebens bei lebender Nachkommenſchaft, der Ehegatte der Ehegattin ein Viertel ſeines Nachlaſſes zum vollen Eigentum und ein Viertel zur lebenslänglichen Nutznießung, die Ehegattin dem Ehegatten die Hälfte ihres Nachlaſſes zur lebenslänglichen Nutznießung. Für den Fall kinderloſen Ablebens vermachten ſich die Ehegatten wechſelſeitig ihren ganzen Nachlaß zur lebenslänglichen Nutznießung, und die Beſtimmung bezüglich der Schenkung eines Viertels des Nachlaſſes des Ehegatten blieb beſtehen. Die Vermählung des 26jährigen Bräutigams mit der 22jährigen Braut fand an dem genannten Tage ſtatt. Dem üblichen Feſtmahle, das in dem „Wittelsbacher Hofe" gegeben wurde, wohnten zahlreiche Verwandte und Freunde bei. Da der Bräutigam keinen Urlaub für eine Hochzeitsreiſe hatte erhalten können, ſo begaben ſich die Neuvermählten direkt in ihr neues Heim in Frankenthal, das aus einer beſcheidenen, erſt halb eingerichteten Mietswohnung zu ebener Erde in einem zweiſtöckigen Hauſe beſtand.

Zweites Kapitel.

Erste Lebensjahre.

Meine Eltern blieben in Frankenthal bis zum Februar 1834. Auf die erfolgte Ernennung meines Vaters zum Friedensrichter in Neustadt an der Haardt siedelten sie sofort dahin über. Am 5. Mai desselben Jahres wurde die Ehe durch die Geburt eines Töchterchens gesegnet, das die Namen Anna Dorothea Friedrike erhielt. Bereits 11 Monate später, nämlich am 10. April 1835, erblickte ich das Licht der Welt, und zwar in dem großväterlichen Hause (dasselbe steht heute noch dort am Königsplatz nächst dem obengenannten noch bestehenden Gasthofe zum „Wittelsbacher Hofe") in Speyer, wo die Mutter dem Ereignisse entgegensah, um der Pflege durch die Großmutter sicherer zu sein. Mein Erscheinen unter den Sterblichen ging leicht von statten und kostete ihr wenig Schmerzen. Oft mußte ich von ihr und den andern Zeugen hören, daß ich mich sofort als gewaltiger Schreihals erwies und rasch keinen geringen Appetit entwickelte. Leider konnte mich die Mutter nicht selbst nähren. Nicht ganz zwei Jahre nach meiner Geburt wurde mein Vater als wirklicher Staatsanwalts-Substitut nach Frankenthal zurückversetzt, wo am 27. Januar 1837 meine jüngere Schwester Emma Ottilie Friedrike geboren wurde. Der Kindersegen der Eltern blieb auf uns drei beschränkt. Der gesundheitliche Zustand der Mutter machte dies erwünscht, denn die drei Geburten in weniger als vier Jahren hatten einen nachteiligen Einfluß auf denselben ausgeübt, von welchem sie sich nie wieder ganz erholte.

Am 7. April 1839 wurde mein Vater als zweiter Staatsanwalt an das Appellationsgericht in Zweibrücken versetzt, wo er beinahe zwanzig Jahre zu bleiben und ich demgemäß meine Kinder-

jahre zu verbringen beſtimmt war. Wiewohl ich bei der Überſiedlung nur etwas über vier Jahre alt war, ſind mir doch alle Eindrücke aus jener Zeit vom Augenblicke des Einzuges in unſere Wohnung an friſch im Gedächtniſſe geblieben. Ich entſinne mich ſogar noch des Behagens, mit dem ich dem Ausladen des Möbelwagens vor dem Hauſe zuſah. Wir bezogen den Manſardenſtock eines an einem freien Platz gelegenen großen Gebäudes, das früher unter der Herrſchaft der Herzöge von Pfalzzweibrücken eine Amtswohnung bildete, inzwiſchen aber zum Kaſino oder Klubhaus für die „beſſeren" Stände geworden war. Außer den Leſe-, Spiel- und Reſtaurationszimmern enthielt es einen großen Saal, der für Konzerte und Bälle benutzt wurde. Die Zimmereinteilung der Wohnung ſteht mir heute noch klar vor den Augen, obgleich ich ſie über 45 Jahre nicht geſehen habe. Beſonders genau erinnerlich ſind mir verſchiedene Unfälle, die meiner älteren Schweſter und mir ſelbſt paſſierten. Wir purzelten öfter die Stufen der ſteilen Treppe von einem Stock in den andern hinab, aber jedesmal ohne größeren Schaden. Bei einer Gelegenheit kam meine Schweſter nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. In dem Hofe befand ſich ein nicht benutzter, unbedeckter Ziehbrunnen, der nahezu 30 Fuß tief war und mehrere Fuß ſtehendes Waſſer enthielt. Beim Spielen kamen wir an den Rand der oberen Einfaſſung und beſtiegen dieſelbe, wobei meine Schweſter das Gleichgewicht verlor und hineinſtürzte. Es dauerte eine Weile, bis mein Schreien gehört wurde, und ſie wäre unfehlbar inzwiſchen ertrunken, wenn ſie ſich nicht mit ihrem Kleidchen beim Herabfallen in einem gerade über dem Waſſer hervorſtehenden Haken gefangen hätte. Der herbeieilende Klubdiener brachte ſie unverſehrt herauf.

Die Wohnung war eng und unbehaglich, und ſo bezogen wir bereits im nächſten Jahre eine andere im erſten Stocke eines noch anſehnlicheren Gebäudes, das auch aus der herzoglichen Zeit herrührte und an demſelben freien Platze ſtand. Die neue Wohnung bildete eine lange Flucht ſehr großer Zimmer mit mehr Raum als die Familie benötigte. Die Hauptanziehung für uns Kinder war der große Hof mit zwei unbenutzten Baulichkeiten, die früher als Stallung, Wagenſchuppen und Dienerſchaftswohnung dienten,

zur Zeit aber nicht bewohnt und mit einer Menge von allerlei Gerümpel angefüllt waren. Sie waren wie geschaffen als Schauplatz für das Spiel der Kinderphantasie, und nichts gewährte uns größere Lust, als ihren aufgeschichteten, gemischten Inhalt immer wieder aufs neue durchzustöbern. Aber nicht nur zum Anreize meines romantischen, sondern auch meines praktischen Erwerbssinnes diente das Gerümpel. Meine Spielkameraden und ich entfernten mit großer Mühe von einigen dazu gehörigen halbfaulen Fässern die eisernen Reife und schleppten sie im Triumphe zu einem stadtbekannten jüdischen Trödler, Samson genannt, der sie uns für eine Kleinigkeit per Pfund abhandelte.

Außerdem fesselte noch ein anderes Bindemittel meine Altersgenossen an mich. Ich besaß ein viersitziges Wägelchen mit Geschirr zum Anspannen unserer beiden Jagdhunde. Die Unterweisung der Tiere in diesen ungewohnten Pflichten mit den darauf folgenden täglichen Spazierfahrten bildete lange eine Quelle der aufregendsten Unterhaltung.

Nur wenige Schritte von der Wohnung ergoß sich ein die Stadt durchströmender Bach. Im Winter übte er durch seine Eiskruste, im Sommer durch die Gelegenheit zum Waten bei niedrigem Wasserstande auf die gesamte Jugend der Nachbarschaft einen unwiderstehlichen Reiz aus. Es war mir zwar verboten, mich ohne Überwachung in denselben zu wagen, aber wenn ich andere Jungen im Sommer mit aufgerollten Beinkleidern vertrauensvoll in dem seichten Wasser plätschern und wandeln sah, konnte ich der Versuchung, desgleichen zu tun, nicht widerstehen. Bei diesen heimlichen Genüssen war ich stets von meinem unzertrennlichen Gesellschafter — Feldmann — einem klugen, treuen Tiere, der schon als Hündchen neben mir in der Wiege gelegen hatte, begleitet, dessen aquatische Kunststücke nicht wenig zu dem Vergnügen beitrugen.

Einige Male traf es sich, daß ich beim Spielen mit ihm der Länge nach in in den Bach stürzte, und mich darauf, heulend vor Schrecken und Angst, im Vorgefühl der drohenden Strafe, ans Ufer rettete. Bei sonnigem Wetter blieb ich nach solchen Unfällen stundenlang in der Hoffnung am Bache sitzen, daß das Trocknen

meiner Kleider den Beweis meines Ungehorſams verſchwinden laſſen würde. Aber ſtets wurde dieſe Erwartung getäuſcht, und die Buße mir nicht erſpart. Auch eines weiteren Durchnäſſens, aber in ganz anderer Weiſe, will ich hier gedenken. Ich ſpielte eines Nachmittags auf der Treppe vor der Haustür, als ſich plötzlich ein Sturzbad von oben über mich ergoß. Der Inhalt einer Kinderbadewanne war aus dem dritten Stocke entleert worden. Ableitungen aus Häuſern für ſchmutziges Waſſer waren damals noch unbekannte Dinge, und die Dienſtboten erſparten ſich allgemein das Treppenſteigen durch einfache Entleerungen aus den Fenſtern auf die Straße. Noch eines andern periodiſchen Waſſerſports, der ſtets einen Glanzpunkt für die Jugend der Nachbarſchaft bildet, muß ich erwähnen. Alle Frühjahre erſchien Wochen hindurch eine Schafherde nach der andern zur allgemeinen Waſchung in dem Bache und darauffolgender Schur. Bei dieſen beiden Prozeſſen mithelfen zu dürfen, war ein Vorrecht, um das wir Jungen uns ſtets eifrig bewarben.

In meinem ſechſten Jahre hatte ich die erſtere längere Krankheit zu beſtehen. Ich bekam die Maſern ſo heftig, daß ich wochenlang liegen mußte. Um mir durch Beſchäftigung die Zeit zu vertreiben, lehrte mich meine Mutter das Sticken auf Stramin. Ich bemeiſterte dieſe weibliche Kunſt ſehr bald und übte ſie mit Vorliebe noch lange nach meiner Wiederherſtellung. Ich brachte es ſo weit darin, daß ich für mich ſelbſt und für andere Pantoffel ſtickte. Ich ſetzte mich dadurch vielen Neckereien aus, ließ mich aber in dieſer vorübergehenden Liebhaberei nicht irremachen.

Meine mütterlichen Großeltern fühlten die zärtlichſte Liebe für ihre drei Enkelkinder. Sie beſtanden hartnäckig darauf, immer eines derſelben bei ſich zu haben, und wir wanderten daher regelmäßig auf kürzere oder längere Zeit nach Speyer. Die dort ſtets empfangene liebevolle Aufnahme — ſie war wohl zu zärtlich, um eine nur gute Wirkung auf uns auszuüben — machte uns das großelterliche Haus ebenſo lieb wie das elterliche, und wir betrachteten einen Beſuch dorthin immer als eine außerordentliche Vergünſtigung. Die Schweſter meiner Mutter, die Tante „Nannchen“ (Anna), wie wir ſie nannten, die von Liebe geradezu überfloß und

uns beſonders in ihre Obhut nahm, trug nicht wenig zu dieſem Gefühle bei. Nach meiner oben erwähnten Krankheit wurde ich zur Luftveränderung und Erholung in das großelterliche Haus gebracht und blieb beinahe ein ganzes Jahr dort. Während desſelben empfing ich auch meinen erſten Unterricht in der unterſten Klaſſe der Gemeindeſchule. Nach der Überlieferung in der Familie zeigte ich wenig Verſtändnis für die Vorteile der Erziehung und ſträubte mich ſo gegen den Schulbeſuch, daß der gute Großvater es für nötig hielt, meinen Widerwillen durch allerlei Beſtechungen zu bekämpfen, was er auch mit Erfolg tat. Aber trotzdem behielt ich, wie es mir noch ſehr deutlich vorſchwebt, eine beſondere Abneigung gegen jene Schule, und zwar aus Vorurteil gegen die ärmlich gekleideten und auch ſehr unreinlichen Kinder aus den unteren Volksklaſſen, die um mich herum ſaßen. Über dieſe ariſtokratiſche Empfindung kam ich nicht hinaus.

Mein Großvater hatte auch einen gewiſſen Ehrgeiz hinſichtlich ſeines Enkels. Als daher mit dem Ende des Schuljahres die üblichen Prüfungen und öffentlichen Preisverteilungen heranrückten, ſteckte er ſich hinter den Lehrer meiner Klaſſe, um mir einen Preis zu ſichern. Er erbot ſich ſogar, ſelbſt ein Buch als Preis für mich zu kaufen, falls dies anginge. Der Vorſchlag wurde natürlich abgelehnt. Um ſo größer war ſeine Freude, als er erfuhr, daß ich auf wahres Verdienſt hin eine Auszeichnung bekommen würde. Ich ſehe es noch heute, wie der liebe, alte Mann ſeinen in blauem Rock mit weißen Beinkleidern und Strohhut gekleideten Enkel zur Preisverteilung führte — er ſtolz, ich im voraus wegen der bevorſtehenden öffentlichen Schauſtellung äußerſt verlegen. Ich geriet ſogar aus reiner Verlegenheit ins Weinen, und er konnte mich nur mit größter Mühe beſchwichtigen. Aber ſchließlich gelang es mir doch, die für die Gelegenheit erlernten Verſe herzuſagen, vor die Lehrer hinzutreten und mit einer Verbeugung das Preisbuch entgegenzunehmen.

Noch bei einer anderen Feierlichkeit ſpielte ich in jener Zeit in Speyer eine Rolle. Es war damals und es iſt, ſoviel ich weiß, heute noch der Gebrauch bei Konfirmationen in der katholiſchen Kirche, daß die männlichen und weiblichen Konfirmanden bei der

Einſegnung von jüngeren Knaben und Mädchen, die brennende Kerzen tragen, geleitet werden. Ich wurde nun der Kerzenträger des einzigen Sohnes des Hausdieners meines Großvaters. Die Konfirmation fand in dem mächtigen, ehrwürdigen Kaiſerdome meiner Vaterſtadt ſtatt. Ich fühle noch heute das Bangen und den Schauer, mit dem ich neben meinem Konfirmanden in der langſam ſchreitenden Prozeſſion das Hauptſchiff entlang und die Treppen hinauf bis zum Hauptaltar wandelte. Die anweſende Menge, der Weihrauch, der Chorgeſang, die brauſenden Orgeltöne, die Zahl und Gewänderpracht der Geiſtlichkeit und das überſchwellende, mächtige Glockengeläute machten den tiefſten Eindruck auf mich. Wie eine Offenbarung der Macht und des Glanzes der himmliſchen Herrſchaft kam es über mich, und, wenn je eine Kinderſeele zu unbewußter Gläubigkeit geſtimmt war, ſo war es in jenem Augenblicke die meinige. Die Wirkung war auf mich eine ſo nachhaltige, daß ich in meinem jugendlichen Gemüte noch lange nachher den Wunſch empfand, katholiſch ſtatt proteſtantiſch zu ſein. Hierin wurde ich noch dadurch beſtärkt, daß mein Großvater mich regelmäßig jeden Sonntag in die hohe Meſſe mitnahm, und ſchließlich war es mir ſelbſt nicht mehr klar, ob ich eigentlich der einen oder der anderen Kirche angehörte.

Ich war allen Fremden gegenüber in jener Zeit ein ungemein ſcheues Kind. Das Haus meines Großvaters lag an einem mit Baumreihen bepflanzten und mit Sitzen verſehenen öffentlichen Platze, auf dem ſich täglich eine zahlreiche Kinderſchar ſtundenlang tummelte. Ich konnte aber nicht bewogen werden, mich ihren Spielen anzuſchließen. Ich hätte es ſo gerne getan, fühlte aber eine unüberwindliche Scheu vor den mir fremden Altersgenoſſen. Dieſe Neigung zur Abgeſchloſſenheit iſt ein ererbter Zug, der ſich beim Bacharacher Urgroßvater, bei meinem Großvater und Vater, ſowie bei anderen Verwandten findet. So ſah ich nur verſtohlen und wehmütigen Herzens auf die Glücklichen von der Gartenlaube herab und fühlte mich oft ſchwer gedrückt in meiner Alleinheit und Verlaſſenheit. Faſt nur an der Hand meines Großvaters wagte ich mich auf die Straße und war glücklich, daß ich ihn auf ſeinen täglichen Spaziergängen begleiten durfte. Er war durchaus nicht

gesprächig auf denselben und beschränkte sich meistens auf das Summen von Liedern. Aber doch war ich stolz, von dem ehrwürdigen Großvater mit den edlen Gesichtszügen, der stramm wie ein echter Soldat dahinschritt und immer Aufmerksamkeit erregte, geführt zu werden. Meine Schüchternheit verblieb mir durch das ganze Knabenalter. Doch, wie gesagt, ich fühlte sie nur Fremden gegenüber. Unter Bekannten fehlte es mir durchaus nicht an Zutraulichkeit und Lebhaftigkeit.

Im Herbste 1841 wurde ich von meiner Schwester Anna abgelöst und kehrte nach Zweibrücken zurück. Ihr Aufenthalt sollte nur einige Monate dauern. Aber nach Ablauf derselben baten die Großeltern so dringend, sie noch länger behalten zu dürfen, daß die Eltern willfahrten. Dies wiederholte sich mehrmals, und schließlich verbrachte Anna ihre Jugend bis zum 14. Jahre im großelterlichen Hause und besuchte das elterliche nur während der Schulferien um Ostern und Weihnachten. Die ältere Schwester stand mir demzufolge nie so nahe wie die jüngere.

Ich trat in die Zweibrücker Volksschule ein und besuchte dieselbe zwei Jahre lang. Der Persönlichkeiten meiner Lehrer erinnere ich mich zwar noch sehr deutlich, aber von meinen Schulerlebnissen sind mir nur sehr allgemeine Eindrücke geblieben. Im Lesen und Auswendiglernen sowie besonders im Rechnen zeichnete ich mich aus, aber im Schreiben leistete ich nur Schlechtes — eine Schwäche, die mir leider stets geblieben ist und sich das ganze Leben hindurch für mich als Hindernis erwiesen hat. Meine Aufführung muß auch befriedigend gewesen sein. Ich entsinne mich wenigstens nicht einer einzigen Strafe in den zwei Jahren. Ich empfing während derselben in der Schule den ersten sogenannten Religionsunterricht, und zwar natürlich von einem protestantischen Geistlichen. In jener Zeit waren überhaupt die Volksschulen noch in protestantische und katholische, wie auch den Geschlechtern nach, streng getrennt. Die Mehrzahl der Schüler gehörte den unteren Ständen, d. h. den Schichten der kleinen Geschäftsleute, Handwerker und gewöhnlichen Arbeiter an. Die Söhne von Beamten und der wenigen reicheren und gebildeten Bürgerfamilien bildeten eine schwache Minderzahl. Die Mehrzahl

zeigte den letzteren ſtets eine Art geſchloſſener Fronte und inſtinktiver Feindſchaft, von der wir nicht wenig zu leiden hatten. Sehr oft kam es zu Einzelkämpfen oder Maſſenbalgereien zwiſchen den beiden Parteien, und meine Eltern waren gewohnt, mich mit blutigem Kopfe und zerriſſenen Kleidern nach Hauſe kommen zu ſehen. Ich muß bei dieſen Streitigkeiten gelegentlich als Anführer aufgetreten ſein, ſo wurde mir wenigſtens in ſpäterer Zeit von damaligen Schulgenoſſen erzählt.

Ich war mit der gleichaltrigen Jugend in der „Neuen Vorſtadt" wohlbekannt und ſtand mit ihr auf dem beſten Fuße. Die meiſten der damals geſchloſſenen Freundſchaften erhielten ſich auch auf Lebenszeit. Ich war Spielen aller Art ſehr ergeben, und beſonders die in freier Luft feſſelten mich, ſo daß ich bei günſtigem Wetter gewöhnlich ſpäter als erlaubt auf der Straße blieb und geholt werden mußte. Im Sommer machten wir Kameraden an den freien Nachmittagen und Sonntagen öfters Ausflüge in die liebliche Umgebung der Stadt mit ihren Haupt- und Nebentälern und zerſtreuten Waldanlagen. In der kalten Jahreszeit boten der Regel nach tiefer und langliegender Schnee und ſchönes Eis auf den Bächen der Stadt und in der Nähe liegenden Teichen reichliche Gelegenheit zu Wintervergnügen. Ich war unermüdlich im Schneemännermachen und Schneeballenwerfen und Schlittſchuhlaufen, das ich ſehr früh erlernte. Auch häuslichen Spielen widmete ich viel Eifer. Nach den Mitteilungen der Eltern zeigte ich ſchon ſehr frühe die lebhafteſte Einbildungskraft, indem ich meinen Spielzeugen alle möglichen erdichteten Eigenſchaften beilegte und die verſchiedenſten Tätigkeiten Erwachſener nachzuahmen ſuchte.

Ritter- und Theaterſpiele waren längere Zeit meine ſtärkſte Liebhaberei. Das Leſen einiger Ritterromane, die zufällig in meine Hände geraten waren, hatte ſie veranlaßt. Wochenlang widmete ich jeden freien Augenblick unermüdlichen Verſuchen, eine Ritterrüſtung aus Pappendeckel anzufertigen, und als es mir nicht gelang, ließ ich den Eltern bei Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich Erlaubnis bekam, einen Buchbinder damit zu beauftragen. Meine Entrüſtung, als ſich bei der Ablieferung der Helm als viel zu klein erwies, war unausſprechlich. Ich überredete eine Anzahl meiner

nächstbefreundeten Kameraden sich ähnlich auszurüsten. Dann verschafften wir uns hölzerne Lanzen, Schwerter und Dolche, meistens eigenhändig mit Messern verfertigt, und nun hielten wir in den Freistunden Turniere ab und unternahmen Kampf- und Raubzüge. Ich war frühe im Besitz von Puppentheatern, mit denen ich schon in meinem sechsten Jahre allein und ohne jegliche Unterstützung von mir ausgedachte Stücke vor jugendlichen Zuhörern, mit oder ohne Eintrittsgeld, vorstellte. Bald erhob sich die hier erworbene Praxis auf eine höhere Stufe der mimischen Kunst. Ich tat mich mit einigen Vertrauten zusammen, und wir schufen ein Ritter- und Räuberstück, das die Autoren selbst nach mühevollster Herrichtung der Kostüme und einer förmlichen Bühne vor einem zahlreichen und begeisterten Auditorium aufführten. Dieser theatralische Versuch hatte indessen der Erfüllung unserer Schulpflichten so viel Eintrag getan, daß die Eltern der weiteren Entwicklung unserer dramatischen Gaben Einhalt taten und Jahre verflossen, ehe ich der Histrionik weiter frönen konnte.

Noch eine weitere Tat aus jener Periode jugendlicher Schwärmerei dürfte erwähnenswert sein. Es war mir zufällig zu Ohren gekommen, daß in früherer Zeit ein unterirdischer Gang aus dem befestigten Teile der Stadt in das Freie führte und seinen Ausgang in einem Wäldchen hatte, das unmittelbar hinter der amtlichen Behausung der Oberförsterei in der „Neuen Vorstadt" lag. Ich entdeckte den Ausgang, fand ihn aber verschüttet. Meine Phantasie gab mir nun den Gedanken ein, daß in jenem Gange Schätze verborgen seien. Diese Idee ergriff mich so lebhaft, daß sie bald zur festen Überzeugung von der Existenz leicht erreichbarer, großer Reichtümer wurde. Meine Vertrauten wurden in das Geheimnis eingeweiht und wie ich von den in Aussicht stehenden Ergebnissen begeistert. Wir machten uns in heimlichster Weise an die Wegräumung des Schuttes. Es wurde uns aber bald klar, daß diese Aufgabe unsere Kräfte durchaus überstieg. Die Enttäuschung war bitter, aber nicht von langer Dauer.

Im Frühjahre 1843 hatten wir einen neuen Wohnungswechsel. Unser neues Quartier, das ebensoviel Raum als das verlassene bot, aber nicht so frei lag, bestand aus dem ersten Stock

des ebenfalls in der „Neuen Vorſtadt“ gerade gegenüber dem „Gaſthofe zum Zweibrücker Hofe“ gelegenen Dienlinſchen Hauſes. Auf einer anderen Seite hatten wir das Haus der Familie Petri mit großem Hofe und Garten. Die beiden älteſten der vier Söhne des Hauſes wurden meine Spielgenoſſen, und meine Beziehungen zu denſelben ſind bis zu dieſer Stunde enge geblieben. Unmittelbar vor unſerer neuen Behauſung trafen drei breite Straßen zuſammen. Dieſer Umſtand machte den Pimkt zum ſtändigen Verſammlungsorte der vorſtädtiſchen Jugend für Spiele aller Art, die oft ſo zahlreiche Beteiligung fanden und unter ſo vielem Lärmen ſtattfanden, daß die Eltern imd ſelbſt die Polizei einſchreiten mußten, nm den tollen Übermut zu zügeln.

Die Lage des Hauſes hatte für mich noch einen anderen Vorteil. Der Eigentümer des „Zweibrücker Hofes“ war auch Poſthalter und hatte als ſolcher die Ställe voller Pferde. Ich war bald mit einem gleichaltrigen Sohne desſelben bekannt und kam ſchnell durch denſelben in den Genuß verſchiedener Privilegien. Ich durfte helfen beim Anſchirren der Pferde, beim Reiten derſelben in die Schwemme, beim Holen von Heu auf naheliegenden Wieſen und anderen Verrichtungen. Sogar viele Fahrten in den Privatwagen des Poſthalters genoß ich. Ein beſonderes bene ſchien es uns zwei Jungen, allein mit dem alten Fritz, einem nicht weniger als 42 Jahre alten emeritierten Poſtgaul, einſpännig fahren zu dürfen.

Die Oſter- und Herbſtferien verbrachten wir Geſchwiſter regelmäßig bei den Großeltern in Speyer und wurden gewöhnlich von Vater oder Mutter dahin gebracht. Die Reiſe mußte mit dem Poſtwagen gemacht werden, da damals überhaupt kein anderes öffentliches Transportmittel exiſtierte. Die Fahrt dauerte zwölf bis dreizehn Stunden. Die Erinnerung an dieſe Reiſen iſt für mich ſtets eine der lebhafteſten aus meiner Jugendzeit geblieben. Die Abgangszeit war um drei Uhr morgens, ſo daß wir aus dem beſten Schlafe geweckt und reiſefertig gemacht wurden. Der Wagen war gewöhnlich mit allerlei Menſchen überfüllt. Eingepfercht, ſchlechte Luſt atmend, der ungewohnten Bewegung ausgeſetzt, war es kein Wnnder, daß wir Kinder regelmäßig demſelben Übel ver-

fielen, das sich für die meisten Sterblichen bei der ersten Seefahrt einstellt. Fielen Ostern frühe, so passierte es, daß wir durch tiefen Schnee aufgehalten wurden. Einmal blieben wir stecken und wurden so rasch eingeweht, daß Arbeiter aus einem benachbarten Dorfe geholt werden mußten, um uns herauszuschaufeln. Kein Wunder daher, daß wir uns vor der Postkutscherei wie vor einer Seereise fürchteten und der Station, wo wir frische Luft schöpfen und die Beine strecken konnten und durch Kaffee neubelebt wurden, wie einem ersehnten Hafen entgegensahen. Der Weg führte über Pirmasens und Annweiler, durch eines der schönsten Täler der pfälzischen Vogesen, nach Landau, das damals noch eine starke Festung war. Von Annweiler oder halbwegs ab ließ unser Unwohlsein gewöhnlich nach, und die Kinderneugierde stellte sich wieder ein. Der Trifels und andere Ruinen an der Poststraße, mit den daran sich knüpfenden Sagen, hatten immer neuen Reiz für uns, ebenso wie die durchfahrenen Städtchen und Dörfer. Vor allem war in Landau die Einfahrt über Festungsgräben und dröhnende Brücken und durch dunkle, schallende Tore in die von Soldaten wimmelnden Straßen sehr eindrucksvoll. Die Ankunft in Speyer war immer ein wahres Jubelfest für uns.

Infolge meiner vorerwähnten Scheu hätte der Ferienaufenthalt bei den Großeltern schon durch seinen Gegensatz zu meinem lebhaften Treiben und Verkehr in Zweibrücken eigentlich ein einförmiger und langweiliger für mich sein sollen. Dies war aber durchaus nicht der Fall. In der einen oder anderen Weise fand sich stets Zeitvertreib für mich. Natürlich bildete meine Unterhaltung unter diesen Umständen gewissermaßen eine Last für die Insassen des großväterlichen Hauses. Man suchte sich dieselbe auch zu erleichtern, indem man mich regelmäßig zum Besuche des anderen Verwandtenhauses ermunterte, das mir in Speyer offen stand, nämlich des meines Großvaters von väterlicher Seite, der, mit seiner Familie aus zweiter Ehe noch dort lebte. Aber wiewohl ich in diesem Hause immer eines herzlichen Willkommens durch die Großeltern und die jungen Onkel und Tanten, die um einige Jahre älter oder jünger als wir Kinder waren, sicher sein konnte, erschien ich nicht viel häufiger dort als in anderen Häusern. Die

Entfernung zwiſchen den beiden Wohnungen war ſehr kurz. Bei dem Großpapa Hilgard gab es einen großen Hof, und, wie geſagt, jüngere Verwandte, die zum Spiele bereit waren. Aber ich wagte mich höchſtens einmal in der Woche dahin.

Vielleicht trug der Umſtand hierzu bei, daß der väterliche Großvater mir nicht mit der zärtlichen Vertraulichkeit entgegenkam, die dem Großvater Pfeiffer eigen war. Dann empfand ich eine gewiſſe, unerklärliche Scheu vor der ehrwürdigen Urgroßmutter, die als Achtzigerin in einem Flügel des Hauſes mit einer Geſellſchafterin ziemlich abgeſchloſſen wohnte. Ich ging pflichtgetreu bei jedem Beſuche im Hauſe in ihre Zimmer. Aber ich durfte nur wenige Minuten bleiben, was eben den Eindruck des Geheimnisvollen und Unnahbaren hervorbrachte und mich ſcheu ſtatt zutraulich machte. Immerhin ſchwebt mir ihr Bild noch friſch vor, wie ſie mit der Haube und in weißem Haare kerzengerade in ihrem Lehnſtuhle ſaß, mich mit ihren lebhaften Augen betrachtete und Frage auf Frage und Mahnung an Mahnung an mich richtete. Aus meinem beſchränkten Verkehr ergab es ſich auch, daß ich ſelbſt zu meinen Stiefonkeln Julius und Robert, die ſechs beziehungsweiſe zwei Jahre älter waren, damals auf entferntem Fuße blieb.

Übrigens wurde die Einförmigkeit des Ferienaufenthaltes in Speyer, die aus meiner Sonderlichkeit entſprang, durch die Abwechslung von kürzeren oder längeren Beſuchen bei anderen Verwandten und Bekannten in der Vorderpfalz unterbrochen. Dieſe wohnten auf dem Schloßgute St. Johann bei Landau, auf der ſogenannten Haardt bei Neuſtadt und in den nahe beieinander liegenden Orten Wachenheim, Dürkheim und Ungſtein. St. Johann war von meinem Großvater Hilgard an ſeinen jüngſten Sohn Otto für ſeinen Anteil am mütterlichen Vermögen übertragen worden, und er bewohnte es mit ſeiner Familie. Das Schloß war maleriſch am öſtlichen Abhange der Vogeſen und unmittelbar am Eingange des Annweiler Tales gelegen und mit ruinengekrönten Bergen umgeben. Der Onkel war gehörleidend und dadurch oft mißlauniſch, aber die Tante und ihre drei netten Mädchen hatten eine große Anziehung für uns. Auch der Obſtreichtum

verfehlte nicht seine Wirkung. Auf der Haardt hatte der Vater meiner Großmutter Hilgard, Herr Henrich, ein hochgelegenes Landhaus mit Garten und Park erworben, das seitdem stets in den Händen von Verwandten geblieben ist. Es bietet einen prachtvollen Rundblick auf die Rheinebene bis hinüber an den Odenwald und die nördlichen Ausläufer des Schwarzwaldes. Worms, Mannheim, Heidelberg mit dem Schlosse und Speyer mit dem Dome waren mit bloßem Auge sichtbar. In späteren Jahren brachte unsere ganze Familie oft Wochen dort zu. Der damalige Besitzer war mein Großonkel Grohé, ein absonderlicher Herr, der sich während seines ganzen Lebens durch Exzentrizitäten auszeichnete. Eine seiner Gewohnheiten war, bei dem jährlichen Kirchweihfeste Hände voll Silberkreuzer unter die Haardter Dorfjugend zu werfen und sich am Balgen derselben um die Beute zu ergötzen. Ich war einige Male zugegen, wobei er sein möglichstes tat, um mich zur Beteiligung an dem Wettkampfe zu reizen, aber ich zog das Zuschauen vor.

In Wachenheim wohnte einer der aus Bacharach stammenden acht Brüder meiner Urgroßmutter Dorothea, der Buchhändler in Heidelberg gewesen war und sich vom Geschäfte dorthin zurückgezogen hatte. Er bewohnte eine geräumige Villa, und sein gastfreundliches Haus hatte stets Besuche von Verwandten. Ferner wohnte da eine der beiden Töchter des Großonkels Grohé, Luise, die an einen sehr reichen Weingutsbesitzer, Heinrich Wolf, verheiratet war. Das Paar lebte auf großem Fuße und war sehr gastfrei, und wir genossen gewöhnlich ihre Gastfreundschaft.

In Dürkheim stand mir das Haus der nahe befreundeten Familie Fitz offen, mit deren einzigem Sohne, Hermann, ich sehr vertraut war. Derselbe hatte einen Pony und Wagen, in dem ich täglich genußreiche Spazierfahrten unternahm. Auf einer derselben begegnete uns ein unvergeßliches Abenteuer. Hermann hatte einen großen Spitzhund, der uns stets begleitete. Er hatte die üble Angewohnheit, im Freien zu jagen. Eines Tages nun hörten wir plötzlich einen Schuß und dann ein jämmerliches Heulen des Hundes nicht weit von der Landstraße. Wir forschten nach und fanden das arme Tier mit vielen Wunden von einer Schrot-

ladung und ſcheinbar in den letzten Zügen. Ein Jäger, dem es einen Hafen aufgeſcheucht hatte, hatte ſich in dieſer Weiſe an ihm gerächt. Wir blieben bei dem Opfer, bis es verendet ſchien. Zwei Tage darauf machten wir dieſelbe Fahrt, die uns nach einem der Familie Fitz gehörigen Hofe brachte. Als wir an den Stall heranfuhren, entdeckten wir zu unſerem größten Erſtaunen den vermeintlichen, beklagten Toten wedelnd und winſelnd vor der Türe. Das Tier hatte ſich ſelbſt am Tage vorher eine halbe Stunde Weges nach dem Hofe geſchleppt. Wir nahmen den Hund zurück, und er wurde wieder ganz hergeſtellt.

In Dürkheim wohnten zur Zeit auch noch mehrere Verwandte von mütterlicher Seite, darunter eine Baſe meiner Mutter, die wir Kinder im großväterlich Pfeifferſchen Hauſe in Speyer kennen gelernt und ſehr lieb gewonnen hatten. Sie führte einem Bruder die Haushaltung, der ein Fleiſchwarengeſchäft und damit verbunden eine Wurſtmacherei betrieb. Die letztere erregte mein lebhafteſtes Intereſſe, und zwar nicht nur durch das Schauen der dabei entwickelten techniſchen Fertigkeit in der Fleiſchhackerei, ſondern auch mit Rückſicht auf den Mitgenuß der Kunſtprodukte, für die ich in meiner Jugend ſtets eine ausgeprägte Neigung — welcher geborene Süddeutſche hat ſie nicht? — zeigte. So erbettelte ich mir einmal von den Eltern die Erlaubnis, einer Einladung der Baſe für einige Tage zu folgen. Die Entſtehung meines Leibgerichts in nächſter Nähe beobachten und dasſelbe ad libitum genießen zu können, ſchien mir ein unſchätzbares Vorrecht.

Eigentümliche Erlebniſſe hatte ich in dem Dorfe Ungſtein. Dort lebte ein kinderloſes, altes Ehepaar, ein älterer Bruder Ferdinand meines Großvaters Pfeiffer, verheiratet mit einer Schweſter meiner Großmutter. Er war lange Jahre Inſpektor der Saline Dürkheim geweſen, hatte aber ſein Amt ſchon längſt aufgegeben und lebte von den Zinſen ſeines anſehnlichen erſparten Vermögens. Das Paar bewohnte ein geräumiges Haus mit einem Bruder Johannes der Großtante, der Gaſt für Lebenszeit war Der Großonkel hatte nicht die geringſte Beſchäftigung. Er und ſeine Ehehälfte waren geiſtig und körperlich ſo träge und durch abgeſchiedenes Leben ſo menſchenſcheu geworden, daß ſie ſich nur

durch die dringendſten Umſtände bewegen ließen, ſich außerhalb ihres Hauſes zu begeben. Das eine halbe Stunde entfernte Dürkheim zu beſuchen, ſchien ihnen eine ſchwere Aufgabe, und ſelbſt die kleinſte Reiſe hatte etwas Entſetzliches für ſie. Er hatte meinen Großvater nur einmal in fünfundzwanzig Jahren in Speyer, das in drei Stunden mit dem Wagen zu erreichen war, beſucht, und zwar bloß auf einen einzigen Tag. Die Großtante indeſſen ließ ſich einige Male in jener Periode dort ſehen. Der Großonkel las abſolut nichts als den Kalender und eine halbwöchentlich erſcheinende kleine Landzeitung. Einen Teil ſeiner Zeit verwendete er auf Hühner- und Taubenzucht, aber während der meiſten Stunden des Tages ſaß er am Fenſter, von dem aus er das Treiben auf der Hauptſtraße des Dorfes beobachten und ſeine Neugierde weiter durch Unterhaltungen mit den Vorübergehenden befriedigen konnte.

Er trug im Hauſe regelmäßig eine weiße Zipfelmütze und eine enganſchließende weißwollene Jacke, welche Tracht natürlich nicht ſehr imponierend wirkte. Ebenſo ungern, wie das Paar unter Menſchen ging, ſah es ſich auch von Menſchen aufgeſucht. Beſucher waren demſelben ein Schrecken. Dieſes Gefühl war bei den beiden Alten übrigens zu entſchuldigen. Denn ſie wurden regelmäßig durch nichtsnutzige Verwandte in ärmlichen Verhältniſſen angezapft. Sie litten ſogar in einer geradezu unerhörten Weiſe von der Unverſchämtheit dieſer Blutſauger. Dieſelben ſchickten ihnen Wucherjuden auf den Hals, von denen ſie Geld borgen wollten, um die Alten durch alle möglichen Künſte dazu zu bringen, die erwarteten Anteile an ihrem Nachlaſſe feſt zuzuſagen, ſo daß ſie den Vorſchußgebern als Deckung dienen konnten. Dieſe Verſuche, noch während der Lebenszeit der Alten in faktiſchen Genuß der Erbſchaft zu kommen, wurden ſo frech und andauernd, daß meine Tante mehrmals Vaters Hülfe ſuchend nach Speyer kam und mein Vater gegen die Juden und ihre Auftraggeber energiſch einſchreiten mußte.

Ich verbrachte jahrelang regelmäßig jeden September oder Oktober eine bis zwei Wochen bei den alten Leuten. Ich hatte bei der Taufe drei Namen erhalten: Ferdinand Heinrich Guſtav.

Wiewohl nun mein Rufname immer „Heinrich“ war, ſo verwandelte ſich derſelbe doch ſtets dem Großonkel zu Ehren in „Ferdinand“ während meines Verweilens in Ungſtein. Die Alten hatten mich augenſcheinlich lieb und taten ihr Beſtes zu meiner Leibespflege und Unterhaltung, ſoweit ſie es bei ihrer Kinderloſigkeit verſtanden. Der Großonkel ſcherzte gerne mit mir, doch war er darin etwas unbeholfen, ſo daß ich es vorzog, mich dem „Onkel“ Johannes anzuſchließen, der mich mit auf Spaziergänge nahm und mich verſchiedene Hantierungen im Garten lehrte. Natürlich war ich viel mir ſelbſt überlaſſen, und ich beſchäftigte mich dann hauptſächlich mit der Beobachtung der zahlreichen Hühner- und Taubenſchar.

Was mich indeſſen am meiſten mit dem Aufenthalte in Ungſtein ausſöhnte und denſelben ſogar anziehend für mich machte, war die Herbſtmeſſe in Dürkheim, der ſogenannte „Wurſtmarkt“, der gewöhnlich in dieſelbe Zeit fiel. Die Meſſe dauerte eine ganze Woche und war eine Art Volksfeſt, bei dem ſich die nörd- und öſtliche Pfalz ſehr lebhaft beteiligte. Wie alle Meſſen iſt auch die Dürkheimer ſehr zurückgegangen, aber damals beſtand ſie noch aus Hunderten von Schau- und Kaufläden jeder Art, in denen viel geſchaut, gekauft, gegeſſen und beſonders getrunken und getanzt wurde. Schon die Tage, während welcher die Buden errichtet wurden, brachten mir die freudigſte Aufregung. Täglich ging ich nach der eine Viertelſtunde entfernten Wieſe, wo die für mich neue Welt von Karuſſels, Panoramas, Tierausſtellungen, Zaubertheatern, Kunſtreiterei und ſonſtigen Verlockungen wie magiſch unter meinen Augen entſtand. Und dann erſt die Wonne nach Eröffnung des Feſtes, im dichteſten Menſchengewühl mich an all den Herrlichkeiten ergötzen zu dürfen, wofür der Großonkel meine Taſchen ſtets reichlich ſpickte. Gewöhnlich trafen ſich Verwandte und Freunde aus allen Teilen der Pfalz bei dieſer Gelegenheit, was auch nicht wenig zu meiner Kurzweil beitrug. Kurz — ich war gar nicht ungern in Ungſtein und verließ es immer mit Bedauern. Bei jedem Abſchiede drückte mir der Großonkel einen Friedrichsdor in die Hand und nahm mir das Verſprechen ab, im nächſten Jahre wiederzukommen.

Ich war mir natürlich nicht bewußt, daß sich an die Vorliebe des Großonkels noch ganz besondere Hoffnungen für mich knüpften. Durch die strengste Sparsamkeit hatte er sich, wie bereits erwähnt, ein ansehnliches Vermögen erworben, und man glaubte, daß er mich testamentarisch besonders bedenken würde. Diese Erwartung wurde indessen nicht erfüllt, wiewohl mir indirekt die Wohltat seiner Ersparnisse zukam, indem er ein Drittel seines Nachlasses seinem Bruder, meinem Großvater, vermachte, wovon die Hälfte auf meine Mutter fiel. Überhaupt spielten Erbschaften eine große Rolle in meiner Familie, wie es ja allgemein im sozialen Leben in Deutschland und in allen alten Ländern, wo die Übervölkerung den selbständigen Neuerwerb schwierig macht, der Fall ist.

Eine andere Erbschaftsgeschichte ist wohl auch hier am Platze. In Neustadt lebte zur gleichen Zeit ein Onkel Klein, ein reicher, alter Junggeselle, ein Bruder der Mutter meiner Großmutter Charlotte. Auch er schloß mich in sein Herz, und ich mußte ihn, der mir Jungen übrigens gar nicht sympathisch war, regelmäßig, wiewohl nur auf kurze Zeit, besuchen, so oft ich in der Vorderpfalz war. Er äußerte bei einigen Gelegenheiten meinem Vater gegenüber, daß er vorhabe, mir einen größeren Teil seines Vermögens zu hinterlassen. Als daher eines Tages mein Vater in Zweibrücken durch besonderen Boten die Nachricht von der plötzlichen und gefährlichen Erkrankung des Onkels empfing, wurde ich sofort in eine Postkutsche gesteckt, um mit ihm so rasch wie möglich Neustadt zu erreichen. Von der Fahrt sind mir noch zwei Einzelheiten frisch im Gedächtnisse: daß wir mit Extrapost fuhren und mein Vater die Schnelligkeit der Fahrt durch Trinkgelder an die Postillone möglichst zu befördern suchte, und daß ich durch einen plötzlichen, gewaltigen Stoß des Wagens beim Überfahren einer Quergosse in einer Dorfstraße so heftig gegen das Vorderfenster geworfen wurde, daß es brach und ich eine Beule und einen stark blutenden Schnitt im Gesichte davontrug. Die Eile war umsonst. Als wir in Neustadt ankamen, war der „Erbonkel" bereits gestorben, und zwar überhaupt ohne Testament. Ein Drittel seines Nachlasses fiel immerhin meinem Vater und seinen Brüdern als rechtmäßigen Erben zu.

Drittes Kapitel.

Die Auswanderung eines großen Teiles meiner Familie nach Amerika.

Was von erwachsenen Hilgards und Engelmanns gegen das Ende der zwanziger Jahre in der Pfalz lebte, hatte mit einer einzigen Ausnahme in politischer Richtung demokratische Neigungen und Sympathien. Sie hatten in ihrer Jugend, während welcher ihre Heimat, wie schon mehrfach erwähnt, der französischen Republik einverleibt worden war, republikanische Ideen in sich aufgenommen, die ihnen auch, genährt durch die allgemeine Gleichberechtigung vor dem Gesetze und andere Errungenschaften, während der napoleonischen Kaiserzeit geblieben waren. Die Ausnahme bildete mein Vater, der ein geborener Aristokrat war. Er glaubte nicht an die Fähigkeit von Volksmassen, sich selbst zu regieren, sondern war von der Überzeugung durchdrungen, daß der Natur der Menschen und Dinge nach den Begabteren und Mächtigeren die Herrschaft über die Menge gebührte. Der allgemeine politische Rückschritt, der nach dem Sturze Napoleons und der Wiederbelebung des absolut-monarchischen Systems auf dem europäischen Kontinent eintrat, wurde zwar durchaus nicht von ihm gebilligt. Auch verurteilte er die Nichthaltung der Versprechen von konstitutionellen Institutionen, welche die deutschen Fürsten in den Tagen der Bedrängnis ihren Völkern gemacht hatten. Aber die reaktionären Ausschreitungen in den zwanziger Jahren erregten und erbitterten ihn doch lange nicht in dem Maße wie seine Geschlechtsgenossen. Sein Vater, seine Brüder, Onkel und Vettern fühlten sich immer unbehaglicher unter dem herrschenden schweren Drucke.

Dieſe Stimmung war allgemein unter der Bevölkerung der Pfalz, der die ſtaatliche Verbindung mit Bayern noch ſehr zuwider war. Die gebildete Klaſſe unter derſelben war in der Tat faſt ohne Ausnahme entſchieden freiſinnig. Bei dem leichtzündlichen pfälziſchen Charakter war es natürlich, daß man dem Drucke durch einen Gegendruck zu begegnen ſuchte. Leitende Männer begannen eine kräftige Agitation durch die Preſſe und von der Rednerbühne. Der bekannte Wirth veröffentlichte ein Blatt, das mit viel Feuer das obwaltende Syſtem angriff. Die Rechtsanwälte Siebenpfeiffer, Schüler, Savoyn und Geib erhoben ihre beredten Stimmen dagegen. Der Ausbruch der Julirevolution in Paris ſteigerte die Aufregung im Lande, die endlich in dem hiſtoriſchen großen Volksfeſte auf dem Hambacher Schloſſe zu Neuſtadt a. d. H. zum Durchbruche kam, wo es ſehr wild herging und ſogar zum förmlichen Zuſammenſtoße mit der Staatsgewalt kam. Als aber der erwartete Widerhall der Pariſer Umwälzung in Deutſchland ausblieb, freiheitliche Bewegungen mit leichter Mühe unterdrückt wurden und die Reaktion zu immer ſchärferer Verfolgung der liberalen Elemente ſchritt, bemächtigte ſich der Geiſter eine große Entmutigung.

Meines Vaters Onkel Theodor, der, wie an anderer Stelle erwähnt, den Anwaltsſtand mit einer Richterſtelle in Zweibrücken vertauſcht hatte, empfand die unbefriedigenden politiſchen Zuſtände mehr als irgend ein anderes Familienglied. Sein ſcharfer Verſtand und erfahrener Blick ließen ihn klarer und weiter ſehen, und gerade in ſeiner amtlichen Stellung konnte er den ſtetigen Fortſchritt der Reaktion in den ſich mehrenden politiſchen Prozeſſen genau verfolgen. Mit der wachſenden Überzeugung, daß keine Beſſerung des Zuſtandes für lange Zeit zu erwarten war, kam ihm allmählich der Gedanke einer Familienauswanderung nach der nordamerikaniſchen Republik. Er ſagt hierüber in ſeinen bereits öfter zitierten „Erinnerungen“:

„Indeſſen hatten dieſe Bewegungen, die notwendig ſcheitern mußten, einen ſehr nachteiligen Einfluß auf die Stimmung der bayeriſchen Staatsregierung gegen den Rheinkreis. Insbeſondere traf das Mißtrauen und die ſtiefmütterliche Geſinnung, die daraus entſprang, auch unſer Appellationsgericht. Die wichtige und ein-

flußreiche Stelle des Generalprokurators wurde einem Altbayern übertragen; ebenſo beſetzte die Regierung alle vakant werdenden Ratsſtellen mit Altbayern, um ſich in politiſchen Prozeſſen die Stimmenmehrheit zu ſichern, eine Maßregel, die für die einheimiſchen Mitglieder um ſo unangenehmer war, da jenen Leuten die Kenntnis der in Rheinbayern geltenden Geſetze gänzlich gebrach, ſo daß ſie im Geſchäftsgang nur hinderten und alle Arbeit auf die wenigen Einheimiſchen fiel, die noch übrig blieben. Einer unſerer beſten und werteſten Kollegen wurde zur Strafe nach Altbayern verſetzt, weil er zufällig Berichterſtatter in einem Prozeſſe war, deſſen Entſcheidung der Regierung mißfiel. Ähnliches konnte mich ſelbſt jeden Augenblick treffen, da meine Geſinnung der Regierung nicht unbekannt war — denn ich bemühte mich nie, ſie im Geringſten zu verhehlen.*) Einmal übermannte mich der Unwille über dieſe und andere Ungebührlichkeiten ſo ſehr, daß ich in einer Anrede, die ich bei Eröffnung einer Aſſiſe an die Geſchworenen richtete, ziemlich kräftig darauf anſpielte. Dies zog mir von ſeiten des Juſtizminiſters einen Verweis zu, den ich aber ſehr ruhig las und mit einem Achſelzucken beiſeite legte. Als der Generalprokurator mir dieſes Papier zuſtellte, war er in Gemütsbewegung und drückte ſehr lebhaft ſein Bedauern aus, daß er mir ſo Schreckliches mitteilen müſſe; als ich ihn aber ruhig verſicherte, daß die Sache mich nicht im Mindeſten affiziere, ſchien er ganz verblüfft, wie einer, dem etwas völlig Unbegreifliches begegnet. Man gab jedoch der Sache keine weitere Folge, und die Gunſt oder wenigſtens die Achtung der Staatsregierung wurde mir nicht auf bemerkbare Weiſe entzogen; ja, ich konnte aus deutlichen Äußerungen des neuen Regierungspräſidenten v. Stengel bei einem Beſuche, den er mir machte, mit Sicherheit ſchließen, daß ſie im Sinne habe, mir die Generalprokuratur zu übertragen, wenn ich mich nur ihren Tendenzen anſchließen wolle — freilich

*) Ein Mitglied der Generalprokuratur teilte mir eines Tages im Vertrauen mit, daß das ſchwarze Buch in München die ganze Hilgardſche Familie mit Einſchluß der Frauen als republikaniſch geſinnt bezeichne, jedoch mit dem Zuſatze, daß ſie Geſetz und Ordnung achte. Man muß geſtehen, daß das ſchwarze Buch nicht ſchlecht unterrichtet war.

eine Bedingung, die meiner innersten Natur widersprach und von deren Erfüllung keine Rede sein konnte.

Nach dem Obigen wird man schon eher begreifen, wie der Gedanke an Auswanderung allmählich in mir Wurzel fassen konnte. Aber die amtlichen Verdrießlichkeiten und Mißverhältnisse waren es bei weitem nicht allein, die diesem Gedanken Nahrung gaben. Ich konnte mich für diese Unannehmlichkeiten durch den Platz, den ich in der öffentlichen Meinung des Landes behauptete, reichlich entschädigt fühlen; aber dennoch riefen sie die Stimmung hervor, die mich für höhere und dringendere Bestimmungsgründe empfänglich machte. Der wichtigste dieser Gründe bezog sich weit mehr auf die Zukunft meiner Kinder und ferneren Nachkommen, als auf meine eigene. Ich gelangte zu der klaren Überzeugung, daß eine zahlreiche Familie, wie die meinige, in einem kleinen, engen und noch dazu durch unnatürliche Verhältnisse geplagten Ländchen, wie die bayerische Rheinpfalz, keinen geeigneten Wirkungskreis, kein fröhliches Gedeihen finden würde; daß hingegen die große amerikanische Union mit ihrem unermeßlichen Gebiete, ihren freien Institutionen und ihrer unberechenbaren Zukunft, jeder menschlichen Kraft den freiesten und großartigsten Spielraum biete. Dazu kam die Betrachtung, daß die politische Gesinnung, die mich beseelte und die ich durch Lehre und Beispiel auf meine Kinder zu übertragen wünschte, der heimischen Staatsregierung mißliebig sei, daß ich also entweder die Erziehung meiner Kinder fälschen und mir selbst untreu werden, oder sie für immer der Ungunst der Regierung preisgeben müßte.

Auch hielt ich es für einen unschätzbaren Gewinn, meine Nachkommen zu freien Menschen zu machen; das Bewußtsein höherer Menschenwürde, das stets in dem Republikaner lebt, ihnen zu sichern; die Heuchelei und Kriecherei, die — besonders in Deutschland — das fast unvermeidliche Erbteil des Unterthanen zu seyn scheint, von ihnen fernzuhalten; sie des peinigenden, ewig nagenden Gefühls der Unzufriedenheit mit den politischen Institutionen des Landes, mit der Ungleichheit der Stände, mit dem maßlosen, das Mark des Volkes verschlingenden Militärwesen, mit den tausend Hemmungen der Industrie und des Handels, mit dem Adels-, Offiziers- und Beamtendünkel, mit der allgemeinen

Bevormundung und dem Eingreifen der Polizeigewalt in alle Verhältniſſe, mit der Unfreiheit der Preſſe uſw. zu überheben; ſie einer Verfaſſung teilhaftig zu machen, die kein Intereſſe einer Dynaſtie oder Kaſte im Gegenſatz zu dem des Volkes zuläßt und ſonach den ewigen und unvermeidlichen Kampf, der in monarchiſchen Staaten durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen wird, ausſchließt; die jeden Streit zwiſchen Staat und Kirche unmöglich macht, weil ſie die Kirche ganz ſich ſelbſt überläßt, und die der Regierung nicht geſtattet, ſich in die heiligſte Angelegenheit der Familie, die Erziehung der Kinder, maßgebend einzumiſchen, um dem heranwachſenden Geſchlechte nur ſoviel Licht zufließen zu laſſen, als das herrſchende Regierungsſyſtem für unſchädlich hält. Auch war es mein heißer Wunſch, meinen Nachkommen — beſonders den ſpäteren, die Amerika ihr Geburtsland nennen würden — das ſchöne Glück eines ſtarken und ſtolzen Nationalgefühls zu verſchaffen, ein Gefühl, das dem Deutſchen ſtets verſagt ſein wird, ſolange die klägliche Zerriſſenheit ſeines Vaterlandes fortdauert, und ohne welches doch ein echtes und würdiges Bürgerglück nicht denkbar iſt, ſo wenig als eine lebendige, alles durchdringende und alles überwiegende Vaterlandsliebe."

Der Gedanke an Auswanderung nach den Vereinigten Staaten wurde in dem Onkel durch ein Buch ſtark genährt, das Profeſſor Duden aus Frankfurt am Main in den zwanziger Jahren veröffentlichte. Der Verfaſſer hatte längere Zeit in Nordamerika verbracht und ſchrieb daher auf Grund perſönlicher Beobachtungen. Seine Darſtellungen waren im ganzen richtig und nicht zu günſtig gefärbt, aber dennoch erging er ſich mit etwas zu viel Enthuſiasmus über diejenigen weſtlichen Staaten, die nach ſeinem Urteile am beſten für die deutſche Einwanderung geeignet waren, beſonders über Miſſouri und Illinois. Das Buch übte einen großen Einfluß auf die Entſchlüſſe der Auswanderungsluſtigen in ganz Süddeutſchland und beſonders der aus politiſchen Gründen das Vaterland verlaſſenden Frankfurter Familien aus. Der Onkel hatte ein echt poetiſches, deutſch-ſchwärmeriſches Gemüt, in dem ſich Dudens anziehende Bilder der örtlichen Verhältniſſe im amerikaniſchen Weſten vergrößert und verſchönert wiederſpiegelten.

Aber dabei war er ein zu beſonnener, gewiſſenhafter Mann, um ſich nicht auch mit den ſchweren Bedenken gegen das Vorhaben zu befaſſen. Er war ſich ſehr wohl des großen Riſikos bewußt, das für ihn, ſeine kränkliche Frau und ſeine vier Söhne und fünf Töchter in dem Aufgeben ſeiner geſicherten und geachteten Stellung bei ſeinem beſchränkten, ſelbſterworbenen Vermögen lag, und wußte, daß die Überſiedlung an ſich durch eine lange, mühſame Reiſe mitten aus der Ordnung und Sicherheit der alten in die Halbkultur der neuen Welt kein kleines Unternehmen war. Auch täuſchte er ſich nicht, daß die Gründung einer neuen Exiſtenz für ſich und die Seinigen auf einem ganz anderen Gebiete der Tätigkeit und unter ganz anderen Bedingungen bei ſeinen Jahren — er war anfangs der vierziger — und feſtgeformten Anſchauungen und Lebensgewohnheiten eine recht harte Aufgabe ſein würde. Jahrelang trug er ſich mit dem Projekt herum und rang mit inneren Zweifeln. Aber ſchließlich traten doch alle Bedenken in den Hintergrund und die Auswanderung wurde beſchloſſene Sache.

In ſeinen „Erinnerungen“ erzählt er weiter:

„In betreff der Art und Weiſe, wie die Überſiedlung meiner Familie am beſten einzuleiten und durchzuführen ſei, ſchwebte ich lang — ja von dem Zeitpunkt an, wo der erſte Gedanke an Auswanderung in mir auftauchte — in großen Zweifeln. Ich trug mich anfangs mit der Idee, eine gemeinſame Auswanderung mehrerer Zweige der Hilgardiſchen und Engelmanniſchen Familie zu veranlaſſen, denn ich wußte, daß viele Mitglieder beider Familien große Neigung und mitunter noch dringendere Gründe zur Überſiedlung hatten, als ich ſelbſt. Der Gedanke, daß in irgend einer ſchönen und geſunden Gegend des amerikaniſchen Weſtens eine Familien-Kolonie mit patriarchaliſchen Einrichtungen gegründet werden könne, ſchien mir reizend. Ich veranlaßte eine zahlreiche Zuſammenkunft von Verwandten bei meinem Onkel Joſeph in Wachenheim, um dieſe Idee zu beſprechen. Allein ich bemerkte hier bald, daß eine ſehr große Meinungsverſchiedenheit — ſelbſt in den Grundanſichten — herrſchte; daß meine Gründe für eine Überſiedlung mit denen der übrigen wenig harmonirten; daß mehrere der

letzteren die ganze Sache nur als ein pekuniäres Unternehmen angeſehen und behandelt wiſſen wollten, ja daß von einer gewiſſen Seite ſogar — wenn auch nur indirekt — die Reinheit meiner Motive angezweifelt wurde. Dieſe Wahrnehmungen, verbunden mit dem Bewußtſeyn, daß ich mehr opfern und wagen würde als alle Übrigen, wenn ich mich auf einen ſolchen Plan weiter einließe, entmuthigten mich und machten, daß ich ihn, als zu gefährlich, ganz fallen ließ, und von dieſem Augenblick an die feſte Überzeugung hegte, daß der Einzelne oder Familienvater, der auswandern will, ſich möglichſt unabhängig halten und ſeinen ſelbſtgewählten Weg nach eigenem Urteil und Gefühl gehen müſſe — eine Anſicht, die auch hundertfach durch die Erfahrung anderer bewährt iſt, indem alle gemeinſamen Überſiedlungspläne, die mir bekannt geworden ſind, an Meinungsverſchiedenheit, Mißtrauen und Zänkereien aller Art bald nach der Ankunft im Land der Verheißung ſcheiterten, wenn ſie nicht ſchon unterwegs an dieſen Übeln erkrankten und ſich auflöſten."

Der Onkel hatte, wie geſagt, die Idee einer allgemeinen Auswanderung der Familie angeregt. Wenn auch dieſelbe nicht ſeinen Vorſchlägen entſprechend zur Ausführung kam, ſo gab er, der bei weitem das intelligenteſte und einflußreichſte Mitglied der Familie war, doch den Anſtoß zu der Verpflanzung der Mehrzahl des Hilgardſchen und eines großen Teiles des Engelmannſchen Zweiges nach Nordamerika. Kurz nach der erwähnten Zuſammenkunft in Wachenheim fing die Bewegung an. Die Vorläufer waren der zweite, jüngſte Bruder meines Vaters, Eduard, der ſich für die kaufmänniſche und landwirtſchaftliche Laufbahn vorbereitet hatte und mit der Tochter Emma des Onkels verlobt war, und Theodor Krafft, der älteſte Sohn der älteſten Schweſter Margarete meines väterlichen Großvaters, der früh die Mutter verloren und mit ſeinem Bruder Philipp in dem Hauſe des Onkels in Zweibrücken aufgewachſen war. Theodor Krafft hatte als Burſchenſchafter eine Rolle auf der Univerſität geſpielt, die zu ſeiner Einkerkerung geführt hatte, und war ſomit gewiſſermaßen ein politiſch Verbannter. Die beiden hatten die Miſſion, verſchiedene Teile der Vereinigten Staaten im Oſten und Weſten zu bereiſen, ſich ſo gut wie möglich

über die vorgefundenen Verhältniſſe zu unterrichten und das Geſehene und Erlebte zu berichten.

Sie bereiſten zuerſt Pennſylvanien und arbeiteten dort auf Farmen. Dann gingen ſie nach Miſſouri und Illinois. Sie beſuchten von St. Louis aus das gerade gegenüberliegende St. Clair County, wo bereits mehrere gebildete Familien aus der Rhein- und Mainzgegend angeſiedelt waren, und, da es ihnen dort am beſten gefiel, ſo blieben ſie in Belleville, der Hauptſtadt des County. Faſt gleichzeitig mit denſelben war auch Dr. Georg Engelmann, der älteſte Sohn von Julius Engelmann, über das Meer gegangen. Auch er wanderte eine Zeitlang, ließ ſich aber ſchließlich dauernd in St. Louis nieder, wo er ſich eine ſehr geachtete Stellung erwarb. Dem Bruder Eduard folgte bald der zweitälteſte Bruder Theodor meines Vaters. Die beiden Brüder kauften ſich fünf engliſche Meilen von Belleville eine große Farm, die ſie ſpäter teilten. Der dritte Bruder Friedrich kam ihnen bald nach, und auch der jüngſte, Otto, der ebenfalls zum Landwirt erzogen worden war, zog hinüber. Somit war mein Vater der einzige von den fünf Brüdern, der zurückblieb. Er war von Anfang an ein entſchiedener Gegner der Auswanderung der Familie und tat ſein möglichſtes, um die Brüder davon abzuhalten. Aber der Einfluß des Onkels Theodor trug den Sieg über ſeine Bemühungen und ſelbſt die des Vaters davon. Mein Vater, der dafür hielt, daß die Brüder ihrer Veranlagung und ihren Neigungen nach ſich den amerikaniſchen Verhältniſſen nicht leicht anpaſſen würden, hatte recht. Mit Ausnahme von Theodor kehrten ſie im Laufe von mehr oder weniger Jahren nach Deutſchland zurück, nachdem Eduard und Friedrich den größten Teil ihres Vermögens eingebüßt hatten. Theodor kam nur noch einmal zurück, um ſeine Braut Emma Heimberger aus Speyer abzuholen, und ließ ſich dann feſt auf der gekauften Farm nieder, wo er bei reichem Kinderſegen bis zum Ende ſeines Lebens blieb.

Im Frühjahre 1833 wanderte mein Urgroßonkel Friedrich Engelmann, bis dahin Forſtmeiſter in Ansbach, mit zahlreicher Familie aus, welche aus Frau, vier Söhnen und fünf Töchtern und den Verlobten von zweien der letzteren, Dr. jur. Guſtav Körner

und Johann Scheel, beſtand. Einer der Söhne, Theodor, und Körner hatten ſich bei dem Frankfurter Attentate vom 3. Auguſt 1833 beteiligt und waren Flüchtlinge. Dann waren Eltern wie Söhne und Töchter des politiſchen Druckes überdrüſſig. Dazu kam, daß dem Familienhaupte ſeine Stellung infolge des Erſchießens eines Jagdgehilfen durch einen unglücklichen Zufall verleidet war. Die ganze Engelmannſche Familie ließ ſich auch in St. Clair County nieder.

Bei dem Urheber der ganzen Familienbewegung kam es erſt im Herbſte 1835 zur Ausführung des langgehegten Entſchluſſes. Dieſer Verzug hatte für den Onkel den Vorteil, daß inzwiſchen erſtens die transatlantiſche Verpflanzung ſo vieler Verwandten und zweitens ihre günſtigen Berichte über die jeweiligen Verhältniſſe eine Rechtfertigung des gewichtigen Schrittes bildeten und ihm leichter über die inneren und äußeren Bedenken gegen denſelben hinweghalfen. Im Auguſt 1835 erlangte er ſeine Entlaſſung aus dem bayeriſchen Staatsdienſte, die ihm mit Bedauern und Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Leiſtungen als Richter erteilt wurde. Hiermit hörte ſelbſtverſtändlich auch ſeine unermüdliche Tätigkeit als juriſtiſcher Publiziſt auf, als welcher er ſich in Fachkreiſen in ganz Deutſchland einen geachteten Namen durch die Veröffentlichung der Zeitſchrift „Annalen der Rechtspflege“ in Rheinbayern erworben hatte. Welche hohe Achtung er in ſeinem engeren Wirkungskreiſe genoß, kann daraus entnommen werden, daß die Stadt Zweibrücken ihm ein feierliches Abſchiedsmahl gab, dem hervorragende Männer aus allen Teilen der Pfalz beiwohnten, und daß der Landrat der Provinz, deſſen Mitglied er lange Jahre war, folgenden Beſchluß faßte: „Durch den Austritt des Appellationsgerichtsrates Herrn Hilgard empfindet der Kreis einen faſt unerſetzlichen Verluſt, und der Landrat zählt es zu ſeiner angenehmſten Pflicht, dieſem muſterhaften Charakter und talentvollen Juſtizbeamten dankbare Anerkennung für ſeine, dem ganzen Kreiſe ſo vielſeitig geleiſteten Dienſte auszuſprechen.“

Aber gerade dieſe und viele andere Beweiſe, wie er ſagt, „der wärmſten Teilnahme, der herzlichſten Achtung und der Trauer über unſer Weggehen, untermiſcht mit Vorwürfen und Warnungen, auch zum Teile in Verſe gekleidet“ erſchwerten ihm den letzten

Abſchied ſehr. All die ſcheinbar beſiegten Zweifel über die Auswanderung erhoben ſich plötzlich wieder in ſeiner Seele und peinigten ihn bis zur Marter. Zu ſeiner inneren Beruhigung griff er zu einem eigenen Mittel. Er ſchrieb die wichtigſten Gründe, die ſeinen Entſchluß herbeigeführt hatten, nieder und trug ſie als eine Art Talisman ſtets bei ſich.

Gegen Ende September 1835 fand endlich die Abreiſe nach ſchmerzlichſtem Abſchiede ſtatt. Er hatte zwei der großen Güterwagen mit hohen Seitenwänden und mit hoch über Bogen geſpanntem Dache von Segeltuch gemietet, die damals vor der Ära der Eiſenbahnen den Warenverkehr vermittelten. Der eine war ſo gut wie möglich als ambulante Behauſung der Familie eingerichtet worden. Der andere diente zur Bergung der mitgehenden Habſeligkeiten der Familie. Es war dies übrigens in jener Zeit die gewöhnliche Transportweiſe für deutſche Auswanderer nach den Seehäfen. (Außer dem Onkel, ſeiner Frau und acht Kindern und einem Diener, machten die Brüder Friedrich und Eduard meines Vaters ſowie Johann Scheel die Fahrt mit.) Das Ziel der Landreiſe war Havre-de-Grace, wo die Familie nach zehn Tagen ankam. Infolge ſtürmiſchen Wetters und des Mangels an paſſenden Schiffen blieben die Reiſenden dort drei Wochen liegen. Die Seereiſe war eine äußerſt ungünſtige und dauerte 63 Tage, ſo daß ſie New Orleans erſt am Tage vor Weihnachten erreichten. Nach achttägigem Aufenthalte dort wurde die Fahrt den Miſſiſſippi aufwärts auf einem kleinen Dampfer begonnen. Erſt nach 12 Tagen erreichte derſelbe St. Louis, ſo daß die ganze Reiſe von Zweibrücken bis zum Beſtimmungsorte nicht weniger als 3 Monate und 18 Tage gedauert hatte. Nach wenigen Tagen ſiedelte die Familie, dem Rate der vorausgegangenen Verwandten folgend, nach Belleville in St. Clair County über, wo der Onkel binnen kurzem eine Farm in unmittelbarer Nähe des Städtchens kaufte, welche das amerikaniſche Heim der Seinigen wurde.

Ich habe die Geſchichte der Auswanderung meiner Verwandten etwas ausführlich behandelt, weil dieſelben meine eigenen Lebensſchickſale entſcheidend beeinflußte. Ich werde in einem ſpäteren Kapitel über die amerikaniſchen Erfahrungen der Verwandten berichten.

Viertes Kapitel.

Die erſten Gymnaſialjahre.

Im Herbſte 1843, während meines Ferienaufenthaltes in Speyer, wurde es auf mein dringendes Bitten entſchieden, daß ich mit dem Ende Oktober beginnenden Schuljahre in die unterſte Klaſſe des Gymnaſiums in Zweibrücken eintreten ſollte. Erſt achteinhalb Jahre alt und ohne den vollen Kurs der „Volksſchule", der damals als nötige Vorbereitung für den Gymnaſialunterricht betrachtet wurde, war ich eigentlich weder dem Alter noch meinen Kenntniſſen nach für den Übertritt qualifiziert. Aber meine liebſten Kameraden, die indeſſen um ein bis drei Jahre älter waren, ſollten zu derſelben Zeit eintreten, und daher mein heißer Wunſch, mit ihnen zu gehen. Es erwies ſich als ein falſcher Schritt, da mir wirklich die Altersreife und die nötigen Vorkenntniſſe fehlten, und die Folgen desſelben machten ſich mir während meiner ganzen Gymnaſiallaufbahn fühlbar. Ich war einer der jüngſten in jeder Klaſſe und empfand den Mangel einer ſoliden Grundlage von Wiſſen beſonders in den erſten vier Jahren. In den alten Sprachen vor allem kam ich nur mit großer Mühe vorwärts.

Meinen erſten Unterricht im Lateiniſchen hatte ich einem regelmäßigen Beſucher des großväterlichen Hauſes, dem Regierungsdirektor Schnell von Schnellenbühel in Speyer, der mir ſtets beſonders gewogen war, zu verdanken. Auf ſeinem Knie ſitzend, erlernte ich das Leſen und Deklinieren. Es blieb bei der elterlichen Entſcheidung, und ich wurde in der Tat wohlbeſtallter Gymnaſialſchüler, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Zu dem Entſchluſſe der Eltern hatte der Umſtand nicht wenig beigetragen, daß der Lehrer der unterſten Klaſſe der bereits erwähnte Vetter Philipp

Krafft war. Er versprach, mich in seine besondere Obhut zu nehmen, und tat dies auch, aber in einer eigenen Weise, die mir nicht besonders zusagte. Er war eigentlich Pfarramtskandidat und hatte keine besondere pädagogische Vorbildung genossen. Es fehlte ihm vor allem jede Selbstbeherrschung den Schülern gegenüber. Wiewohl von Natur aus sehr gutmütig, besaß er doch ein sehr jähzorniges Temperament. Bei der geringsten Veranlassung prügelte und zauste er seine Schüler bei den Haaren und Ohren ohne Erbarmen. Die vier untersten Klassen hatten jeden Tag vor dem Beginne des Unterrichts eine Morgenandacht, die aus Gebet und Bibellesen bestand. Dabei passierte es öfters, daß er bei Ruhestörungen in plötzlicher Aufbrausung seine wuchtige Bibel vom Katheder aus nach den Köpfen der Übeltäter warf. Mir widmete er Aufmerksamkeiten dieser Art mit besonderem Eifer. Den liebenden Ausdruck: „Du Schlingel, nun bekommst du eine doppelte Tracht Prügel aus rein verwandtschaftlicher Zuneigung", bekam ich regelmäßig zu hören. Ohne die Nachhülfe meines Vaters wäre ich überhaupt kaum unter ihm vorwärts gekommen. Die einzigen Gelegenheiten, bei denen er sich liebenswürdig zeigte, waren die sogenannten Klassenspaziergänge im Sommer, die er durch Gesang und Musik und Spiele sehr anziehend zu machen verstand.

Auch die anderen Klassen der Lateinschule hatten sehr schwache Lehrkräfte. Der Lehrer der zweiten Klasse hatte nur beschränkte Kenntnisse und so gut wie keine Lehrgabe und erfüllte seine Pflichten in rein mechanischer Weise und bei vollständiger Gleichgültigkeit für die Wirkung auf die Schüler. Er wurde den letzteren gegenüber dadurch geradezu lächerlich, daß ihm, der körperlich äußerlich schwächlich und kränklich und für jede Leibesübung unfähig war, der Turnunterricht oblag. Der Lehrer der dritten Klasse war ein tüchtiger Klassiker, aber ein knurriger Kauz und Musterpedant von höchst abstoßender Lehrmethode. Der Lehrer der vierten Klasse litt an der Auszehrung, so daß sein Unterricht fortwährende, sehr nachteilige Unterbrechungen erfuhr. Meine Leistungen in den ersten vier Gymnasialjahren waren daher sehr unbefriedigend. Das Fehlen der richtigen Anregung machte mich träge, und ich war regelmäßig unter den Letzten in der Klasse.

Nicht in einem einzigen Lehrfache zeichnete ich mich in jener Zeit aus und ſpielte daher weder bei dem ſogenannten Maifeſte, das mit Deklamationen und Muſik der Schüler und Ausflügen gefeiert wurde, noch bei den Preisverteilungen am Jahresſchluſſe je eine Rolle. Weder die Lehrer noch meine Eltern hatten eine hohe Meinung von meiner geiſtigen Befähigung. Für meinen Vater war dies natürlich eine große Enttäuſchung, die er mich auch fühlen ließ.

Meine unbefriedigenden Schulerfolge erſchienen in noch ungünſtigerem Lichte neben der muſterhaften Aufführung des zweitjüngſten Sohnes, Robert, aus der zweiten Ehe meines väterlichen Großvaters, alſo des Stiefbruders meines Vaters, der nur zwei und ein halb Jahre älter als ich war, zur Zeit meines Eintrittes in das Gymnaſium in unſer Haus kam und vier Jahre in demſelben verbrachte, um den Gymnaſialunterricht von der zweiten Klaſſe ab zu genießen. Er war ein dicker, guter Junge, von außerordentlicher Gutmütigkeit und größter Gewiſſenhaftigkeit in der Erfüllung aller Obliegenheiten. Bei mir ging das Spiel immer den pensis vor, bei ihm war es ſtets umgekehrt. Mehr durch Fleiß und Geduld als durch Begabung erwarb er ſich ſtets hohen Rang in ſeiner Klaſſe. Beſonders zeichnete er ſich durch Ordnungsliebe aus. Sein Bücher- und Kleiderſchrank war immer ſchön aufgeräumt. Es war ihm ein wahres Vergnügen, jeden Samstag Nachmittag ſtundenlang ſeinen Ordnungstrieb durch neue Einrichtung ſeiner Habe zu befriedigen. Ich war auch in dieſer Richtung das gerade Gegenteil von ihm. Er wurde mir ſtets als ein Muſter vorgehalten, was auch vollkommen berechtigt war, aber mich doch nicht zu ſeiner Nachahmung brachte. Nach Ablauf der vier Jahre widmete er ſich dem Kaufmannsſtande in Frankfurt am Main und wanderte ſpäter nach den Vereinigten Staaten aus. Ich werde ſpäter zu erwähnen haben, wie es ihm dort erging, und wie wenig ſich die Erwartung einer erfolgreichen Laufbahn erfüllte, die man ihm kraft ſeiner geſchilderten Eigenſchaften vorausſagte, während man für mich die Zukunft eines Taugenichts erwartete.

Ich verzeichne hiermit noch verſchiedene Epiſoden aus jener Jugendperiode, die mir wenigſtens erwähnenswert erſcheinen.

Mitte der vierziger Jahre hatte mein Vater Hoffnung auf eine Beförderung an den oberſten bayeriſchen Gerichtshof in München, in der er jedoch getäuſcht wurde. Er betrachtete das als eine Zurückſetzung, und glaubte, auf eine höhere Laufbahn im Juſtizdienſt verzichten und ſich mit dem Gedanken vertraut machen zu müſſen, ſein amtliches Leben in der Pfalz zu verbringen und zu beſchließen. Dies brachte ihn zu dem Entſchluſſe, ſich in Zweibrücken ein eigenes Haus zu bauen. Zuſammen mit den Anwälten Gulden und Golſen und dem Freiherrn von Eſebeck kaufte er ſich im Jahre 1843 ein Grundſtück in unmittelbarer Nähe unſerer damaligen Wohnung, auf dem nach einheitlichem Plane vier Häuſer aus rotem Sandſtein errichtet wurden, die zuſammen einen recht ſtattlichen, dreiſtöckigen Bau mit einer Front von ungefähr 130 Fuß bilden und noch heute eine Zierde der Stadt ſind. Unſer Haus ſtand an einer der beiden Ecken und war von einem amphitheatraliſch ſich erhebenden Blumengarten begrenzt, ſo daß es eine ganz freie Lage und einen reizenden Blick auf die grünen Höhen und Täler hatte, welche die Stadt umgeben. Es enthielt achtzehn Wohnräume in drei Stockwerken und war daher ſehr geräumig und im Innern bequem und geſchmackvoll eingerichtet. Wir bezogen das Haus im Herbſte 1846, und es blieb das Heim der Familie, ſo lange ſie in Zweibrücken wohnte. Es ermöglichte den Eltern oft Gaſtlichkeit auszuüben, ſo daß es zum Mittelpunkte der kleinen Geſellſchaft von Zweibrücken wurde.

Wenn ich auch nicht eifrig in meinen Studien war, ſo fehlte es mir in anderer Richtung doch nicht an Lebhaftigkeit. Wenn es galt, den Lehrern oder anderen einen Schabernack zu ſpielen, ſo war ich immer bei der Hand. Recht tolle Streiche verübte ich mit meinen Kameraden, und, wiewohl der jüngſte unter ihnen, ſtand ich doch keinem an Kühnheit nach. Auch blieb mir meine alte Luſt an Spielen und Jugendvergnügen aller Art. Je weniger mich das Schulzimmer feſſelte, um ſo lieber lebte ich in der freien Luft. Spiele auf der Straße an Schultagen bis zum letzten Tageslichte und an freien Tagen lange Spaziergänge im Sommer und Schlittſchuhlaufen oder Schlittenfahren im Winter waren die Regel. Auch betrachtete ich es als ein beſonderes Privilegium,

meinen Vater, der ein eifriger Nimrod war, auf der Jagd begleiten zu dürfen. Dieſe Neigungen waren dem Studium gerade nicht förderlich. Einen weiteren Grund, warum es mit demſelben bei mir nicht recht vorwärts ging, bildeten die häufigen Krankheiten, von denen ich befallen wurde. Ich war in jenen Jahren kein kräftiger Junge und zog mir manches durch Unvorſichtigkeit zu. Überzieher, Überſchuhe und wollene Unterkleider waren mir und meinen Altersgenoſſen ganz unbekannte Dinge. Erkältungen waren daher gewöhnliche Erſcheinungen bei mir, und als Folge ſolcher hatte ich eine Lungen-, Gehirn- und mehrere Halsentzündungen durchzumachen. Auch der Scharlach ſuchte mich ſchwer heim und feſſelte mich im Winter 1844—45 beinahe acht Wochen ans Bett. Es war dies eine harte Geduldsprobe, die mir durch eifriges Leſen von „Robinſon Cruſoe", „Tauſend und eine Nacht" und zahlreichen Ritter- und Räubergeſchichten, für die ich große Vorliebe hatte, erleichtert wurde.

Wie gewohnt, ging ich am Schluſſe des Schuljahres gegen Ende Auguſt 1847 in die Ferien nach Speyer. Kurz nach meiner Ankunft wurde die Stadt durch die Nachricht in die höchſte Aufregung verſetzt, daß König Ludwig I. von Bayern ſich ſeinen pfälziſchen Untertanen zeigen und demnächſt die Kreishauptſtadt beſuchen würde. Die ganze Bevölkerung machte ſich ſofort daran, die Stadt ſo ſchön wie möglich zum Empfange der Majeſtät zu ſchmücken. Da das großelterliche Haus unmittelbar neben dem „Wittelsbacher Hofe" lag, der zum königlichen Abſteigequartier erkoren war, ſo entſchloß ſich der Großvater, es reichlich zu ſchmücken. Am Mittage des Tages der Ankunft (27. Auguſt) des Königs war er im oberen Stocke mit der Befeſtigung von Guirlanden an den Fenſtern beſchäftigt, wobei ich ihm half, als zum Eſſen gerufen wurde. Ich ging ihm voraus nach dem Eßzimmer in dem unteren Stocke. Als er nach einigen Minuten nicht erſchienen war, wurde ich wieder zu ihm hinaufgeſchickt. Ich fand ihn ausgeſtreckt mit blutrotem Geſichte und regungslos auf dem Boden vor einem der Fenſter liegen. Schreiend ſtürzte ich hinunter und teilte der Großmutter und Tante die ſchreckliche Entdeckung mit. Ein Schlagfluß hatte ſeinem Leben im 76. Jahre ein Ende gemacht.

Einen schöneren Tod hätte man dem lieben, alten Mann nicht wünschen können, aber für die Seinigen brachte das Ereignis nur den bittersten Schmerz. Ich hatte zum ersten Male die Schrecken des Todes geschaut und war aufs tiefste erschüttert. Auch hing ich an dem Geschiedenen mit aller Liebe, der mein Kinderherz fähig war. Ich kam tagelang nicht aus dem Weinen und Schluchzen heraus. Ich folgte dem Sarge bis zum Grabe und sah ihn darin verschwinden, was mich in eine solche Aufregung versetzte, daß ich förmlich krank wurde. Meine ältere Schwester war auch ganz außer sich. Auf meine Tante wirkte der Verlust des geliebten Vaters so, daß sie in ein Nervenfieber verfiel, welches sie an den Rand des Todes brachte und monatelang an das Bett fesselte. Infolge der langsamen Postverbindung (Telegraphen gab es damals noch nicht) kamen meine Eltern mit der jüngeren Schwester erst nach der Beerdigung an. Meine Mutter war auch tief erschüttert, und nur die Sorge um die erkrankte Schwester erhielt sie aufrecht.

Mein väterlicher Großvater war Bürgermeister von Speyer. Durch seine einsichtige Verwaltung des städtischen Eigentums an Grund und Boden wurde die Finanzlage der Stadt sehr gehoben. Beim Ablaufe seines Amtstermines wurde er daher von dem Stadtrate einstimmig wiedergewählt. Die Regierung versagte ihm aber ganz unerwartet ihre Bestätigung. Sie gab keine Gründe für diese Entscheidung, doch wußte man sofort, daß die oppositionelle Stellung, welche der Betroffene gegenüber der herrschenden politischen Rückströmung einnahm, die Veranlassung war. Hierauf entschloß sich mein Großvater, sich mit Familie auf sein Landgut — Schloß St. Johann hatte er inzwischen an seinen Sohn Otto abgetreten — den sogenannten „Klosterhof", bei Kirchheimbolanden, am Fuße des Donnersbergs gelegen, zurückzuziehen. Das Besitztum war früher eine Niederlassung des Ordens der Benediktiner gewesen und bestand aus der unbenutzten Klosterkirche, mehreren großen von den geistlichen Insassen benutzten, aber auch leer stehenden Gebäuden und den eigentlichen Wirtschaftsgebäuden. Der dazu gehörige Grundbesitz umfaßte hauptsächlich Wiesen und eine hoch auf dem sogenannten Schloßberge, um die Ruine der

Burg der ehemaligen Herren von Bolanden angelegte ausgedehnte Rebenpflanzung. Es war ein abgelegener Ort, faſt ohne allen Verkehr mit der Außenwelt. Dort lebte der Großvater ununterbrochen bis zu ſeinem Tode im Jahre 1859. Die Stief-Großmutter hatte ihn natürlich begleitet und lebte noch bis zum Jahre 1882. Auf ihn wie auf ſeine ganze Familie und beſonders die heranwachſenden Kinder zweiter Ehe hatte dieſe Abgeſchloſſenheit einen entſchieden ungünſtigen Einfluß, daß heißt, ſie bewirkte einen bemerkbaren geiſtigen Rückgang.

Meine Ferienbeſuche dehnten ſich nun auch auf den Kloſterhof aus. Ich muß aber geſtehen, daß ich mich dort, ſo weit meine Erinnerung reicht, nie recht behaglich fühlte. Beſonders ein gruſeliger Eindruck iſt mir friſch im Gedächtniſſe geblieben. Wenn die Fremdenzimmer im Wohnhauſe mit anderen Gäſten gefüllt waren, wurden die jungen Onkel und ich in die ehemaligen Mönchszellen in einem der erwähnten unbenutzten Gebäude einquartiert. Unſere Schlafſtätten beſtanden einfach aus Strohmatratzen, Kopfkiſſen und Decken. Nun waren allerlei Geſpenſtergeſchichten über den Hof im Umlauf, beſonders über das nächtliche Erſcheinen der Geiſter von Mönchen, die zur Strafe in der Kloſterkirche lebendig eingemauert waren. Daß wir daher nur mit Grauſen unſer Nachtquartier bezogen, läßt ſich denken. Dazu kam noch, daß die alte Klauſe ein beliebter Zufluchtsort für Nachteulen und Ratten war, deren nächtliches Treiben uns oft aufweckte und gerade nicht mit den mutigſten Empfindungen erfüllte. Eine beſondere Anziehung beſaß indeſſen der Kloſterhof für alle jugendlichen Beſucher: den dortigen Zwetſchgenreichtum, der uns ein unbegrenztes Schwelgen in Kuchen von dieſem herrlichen Obſte geſtattete.

Im Herbſte 1844 machte ich meine erſte Dampfſchiff- und Eiſenbahnfahrt. Damals beſtand die Hauptverbindung von Speyer mit der Außenwelt in der Dampfſchiffahrt auf dem Rhein. Alle zwiſchen Mannheim und Straßburg fahrenden Dampfboote legten an. Die Ankunft und Abfahrt derſelben war in der Tat das Hauptereignis des Tages, und die Promenade nach dem Landungsplatze war eine ſehr beliebte, wiewohl dieſe im Sommer durch wolkendichte Schwärme von Stechmücken gewöhnlich ſehr

unbehaglich gemacht wurde. Es war immer mein heißer Wunſch geweſen, einmal eine Flußfahrt machen zu können, aber erſt zur genannten Zeit ging er in Erfüllung. Eine größere Geſellſchaft verabredete einen Ausflug über Mannheim nach Heidelberg, dem ſich meine Tante mit Schweſter Anna und mir unter dem Schutze meines Onkels Friedrich anſchloß, der inzwiſchen von Amerika zurückgekehrt und auf der Kreisregierung beſchäftigt war. Die Flußfahrt nach Mannheim dauerte wenig über eine Stunde und war für mich ein großes Ereignis, deſſen Einzelheiten mir noch ſo klar vor Augen ſchweben, als hätte ich ſie erſt geſtern erlebt. Ich war ganz Auge und Ohr für die wunderbare Maſchine und das mir ſo neue Treiben der Menſchen auf dem Schiffe und trennte mich ſehr ungern von demſelben. Die Eiſenbahnfahrt von Mannheim nach Heidelberg (eine der älteſten Strecken in Deutſchland) machte aber einen noch viel mächtigeren Eindruck auf mich. Der erſte ſchrille Pfiff der Lokomotive fuhr mir durch alle Glieder, und ich hielt mir vor Schrecken die Ohren zu. Infolge des pfeilſchnellen Hinſauſens des Zuges fühlte ich mich ebenfalls ſehr unbehaglich, und ich war von Herzen froh, als die Fahrt zu Ende war. Wie wenig ließ ich es mir damals träumen, daß die Eiſenbahnen die größte Rolle in meinem Leben ſpielen würden!

Auf einer meiner Rückfahrten vom Kloſterhofe nach Zweibrücken verbrachte ich zwei Tage in Kaiſerslautern, bei der Baſe Dorothee, der Schweſter meines Lehrers Krafft, die dort an einen Steuerbeamten verheiratet war. Zur Zeit wurde der längſte Tunnel auf der Hauptlinie der pfälziſchen Bahnen durch die Vogeſen in der Nähe der Stadt gebaut. Ich ſcheute den zwei Stunden langen Weg nicht, um mir dieſe große Sehenswürdigkeit zu betrachten, die mir wie ein Weltwunder erſchien. Es kam mir natürlich nicht in den Sinn, daß ich viel Großartigeres in dieſer Richtung zu leiſten beſtimmt war. Ein Jahr ſpäter ſah ich Kaiſerslautern wieder bei einer außerordentlichen Gelegenheit. Es handelte ſich um die Einweihungsfeier der noch heute ſtehenden, großartigen Getreidehalle, zu der Neugierige in großer Zahl aus allen Teilen der Pfalz ſtrömten. Durch vieles Bitten errang ich mir die Erlaubnis, die Feſtlichkeit mitmachen zu dürfen. Um die

Koſten ſo gering wie möglich zu halten, machte ich mehr als die Hälfte des zehn Stunden weiten Weges von Zweibrücken an einem Tage hin und zurück zu Fuße, für welche Leiſtung ich allgemein als ein ſehr energiſcher Junge gerühmt wurde. Mein einziges Mahl auf der Tour beſtand aus einer Wurſt und einem Stücke Brot, das ich mir in einer nahe dem Feſtplatze gelegenen Bierhalle kaufte. Sechsunddreißig Jahre ſpäter, bei einem im Sommer 1884 mir zu Ehren in einem Gaſthofe, der an der Stelle der Bierhalle errichtet worden war, gegebenen Feſtmahle fiel mir während meiner Dankrede dies Erlebnis plötzlich ein, und ich erzählte es unter allgemeinem Beifalle.

Weniger rühmlich als bei der Kaiſerslauterer Einweihung ging es für mich bei einer anderen Gelegenheit her. Einer der erwähnten üblichen Sommerausflüge führte meine Klaſſe zu Fuß nach Landſtuhl, etwa ſechs Stunden von Zweibrücken, zur Beſichtigung der dortigen berühmten Ruine der Burg des Franz von Sickingen. Bei der Ankunft in dem Städtchen wurden wir zur Erfriſchung nach einem Bierkeller geführt. Ich hatte faſt noch nie zuvor einen Tropfen Gerſtenſaft gekoſtet, ſpürte aber ſolchen Durſt, daß ich ein großes Glas raſch hinuntertrank. Die Folgen zeigten ſich ſehr bald. Ich wurde faſt beſinnungslos, bekam entſetzliche Übelkeiten und mußte in einem Gaſthofe zu Bette gebracht und ſchließlich im Laufe des Abends auf einem ſogenannten Leiterwagen nach Hauſe gefahren werden.

Mein Vater war ein leidenſchaftlicher Spaziergänger. In der ſchönen Jahreszeit machte er jeden Sonntag Ausflüge zu Fuß, auf denen ich ihn mitunter begleiten durfte. Einer derſelben führte uns nach dem zweiundeinhalb Stunden entfernten Städtchen Bliskaſtel, wo wir bis gegen Sonnenuntergang blieben. Der Aufbruch verzögerte ſich ſo, daß mir die Zeit ſehr lange wurde und ich mich ſchließlich allein auf den Heimweg machte, unbedachterweiſe aber vergaß, dem Vater dies zu melden. Nun hatte ich ihn den mitgenommenen Herren vorſchlagen hören, zur Rückkehr einen kürzeren, über einen Bergrücken führenden Fußweg ſtatt der Landſtraße im Bliestale zu benutzen. Den erſteren ſchlug ich ſomit ein, indem ich von Zeit zu Zeit auf die vermeintlich Nachkommenden wartete.

Die Gesellschaft vermißte mich beim Abgange, nahm aber an, daß ich schon unterwegs auf der Fahrstraße sei, worauf man diese statt des Fußweges einschlug. Man holte mich nicht ein, mein Vater rechnete aber sicher darauf, mich zu Hause und im Bette zu finden. Die Entdeckung, daß dies nicht der Fall war, erschreckte ihn natürlich nicht wenig. Die ganze Familie harrte auf mich die Nacht hindurch in banger Erwartung. Ich erschien aber erst nach Tagesanbruch. Ich hatte kurz nach eingetretener Dunkelheit den Weg verloren und war die ganze Nacht durch umhergewandert.

Kurz nach dem Einzuge in unser neues Haus empfand ich die Wonne und die Qual meiner ersten Liebe. Ich war zwar erst zwölf Jahre alt, aber die Gefühle meiner Knabenseele waren wirklich die stets wechselnde Quelle bald von Pein und von Glück in kaum geringerem Maße als bei ähnlichen Anwandlungen im Jünglingsalter. Wie ich in einem früheren Kapitel erzählte, hatten meine Altersgenossen und ich große Neigung zum Theaterspiel. Der Umstand, daß in dem neubezogenen Heim ein dafür besonders geeigneter Raum vorhanden war, ließ die alte Leidenschaft neu unter uns aufleben. Wir gewannen auch unsere Eltern dafür, und besonders die Mütter gaben sich Mühe, unsere Leistungen zu heben. Wir übten ein wohlbekanntes Stück, „der Heiratsantrag auf Helgoland", ein, in dem meine Schwester Anna die Hauptrolle, eine Freundin von ihr die eines in sie verliebten Matrosen und ich eine andere spielte. Der niedliche Matrose tat es mir an. Ich huldigte ihr in unwandelbarer Treue zwei Jahre hindurch, bis eine Versetzung ihres Vaters nach München die Kur brachte. Ich sah sie erst nach langen Jahren als verheiratete Frau wieder.

In jener Zeit wurde mir auch eine besondere theatralische Auszeichnung zuteil, auf die ich nicht wenig stolz war. Auf der Stadtbühne gab eine einheimische Liebhabergesellschaft jeden Winter einige Vorstellungen. Ich wurde der Rolle eines Pagen in einem der Stücke gewürdigt. Sie erhob sich kaum über die eines einfachen Statisten, dagegen war aber mein Kostüm um so glänzender. Die Liebhaberrollen wurden von einem sehr begabten, jungen Justizbeamten und einem bildschönen, neunzehnjährigen Mädchen, einer

Tante meiner Erkorenen, geſpielt. Das Spiel der beiden wurde bald Wirklichkeit und feſſelte dadurch natürlich um ſo mehr die Aufmerkſamkeit des ſtädtiſchen Publikums. Auch uns Kindern war die gegenſeitige Neigung der beiden bekannt, und, da ich ſelbſt an Liebesweh litt, ſo verfolgte ich ihr Spiel mit verzehrendem Anteil. Man ſah allgemein täglich einer förmlichen Verlobung entgegen. Das Ende war aber ein ganz anderes. Plötzlich weigerten ſich beide wieder aufzutreten und mieden ſich auf das Strengſte. Er entſagte nach einigen Jahren dem Staatsdienſte und wurde katholiſcher Geiſtlicher. Sie blieb ledig und führte bis zu ihrem Tode ein ſehr zurückgezogenes Leben. Ich habe nie eine Erklärung des Rätſels gehört.

Meinen erſten Tanzunterricht erhielt ich in meinem elften Jahre. Der Lehrer war einer jener nomadiſchen Tänzer, die in früheren Jahren in Deutſchland wie Schauſpieler von Ort zu Ort ihren Broterwerb ſuchten. Er war Ballettänzer geweſen, und, wiewohl ein Sechziger, beſaß er noch große körperliche Gewandtheit und gefiel ſich darin, ſeinen Schülern ſeine Kunſt zu zeigen. Unſere Tanzklaſſe beſtand aus Jungen und Mädchen befreundeter Familien. Die Fama berichtet, daß ich ein ziemlich unbeholfener Tänzer war. Auch muß ich mit meiner Tänzerin unzufrieden geweſen ſein. Wenigſtens erzählte mir dieſelbe, als ich ſie nach zwanzig Jahren als Offiziersfrau in München wiederſah, daß ich ihr gegenüber öfters ſehr ungalant geweſen ſei und während des Unterrichts kein Wort mit ihr geſprochen hätte.

Kurz vor dem Einzuge in unſer neuerbautes Haus wurden meine Schweſtern und ich mit meinem Lieblingshunde von einem Lokalkünſtler Namens Hoffmann in Öl gemalt. Das Bild, das in meinem Beſitze iſt, kann nicht als Kunſtwerk bezeichnet werden, ſondern iſt, was Stellung der Figuren und Farbenverwendung betrifft, ein geradezu klägliches Machwerk. Aber nach dem allgemeinen Urteile derer, die die Schweſtern und mich in unſerer Jugend kannten, zeigen unſere Konterfeis doch viel Ähnlichkeit. Der Künſtler erkannte im Laufe der Zeit, daß ſein Talent in einer falſchen Richtung tätig war, und heiratete die Witwe eines Dorfwirtes in der Nachbarſchaft, deren Schenke er lange Jahre vorſtand.

Unter den Offizieren des leichten Reiterregiments, das in Zweibrücken in Garniſon lag, diente als ein ſehr alter Lieutenant ein Univerſitätsfreund meines Vaters namens Albert Job. Er war ein flotter Bruder Studio geweſen, dem am Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn die Gelegenheit ſehr willkommen geweſen war, als Offizier unter die Truppen zu gehen, die in Bayern zum Dienſte in Griechenland unter König Otto geworben wurden. Nach Entlaſſung derſelben kam er glücklich in bayeriſchen Dienſten unter. Durch ihn wurde ich mit allen jungen Offizieren ſeines Regimentes bekannt. Darunter war ſein beſonderer Freund, ein Freiherr von Gumppenberg, der auch in unſerem Hauſe verkehrte. Er beſaß ein Paar engliſche Bulldoggen, die wegen ihrer Biſſigkeit in der ganzen Stadt bekannt und gefürchtet waren. Sie durften nur in Begleitung des Reitknechtes aus dem Hauſe. Dieſer war der Verehrer unſerer Köchin, und die Tiere begleiteten ihn öfters bei ſeinen Beſuchen, wodurch ſie auch mich kennen lernten.

Eines Tages überließ der Reitknecht mir die Obhut der Hunde, um ungeſtörter mit ſeiner Schönen einer Tanzbeluſtigung beiwohnen zu können. Ich führte die Tiere in die Wieſengründe um die Stadt. Unglücklicherweiſe begegneten wir dort einer Ziegenherde. Die Ziegen ſcheuten vor den Hunden und fingen an, davon zu laufen. Dies war das Signal für einen wütenden Angriff auf dieſelben. Binnen kurzem hatten die Doggen ſieben der Ziegen getötet, ehe ſie von dem Hirten und Vorübergehenden durch Knüppelſchläge und Steinwürfe verſcheucht werden konnten. Meinen Schrecken kann man ſich denken. Der Beſitzer der Beſtien mußte natürlich für den Schaden aufkommen. Der Reitknecht kam mit einer Schelte davon. Er heiratete ſpäter unſere Köchin, und angeſichts der langjährigen, treuen Dienſte der letzteren wohnten wir Kinder der Hochzeit bei. Das Paar bewahrte der Familie die größte Anhänglichkeit. Der Mann iſt ſchon ſeit Jahren tot. Die Frau, die ich in ihrem Alter zu unterſtützen die Ehre habe, beſucht mich jedesmal, wenn ich in Zweibrücken bin.

Fünftes Kapitel.

Die Revolutionszeit.

Im Herbſte 1847 erfolgte mein Übergang von der Lateinſchule, in der ich vier Jahre verbracht hatte, in die unterſte der vier Klaſſen des Gymnaſiums. Ich beſtand knapp die dazu erforderliche Aufnahmeprüfung und entging dadurch der Erfüllung der Drohung meines Vaters, mich aus der Schule zu nehmen und Kaufmannslehrling werden zu laſſen, was vorausſichtlich meinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben haben würde. Der Hauptlehrer der erſten Gymnaſialklaſſe, der noch als hochbejahrter Greis in Zweibrücken lebende Profeſſor Butters,*) war ein tüchtiger Pädagoge, deſſen Einfluß mich ſofort viel reger machte. Doch bereits nach einigen Monaten traten Einwirkungen an die Gymnaſialjugend heran, die ernſten Studien durchaus nicht günſtig waren.

Mein Vater hatte die Gewohnheit, unmittelbar nach dem Mittagseſſen, das bei uns regelmäßig um halb ein Uhr eingenommen wurde, mit ſeinen Kollegen in einer prächtigen Kaſtanienallee mitten in der Stadt, die aus der herzoglichen Zeit herſtammte, einen Spaziergang zu machen und darauf in dem ſogenannten „Kaſino", einem Klub für die Honoratioren, die Zeitungen zu leſen. Gegen Ende Februar 1848 kam er einige Tage mit ſehr ernſter Miene nach Hauſe. Die Berichte der im Klub gehaltenen Pariſer Zeitungen über die politiſche Kriſis vor der Februarrevolution hatten ihn beſorgt gemacht. Als dieſelben Blätter dann mehrere Tage ganz ausblieben, entſtand in ihm und

*) Im Jahre 1900 geſtorben.

in der ganzen Stadt die höchste Aufregung. Am letzten Februar trafen endlich mehrere Nummern gleichzeitig ein und bestätigten durch ihre Berichte über den Aufstand in Paris, die Flucht Louis Philipps und die Proklamation der Republik die gehegten, schlimmsten Befürchtungen.

Allgemeiner Schrecken ergriff alt und jung. Die kaum verschmerzten Folgen der ersten französischen Republik für ganz Deutschland und besonders für das linke Rheinufer und die Pfalz traten in frischer Erinnerung vor die Augen. Jedermann glaubte an eine sofortige Invasion seitens der Franzosen zur Wiederherstellung der Rheingrenze. Man war in peinlichster Unruhe und sprach von nichts als von der Wirkung des erwarteten Kriegssturmes auf lokale und persönliche Verhältnisse. In unserem Familienkreis drehten sich alle Gedanken um diese bedrohlichen Aussichten, und die mögliche Notwendigkeit einer Flucht wurde erörtert.

Natürlich wurde auch die ganze Gymnasialjugend von der Aufregung erfaßt. Wir konnten uns kaum genug für den Unterricht und die Fertigstellung unserer täglichen pensa fassen. Wir wurden alle plötzlich Tagespolitiker (ich blieb es auch von da ab) und warteten gespannt auf die Nachrichten, welche die täglichen Posten brachten. In den freien Tagesstunden blieben die Freunde immer in Gruppen beisammen, um Neuigkeiten und Meinungen auszutauschen. Wir machten lange Spaziergänge, um auf denselben unserer jugendlichen Phantasie hinsichtlich der erwarteten Ereignisse freien Lauf zu lassen. Mit der Leichtlebigkeit unserer Jahre war uns die Aussicht auf Krieg gar nicht unerwünscht, und zwar erstens, weil sie uns Befreiung vom Schuljoche bringen würde, und zweitens, weil jeder von uns in sich und den Kameraden einen Napoleon und seine Marschälle fühlte. Selbstverständlich wuchs die Erregung, als nacheinander die Märzereignisse in München, Berlin und anderwärts in Deutschland eintraten. Die ganze Welt schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Für meinen Vater war bei seinen konservativen Ansichten das rasche Vorschreiten der Revolution besonders niederdrückend. Der politische Wellenschlag wurde auch in eigener Weise ganz

direkt in Zweibrücken verspürt. Rechtsanwalt Heintz, einer unserer nächsten Nachbarn, der sich als liberaler Abgeordneter einen Namen in der bayerischen Kammer gemacht hatte, wurde plötzlich als Justizminister nach München berufen. Ein solcher Sprung zur höchsten Würde erregte das größte Erstaunen und bestärkte den Glauben an eine bevorstehende Umwälzung alles Bestehenden.

Dann kamen die sogenannten „Märzerrungenschaften", Freiheit der Presse, unbeschränktes Versammlungsrecht und Volksbewaffnung. Da die Lokalpresse nur aus einem erbärmlichen Wochenblättchen bestand, dessen Hauptinhalt sich aus Anzeigen zusammensetzte, so brachte das erstgenannte neuerworbene Volksrecht dem Zweibrücker Publikum keinen besonderen Nutzen. Das Versammlungsrecht wurde aber alsbald und lebhaft ausgeübt. Ein Volksverein wurde gegründet, und derselbe hielt allwöchentliche Sitzungen an Samstagsabenden, bei denen es von Woche zu Woche lebhafter herging. Einheimische wie auswärtige Redner ließen sich hören, die alle Grade der Bildung und des Standes repräsentierten. Ich brannte vor Begierde, den Wochenversammlungen beizuwohnen, besonders seit ich wußte, daß der Schuhmachermeister, der unsere Familie seit Jahren mit Fußbekleidung versorgte, einer der Volksleiter geworden war und regelmäßig als Sprecher auftrat. Aber mein Vater verweigerte mir die Erlaubnis, und ohne solche wagte ich es doch nicht, meine Neugierde zu befriedigen.

Die „Volksbewaffnung" brachte uns Jungen die größte Befriedigung. Im Laufe des Frühjahres wurde ein Bürgerwehrbataillon, aus ungefähr 500 Mann bestehend, organisiert. Bei der freisinnigen Zeitströmung beeilte man sich in den Beamten- wie Bürgerkreisen demselben beizutreten. Mein Vater war einer der wenigen Staatsdiener, die sich nicht anschlossen. Er hielt auch nicht mit den Gründen seines Fernhaltens zurück. Er erklärte offen bei jeder Gelegenheit, daß er es für ein verächtliches Haschen nach öffentlicher Beliebtheit und eine Selbstherabwürdigung für königliche Beamten hielt, sich neben Krämern und Handwerkern einreihen zu lassen. Daß er mit dem ersteren Tadel teilweise recht hatte, mußte zugestanden werden, aber natürlich wurde ihm

seine herbe Kritik nicht wenig übelgenommen und er kam nach und nach in den Ruf eines Reaktionärs.

Die „Bürgerwehr" wurde auf dem großen Übungsplatze vor dem herzoglichen Schlosse dreimal wöchentlich in den Nachmittagsstunden einexerziert. Das Schauspiel hatte natürlich für die städtische Jugend eine besondere Anziehung, und dieselbe war immer zahlreich unter den Zuschauern vertreten. Die einzelnen Szenen gewährten mir und meinen Kameraden ein ganz besonderes Gaudium. Unsere natürliche Neigung zum Hohn und Spott wurde nicht wenig durch die wirklich lächerliche Unbehülflichkeit genährt, welche die Oberlandesgerichtsräte, Professoren und ehrbaren Spießbürger, meistens schon über die mittleren Lebensjahre hinaus, bei der Bemeisterung der militärischen Anfangsgründe zeigten. Es war auch in der Tat unwiderstehlich, wenn beim Kommando „rechtsum" die Hälfte der wohlbeleibten Rekruten „linksum" machte, und auf „Kehrt euch" durch Wendungen in falscher Richtung Zusammenstöße von Köpfen und Bäuchen erfolgten.

Man war in einigen Monaten mit den Übungen ohne Waffen fertig. Aber die versprochene Ausrüstung mit Gewehren ließ in loco wie anderswo lange auf sich warten. Die Regierung versuchte augenscheinlich die Ablieferung so lange wie möglich hinauszuschieben, und es bedurfte energischer Vorstellungen in der bayerischen Kammer, ehe sie sich dazu verstand. Groß war aber die Enttäuschung, als es sich herausstellte, daß man sich statt der Perkussionsgewehre mit Feuerschloßmusketen, die seit einer Generation im Arsenale gelagert hatten, begnügen mußte. Aber man ergab sich in sein Schicksal und übte sich so gut wie möglich auf die Hantierung der Musketen ein. Bei den Schießübungen machten sich die Mängel derselben freilich sehr geltend. Mitte des Sommers war die Einübung des Bataillons soweit vorangeschritten, daß Paraden und Umzüge durch die Stadt abgehalten werden konnten. Natürlich fanden dieselben immer in Gegenwart und unter voller Begleitung der gesamten Jugend statt. Aber ich muß gestehen, daß mir das „Bürgermilitär" doch nie recht imponierte. Besonders die in Offiziere verwandelten Handwerksmeister und kleinen Kauf-

leute konnten meine Bewunderung nicht erregen. Aber das Volk war ſehr ſtolz auf dieſe Entfaltung ſeiner Macht.

Unvergeßlich iſt mir die Fahnenweihe, welche von dem Bataillon auf „Tſchifflik“, einem Jagdſchloſſe mit anſehnlichem Park, in dem der polniſche Exkönig Stanislaus Leszinski einige Jahre hauſte, ganz in der Nähe der Stadt abgehalten wurde. Es erſchienen dabei Deputationen der Bürgerwehren der meiſten pfälziſchen Städte. Infolge der Gegenwart einer ſtarken Vertretung der franzöſiſchen Nationalgarde aus mehreren Grenzſtädten wie Saargemünd und Bitſch geſtaltete ſich die Feier zu einem förmlichen Verbrüderungsfeſte zwiſchen den durch das Band der Freiheit neugeeinten galliſchen und germaniſchen Brüdern. Die überſchwenglichſten Reden wurden in beiden Sprachen gehalten. Wein und Bier floß in Strömen, und man ſprach, ſang und trank ſich in eine grenzenloſe Begeiſterung. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr deutlich die Sympathie für Frankreich, die als Tradition aus der Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft über die Rheinlande immer noch unter der pfälziſchen Bevölkerung herrſchte und die erſt mit der Einigung Deutſchlands durch die Kriege von 1866 und 1870 ganz verſchwand.

Am Oſterfeſte 1848 fand meine Konfirmation oder Einſegnung als Glied der proteſtantiſchen Kirche ſtatt. Ich wurde für den feierlichen Akt in der gewöhnlichen Weiſe durch beſonderen religiöſen Unterricht vorbereitet. Ich erzählte in einem früheren Kapitel von dem tiefen Eindrucke, den eine Feierlichkeit in dem alten Kaiſerdom zu Speyer auf mein kindliches Gemüt machte. Ich kann mich nicht entſinnen, daß ich ſeitdem irgend eine religiöſe Anwandlung im kirchlichen Sinne gehabt hätte. Dies war leicht zu erklären. Mein Vater zeigte nicht nur vollſtändige Gleichgültigkeit den kirchlichen Gepflogenheiten gegenüber, ſondern zog ſehr oft in Gegenwart von uns Kindern gegen das „Pfaffentum“ los. Sein Kirchenbeſuch beſchränkte ſich auf den alljährigen Gottesdienſt zu Ehren des Geburtstages des Königs, wobei das ganze Beamtentum vorſchriftsmäßig in Uniform zu erſcheinen hatte.

Meine Mutter war zwar regelmäßig im Kirchenbeſuche und hielt auch meine Schweſtern dazu an, aber ſonſt war ſie auch

gleichgültig. Dazu kam noch, daß auf dem Gymnaſium der rein formelle religiöſe Unterricht und der Zwang, der hinſichtlich religiöſer Obſervanzen ausgeübt wurde, in mir wie in allen meinen Kameraden geradezu eine Abneigung gegen alles Kirchliche hervorrief. Die Morgenandacht und der vorgeſchriebene ſonntägliche Kirchenbeſuch — im Winter machte die in den ungeheizten großen Kirchen herrſchende Kälte den letzteren zu einer förmlichen Plage, der wir durch Schliche jeder Art zu entgehen ſuchten — waren uns verhaßt. Trotzdem muß ich geſtehen, daß die Einſegnung und der erſte Genuß des Sakramentes und Abendmahles mich innerlich ſehr ergriffen und in eine ernſte Glaubensſtimmung verſetzten, unter deren Wirkung ich einige Wochen jeden Sonntag die Kirche beſuchte. Doch der Eifer ließ bald nach, und ich verfiel wieder in die unkirchliche Verfaſſung, die mir das ganze Leben hindurch eigen geblieben iſt.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, war ich ein eifriger Politiker und Zeitungsleſer geworden. Vor allem zog mich das in Frankfurt tagende deutſche Parlament an, und ich las regelmäßig die Verhandlungen desſelben in den Tagesblättern. Die Namen und die perſönliche Geſchichte der leitenden Mitglieder waren mir bekannt. Es entſtand in mir der lebhafte Wunſch, die Verſammlung in der Paulskirche ſehen und hören zu können. Den ganzen Sommer durch machte ich darauf abzielende Pläne. Nun traf es ſich glücklicherweiſe, daß ich zu Anfang der Herbſtferien von meinem jungen Stiefonkel Robert, der, wie früher erwähnt, in Frankfurt ſeine kaufmänniſche Lehrzeit beſtand, eine Einladung nach dort erhielt, und zwar im Namen von Fräulein Körner, der Schweſter des mit ſeiner Tante verheirateten Guſtav Körner, bei der er wohnte. Mein Vater lachte mich zuerſt aus, als ich um ſeine Zuſtimmung bat. Er hielt es nicht für angezeigt, daß ein dreizehnjähriger Junge allein „in die Welt hinein fahre", wie er ſich ausdrückte. Dann machte ihn auch die äußerſt kritiſche Lage der Dinge im Parlament und in Deutſchland überhaupt mit Recht bedenklich. Der Ausbruch des bekannten Septemberaufſtandes in Frankfurt zeigte, daß ſeine Bedenken in dieſer Hinſicht wohlbegründet waren, und ſchien meine Hoffnungen vereiteln zu

wollen. Aber vierzehn Tage nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war, überredete ihn die Mutter, mich ziehen zu laſſen.

So trat ich ſtolz und glücklich die Reiſe über Mannheim und Darmſtadt nach der alten Mainſtadt an. Abgeſehen von dem erwähnten Ausfluge nach Heidelberg kam ich zum erſten Male über die Grenzen meiner heimatlichen Provinz hinaus. Schon deshalb dünkte mir die Fahrt, wiewohl ſie nur ſieben Stunden mit der Bahn dauerte (jetzt wird ſie in drei Stunden mit dem Schnellzug zurückgelegt), ein außerordentliches Unternehmen. Ich war ſehr zuverſichtlich, bis ich den Bahnhof von Mannheim erreichte, wo ich ein ſo großes Menſchengewühl vorfand, daß ich mich als Fremder unter Fremden verwirrt und unbehaglich fühlte. Es war mir daher eine Erleichterung, als ich unter den Mitreiſenden einen Zweibrücker Nachbarn, das Parlamentsmitglied Gulden, erblickte. Derſelbe nahm mich ſofort in ſeine Obhut und gab mir das Geleite bis ans Reiſeziel. Unterwegs machte er mich auf die hervorragendſten Punkte an der Bergſtraße aufmerkſam. Am Frankfurter Bahnhofe erwartete mich Robert und brachte mich nach ſeinem Heim. Ich fand in Fräulein Pauline Körner eine ſehr feine, liebenswürdige, ſehr wohlunterrichtete Dame. Nach ihrem freundlichen Willkommen fühlte ich mich ſofort ganz zu Hauſe.

Ich blieb acht Tage und ſah mir unter Führung Roberts alle Sehenswürdigkeiten, wie den Römer, den Dom, das Goethehaus, das Städelſche Inſtitut, die Judengaſſe und die Ariadne mit der größten Gewiſſenhaftigkeit an. Den größten Teil meiner Zeit widmete ich jedoch den Parlamentsſitzungen in der Paulskirche. Vier der fünf Sitzungen, die im Laufe der Woche ſtattfanden, verliefen ſehr ſtille. In der fünften ging es infolge einer Interpellation von der Linken über reaktionäre Vorgänge in Preußen und Öſterreich recht lebhaft her. Die Namen der Redner ſind mir leider nicht im Gedächtniſſe geblieben. Doch erinnere ich mich genau, den Reichsminiſter von Gagern, den Präſidenten Simſon und andere berühmte Mitglieder geſehen zu haben.

Meine politiſchen Sympathien (wenn ich von ſolchen in meinem damaligen Alter ſprechen darf) waren im Gegenſatz zu

denen meines Vaters durchaus demokratisch. Ich war zu denselben teils durch die vorherrschende Strömung in Zweibrücken in derselben Richtung, teils durch die sehr radikalen Ansichten aller väterlichen Verwandten, die uns besuchten, gebracht worden. In Betätigung meines Radikalismus vollbrachte ich vor meiner Abreise von Frankfurt noch eine kühne Tat. Ich war mit meinem Reisegelde so sparsam umgegangen, daß mir voraussichtlich ein ansehnlicher Überschuß bleiben würde. Ich beschloß, mit demselben einen Herzenswunsch zu befriedigen, der in nichts weniger bestand, als einen sogenannten „Heckerhut" mit roter Feder zu besitzen. Damit geschmückt, gelangte ich wohlbehalten wieder nach Hause. Es hatte mir unterwegs nicht wenig vor der Stimmung gebangt, in welche der Anblick meiner neuen Kopfbedeckung den Vater versetzen würde. Zu meiner freudigen Überraschung bemerkte er nur, er hätte nichts dagegen, wenn ich ein Narr wie so viele andere sein wollte.

So hatte ich denn die Genugtuung, unbehindert mit dem demokratischen Emblem durch die Straßen der Stadt wandeln und den nicht geringen Neid meiner Kameraden erregen zu können. Aber doch sollte mein Vergnügen nur ein kurzes sein. Am Tage nach dem Wiederbeginn des Gymnasialunterrichtes wurde ich vor den Rektor zitiert, der mir eröffnete, daß ich bei Strafe sofortiger Entlassung, im Falle der Nichtbefolgung, das Tragen des Heckerhutes zu unterlassen hätte. Die Demütigung war bitter und trug mir auch Hohn und Spott genug ein. Aber ich mußte einfach gehorchen und mich fortan wieder mit meiner Mütze mit schwarzrotgoldener Einfassung zufrieden geben.

Wie ich schon andeutete, hatte die herrschende politische Erregung keinen günstigen Einfluß auf die Schuljugend. Entsprechend der stetigen Lockerung aller bestehenden staatlichen und bürgerlichen Bande, die schließlich in der republikanischen Erhebung von 1849 gipfelte, machte die Zuchtlosigkeit unter derselben und besonders unter uns Gymnasiasten immer größere Fortschritte. Die Schüler der höheren Klassen gingen denen der anderen mit ansteckendem Beispiel voran. Mich reizte das Treiben der ausgelassensten unter jenen, und ich strebte es als eine Art Vergünstigung an, in engen

Verkehr mit ihnen zu kommen. Den ganzen Winter von 1848—49 verkehrte ich mehr mit Primanern und Sekundanern als mit den Kameraden meiner eigenen Klaſſe. Natürlich verlegte man ſich auf Großtuerei aller Art. Dazu gehörte auch der Wirtshausbeſuch trotz der beſtehenden ſtrengen Verbote. Ich hatte das Glück oder Unglück, beim erſten Vergehen dieſer Art mit einigen Sekundanern von dem Pedelle abgefaßt zu werden. Das Reſultat war für mich eine ſchwere Bußpredigt vor der ganzen Klaſſe und eine mehrſtündige Karzerſtrafe. Die Kur war in meinem Falle eine vollkommene, wenigſtens was ähnliche Vergehen betraf.

Mit dem Frühjahre 1849 begann der hiſtoriſche letzte Entſcheidungskampf in Deutſchland zwiſchen der freiheitlichen Partei und der Reaktion. Entſprechend dem Rufe des noch tagenden Reſtes des Reichsparlamentes zum Aufſtande gegen die Regierungen, welche die Reichsautorität nicht länger anerkennen wollten, bildete ſich im Mai als Ergebnis einer Maſſenverſammlung eine proviſoriſche Regierung für die Pfalz mit dem Sitze in Kaiſerslautern. Ihre erſten Akte waren die Aufforderung aller Behörden zu ihrer ſofortigen Anerkennung und ein Aufruf zur Bildung eines Volksheeres aus allen waffenfähigen Männern. Die Maſſe des Volkes war in der Pfalz wie in ganz Süddeutſchland unſtreitig für die revolutionäre Bewegung. Aber die monarchiſche Gewalt hatte ſich doch von ihrer Erſchütterung ſeit März 1848 ſoweit erholt, daß ſie zum Kampfe gegen die Demokratie gerüſtet war.

In Beamtenkreiſen wußte man dies, und wo man in denſelben den Sieg der monarchiſchen Regierung auch nicht hoffte und wünſchte, war man doch nicht genügend von der Kraft der Erhebung überzeugt, um an ihren Erfolg zu glauben. Die Aufforderung an die Behörden hatte daher nur die Wirkung, eine mehr oder weniger vollſtändige Auflöſung der beſtehenden Ordnung herbeizuführen, indem die Gerichts- wie alle anderen Verwaltungsbeamten mit wenigen Ausnahmen derſelben nicht entſprachen und ſich entweder gewaltſam ihres Amtes entſetzen ließen oder ſich einfach weigerten, weiter zu funktionieren, oder mit ihren Archiven und Kaſſen flüchteten. Binnen kurzem beſtand kein Gericht und keine höhere Verwaltungsbehörde mehr in der ganzen Provinz.

Auch die höheren Schulen machten dieſelbe Erfahrung durch. Der Rektor unſeres Gymnaſiums, ein ſchwacher, unbedeutender Menſch, ohne jeden ſelbſtändigen Willen, war anfänglich geneigt, angeſichts der unmittelbaren Gefahr einer Amtsentſetzung ſich der proviſoriſchen Regierung zu unterwerfen. Aber der energiſche Widerſtand im Lehrerkollegium ließ ihn davon abſehen, und ſo zog er es vor, eines Tages einfach zu verſchwinden. Schon vorher hatten ſich die Reihen der Schüler ſehr gelichtet, indem zufolge der drohenden politiſchen Vorgänge die meiſten der außerhalb Zweibrücken wohnenden Eltern ihre Söhne nach Hauſe gerufen hatten. Auch die einheimiſchen Schüler machten ſich die Erſchlaffung der Schuldisziplin zu nutze und waren nach Belieben abweſend und anweſend. Wir Tertianer waren auch dadurch gleichgültig geworden, daß wir unſeren beliebten und in jeder Beziehung tüchtigen Klaſſenlehrer Dr. Vogel im Frühjahre durch den Tod verloren hatten und darauf einen unregelmäßigen und zerſplitterten Unterricht durch die anderen Profeſſoren empfingen. Dem Beiſpiele von ſtillem Verſchwinden ſeitens des Rektors folgten bald einige der Lehrer. Infolge aller dieſer Umſtände kam im Juni die Anſtalt überhaupt zum Stillſtand. Der Unterricht hörte einfach wegen Mangels an Lehrern und Schülern auf.

Kurz vor dieſem Zeitpunkt ſpielte ich die Hauptrolle in einer eigenartigen Klaſſenepiſode, die ich erzählen muß, da ſie einen bedeutenden Einfluß auf meine Zukunft auszuüben beſtimmt war. Meine Sympathien waren, wie bereits erwähnt, durchaus demokratiſch, und meine Mitſchüler teilten ſie ohne Ausnahme. Nun war es Vorſchrift, den einſtündigen, proteſtantiſchen Religionsunterricht, den der Stadtpfarrer Dr. Krieger zweimal wöchentlich der Tertia gab, mit einem von den Schülern rezitierten Gebete zu eröffnen, in dem auch eine beſondere Fürbitte für das Wohl des „in Chriſto Geſalbten, Sr. Majeſtät, unſeres allergnädigſten Königs und Herrn", wie auch für die geſamte königliche Familie vorkam. Nach der Errichtung der proviſoriſchen Regierung dünkte es uns, daß dieſe Fürbitte nicht nur nicht mehr am Platze, ſondern eine förmliche Auflehnung gegen die beſtehende Gewalt ſei. Wir beſchloſſen daher, daß die betreffende Stelle fortan aus dem Gebete auszulaſſen ſei.

Es traf ſich zufällig, daß in der nächſten Religionsſtunde ich an die Reihe kam, das Gebet herzuſagen. Der Abſprache gemäß überſprang ich ruhig den reaktionären Satz. Dr. Krieger bemerkte die Auslaſſung ſofort und fuhr mich an: „Was ſoll dies bedeuten?", worauf ich gelaſſen antwortete: „Das Königtum iſt ja abgeſchafft, wie können wir da für den König beten?" Er forderte mich auf, den Satz einzuſchalten, und, da ich mich deſſen weigerte, rief er nacheinander ein halbes Dutzend andere Schüler auf, die aber einfach meinem Beiſpiele folgten. Endlich rief er in höchſter Aufregung: „Dies iſt ja offene Rebellion und Verhöhnung der Religion, des Königs Majeſtät und meiner ſelbſt. Euch erteile ich keinen Unterricht mehr." Sprach's, ergriff ſeinen Hut, verließ das Zimmer und erſchien auch nicht wieder. Die ſchließliche Frucht dieſes Zwiſchenfalles für mich werde ich im Nachſtehenden berichten.

Dieſe herausfordernde Offenbarung meines Radikalismus hätte ſich wohl nicht ereignet, wenn ich zurzeit die väterliche Autorität zu fürchten gehabt hätte. Aber mein Vater hatte, wie ſo viele ſeiner Kollegen, es für ratſam gehalten, mit Rückſicht auf den vor ſich gehenden politiſchen Umſturz ſeine Badereiſe, die er ſonſt gewöhnlich erſt während der Gerichtsferien im Spätſommer machte, bereits Ende Mai anzutreten. Er hatte immer ſchroffe Stellung gegenüber der fortſchreitenden freiheitlichen Bewegung genommen und war allgemein als Reaktionär bekannt. In ſeiner Stellung als Staatsanwalt hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, bei politiſchen Prozeſſen in ſcharfen Reden die herrſchende Strömung anzugreifen und ſich hierdurch nicht nur unbeliebt, ſondern gewiſſermaßen verhaßt zu machen. Es ſtand nicht zu bezweifeln, daß die proviſoriſche Regierung ihn gemaßregelt haben würde, wenn er ſich nicht außer Landes begeben hätte, und zwar trotz des Umſtandes, daß ſein Bruder Friedrich einer der tätigſten Organe der Revolution als Zivilkommiſſär in Speyer geworden war, in welcher Eigenſchaft er die ganze eigentliche Verwaltung der Provinz, wie ſie durch die Regierung gehandhabt wurde, zu leiten ſuchte.

In der Abweſenheit des Vaters und der Schulfeſſeln ledig, führte ich in der Tat ein herrliches Bummelleben. Jeder Tag

brachte frische Anregungen. Die von der provisorischen Regierung angeordnete Bildung eines Volksheeres führte zu fortwährenden militärischen Schaustellungen. Auf dem Exerzierplatze wurde täglich von morgens bis abends von der Bürgerwehr, dem Gymnasialkorps und der zugezogenen Volkswehr geübt. Dann fanden viele Durchzüge der Volkstruppen statt. Dabei erregten die Sensenmänner, von denen man eine große Zahl zufolge des Mangels an Schießgewehren zu organisieren suchte, besonderes Interesse. Militärische Inspektionen und Paraden durch bekannte Führer des Aufstandes, wie Mieroslawski, Sznaide und andere, trugen zur Abwechslung bei. Dazu kamen noch häufige Volksversammlungen, bei denen Wanderredner von mehr oder weniger Ruf auftraten.

Den größten Eindruck von allen diesen Rednern, der mir bis zu dieser Stunde geblieben ist, machte auf mich der Dichter Gottfried Kinkel. Wie er erschien, eine hohe, kräftige Gestalt, mit schwarzem, langem Haupthaar und Vollbart, feinen Zügen, einer mächtigen, wohllautenden Stimme und außerordentlichen Redegewandtheit, mit schwarzem, breitkrämpigem Filzhut mit wallenden Federn, blauer Bluse, roter Halsbinde und Schleppsäbel, war er das vollendete Bild eines Mannes der Revolution und Volksführers. Wie ein Prophet riß er alles durch seine Beredsamkeit hin. Ich selbst war von ihm wie bezaubert und widerstand kaum der Versuchung, alles im Stiche zu lassen und ihm als gläubiger Jünger zu folgen.

Kurz war der demokratische Traum in Deutschland. Im Lichte der Geschichte jener Zeit wird wohl niemand behaupten wollen, daß das deutsche Volk als Ganzes reif für republikanische Staatsformen war. Aber doch hätte der Gang der Ereignisse ein anderer werden können. Fast alle großen Städte waren demokratisch gesinnt. In ganz Süddeutschland wie in Hessen, Thüringen, den preußischen Rheinprovinzen wie auch im Königreich Sachsen hatte man die Volksaufstände mit entschiedenster Sympathie begrüßt. Es standen zuerst auch die Mittel zum kräftigen Widerstande gegen die Macht von oben zu Gebote. Abgesehen von der sympathisierenden Bevölkerung, war ein großer

Teil der fürſtlichen Heere willens, ſich der Volksſache anzuſchließen, wie dies in der Pfalz und Baden auch wirklich geſchah. Wäre die Erhebung von Männern von wirklicher organiſatoriſcher Begabung und Umſicht und wahrer revolutionärer Raſchheit im Handeln, Entſchloſſenheit und Tatkraft geleitet worden, ſo hätte ſie ſich gewiß über ganz Mittel- und Süddeutſchland ausgebreitet. Alle großen Feſtungen wären in Volkshände gefallen, und hätte dann die Reaktion überhaupt die Niederwerfung des Aufſtandes vermocht, ſo wären doch ganz andere Anſtrengungen als die wirklich gemachten dazu notwendig geworden.

Aber wie es kam, brannten die Feuer der Revolution an vereinzelten Herden ohne Zuſammenhang miteinander aus. An der weſtlichen Grenze der Pfalz ſammelte ſich ein preußiſches Heer unter dem Kommando eines königlichen Prinzen, der ſeitdem als Kaiſer Wilhelm zur höchſten weltgeſchichtlichen Bedeutung gelangt iſt. Auch im rechtsrheiniſchen Bayern wurde ein Armeekorps zur Invaſion der Pfalz unter dem Kommando des Generals der Kavallerie, Fürſten von Thurn und Taxis, zuſammengezogen. Der proviſoriſchen Regierung waren natürlich dieſe feindlichen Vorbereitungen bekannt. Sie gab auch in ſehr ſelbſtvertrauensvoller und prahleriſcher Weiſe kund, daß ſie gerüſtet ſei, den „Tyrannenknechten" die Stirne zu bieten. Aber als es zum wirklichen Losſchlagen kam, wurde ſie mit dem Volksheere und all ihrem ſonſtigen Gefolge wie Spreu vor dem Winde aus der Provinz gefegt.

Es war gegen Mittag eines Junitages, als ein ſtaubbedeckter Reiter, im vollen Laufe von Weſten kommend, an unſerem Hauſe vorbeiſprengte. In kurzer Zeit flog die von ihm überbrachte hochwichtige Nachricht „Die Preußen kommen" von Mund zu Mund. Die ganze Bevölkerung der Stadt war bald auf den Straßen, um Einzelheiten zu hören und Meinungen über das Kommende auszutauſchen. Man wußte nur, daß eine preußiſche Diviſion, von Saarbrücken aus kommend, bei Neunkirchen die bayeriſche Grenze überſchritten hatte und in vollem Anmarſche auf das nur zwei Stunden von Zweibrücken liegende Städtchen Homburg war. Das Ertönen des Generalmarſches erhöhte natürlich die Aufregung der Bevölkerung. Die Bürgerwehr, das Gymnaſial-

korps von etwa ſechzig Mann, eine Schwadron Kavallerie und eine Sektion Artillerie — beide letztere aus Überläufern von der bayeriſchen Armee beſtehend — rückten auf den Exerzierplatz aus.

Der Stadtkommandant war ohne jede Weiſung von der proviſoriſchen Regierung, beſchloß aber auf eigene Fauſt eine Rekognoszierung in der Richtung nach Homburg und befahl dazu die Gymnaſiaſten mit der Kavallerie und Artillerie, während die Bürgerwehr unter Waffen blieb. Die ganze männliche Jugend war bereit, ſich bei dem Ausmarſch als Zuſchauer anzuſchließen, wurde aber natürlich zurückgewieſen. Einige Kameraden und ich brannten aber ſo von Begierde, etwas von wirklichem Kriege zu ſehen, daß wir der Kolonne auf Fußwegen voraneilten, um ſie ungefähr eine Stunde Wegs von der Stadt zu erwarten und derſelben in ſicherer Entfernung zu folgen. Wir taten dies bis zu einer Anhöhe, von welcher man von der Straße Homburg überſehen konnte.

Dort nahm die Kolonne auf der Fahrſtraße feſte Stellung mit abgeprotzten Geſchützen hinter einer Barrikade von gefällten Bäumen. Nachdem man ſtundenlang auf das Nahen des Feindes vergeblich gewartet hatte, wurde die Kavallerie in der Richtung des Städtchens vorgeſchoben. Sie kehrte nach einer Stunde mit der überraſchenden Nachricht zurück, daß ſie keine Spur des Feindes vor Homburg gefunden und darauf dort eingeritten ſei, nur um auszufinden, daß die ganze preußiſche Macht einfach durchmarſchiert war und die Richtung nach Kaiſerslautern eingeſchlagen hatte. Darauf wurde der Rückmarſch nach Zweibrücken angetreten, wo wir gegen Dunkel todmüde und ſehr hungrig eintrafen.

Mein Erſcheinen befreite meine Mutter und Schweſter von der großen Angſt, die ſie meinetwegen gehabt hatten. Im Laufe des Nachmittags war Befehl von der proviſoriſchen Regierung eingetroffen, einen Maſſenaufſtand der ganzen waffenfähigen Bevölkerung zu veranlaſſen und die organiſierte bewaffnete Macht nach der Vorderpfalz abrücken zu laſſen, wo die ganze Volksſtreitkraft konzentriert und eine Schlacht angenommen werden ſollte. Infolge der Rekognoszierung konnte der Abmarſch erſt in der Nacht erfolgen. Die Dunkelheit brachte dem Teile der örtlichen

Volkswehr, der zwar zum Kriegsſpiel auf dem Übungsplatz, aber nicht bis zur Aufopferung von „Gut und Blut" bereit war, die willkommene Gelegenheit, zu Hauſe zu bleiben. Von den ſechzig Gymnaſiaſten zogen nur vierzig mit, und von dem Bataillon Bürgerwehr fehlten viele. Auch von dieſen kehrten die meiſten in einigen Tagen zurück. Sie waren mit anderen Volkstruppen von der Vorhut der Preußen, die von Kaiſerslautern endlich über die Vogeſen vorgedrungen waren, mit Zündnadelfeuer angegriffen worden und hatten ſich nach allen Richtungen zerſtreut. Einer der Gymnaſiaſten fand dabei ſeinen Tod.

So kam die ſchöne, aber kurze Zeit der republikaniſchen Herrſchaft zu Ende. In weniger als einer Woche war die letzte Spur derſelben aus der Pfalz durch die preußiſche Armee weggefegt. Erſt nachdem dieſelbe den Rhein überſchritten hatte, um in Baden ebenſo raſch die Erhebung niederzuwerfen, erſchienen die bayeriſchen Truppen. Ihre Arbeit beſtand einfach in der ſtarken militäriſchen Beſetzung aller Städte und der Einführung des Belagerungszuſtandes. Für ihr verſpätetes Auftreten mußten die „Strafbayern", wie ſie der Volkswitz nannte, viel Spott erleiden. Mit ihnen kehrten alle geflüchteten Beamten, einſchließlich meines Vaters und der Gymnaſiallehrer, nach Zweibrücken zurück.

Es wurde ſogar ein Verſuch gemacht, den Unterricht im Gymnaſium wieder zu eröffnen, aber derſelbe mißlang, da die Mehrzahl der Schüler wegblieb, indem die Zeit der gewöhnlichen Herbſtferien ſchon zu nahegerückt war. Immerhin mußten wir anſäſſigen Schüler eine Reihe von Tagen in den Klaſſen erſcheinen. Auch der Religionsunterricht fing vorübergehend wieder an. Faſt das erſte Wort, das der Stadtpfarrer bei der Wiedereröffnung ſprach, war an mich gerichtet. Er erklärte, daß er die freche Verhöhnung der königlichen Majeſtät, der ſich die Klaſſe durch Auslaſſung der Fürbitte für ſie in dem vorgeſchriebenen Gebete ſchuldig gemacht hätte, nicht vergeſſen und vergeben könne, und daß er mich, als Rädelsführer, durch die Ausübung des ihm zuſtehenden Veto bezüglich meiner Beförderung in die nächſt höhere Klaſſe zur Strafe ziehen werde. Dieſe Verkündigung war geradezu niederſchmetternd für mich. Denn erſtens bedeutete ſie entweder

volle Demission aus der Anstalt oder zum wenigsten den Verlust eines ganzen Jahres, und zweitens brachte sie die bittere Notwendigkeit mit sich, meinem Vater das Geschehene mitzuteilen.

Als ich dies tat, entstand eine Szene. In seiner ersten Erregung erklärte mir der Vater, daß ich auf weiteres Studieren zu verzichten und entweder bei einem Handwerker oder bei einem Kaufmanne als Lehrling einzutreten haben würde. Wie leicht ich es auch bisher mit dem Erlernen genommen hatte, so war ich mir doch über die inneren und äußeren Vorteile einer höheren Erziehung ganz klar. Auch besaß ich kein geringes Maß von Ehrgeiz und war mir wohl bewußt, daß hohe Erfolge im Leben in Deutschland nur auf dem gewöhnlichen Wege der Gymnasial- und Universitätsbildung zu erreichen waren.

Die väterliche Drohung drückte daher schwer auf mich. Wochenlang schlich ich unter dem Drucke des Gedankens an eine verfehlte Laufbahn und freudenlose Zukunft umher. Ich fühlte mich wie ein Geächteter meinen Kameraden gegenüber und scheute ihre Gesellschaft in meiner großen Demütigung. Endlich erheiterte sich aber der Horizont wieder etwas für mich. Es waren in den letzten Jahren mehrere Söhne angesehener Zweibrücker Familien, die wegen Faulheit und sonstiger schlechter Aufführung vom Gymnasium entlassen worden waren, zur Besserung in das französische Collegium von Pfalzburg in Lothringen geschickt worden. Eine zeitweilige Verbannung dorthin schien mir jedenfalls einer lebenslangen Degradation vorzuziehen, wie es der Übergang vom gelehrten Berufe zum Kaufmanns- oder Handwerkerstande nach den herrschenden Standesvorurteilen gewesen wäre.

Ich steckte mich daher wieder hinter die gute Mutter und ließ ihr keine Ruhe, bis sie mir versprach, ihr möglichstes zu tun, um den Vater zur Milderung meiner Strafe durch Exil nach Frankreich zu bestimmen. Ich glaube, der Vater selbst hatte bereits Zweifel über die Richtigkeit seines ersten Urteils gefühlt und ließ sich bald herbei, dem neuen Vorschlage insoweit zuzustimmen, als er sich willens erklärte, es mit einer einjährigen Probe in Pfalzburg zu versuchen, von deren Verlauf es abhängen sollte, ob der gedrohte Berufswechsel bei mir einzutreten habe

oder nicht. Ich war glücklich über dieſe Wendung meines Schickſals und gewann ſofort die verlorene Spannkraft wieder.

Da meine Kenntnis des Franzöſiſchen nicht hinreichend war, um dem allgemeinen Unterricht vermittelſt dieſer Sprache folgen zu können, ſo wurde beſchloſſen, daß ich mich ſchon ſobald wie möglich nach Pfalzburg begeben ſollte, um noch einen Monat vor dem Beginn des dortigen Schuljahres ausſchließlich der Erwerbung der Landesſprache widmen zu können. Ich trat daher ſchon nach einigen Tagen eine Rundreiſe durch die Pfalz an, um mich von den verſchiedenen Verwandten zu verabſchieden. Da die Urſache meiner bevorſtehenden Verbannung bekannt war und die Verwandten meiſtens auf ſeiten der Volksſache ſtanden, ſo wurde ich von ihnen als eine Art Märtyrer noch einmal ſo gut aufgenommen. Dieſer Gedanke, als Märtyrer zu gelten, war mir ganz und gar neu, aber ſehr willkommen; er verſöhnte mich mit meinem Geſchicke und machte mich geradezu ſtolz auf dasſelbe. Als logiſche Folge desſelben ergab ſich auch der weitere Troſt für mich, daß in Frankreich ja noch die Republik herrſchte und ich ſomit gegen den wiedergekehrten Despotismus des Vaterlandes die Freiheit eintauſchen würde. Ich wunderte mich, daß dem Vater keine aus dieſem Umſtande erwachſenden Bedenken gegen das Pfalzburger Projekt gekommen waren.

Mein wiedererweckter Republikanismus verführte mich zu einem kühnen Unternehmen während meines Aufenthaltes zur Verabſchiedung bei meinem Onkel Otto auf Schloß St. Johann. Mein Onkel Friedrich, den ich als großen Kinderfreund während meiner periodiſchen Beſuche in Speyer beſonders lieb gewonnen, hatte ſich überreden laſſen, als Bevollmächtigter der proviſoriſchen Regierung dort zu fungieren, und war natürlich beim Zuſammenſturze der Erhebung auch flüchtig geworden. Ich wußte, daß er in Weißenburg im Elſaß, hart an der pfälziſchen Grenze, Aufenthalt genommen hatte, und mit Zuſtimmung des Onkels Otto machte ich mich eines Tages von St. Johann zu Fuß auf den dreiſtündigen Weg dorthin. Onkel Fritz wohnte in dem einzigen beſſeren Gaſthofe, der von hervorragenden pfälziſchen Flüchtlingen und ſie beſuchenden Bekannten und Verwandten überfüllt war.

An der table d'hôte wurde viel gegeſſen und noch mehr getrunken und auf das eifrigſte politiſiert. Der echte Pfälzer führt immer eine lebhafte Zunge, und der betäubende Wortſchwall bei dieſer Gelegenheit iſt mir noch deutlich in der Erinnerung. Mein Onkel gab die Geſchichte meines Märtyrertums bei Tiſche zum beſten, was mir viele ſchmeichelhafte Bemerkungen eintrug. Es hob mein Selbſtgefühl nicht wenig, dermaßen von politiſchen Koryphäen ausgezeichnet zu werden. Ich wagte es aber nicht, länger als einen Tag in Weißenburg zu verweilen.

Sechstes Kapitel.

Auf dem Collège in Pfalzburg.

Ende September fand meine Abreise von Zweibrücken statt. Mein Vater wollte mich zuerst begleiten, seine Amtsgeschäfte verhinderten ihn aber, und so zog ich vierzehnjähriger Junge ganz allein in das fremde Land. Ich fühlte mich durch die meine Trennung von der Heimat veranlassenden politischen Umstände so gehoben, daß mir der Abschied gar nicht schwer wurde. Ganz gefaßt setzte ich mich trotz der Tränen der Mutter und Schwestern in den Omnibus, der täglich von Zweibrücken nach Saargemünd fuhr, von wo aus ich die Postkutsche nach meinem Bestimmungsorte nahm, der im Département de la Meurthe etwa vierundzwanzig Stunden Wegs von Zweibrücken lag. Wir kamen durch Saar-Union, den Geburtsort meiner Mutter, das sich als ein totes, dorfartiges Nest erwies. Ohne besondere Erlebnisse erreichte ich gegen Mittag des folgenden Tages mein Reiseziel.

Die Diligence setzte mich und mein Gepäck vor einem der Gasthöfe ab, worauf ich mich sofort nach dem Collège begab und mich in wenigen Minuten vor einem großen, vierstöckigen Steingebäude mit verschlossenem Haupteingange befand. Auf mein Klingeln öffnete der Portier und machte ein ganz erstauntes Gesicht, als ich mich in wohlpräpariertem Französisch als neuer élève vorstellte. Er antwortete etwas barsch, daß er nichts von meinem Kommen wüßte und überhaupt in den Ferien niemand aufgenommen würde. Meine Verlegenheit war groß, da mir das Französische versagte. Glücklicherweise entpuppte er sich als deutschsprechender Lothringer. Der Prinzipal, der auf einem Ausfluge abwesend war, hatte ihn in der Tat nicht von meiner bevorstehenden An-

kunſt benachrichtigt. Doch war er bereit, mich einzulaſſen. Da der Prinzipal erſt gegen Abend zurückerwartet wurde und die Frage meines Unterkommens inzwiſchen ungelöſt bleiben mußte, ſo ging ich nach dem Gaſthofe zurück, um mein Mittagsmahl einzunehmen, und verbrachte darauf den Nachmittag, indem ich mir das Städtchen und die Baulichkeiten des Collegiums im einzelnen anſah.

Pfalzburg, ein unbedeutendes Landſtädtchen von ungefähr zweitauſend Einwohnern, liegt auf dem Rücken der Hauptkette der Vogeſen, 1500 Fuß über dem Meeresſpiegel, an der Hauptſtraße von Straßburg nach Paris. Die Hochebene, auf der es ſich ausdehnt, ragt über die ganze Umgebung empor und fällt nach allen Seiten ſchroff ab. Der Platz eignete ſich dadurch beſonders zur Feſtung, die es auch ſeit Jahrhunderten bis nach dem Kriege von 1870 geweſen iſt. Die Werke bildeten ein Parallelogramm und beſtanden aus Wällen mit zwei Toren, Gräben und Baſtionen an den vier Ecken. Das ganze Städtchen war innerhalb des Vierecks eingeſchloſſen und hatte einige kurze, rechtwinklige Straßen und einen verhältnismäßig großen, freien Platz mit einer ſchattigen Promenade, an der die Hauptgebäude, das Stadthaus, die katholiſche Kirche und zwei Gaſthöfe lagen. Die Garniſon beſtand zur Zeit aus zwei Bataillonen Infanterie, die dem Städtchen ein ſehr lebhaftes Ausſehen gaben. Die Offiziere, die Profeſſoren des Collège und einige Beamten bildeten die höhere Geſellſchaft. Auf dem öffentlichen Platze, „Place d'Armes“ genannt, ging es immer recht lebhaft her, da die zweiwöchentlichen Märkte, Paraden und Übungen und die Konzerte der Militärmuſik dort abgehalten wurden. Sonntags wurde die Regſamkeit durch das Herbeiſtrömen der Bevölkerung der zahlreichen Dörfer der nächſten Umgebung ſehr verſtärkt. Auf den breiten Wällen waren ſchattige Spazierwege vorgeſehen, von welchen man einen ſchönen Fernblick genoß. Kurz, für einen Ort ſeiner Größe bot Pfalzburg ungewöhnliche Anziehungen.

Der Sitz des Collège war in einem früheren Mönchskloſter. Die Gebäude bildeten ein Viereck und umgaben einen inneren Hof. Auf der einen Seite ſtieß der Komplex an einen größeren äußeren

Hof und Garten, welch erſterer als Erholungsplatz für die Schüler diente und von der Außenwelt durch eine hohe Mauer getrennt war. Eine Seite des Vierecks enthielt die Lehrſäle, die zweite im unteren Stocke das als allgemeiner Speiſeſaal dienende ehemalige Refektorium und im oberen die früheren Zellen der Mönche, in denen die ledigen Lehrer wohnten. Die dritte umfaßte die Kapelle und die Wohnung des Prinzipals und die vierte unten die Arbeitsſäle und oben die Schlafſäle. Auf zwei Seiten zogen ſich lange Gänge durch die Gebäude, welche den Schülern bei ſchlechtem Wetter während der freien Stunden zum Aufenthalte dienten. Das Ganze machte den Eindruck von Vernachläſſigung und beginnendem Verfalle. Es traten mir überall die Anzeichen von Unordnung und Unſauberkeit entgegen. Ferner war die Ausſtattung des Speiſeſaales, der Zimmer der Lehrer und der Schlafſäle der Schüler von ſehr primitiver Beſchaffenheit. Die Waſchvorrichtungen in den letzteren entſetzten mich wahrhaft, denn ſie beſtanden einfach aus ſchmutzigen, großen Blechtrögen, in denen die Abwaſchungen gemeinſchaftlich ſtattfanden. Was ich vorfand, war mir in der Tat ganz unheimlich, und ich ſah mit nicht wenig Bangen den kommenden Dingen entgegen.

Erſt kurz vor Dunkelheit erſchien der Prinzipal, Monſieur Perrot. Sein Äußeres war ſo abſchreckend, daß ich bei ſeinem Anblicke beinahe ganz verblüfft zurückfuhr. Er war ein förmliches Zerrbild des normalen phyſiſchen Menſchen, und man mußte ſein Ausſehen unwillkürlich mit einem Satyr vergleichen. Der Kopf war klein, die Stirne ſchmal und ſchief abfallend, die Augen klein und verſchwommen, die Naſe groß und plump, der Mund ungewöhnlich groß, mit dickſchwülſtigen Lippen und wirklichen Hauern von ſchmutzigen Zähnen, das Kinn klein und zurücktretend. Dazu kam noch ein ſchmächtiger Körper und ein gekrümmtes, kurzes Bein mit Klumpfuß. Alles war ſchmutzig an ihm, beſonders die Hände, und ſeine Kleidung war von der ſchäbigſten Art. Wenn er freundlich ſein wollte, verzog er ſein Geſicht zu einem widrigen Grinſen, und ſein Lachen war wie das Zähnefletſchen eines Troglodyten. Infolge ſeines verkrüppelten Beines ſank ſeine unanſehnliche Geſtalt bei jeder Bewegung ſozuſagen in ſich ſelbſt

zuſammen. In ſeiner ganzen Perſönlichkeit war auch nicht ein Zug, der den widerlichen Geſamteindruck milderte.

Monſieur Perrot, der in den fünfziger Jahren zu ſtehen ſchien, begrüßte mich freundlich, erklärte ſeine Überraſchung durch mein unerwartetes Erſcheinen — der Tag meiner Ankunft war ihm aber genau mitgeteilt worden — und entſchuldigte ſeine zufällige Abweſenheit mit den glatten Phraſen, die dem Franzoſen ſtets zu Gebote ſtehen. Dann nahm er meine Rechte zwiſchen ſeine dickfingrigen, ungewaſchenen Hände, ſagte, ich ſei ja „un joli, bon garçon“, der ihm gewiß Freude und der Anſtalt Ehre machen würde, nebſt anderen ſüßlichen Schmeicheleien, die mich rot vor Verlegenheit werden ließen, da ich nichts antworten konnte. Nach dieſem Willkommen geleitete er mich an der Hand in ſeine Wohnung, um mich ſeiner Familie vorzuſtellen, die aus Frau und einem achtjährigen Jungen beſtand. Die Erſcheinung der erſteren ſetzte mich ebenſo ſehr in Erſtaunen, wie die ihres Mannes. Denn einen größeren Unterſchied im Äußeren konnte man ſich kaum denken. Sie war eine wirklich auffallende Schönheit. Von großer, ſchlanker Geſtalt, hatte ſie einen feinen Kopf mit glänzendem, ſchwarzem Haar, prächtigen dunklen Augen, bei ſchimmernd weißer Haut, von der die roten Wangen und Lippen friſch abſtachen, und kleinem Munde mit vollkommenen Zähnen. Dabei beſaß ſie die wahre franzöſiſche Anmut und Zierlichkeit. Sie machte den Eindruck, als könnte ſie höchſtens halb ſo alt wie ihr Gatte ſein. Der Kontraſt zwiſchen den beiden machte meine Verlegenheit noch größer, ſo daß ich kaum ein Wort hervorbrachte, obgleich ſie mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens mich zu Rede und Antwort zu bringen ſuchte.

Ich ſtellte mir unwillkürlich fortwährend die Frage: welches Geſchick hat dieſe beiden menſchlichen Gegenſätze zuſammengeführt? Die Geſchichte der Ehe wurde mir nachträglich bekannt. Der Gatte hatte ſie vor zehn Jahren als Tochter der Witwe eines Beamten kennen gelernt, bei der er als Mieter in Paris wohnte, während er eine Profeſſur an einem dortigen Collège bekleidete. Bei ſeiner Ernennung zum Prinzipal in Pfalzburg warb er um ſie und ward auf Zureden der Mutter angenommen. Natürlich

ſetzte jedermann voraus, daß ſie mit einem ſolchen Manne nicht glücklich ſein könne, aber, wie ich ſpäter fand, konnte niemand einen Beweis hierfür beibringen. Sie zeigte ſtets dieſelbe heitere, zufriedene Miene. Ich entdeckte bald, daß alle collégiens, alle Offiziere der Garniſon und in der Tat die ganze Stadt für ihre Schönheit ſchwärmten, jedoch hörte ich während meines Aufenthaltes in Pfalzburg nie das geringſte gegen ihren Ruf als pflichttreue Gattin. Das einzige Kind, einen bildhübſchen Jungen, liebte ſie mit augenſcheinlich übertriebener Zärtlichkeit, die natürlich einen ſehr verwöhnten Burſchen aus ihm machte.

Nach einer Stunde der Verlegenheit brachte mir der Ruf zur Abendmahlzeit Erlöſung. Ich begleitete die Familie nach dem Refektorium und nahm an demſelben Tiſche mit ihr Platz. Außer uns ſpeiſten noch der katholiſche Geiſtliche der Anſtalt und zwei maîtres d'étude oder Unterrichtsaufſeher mit. Der erſtere war ein kleiner, feiſter Abbé in vorgerückten Jahren, dem man auf den erſten Blick das Überwiegen der fleiſchlichen über die geiſtlichen Bedürfniſſe in ſeiner Natur anſah. Sein ſchwarzes Samtkäppchen und ſeine Soutane waren äußerſt ſchäbig. Wie Spuren auf der letzteren und an ſeiner Naſe deutlich anzeigten, war er ein leidenſchaftlicher Schnupfer. Einer der beiden anderen Mitſpeiſenden war eine auffallende Erſcheinung. Die mittelgroße, kräftige, aber feine Geſtalt beherrſchte ein wohlgebildeter Kopf mit edlen Zügen, die von kurzgeſchnittenem, ſchwarzem Haupthaar und Vollbart umrahmt waren. Feurige, ſchwarzbraune Augen, eine feine, leichtgebogene Naſe und ein entſchloſſener Mund gaben dem Geſichte einen bedeutenden Ausdruck. Der ſonore Wohllaut ſeiner Stimme ließ bedauern, daß er nicht viel zur Unterhaltung beitrug. Ich werde noch weiteres über den Beſitzer derſelben zu erzählen haben.

Als Schlafraum wurde mir für den Reſt der Ferien eine der Zellen angewieſen, die während der Schulzeit von einem Lehrer benutzt wurde. Wie bereits erwähnt, war die Einrichtung von der beſcheidenſten Art. Das Bett beſonders ſchien aus der Zeit zu ſtammen, wo Mönche ſich in denſelben Räumen durch einfache Lagerſtätten kaſteiten. Auch wurde es mir in der erſten

Nacht peinlich klar, daß das, was ich über die Allgegenwart eines gewiſſen Ungeziefers in Frankreich gehört hatte, nur zu wahr ſei.

Morgens entdeckte ich, daß meine Klauſe jedes Waſchapparates ermangelte und daß die von mir zur Reinigung vor die Türe geſtellten Stiefel und Kleider nicht berührt worden waren. Eine Klingel war auch nicht vorhanden, und ſo blieb mir nichts anderes übrig, als mich anzukleiden und nach Gelegenheit zur Befriedigung meiner Bedürfniſſe Umſchau zu halten. Nach langem Suchen entdeckte ich jemand in der Küche, dem ich mein Anliegen vortrug. Die Antwort lautete, Waſchgeſchirr für élèves gäbe es nicht, und Kleiderreinigen und Stiefelwichſen müßten ſie ſelbſt beſorgen. Er zeigte mir dann den Weg zu einem der Tröge in den Schlafſälen, der aber ohne Waſſer war. Nur gegen ein Trinkgeld konnte ich meinen Führer dazu bewegen, das fehlende Element zu beſchaffen. Von einem Wichsapparat war nichts zu entdecken, und ich mußte mir ſelbſt einen anſchaffen. Erklärlicherweiſe machte dieſe erſte Erfahrung keinen ſehr erhebenden Eindruck auf mich, denn ich war es von Haus aus ganz anders gewöhnt. Die Beſchaffung eines Frühſtücks fand ich auch nicht leicht. Der Prinzipal, der das premier déjeuner à part mit ſeiner Familie nahm, hatte keine Inſtruktion bezüglich desſelben gegeben. So koſtete es wieder ein Trinkgeld, ehe ich das Gewünſchte in Geſtalt einer Schale warmer Milch und eines reichlichen Stückes trockenen pain ordinaire erhielt. Überhaupt wurde mir ſofort die Notwendigkeit klar, mit den Bedienſteten in klingender Weiſe mich zu verſtändigen. Nachdem dies geſchehen, hatte es mit der Befriedigung meiner Wünſche während der Ferien keine Schwierigkeit.

Ich hielt mich den ganzen Vormittag bereit, des erwarteten Rufes des Herrn Perrot gewärtig. Er ließ aber nichts von ſich hören, und ich blieb die langen Stunden bis zum zweiten Frühſtück in den lebloſen Gebäuden mir ſelbſt überlaſſen. Es beſchlich mich ein Gefühl der Verlaſſenheit, das die Empfindung von bitterem Heimweh verſtärkte, mit dem ich eingeſchlafen und aufgewacht war. Erſt beim déjeuner à la fourchette ſah ich den Prinzipal wieder. Er forderte mich auf, ihn auf einem Spazier-

gange nach ſeinem Landgute, wie er es nannte, zu begleiten, was ich natürlich tat. Wir gingen nach einem eine Viertelſtunde vom Tore gelegenen Weiler, „les baraques“ genannt. Das Landgut erwies ſich als ein anſehnlicher Obſtgarten mit einem Pavillon. Der ſichtbare Obſtreichtum kitzelte meinen jugendlichen Gaumen, aber ich täuſchte mich in der Erwartung einer Einladung zum Zugreifen ad libitum. Ich mußte mich mit einem Apfel und einer Birne zufriedengeben, die der Prinzipal ſelbſt pflückte und mir grinſend mit einem voilà, mon cher überreichte. Der abſtoßende Eindruck ſeiner ganzen Manieren auf mich wurde bei dieſem längeren erſten Zuſammenſein ſo erhöht, daß ich froh war, als wir heimkehrten, und daß ich mich nicht nach näherem Verkehr mit ihm ſehnte.

Es war mir daher ganz recht, daß er ſich in den nächſten Tagen ſo gut wie garnicht um mich bekümmerte und ich ihn auch nur bei den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten ſah. Ich trieb mich zwiſchen denſelben nach Gutdünken in der Stadt herum oder machte ausgedehnte Spaziergänge in die Umgebung. So lange der Reiz der Neuheit blieb, genügte mir dieſe Ungebundenheit. Aber da ich keine Gelegenheit hatte, irgendwelche neue Bekanntſchaften zu machen, ſo fühlte ich mich doch am Ende der erſten Woche ſehr vereinſamt und mehr als zuerſt von Heimweh geplagt. Auch war es gewiß, daß der Mangel an Geſellſchaft und Sprechübung den eigentlichen Zweck meines Eintrittes während der Ferien, die Beſſerung meiner Kenntnis des Franzöſiſchen vor dem Beginne des neuen Schuljahres, ganz und gar vereiteln würde. Ich wandte mich daher an den Prinzipal mit dem Erſuchen, mich womöglich mit jemand zuſammenzubringen, mit dem ich die gewünſchte ſtetige Übung in der Konverſation haben könnte. Er empfahl mir ſofort, förmlichen Unterricht bei Monſieur Alexandre Chatrian, dem bereits erwähnten maître d'étude, neben dem ich bei Tiſche ſaß, zu nehmen. Ich ſchrieb ſofort nach Hauſe um die nötige väterliche Zuſtimmung und erhielt ſie umgehend. Es wurde nun zwiſchen dem Prinzipal und Herrn Chatrian abgemacht, daß ich für die geringe Vergütung von drei Franken per Tag zwei Stunden regelmäßigen täglichen Unterricht erhalten

und gleichzeitig berechtigt sein sollte, den Lehrer auf seinen Spaziergängen zu begleiten.

Die Abmachung erwies sich für mich als eine sehr glückliche. Der Lehrer zeigte sich als ein sehr gebildeter und ganz begabter Mensch und als äußerst gewissenhaft, gründlich und gedankenvoll, dabei sehr entgegenkommend und überaus unterhaltend. Er sprach immer mit Schwung und Vollendung der Form. Seine melodische Stimme und seine Aussprache machten es zu einem Ohrenschmause, ihn sprechen zu hören. Er wurde mir bald recht geneigt und schien nicht weniger Gefallen an mir zu finden, als ich an ihm. Wir machten daher täglich lange Wanderungen zusammen. Daß ich dabei sehr rasche Fortschritte im Französischen machte, läßt sich denken. Ich entdeckte bald, daß er sich bereits als Schriftsteller versucht und einen Band Erzählungen veröffentlicht hatte. Er war in der Tat einer des inzwischen als Novellisten berühmt gewordenen Zwillingspaares Erckmann-Chatrian. Beide hatten vier Jahre in derselben Klasse in Pfalzburg verbracht und das Collège zusammen absolviert. Erckmann war der Sohn eines kleinen Pfalzburger Krämers, hielt sich aber zurzeit in Paris auf. Das geistige Zusammenschaffen der Beiden hatte indessen damals noch nicht angefangen. Ich faßte eine solche Bewunderung für Chatrian, daß ich den festen Glauben an eine große Laufbahn für ihn bekam.

Die Ferienzeit verflog nun nur zu schnell, und ich sah mit großem Unbehagen dem Beginne des Schuljahres entgegen, womit mein enger Verkehr mit Chatrian aufhören mußte. In den letzten Tagen des Oktober bevölkerte sich das Collegium rasch mit zurückkehrenden und neueintretenden Schülern. Unter den ersteren war ein Zweibrücker Jugendgenosse, namens Döbig, der schon mehrere Jahre in der Anstalt und in der obersten Klasse war. Er machte mich schnell mit den alten Zöglingen bekannt, von denen nicht wenige als geborene Elsässer und Lothringer geläufig Deutsch sprachen. Ich mußte mein besonderes Schlafzimmer aufgeben und mich mit einem Bette in einem Schlafsaale, in dem im ganzen drei Dutzend Zöglinge schliefen, begnügen. Am ersten Montag des November begann der Unterricht, trat die vor-

geſchriebene Disziplin in Kraft und fing im ganzen das eigentümliche Schulleben an, deſſen Beſchreibung ich nun verſuchen werde.

Wie in allen höheren ſtaatlichen Lehranſtalten in Frankreich, war die Organiſation quasi militäriſch. Die Schüler mußten alle die heute noch allgemein vorgeſchriebene Uniform tragen. Der Schultag fing im Winter um ſechs, im Sommer um fünfeinhalb Uhr an. Auf die Minute wurde zu dieſer Zeit in jedem Saale die Reveille mit Trompetengeſchmetter in einer Weiſe geblaſen, daß der feſteſte Schläfer aus ſeinem Schlummer emporſchnellte. Denjenigen, die nach fünf Minuten nicht auf waren, wurde das Liegenbleiben in den ſelbſt bei der größten Kälte ungeheizten Sälen einfach dadurch unmöglich gemacht, daß der dienſthabende Aufſeher die Decken von den betreffenden Betten fortriß. Fünf Minuten waren zum Waſchen und Ankleiden erlaubt. Im Winter war das erſtere natürlich faſt illuſoriſch, da der Waſchapparat, wie bereits erwähnt, aus eiſernen Trögen beſtand, in die das Waſſer aus Röhren einlief. An den Trögen war nicht Platz genug für alle zur gründlichen Reinigung, und es kam nur zu oft vor, daß wir ſtatt des Waſſers Eis fanden. Zunächſt traten wir in Reih und Glied an, wurden vom Aufſeher gemuſtert und marſchierten dann in zwei Gliedern in die Studierſäle. Dort wurde dann eine Stunde gearbeitet, worauf zum Frühſtück geblaſen wurde. Dasſelbe beſtand aus abſolut nichts anderem für jeden Schüler als einem Stück Weißbrot. Ein Diener ſtand im Korridor mit einem großen Korbe, aus dem jeder ſeine Portion beim Vorbeidefilieren entnahm. Das frugale Mahl wurde ſtehend und entweder im Freien oder im Korridor verzehrt. Die meiſten Schüler hatten Privatvorräte von Wurſt, Käſe oder anderen Artikeln zur Würzung des Brotes.

Um acht Uhr begann der Klaſſenunterricht, der bis Mittag dauerte. Darauf folgte eine Ruhepauſe, bis die Trompete um ein Uhr den willkommenen Ruf zur Hauptmahlzeit des Tages ertönen ließ. Wir marſchierten in das Refektorium, wo jede Klaſſe ihren beſonderen, langen Tiſch hatte. Jedes Mahl wurde mit einem näſelnden Gebete von dem Abbé eingeleitet. Die Mittags-

koſt, die ohne Tiſch- und Mundtücher ſerviert wurde, war einförmig und ungenügend. Sie beſtand regelmäßig nur aus Fleiſchbrühe mit eingeſchnittenem Brote als Suppe und dem abgekochten Suppenfleiſche mit Kartoffeln oder einem anderen Gemüſe, einer Portion Weißbrot und einem kleinen Glaſe ſehr ſchlechten Rotweins. Dies war, wie geſagt, das tagtägliche, ungenügende Einerlei. Nur an Sonn- und Feſttagen gab es als Extrazulage gebratenes Fleiſch und ein Stückchen Kuchen. Nach dem Mahle, das gewöhnlich nur fünfzehn Minuten in Anſpruch nahm, war wieder Erholung im Freien bis zwei Uhr. Darauf zwei Stunden Klaſſenunterricht. Um vier Uhr wurde wieder trockenes Brot verteilt und bis halb fünf Uhr geraſtet. Dann ging es in die Arbeitsſäle bis halb ſieben Uhr, worauf das Abendeſſen folgte. Dies beſtand meiſtenteils aus irgend einem Ragout und Kartoffeln oder einer Eierſpeiſe mit Brot und wieder einem Glaſe Wein. Bis zur Schlafenszeit, die um halb neun Uhr angeblaſen wurde, konnte jeder treiben, was ihm beliebte.

Im ganzen gab es alſo täglich ſechs Stunden Unterricht und drei Stunden obligate Arbeit. Nur Donnerstag bildete eine Ausnahme, indem an dieſem Tage der Nachmittagsunterricht wegfiel und an deſſen Stelle eine Stunde gymnaſtiſcher Unterricht in der Garniſons-Turnanſtalt und zwei- bis dreiſtündige Spaziergänge traten, die nur bei ſehr ungünſtigem Wetter wegfielen und die wir alle ſtets mit Jubel begrüßten. Dieſelben wurden in militäriſcher Ordnung durch die Straßen der Stadt angetreten. Vor den Toren löſten ſich aber die Glieder, und bis zum Wiedereintritt in die Stadt waren wir völlig ungebunden. An Sonntagen war die Reveille eine Stunde ſpäter. Von acht bis zehn vormittags wurde gearbeitet, worauf Gottesdienſt für die katholiſchen Schüler in der Hauskapelle, für die proteſtantiſchen in der kleinen evangeliſchen Kirche in der Stadt abgehalten wurde. Die Sonntagnachmittage wurden wieder zu Fußtouren in die Umgebung verwendet und die Abende konnten wir nach Belieben mit Spiel oder Leſen verbringen.

Die geſchilderte Routine galt nur für die ſogenannten internes, d. h. für die Schüler, die wie ich Wohnung und Beköſtigung im

Collegium hatten. Neben dieſen gab es noch die externes, meiſtens Söhne von Bewohnern der Stadt, die nur an dem Unterricht teilnahmen. Den internes war der Beſuch der Stadt ohne beſondere Erlaubnis ſtreng unterſagt. Außer auf den zwei wöchentlichen Spaziergängen kamen wir in der Tat aus den Mauern des Collegiums nicht heraus. Wir beneideten darum die externes nicht wenig um ihre Freiheit. Nur einmal im Monate war bei guter Aufführung Erlaubnis zu einem ſogenannten „Ausgange“ für diejenigen zu erlangen, die in einer Familie in der Stadt eingeführt waren. Herr Hirth, der proteſtantiſche Paſtor und Religionslehrer an der Anſtalt, ein freundlicher, gutmütiger Herr, lud mich in ſein Haus, was mir ermöglichte, das monatliche Privilegium zu genießen. Übrigens verbrachten ſelbſtverſtändlich die glücklichen Priviligierten den geringſten Teil der Zeit an dieſen Feiertagen in den betreffenden Familien, ſondern ließen es ſich ſonſtwie ſo wohl wie möglich ſein.

Der Unterricht umfaßte die klaſſiſchen Sprachen, Mathematik, franzöſiſche Grammatik und Literatur, Geſang, Zeichnen, Turnen und Religion. Im Lateiniſchen und Griechiſchen wurde ſehr wenig geleiſtet, ſo daß ich trotz meiner mangelhaften Erfolge in Zweibrücken darin mit wenig Mühe meinen Mitſchülern vorausblieb. Der mathematiſche Unterricht war dagegen ausgezeichnet, wie dies ja in Frankreich allgemein der Fall iſt. Die klare und ſcharfe Beweisführung im Franzöſiſchen verbeſſerte nicht nur mein Verſtändnis, ſondern erregte wirklich wahre Luſt an der Algebra und Geometrie in mir, und dieſe Anregung blieb eine dauernde. Herr Chatrian unterrichtete in höchſt befriedigender Weiſe im Franzöſiſchen. Was Zeichnen und Geſang betraf, ſo waren die Leiſtungen geradezu null. Herr Hirth plagte ſeine Schüler nicht mit kirchlichen Dogmen, ſondern feſſelte unſere Aufmerkſamkeit durch eine frei vorgetragene Geſchichte der Reformation. Wie geſagt, der Unterricht war nur teilweiſe gut und meiſtens oberflächlich und mechaniſch. Die meiſten Lehrer waren nicht imſtande, Eifer und Anteil unter den Schülern zu erwecken. Drei Viertel derſelben waren daher gleichgültig und faul und taten nur knapp, was zum Fortkommen abſolut notwendig war. Trotz der vorgeſchriebenen

langen täglichen Arbeitszeit unter fortwährender Aufſicht der maîtres d'études wurde doch wenig geleiſtet. In den großen Arbeitsſälen befanden ſich Bänke und Tiſche den vier Wänden entlang, und auf letzteren ſtanden die verſchloſſenen Arbeitspulte, von denen jeder Schüler eines beſaß. Der beaufſichtigende Lehrer ſaß auf einem Katheder in der Mitte des Raumes. Der Umſtand, daß die Schüler ungetrennt nebeneinander ſaßen und die Form der Pulte ihr Treiben ſo ziemlich verdeckte, veranlaßte, daß der größte Teil der Arbeitsſtunden zu Allotria benutzt wurde. Man führte flüſternd Unterhaltungen, ergötzte ſich mit förmlichen Spielen, genoß verborgene Leckereien und trieb fortwährend allerlei Schabernack. Hierbei ging natürlich das Sinnen und Trachten der meiſten hauptſächlich darauf, den Aufſeher hinters Licht zu führen. Täglich kamen draſtiſche Szenen zwiſchen ihm und erwiſchten Übeltätern vor, die auch mehrfach in ſehr heftige Auftritte ausarteten.

In dem Verkehr zwiſchen Lehrern und Schülern wurde nach franzöſiſcher Art eine höfliche Form beobachtet. Der jüngſte von uns war ſo gut wie der älteſte „monsieur“ in der Anrede, und ſelbſt Verweiſe und Strafverhängungen wurden durch rückſichtsvolle Wendungen erträglicher gemacht. Stets wurde ein Bedauern ausgedrückt, Strafen ausſprechen zu müſſen. Je ſtrenger die letzteren waren, deſto mehr ſteigerte ſich das erſtere in der Phraſe. Bei unverbeſſerlichen Sündern kam der unverkennbarſte Schmerz und das lebhafteſte Mitgefühl zum Ausdruck. Auch wurde immer hervorgehoben, daß man nicht zum Nutzen der Schule, ſondern zum Beſten der Schuldigen ſtrafte. Kurz, die unwiderſtehliche Neigung der Franzoſen zur Komödie machte ſich hierin geltend. Dabei war die Disziplin eine wirklich ſtrenge. Die geringſte Nichtbeachtung einer Vorſchrift, der leiſeſte Ungehorſam gegenüber Lehrern oder Aufſehern wurde ſcharf geahndet.

Bei ſchwereren Vergehen wurden an das Grauſame ſtreifende Strafen verhängt. Die Maßregelungen beſtanden dem Grade nach aus Verweiſen, Strafarbeiten, Entziehung von Mahlzeiten und der Privilegien der zweiwöchentlichen Spaziergänge und monatlichen Ausgänge und ſchließlich aus einer leichten und einer ſchweren Art von Einſperrung. Die erſtere erfolgte in einem

ſogenannten salle d'arrêt, einem lichtloſen und ungeheizten Raume im zweiten Stocke des Gebäudes, für mehrere Stunden bis zu mehreren Tagen bei Waſſer und Brot und ſelbſt ohne jegliche Nahrung. Die letztere wurde in dem „prison“ abgebüßt, einem dunkeln, feuchten, unterirdiſchen Gewölbe, in dem die Sträflinge auf Waſſer und Brot und eine Strohmatratze angewieſen waren. Die Strafzeit erſtreckte ſich von ſechs Stunden bis auf Wochen. Während meines Aufenthaltes verbrachte ein Schüler der oberſten Klaſſe volle acht Tage in dem Loche. Die ſchweren Strafen wurden faſt ausſchließlich für Widerſetzlichkeiten gegen Vorgeſetzte und für weiter unten geſchilderte Vergehen verhängt. Bei dem hitzigen franzöſiſchen Blute kamen ſolche fortwährend vor. Beſonders mit den Aufſehern kam es öfters zu Zuſammenſtößen, die bis zu Tätlichkeiten ausarteten.

Sogar förmliche Aufſtände ereigneten ſich mehrere Male unter meinen Augen. Unſer erſter maître d'étude, der aber nach einigen Monaten wegen ſeiner Leidenſchaftlichkeit entlaſſen wurde, verſuchte es, ſich handgreiflich an einem wirklich unerträglich frechen Jungen Gehorſam zu verſchaffen, indem er ihn hinter ſeinem Pulte hervorzuziehen ſuchte. Sofort bombardierten ihn zwei Drittel der Klaſſe mit Büchern, Tintenfäſſern, Linealen und anderen Wurfgeſchoſſen, und, als ihn dies nicht abſchreckte, ſtürzte man ſich auf ihn, ſchlug ihn, zerriß ſeine Kleider und ſchleppte ihn vor die Türe, die dann abgeſchloſſen und verbarrikadiert wurde. Dies kam, wie geſagt, einige Male vor und reſultierte in der Dezimierung der Klaſſe durch Demiſſionen und Strafen im prison für ein Dutzend der Schuldigen. Überhaupt ſcheint ein rebelliſcher Geiſt im Pfalzburger Collegium traditionell geweſen zu ſein. Im vorhergehenden Jahre war es zu einer förmlichen Empörung gekommen, ebenfalls infolge einer Kolliſion mit einem Aufſeher. Die beiden oberen Klaſſen vertrieben alle Lehrer und Bedienſtete aus den Gebäuden, ſperrten alle Zugänge ab und hielten ſich mehrere Tage im Beſitz der ganzen Anſtalt. Schließlich mußte eine Kompagnie Soldaten zum Einſchreiten requiriert werden. Als dieſelbe ſich den Eintritt erzwungen hatte, zogen ſich die Aufſtändiſchen in den oberſten Schlafſaal zurück, verbarrikadierten

denſelben und bewarfen ihre Angreifer mit den Möbeln von den Fenſtern herab. Schließlich kam es zu einer Kapitulation auf Gnade oder Ungnade, und das Ende waren einige Dutzend Demiſſionen.

Mit den externes kam ich nur wenig in Berührung und ich machte nicht eine einzige nähere Bekanntſchaft unter denſelben. Auch unter den einhundertundfünfundzwanzig internes gab es nur wenige, denen ich näher trat. Zuerſt ſtand ich ganz allein für mich, denn faſt alle ohne Ausnahme hatten das franzöſiſche Selbſtgefühl und dünkten ſich über den Deutſchen erhaben. Bis mir die Sprache geläufiger wurde und ich in gleicher Münze zurückzahlen konnte, hatte ich viel von Hohn und Spott zu leiden. Ich hörte mich nur zu oft als „tête carrée allemande, bête de Prussien“ tituliert. Auch tätlich vergriff man ſich einige Male an mir, ſo daß ich ſo energiſch wie möglich gutes Fauſtrecht üben mußte, wodurch ich mir auch bald Ruhe verſchaffte. Nach einigen Monaten war ich allgemein bekannt und, ich glaube es ſagen zu dürfen, beliebt. Reſpekt hatte ich mir, wie geſagt, dadurch verſchafft und geſichert, daß ich mir nichts gefallen ließ. Beliebtheit erwarb ich mir durch meine Bereitwilligkeit zu Streichen jeder Art und durch mein freigebiges Teilen der Vorräte von Eßwaren und Leckereien, die mein reichliches Taſchengeld mir ermöglichte ſtets an der Hand zu haben. Dann gab es, wie erwähnt, wenig mutwillige Streiche, bei denen ich nicht eine Hauptrolle ſpielte. Ich zeichnete mich beſonders durch Geſchick im Schabernack in den Schlafſälen aus. Dem Aufſeher die Kleider verſtecken oder unwillkommene Zugaben ins Bett zu ſchmuggeln, die Fußbekleidung der Kameraden vertauſchen, die gefürchtete Wecktrompete verſtopfen, bauchredneriſche Experimente und Würfe mitten in der Nacht und dergleichen mehr oder weniger anziehende Scherze praktizierte ich mit großem Erfolge und wurde durch die Bewunderung der Kameraden fortwährend in denſelben ermutigt.

In einer Beziehung waren alle internes ſtets von einer einheitlichen Empfindung bewegt. Wir hatten allezeit und insgeſamt ungeſtillten Hunger. Die Nahrung war durchaus ungenügend, ſowohl was Beſchaffenheit als Menge betraf. Wir waren alle

ohne Ausnahme in der Periode ſtarken Wachſens, wo der jugendliche Körper beſonders reichlicher und kräftiger Nahrung bedarf. Aber keiner von uns ſtand geſättigt von der Tafel auf. Die Koſt war in der Tat überaus ſchlecht und kärglich gemeſſen. Jede Mahlzeit ſtrafte die Verſprechungen des Proſpektus der Anſtalt in dieſer Hinſicht vollkommen Lügen. Man denke nur an das trockene Brot als Frühſtück und das ungenügende Einerlei des Mittagstiſches. Beſchwerden wurden fortwährend beim Prinzipal teils durch die Eltern, teils durch die älteren Schüler erhoben, aber nach kurzen, vorübergehenden Verbeſſerungen verfiel man regelmäßig wieder in die alte Mißwirtſchaft. Die natürliche Folge war, daß unſere knurrenden Mägen eine ſtets dringliche Herrſchaft über uns ausübten und daß unſer ganzes Sinnen auf ihre Befriedigung hinauslief. So war jeder beſtrebt, ſich bei der Brotverteilung durch geſchickte Handgriffe oder im Einverſtändnis mit dem Bedienſteten, der den Brotkorb hielt, zum Frühſtücke und Veſperbrote zwei Stücke ſtatt eines zu verſchaffen. Wenn es gelang, war es immer eine Art Triumph für den Glücklichen.

Dann wurden die Bedienſteten beſtochen, um uns heimliche Ergänzungen aus den Vorratskammern zugehen zu laſſen. Ich ſtand beſonders gut mit dem deutſchen Bäcker der Anſtalt, der mir regelmäßig ganze Laibe Brot und Kuchen zuſchmuggelte. Dieſe unentdeckt zu empfangen und bis zur Verteilung an die Kameraden zu verheimlichen erforderte keine geringe Schlauheit. Auch zu förmlichen Einbrüchen in die Vorratskammern führte der dauernde allgemeine Hunger öfters, und ſolche Eingriffe wurden von dem Prinzipale ohne Barmherzigkeit mit dem längſten Arreſte im prison beſtraft. Auf den Spaziergängen durften wir uns Brot und Obſt kaufen, und es war erſtaunlich, wie viel wir in unſerem Heißhunger verzehren konnten. Es herrſchte eine Art Kommunismus unter uns. Jede beſondere Anſchaffung, ob durch erlaubten oder heimlichen Kauf oder durch Sendungen von Hauſe, wurde gewiſſenhaft geteilt. Unſere ſtete Eßluſt machte die monatlichen Ausgänge zu außerordentlichen Genüſſen, indem die bemittelten Schüler die table d'hôte in dem beſten Gaſthofe mitmachten. Die Wirte verdienten ſelbſtverſtändlich nicht viel an ihren jugendlichen Gäſten,

denn der Appetit eines collégien hatte eine ſprichwörtliche Bedeutung unter den ſtädtiſchen Bewohnern.

Wie angedeutet, ſchloß ich mich indeſſen nur an wenige internes näher an. In meiner eigenen Klaſſe ſagte mir niemand genug zu einem näheren Verhältniſſe zu. Dagegen hatte ich eine ſtarke Neigung zu einem Schüler der oberen und zu einem der unteren Klaſſe gefaßt. Der erſtere hieß Zwölling und war der Sohn eines in einem Dorfe in der Nähe von Pfalzburg funktionierenden proteſtantiſchen Geiſtlichen. Er war ein ſtattlicher, hübſcher Jüngling, ſehr lebhaft und voll Begabung jeder Art. Seine unverwüſtliche Heiterkeit machte ihn zu jedermanns Liebling. Dabei war er der fleißigſte Schüler in ſeiner Klaſſe, und man prophezeite ihm allgemein eine bedeutende Zukunft. Doch hierin entſprach er nicht den Erwartungen. Nach meinem Abgange vom Collegium verlor ich ihn zwar lange Jahre aus den Augen, angeſtellte Nachfragen ergaben indeſſen, daß ſeine Laufbahn ſchon längſt mit einer fetten Pfarrei im Unterelſaß ihren Höhepunkt gefunden hatte.

Mein anderer Freund war der einzige Sohn eines verarmten Edelmannes, eines Barons de Villeneuf, der als Witwer in der Ruine ſeines Stammſchloſſes auf einer Spitze der Vogeſen einige Stunden von Pfalzburg ein einſames, kärgliches Daſein führte. Der Sohn war ein bildhübſcher Junge von dreizehn Jahren, äußerſt aufgeweckt und ein guter Kamerad. Aber er hatte auch einige Fehler, die meine anfänglich ſehr warmen Gefühle ihm gegenüber nach und nach abkühlten. Er war nicht wahrheitsliebend, ſondern hatte gewiſſermaßen eine Vorliebe für das Lügen, was wohl ſeiner lebhaften Phantaſie zuzuſchreiben war. Auch war er in einem ſolchen Grade launiſch und wankelmütig, daß es öfters zu Reibereien zwiſchen uns kam. Die größte Abkühlung gab mir jedoch die Entdeckung, daß er höchſt unreinlich an ſeiner Perſon war und die Folgen davon in Geſtalt von Ungeziefer mit ſich herumtrug. Es wurde ihm ſogar die Schande zu teil, daß er behufs gründlicher Reinigung für einige Zeit aus der Schule nach Hauſe verbannt wurde.

Überhaupt ſah es unter den collégiens, was Reinlichkeit betraf, ſehr ſchlimm aus. Die Franzoſen zeichnen ſich ja, wie allbekannt,

überhaupt nicht durch die Pflege des Körpers aus. Dieſe nationale Schwäche ſchien in Pfalzburg zum ganz beſonderen Ausdruck zu kommen. Es fanden daher auch tägliche Inſpektionen der ſichtbaren Körperteile — Geſichter, Hälſe, Ohren und Hände — ſtatt, und zwar mit dem regelmäßigen Ergebnis von zwangsweiſen Reinigungen. Aber gründliche Sauberkeit wurde doch nicht gefordert. Auch war ſie bei den bereits geſchilderten mangelhaften Waſcheinrichtungen kaum möglich. Nur durch beſondere Bemühungen und Trinkgelder gelang es mir von Zeit zu Zeit, den Luxus eines beſonderen Kübels Waſſer zur Abwaſchung des ganzen Körpers zu erreichen. Die anderen Schüler kamen zu ſolchen nur bei den ſeltenen Badegelegenheiten im Hochſommer in den Teichen, an denen uns die gemeinſchaftlichen Spaziergänge vorbeiführten.

Auch in ſittlicher Beziehung ſtand es nicht gut unter den Zöglingen. Die meiſten derſelben waren durchaus verlogen, nicht nur den Lehrern gegenüber, ſondern auch unter ſich. Sich gegenſeitig zu betrügen war etwas Rühmliches, und ſich als Lügner entdeckt und genannt zu finden rief wenig Scham hervor. Mit der Abneigung vor der Wahrheit hing eine Neigung zur Hinterliſt zuſammen, von der ich als Deutſcher manches zu leiden hatte. Diebereien kamen auch nicht ſelten vor, wiewohl ſie ſich meiſtens auf die in den Arbeitspulten eingeſchloſſenen Leckerbiſſen der Schüler beſchränkten. Auch förmliche Laſter fanden ſich vor. Es wurde viel heimlich geraucht und getrunken und beſonders geſchnapſt, wobei ein in Pfalzburg fabrizierter Likör, der ſogenannte eau de noyau, das Genußmittel bildete. Auch dem verderblichen absinthe wurde gehuldigt. Dieſe natürlich ſtreng verbotenen Artikel wurden meiſtens durch die externes eingeſchmuggelt. Der ſchlimmſte Zug aber war das nur zu häufige Vorkommen unzüchtiger Rede und, wie es leider nur zu deutlich war, wirklicher Unzucht unter den älteren Schülern. Kurz, ſittenverderbende Einflüſſe herrſchten im Collegium vor.

Trotz der mangelhaften Nahrung und der ſonſtigen Umſtände des Lebens im Collegium, die eigentlich der Geſundheit nicht förderlich waren, entwickelte ſich mein Körper auffallend günſtig. Bei meiner Ankunft in Pfalzburg war ich ein dünner, blaſſer,

ſchwächlich ausſehender Junge. Schon nach kurzer Zeit wurden mir die mitgebrachten Kleider ſo kurz und enge, daß mir meine raſche körperliche Entwicklung der Breite und Länge nach nur zu klar wurde. Vor Ablauf des Winters hatte ich ein ganz blühendes Ausſehen bekommen und ſtrotzte förmlich von friſcher Geſundheit. Während ich ſonſt gewöhnlich in der kalten Jahreszeit öfters und heftig mich erkältete und mehr oder weniger bettlägerig war, ſo war ich dort nicht eine Stunde unwohl. Ich ſchreibe in der Tat dem Aufenthalte in Pfalzburg das für Jahrzehnte ununterbrochene körperliche Wohlſein zu, deſſen ich mich nachher erfreute. Die Erklärung liegt ſelbſtverſtändlich in der ſtrengen Regelmäßigkeit unſeres täglichen Lebens und der Einfachheit der genoſſenen Koſt.

Ich war während des Winterſemeſters wirklich fleißig geweſen, wie es die monatlich empfangenen notes d'honneur bewieſen, und als Belohnung durfte ich die vierzehntägigen Oſterferien zu Hauſe verbringen. Dies war mir, der nun ſieben Monate in der Fremde verbracht hatte, eine willkommene Erlaubnis, und ich jauchzte förmlich auf, als ich den dieſelbe überbringenden väterlichen Brief las. Noch drei Wochen vergingen nach Empfang desſelben, ehe die Ferien anfingen, und ich konnte meine Ungeduld, die Eltern, die Schweſtern, die Heimat und alles, was damit zuſammenhing, wiederzuſehen, kaum bezwingen. Es gelang mir ſchließlich noch, die Zuſtimmung des Prinzipals dazu zu erbitten, daß ich zwei Tage früher abreiſen und einen Tag ſpäter als vorgeſchrieben zurückkommen durfte, und überglücklich reiſte ich endlich ab. Das Herz ging mir ordentlich auf, als der Omnibus von Saarquénines ſich Zweibrücken näherte und jede Minute mir Bekanntes und Bekannte vor die Augen brachte.

Vor dem elterlichen Hauſe erwarteten mich meine Lieben und empfingen mich mit offenen Armen. Alle waren über die günſtige Veränderung in meinem Ausſehen erſtaunt und bewunderten die ſchmucke franzöſiſche Uniform, aus dunkelfarbiger, einreihiger tunique mit goldgeſticktem Kragen und Armaufſchlägen, Gürtel mit Franſenverzierungen, hellblauen Beinkleidern und weißen Gamaſchen und goldbordiertem Képi beſtehend. Ich hatte das Alter erreicht, wo die männliche Jugend gewöhnlich die erſten Regungen der

allgemeinen menſchlichen Schwäche der Eitelkeit empfindet, und der Spiegel hatte mir das Bewußtſein beigebracht, daß ich gar kein übel ausſehender Burſche war und mich nicht ſchlecht in der Uniform als collégien ausnahm. Dann war ich ſchwach genug, mir die Triumphe vorzuſchmeicheln, die ich ſicher in der letzteren unter meinen Altersgenoſſen beider Geſchlechter in der Heimat feiern würde. In dieſer Beziehung hatte ich mich nicht verrechnet, denn während meines Aufenthaltes war ich der Gegenſtand der erſichtlichen Bewunderung und wohl auch des Neides bei manchen meiner Kameraden, was mir, aufrichtig geſtanden, nicht wenig ſchmeichelte. Auch in anderer Beziehung bildeten dieſe Ferien einen Glanzpunkt in meinen Erinnerungen. Meine Lieben fanden mich in jeder Beziehung vorteilhaft verändert und zeigten ihre Zufriedenheit, indem ſie mich mit Beweiſen derſelben überhäuften. Mein Vater hatte ſofort mein Franzöſiſch geprüft und ſich ſehr davon befriedigt erklärt. Er nahm mich mit ſichtbarem Stolze auf ſeinen Spaziergängen mit. Die Mutter und Schweſtern führten mich täglich in Bekanntenkreiſe, wo mir ſtets ein ſchmeichelhafter Empfang zu teil wurde.

Es wurde beſchloſſen, daß auch die Großmutter und Tante in Speyer mich ſehen ſollten, und ſo ging ich auf drei Tage dahin. Hier verſchaffte mir meine Uniform wieder große Triumphe, da man ſie noch nie geſehen hatte, während ſie in Zweibrücken ſehr bekannt war. Wo ich mich auf der Straße blicken ließ, hatte ich ein Gefolge von neugieriger Straßenjugend. Am zweiten Tage begleitete ich die Tante in die hohe Meſſe in den Dom. Beim Durchſchreiten desſelben drehten ſich alle Köpfe nach mir in ſolcher Weiſe um, daß ich ob der erregten Senſation ganz rot wurde. Nach der Meſſe hatte ich vor dem Dome wieder Veranlaſſung hierzu, indem wir von Bekannten und Neugierigen faſt umringt wurden und ich nicht wenige Schmeicheleien zu hören bekam. Ich konnte es der Tante anſehen, daß ſie nicht wenig ſtolz auf den Neffen war.

Die ſchöne Ferienzeit verfloß nur zu raſch. Der Abſchied wurde mir indeſſen durch den Troſt erleichtert, der in dem Gedanken lag, daß mein künftiges Schickſal in befriedigender Art entſchieden war. Mein Vater hatte mir nämlich kurz vor dem

Scheiden mitgeteilt, daß ich nur bis zum Ende des Schuljahres in Pfalzburg verbleiben und dann, da mein Wiedereintritt in das Zweibrücker Gymnasium nicht möglich war, auf die entsprechende Anstalt in Speyer übergehen sollte. Die Entscheidung befreite mich ganz und gar von dem Gespenste der mir so widerwärtigen kaufmännischen Laufbahn, mit dem ich mich so lange bedroht gefühlt hatte. Ich trat daher leichten Herzens wieder den täglichen Trab in Pfalzburg an, besonders da ich, dank der mütterlichen Sorge, einen großen Vorrat von allerlei Mundkost zur Versüßung des trockenen Frühstücks und Vesperbrotes mitgebracht hatte, der lange nicht erschöpft wurde. Die Tage verflossen viel rascher im Frühjahr und Sommer als während der Wintermonate, da wir die täglichen Ruhestunden mit Spielen im Freien in dem großen Hofe statt in den dumpfen Korridoren und dem engen und feuchten inneren Hofe verbringen konnten und die halbwöchentlichen Spaziergänge viel ausgedehnter und unterhaltender wurden. Wir besuchten nach und nach alle Höhen und Täler der Vogesen in einem Umkreise von mehreren Stunden.

Aus jener Zeit habe ich nur einen besonderen Zwischenfall zu erwähnen. Während der mehrtägigen Pfingstferien besuchte ich nämlich mit väterlicher Erlaubnis meinen Onkel Fritz in Straßburg, wohin er sich mit anderen Flüchtlingen von Weißenburg aus auf Weisung der französischen Regierung begeben hatte. Ich fuhr mit der diligence kurz nach Mittag ab und fand mich gegen acht Uhr in Straßburg vor dem bekannten, noch heute bestehenden „Gasthof zum Rebstocke", in dem der Onkel mit den meisten seiner Schicksalsgenossen wohnte. Ich wurde sehr herzlich empfangen und verlebte drei interessante Tage, während welcher ich unter Onkels Leitung die Sehenswürdigkeiten der alten deutschen Reichsstadt besah. Er klagte sehr über die Plackereien, denen die Flüchtlinge seitens der französischen Polizei — die Präsidentschaft Louis Napoleons war bereits eingetreten — ausgesetzt waren, und deutete seine Absicht an, demnächst auf schweizerischem Boden ein freieres Asyl zu suchen.

In der zweiten Woche August fanden die Schlußprüfungen für das Schuljahr statt, die ich glänzend bestand, und unmittelbar

darauf nahm ich Abſchied vom Collegium. Eigentlich tat mir das Scheiden nicht leid, aber in jenem Alter kann man kaum ein Jahr an einem und demſelben Orte verweilen und mit denſelben Menſchen verkehren, ohne eine gewiſſe Anhänglichkeit an ſie zu gewinnen. Unter den Lehrern waren einige und unter den Schülern nicht wenige, mit denen ich auf ganz gutem Fuße geſtanden hatte, und es beſchlich mich daher doch ein Gefühl des Bedauerns, als ich das letzte Lebewohl mit denſelben austauſchte. Auch verſprachen wir Kameraden uns zu ſchreiben. Doch, wie es in ſolchen Fällen meiſtens geht, das Verſprechen wurde zwar eine Zeitlang gehalten, aber bereits nach wenigen Monaten war der Briefwechſel für immer eingeſchlafen. Von allen meinen Mitſchülern habe ich ſeit meiner Abreiſe nie wieder einen geſehen. Ich dachte ſicher Pfalzburg über kurz oder lang wiederzuſehen, aber volle ſiebenunddreißig Jahre ſollten verfließen, ehe es dazu kam.

Meine Mutter und Tante Anna hatten ſich Ende Juli nach dem ſchweizeriſchen Kurort Baden, in der Nähe von Zürich, begeben. Kurz vor den Prüfungen erhielt ich die freudige Nachricht vom Vater, daß ich dieſelben von Pfalzburg aus beſuchen dürfte. Eine Schweizerreiſe war mir ſo etwas Großartiges, daß ich mich ſehr gehoben fühlte und vom ganzen Collegium beneidet wurde. So machte ich mich denn wieder auf den Weg nach Straßburg, von wo inzwiſchen Onkel Fritz nach Zürich übergeſiedelt war. Ich übernachtete im „Rebſtock“ und ging am nächſten Tage mit der badiſchen Bahn nach Baſel, wo ich in dem allbekannten „Hotel zu den drei Königen“ abſtieg. Ich war noch nie in einem ſo großartigen Gaſthof geweſen und fühlte mich nicht wenig verlaſſen und verlegen in dem Gewimmel von Reiſenden aller Nationen, die ſich in demſelben bewegten, da die Reiſeſaiſon gerade ihren Gipfelpunkt erreicht hatte. Auch fand ich nur ſehr geringſchätzige Beachtung ſeitens des Dienſtperſonals. Ich hatte in meiner Unkenntnis mit Rückſicht auf die Hitze und den Staub während des Tages eine blaue Bluſe getragen und wurde daher von dem Portier und Oberkellner mit Blicken der Geringſchätzung gemuſtert. Man ſuchte mich auch mit einer luft- und lichtloſen

Dachkammer für die Nacht abzufertigen. Aber dieſe Zurückſetzung half mir doch über meine Schüchternheit hinweg, und ich erklärte ſehr entſchieden, daß ich in dem heißen Loche nicht bleiben, ſondern ein anderes Quartier aufſuchen würde. Darauf wurde man ſofort höflicher und wies mir einen anſtändigen Schlafraum an. Dieſer Zwiſchenfall hob mein Selbſtgefühl ſehr und machte mich mit einem Male zum ſelbſtbewußten Reiſenden.

Am nächſten Morgen ging es mit der Poſtkutſche — zu jener Zeit liefen noch keine Eiſenbahnen von Baſel nach dem Innern der Schweiz — weiter nach Baden, wo ich erſt ſpät abends ankam. Mutter und Tante bewillkommneten mich aufs freudigſte, und beide fanden, daß ich mich körperlich noch weiter zu meinem Vorteile entwickelt hätte. Ich war in der Tat in dem Jahre in Pfalzburg faſt einen vollen Fuß gewachſen und ein ſtämmiger Jüngling von blühendſtem Ausſehen geworden. Auch fühlte ich die ganze phyſiſche Spannkraft, die körperliches Wohlſein verleiht, und ſprudelte über von Lebensluſt, Unternehmungsgeiſt und Zuverſicht.

Baden iſt eine ſehr alte, kleine Stadt im Aargau an den Ufern der Limmat, eine halbe Stunde per Bahn von Zürich gelegen, die ſchon in der Römerzeit durch ihre heißen Quellen einen Ruf als Badeort hatte. Sie bietet einen ganz netten Anblick und iſt reichlich mit den gewöhnlichen Erforderniſſen eines Badeortes wie Gaſthöfen, Badehäuſern, Kurſälen, Anlagen und Promenaden verſehen. Baden wird hauptſächlich vom ſchweizeriſchen Publikum beſucht. Die Mutter brauchte nur acht Tage zur Vollendung ihrer Kur, während welcher leider faſt immer regneriſches Wetter war, ſo daß man kaum ins Freie konnte. Onkel Fritz beſuchte uns zweimal während der Zeit und erheiterte uns durch ſeinen unverwüſtlichen Humor. Am Ende der Woche gingen wir nach Zürich, um dort einige Tage zu verweilen und darauf den Rigi und Vierwaldſtätter See zu beſuchen, ehe wir die Heimreiſe antraten. Aber der fortdauernde Regen verdarb uns dieſen Plan vollſtändig. Wir warteten eine ganze Woche auf einen Witterungswechſel, aber ſahen während derſelben nur einmal das prachtvolle Alpenpanorama, das den

Rahmen des Züricher Sees nach Süden bildet. Selbſt eine Beſteigung des 3000 Fuß hohen Ütliberges in unmittelbarer Nähe der Stadt, von dem man einen herrlichen Fernblick auf die Alpen genießt, hatte kein anderes Ergebnis, als daß wir vollſtändig durchnäßt wurden.

Während dieſer Zeit ſahen wir viel von den deutſchen politiſchen Flüchtlingen, von denen Zürich damals wimmelte. Onkel Fritz und eine Anzahl engerer Landsleute, die in Weißenburg wie in Straßburg ſeine Schickſalsgenoſſen geweſen waren, hatten Koſt und Logis auf dem ſogenannten „Lindenhof“. Ich ſpeiſte dort mehrere Male zu Mittag, wobei ich die lebhafteſten politiſchen Diskuſſionen anzuhören Gelegenheit hatte. Die Hoffnungen des Onkels und ſeiner Freunde auf eine baldige freiheitliche Änderung in Deutſchland waren indeſſen bereits ſehr geſunken, und man ſchien ſich mit dem Gedanken einer dauernden Niederlaſſung auf Schweizerboden oder einer Auswanderung nach den Vereinigten Staaten vertraut zu machen. Onkel neigte ſich der erſteren zu, und es traf ſich, daß er nach einiger Zeit eine Anſtellung als Regiſtrator an der Hauptverwaltung der ſchweizeriſchen Nord-Oſtbahn in Zürich erhielt, ſich ſpäter dort mit einer Schweizerin verheiratete und bis zu ſeinem Lebensende (1874) verblieb.

Zu meiner bitteren Enttäuſchung zwang uns endlich der fortdauernde Platzregen, den beabſichtigten Beſuch des Vierwaldſtätterſees ganz aufzugeben und den Rückweg anzutreten, ohne mehr von der Schweiz geſehen zu haben. Wir gingen von Zürich nach Schaffhauſen, wo wir übernachteten, um wenigſtens noch den dortigen Rheinfall zu ſehen. Unſer Ärger war groß, als wir beim Aufſtehen entdeckten, daß die Regenwolken in der Nacht ſich verzogen hatten und das ſchönſte Wetter eingetreten war, denn es half uns nichts, da wir nicht mehr umkehren konnten. Immerhin ſahen wir den gewaltigen Rheinſturz in der ſchönſten Sonnenbeleuchtung und genoſſen ferner noch den Anblick der öſtlichen Alpen und ein wunderbares Rotglühen derſelben bei Sonnenuntergang. Von Schaffhauſen fuhren wir mit dem Poſtwagen durch das berühmte Höllental im ſüdlichen Schwarzwalde nach

Freiburg im Breisgau. Wir reiſten abends ab und erreichten frühmorgens die herrlichſten Partien des Tales. Aber ich muß geſtehen, daß ich nach ſchlechtverbrachter Nacht zu ſchlaftrunken war, um die wilde landſchaftliche Schönheit recht genießen zu können. Wir kamen zeitig genug nach Freiburg, um den merkwürdigen Dom und andere Sehenswürdigkeiten betrachten und noch ſpät abends in Zweibrücken eintreffen zu können.

Siebentes Kapitel.

Auf dem Gymnaſium in Speyer.

Ich verlebte nun einige ſehr vergnügte Wochen unter den Meinigen und im Verkehr mit Freunden und Bekannten. Aber ich durfte mich nicht lange der Muße unter dem elterlichen Dache erfreuen. Wie oben berichtet, war der Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen in Pfalzburg ſehr mangelhaft geweſen. Ich war mir ſelbſt bewußt, daß ich ohne weitere Vorbereitung in den alten Sprachen kaum die Aufnahmeprüfung zu beſtehen hoffte, der ich mich bei dem Übergange auf das Gymnaſium in Speyer zu unterziehen haben würde. Es wurde daher beſchloſſen, daß ich ſchon Mitte September 1850 dorthin überſiedeln ſollte, um während der noch verbleibenden ſechs Wochen der Herbſtferien meinen mangelhaften Kenntniſſen ſoweit wie möglich durch Privatunterricht bei einem Gymnaſiallehrer nachzuhelfen. Selbſt bei dem größten Fleiße konnte ich indeſſen nicht hoffen, mich zum Eintritt in die Prima zu befähigen, der ich angehört hätte, falls ich in Zweibrücken dem regelmäßigen Gange gefolgt wäre. Schon aus dieſem Grunde war es mir ſehr angenehm, an das Speyerer Gymnaſium überzutreten, da es immerhin eine Demütigung für mich geweſen wäre, ein Jahr hinter meinen Schulgenoſſen in Zweibrücken zurück zu ſein. Großmutter und Tante erboten ſich ſelbſtverſtändlich, mir Koſt und Logis zu gewähren, und ſo wurde ich zur erwähnten Zeit für zwei Jahre bei ihnen inſtalliert.

Den nötigen Unterricht empfing ich bei dem Klaſſenlehrer der Prima, Profeſſor Dr. Pleithner. Ich hatte täglich anderthalb Stunden Lateiniſch und anderthalb Stunden Griechiſch bei ihm, und er gab mir hinreichend auf, um mich zwei weitere Stunden

zu beſchäftigen, ſo daß es mit den Ferien ſo gut wie zu Ende für mich war. Profeſſor Pleithner war ein tüchtiger Philologe und beſaß die Lehrgabe in hohem Grade. Dabei war er jedoch ein großer Pedant und als geborener Altbayer etwas rauh und barſch. Ich erwarb mir aber ſeine Zufriedenheit und kam auf den richtigen Fuß mit ihm, ſo daß ich ſehr raſche Fortſchritte machte. Hätte ich drei Monate ſtatt ſechs Wochen Zeit gehabt, ſo wäre es mir unzweifelhaft gelungen, mich für die prima ſtatt für die secunda zu qualifizieren. Da ich aber erſt im ſechzehnten Jahre war, ſo war es jedenfalls ganz gut, daß ich die Reife für die Univerſität erſt ein Jahr ſpäter erlangte. Mit der Aufnahmeprüfung, die in den letzten Tagen des Oktober erfolgte, hatte es gar keine Schwierigkeit.

So trat ich nun als wohlbeſtallter Sekundaner in einen ganz neuen Kreis von Schulkameraden ein. In meiner aus über vierzig beſtehenden Klaſſe war nur ein Bekannter von mir aus Zweibrücken, ein ehemaliger Klaſſengenoſſe dort, der auch infolge Demiſſion zum Übergange nach Speyer veranlaßt worden war und wie ich ein Jahr verloren hatte. Ich wurde indeſſen raſch bekannt. Die Mehrzahl der Mitſchüler war mir nicht ſympathiſch, aber es fanden ſich in der Klaſſe doch eine Reihe aufgeweckter, äußerlich anſtändiger und innerlich reiner, junger Menſchen, mit denen der Verkehr ein anziehender war. Unter denſelben waren ſogar mehrere beſondere Talente, denen ich mich näher anſchloß und zu denen meine Beziehungen weit über die Jugendjahre hinaus dauerten. Von dieſen möchte ich beſonders drei nennen: Theodor Wand, Ludwig Hilger und Heinrich Gemainer. Der erſte zeigte faſt auf jedem Felde außerordentliche Begabung, in Sprachen und Mathematik, wie im Schreiben und in der Muſik. Er war abſtoßend häßlich und feſſelte nur durch ſeine geiſtigen Vorzüge. Hilger war körperlich ſehr wohlgebildet, hatte auch anſehnliches Talent und war eine ruhige, beſchauliche, etwas ſchwerfällige Natur von größter Gutmütigkeit und Dienſtwilligkeit. Gemainer war infolge wilder Streiche von einem Gymnaſium in Franken dimittiert und einem der Speyerer Gymnaſialprofeſſoren in ſtrengſte Obhut gegeben worden, um ſeinen angeborenen Leicht-

ſinn und Übermut im Zaume zu halten. Auf ſeinen Schultern ſaß ein klaſſiſcher Kopf mit feingeſchnittenen Zügen, ſchwarzen Locken, energiſchem Munde und großen, beſtechenden Augen. Er hatte auch ungewöhnliche geiſtige Gaben und zeichnete ſich beſonders durch eine überaus raſche Auffaſſung, geſtützt auf ein außerordentliches Gedächtnis, aus. Trotz der ihm gezogenen engen Schranken wußte ſich ſein überſchäumendes Temperament doch ſtets in Luſt und Mutwillen und in der Übertretung beſtehender Verbote Luſt zu machen.

Doch könnte ich nicht ſagen, daß ich für einen der Genannten eine wahrhaft innige Freundſchaft empfunden hätte. Überhaupt habe ich weder in Zweibrücken noch in Speyer eine ſchwärmeriſche Neigung für einen einzigen Jugendfreund gefaßt, wie ſie doch in jungen Tagen ſo oft vorkommt. Ich bin ſtets viel zu wähleriſch, zu kritiſch, oder, wie es wohl richtiger ausgedrückt ſein wird, zu ideal in meinem Maßſtabe geweſen, als daß ich je befriedigt geweſen wäre. Ich machte immer die höchſten Anſprüche, und ſo groß meine Hoffnungen und Erwartungen öfters bei erſter Bekanntſchaft waren, ſo ergaben ſich in der Regel für mich bei genauer Erkenntnis nur Enttäuſchungen. Ich ſuchte nicht nur körperliche, ſondern auch geiſtige und ſeeliſche Vollkommenheit und fand ſie natürlich nicht. Fehlte nur die eine, ſo genügten mir die anderen nicht. Mein ganzes Leben durch habe ich, wohl viel mehr zu meinem Schaden als zu meinem Frommen, mit peinlicher Genauigkeit dieſe Anforderung geſtellt. In dieſer Beziehung war ich, wenn ich es ſo nennen darf, ein geborener Ariſtokrat, dem ſich niemand innerlich anſchließen konnte, der nach meinem Urteile nicht eine gewiſſe Stufe der Vollendung einnahm. Nicht, daß ich ſelbſt die entſprechenden Eigenſchaften beſaß, um berechtigt zu ſein, ſo hohe Anſprüche zu ſtellen. Ich verdankte wohl dieſe Eigentümlichkeit der hochgeſpannten Einbildungskraft, die ich von meinem erſten Bewußtſein in der Kindheit bis in mein jetziges Alter in übrigſten Überwucherung beſaß und die mich allezeit etwas Beſſeres und Höheres als die wirkliche Erſcheinung erheiſchen ließ.

Im Laufe meines erſten Semeſters in Speyer machte ich jenen wichtigen innerlichen Übergang durch, der den Knaben zum

Jünglinge reift. Er war bei mir von den gewöhnlichen Wandlungen begleitet. Meine Stimme brach sich und wurde mir selbst zuwider. Ich empfand die unbeschreibliche Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit mit mir selbst, die im schroffen, anstößigen Betragen anderen gegenüber hervortritt. Ich wurde menschenscheu und ging meine eigenen Wege. Besonders gegen gleichaltrige weibliche Gesellschaft fühlte ich einen förmlichen Widerwillen, durch den ich mich geradezu lächerlich machte und den ich mir selbst und meinen Hausgenossen gegenüber durch den Ausdruck einer souveränen Verachtung für das eitle „Geschwätz unwissender Backfische" zu beschönigen suchte.

Meine zahlreichen Jugendbekanntschaften in Speyer sicherten mir öftere Einladungen in Gesellschaften von Altersgenossen beider Geschlechter. Meine Stimmung manifestierte sich in denselben durch eine entschiedene Weigerung, Spiele und Tänze mitzumachen. Ich benahm mich wie ein Bär und machte mich in der Tat lächerlich, was ich nur zu klar empfand und was meine Mißstimmung nur verstärkte. Dieselbe wurde natürlich bemerkt und führte bei einer Gelegenheit zu einer mir unvergeßlichen Szene. Ich hatte mich aus einer lustigen, gemischten Gesellschaft in einem nahe befreundeten Hause in ein abgelegenes Zimmer geflüchtet, wo ich mich mit einem Bande Schillers über das eitle Treiben hinwegzusetzen suchte. Plötzlich ging die Türe auf, und ein halbes Dutzend Mädchen stürzte herein, um den „brummigen" Sonderling abzufassen und im Triumphe zum Tanze zurückzugeleiten. Sie packten und zogen mich unter Lachen und Scherzen an den Kleidern. Ich war einfältig genug, mich zu wehren, eine bitterböse Miene zu machen und, ohne ein Wort fallen zu lassen, mich schließlich in meinem Unmute loszureißen und aus dem Hause zu stürzen. Doch zu Hause angelangt, empfand ich eine solche Scham über meine Aufführung, daß ich Tränen vergoß. Aber doch schien ich im Augenblicke der Untat nicht anders zu können.

In derselben Zeit machte sich auch, wie es ja in den Jahren gewöhnlich der Fall ist, persönliche Eitelkeit in hohem Grade bei mir geltend. Ich hatte solche zwar schon früher empfunden.

Selbſt als ich noch Gymnaſiaſt in Zweibrücken war, legte ich bereits nicht wenig Gewicht auf mein Ausſehen und verwendete große Sorgfalt auf meine Toilette. Aber nun kam auch noch ein ſtarkes geiſtiges Selbſtbewußtſein dazu. Ich maß meine Gaben mit denen anderer und fühlte mich den Beſten gleich, wenn nicht dieſelben überragend. In dieſer Überzeugung wurde ich auch durch den Umſtand gar nicht irre gemacht, daß ich in meiner Klaſſe nur den zweiten Rang einnahm.

In meiner damaligen Stimmung waren mir die frühen Erzeugniſſe Schillers, deſſen Dichtung überhaupt von der deutſchen Jugend ja ſtets am wärmſten erfaßt und bewundert wird, ſehr ſympathiſch, und ich las dieſelben nicht nur ſehr eifrig, ſondern lernte die inhaltsreichſten Stellen auswendig und machte meine ſchriftlichen Gloſſen dazu. Dieſe Beſchäftigung, die ich insgeheim trieb, war mir, meinem innerſten Triebe entſprechend, die befriedigendſte. Auch an dem poetiſchen Spott Heinrich Heines fand ich großen Gefallen. Kurz, ich folgte dem Drange zur Selbſtüberſchätzung, Weltverbeſſerung und Weltverachtung, der ſtets dem deutſchen Jünglingsgemüte beſonders eigentümlich geweſen iſt.

In der Schule zeichnete ich mich, wie geſagt, nicht gerade aus. Ich empfand nicht mehr den ſtetigen Sporn, den das ſtrenge Anhalten des Lehrers während meines Privatunterrichtes in den alten Sprachen mich hatte fühlen laſſen, und meine frühere Läſſigkeit im Lateiniſchen und Griechiſchen machte ſich wieder geltend. Ich tat eben meine Schuldigkeit, verſpürte aber keinen Eifer. Es fehlte in der Klaſſe die richtige Anregung, denn der Ordinarius war kaum eine Mittelmäßigkeit. In der Mathematik unterrichtete uns Magnus Schwert, der ſich in dieſer Wiſſenſchaft und beſonders in ihrer Anwendung auf die Phyſik einen ſo großen Namen unter den Gelehrten Deutſchlands erwarb, daß ihm ſeine Schüler nach ſeinem Tode in der Domanlage von Speyer ein Monument ſetzten. Seine Lehrmethode war äußerſt klar und faßlich, er hatte aber bizarre Manieren, die dem Erfolge derſelben Abbruch taten und den Mutwillen der Schüler gar zu ſehr herausforderten. Vor allem war ſeine außerordentliche Zerſtreut-

heit, die ihn oft mitten in einer Demonſtration befiel, ſeine ſchwache Seite. Doch wir empfanden und verehrten daneben inſtinktiv das in ihm wohnende Genie, das in mir den in Pfalzburg erweckten Sinn für Mathematik erhielt und entwickelte. In dieſem Zweige zeichneten ich mich auch aus.

Natürlich war dies auch im Franzöſiſchen der Fall. Doch hatte ich keinen Grund, mir hierauf etwas zu gut zu tun, denn der Unterricht war geradezu erbärmlich. Ein geborener Franzoſe erteilte ihn, ein gutmütiger, wohlgebildeter Mann, der aber infolge von Kränklichkeit phyſiſch zu ſchwach zur Erfüllung ſeiner Pflichten war. Wegen dieſer Schwäche, die ihn eine förmliche Furcht vor jedem Konflikte an den Tag legen ließ, wurde er geradezu zum Spielballe der Klaſſe. Mich dauerte er ſtets von Herzen, und ich tat mein möglichſtes, um den armen Schwächling vor dem Ausbruche von Unarten zu ſchützen. In der deutſchen Sprache war ich infolge meines Aufenthaltes in Frankreich zuerſt etwas ſchwach, da ich aber, wie bereits angedeutet, die Meiſter derſelben ſtudierte, ſo kam ich raſch vorwärts. Von ſämtlichen Lehrern war mir und meinen Kameraden der Religionslehrer der unangenehmſte. Er war ein junger, ſtreng orthodoxer Theologe, aufrichtig in ſeinen Überzeugungen, aber ein ſo pietiſtiſcher Eiferer, daß wir uns abgeſtoßen fühlen mußten. Mit wenigen Ausnahmen ſah er uns daher auch als eine ganz gottloſe Rotte an. Das Ergebnis des Jahres für mich war, daß ich zur Verſetzung in die Oberklaſſe für reif erkärt wurde.

Im Sommerſemeſter ſtellte ſich bei mir die natürliche Reaktion von der unnatürlichen Abneigung vor dem ſchöneren Geſchlechte ein. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, das noch die höhere Töchterſchule beſuchte, tat es mir an. Sie hieß Eliſe Mühlberger und war die Tochter einer bürgerlichen, aber wohlhabenden Familie. Sie war von hoher, feiner Geſtalt, hatte ſehr edelgeformte Züge, herrliches, dunkelblondes Haar, große, ſchmelzende, tiefblaue Augen, prächtige Zähne, eine Geſichtsfarbe ſo rein und glänzend wie Elfenbein und ein unwiderſtehliches, reizendes Lächeln. Meine Gefühle hatten während des ganzen Sommers keine andere Nahrung als ihren Anblick, wurden aber trotzdem zu einer heftigen Leiden-

ſchaft, die mein ganzes Weſen erfüllte. Ich gab mir alle mögliche Mühe, ihr näher zu kommen, aber alle meine Verſuche ſcheiterten an den geſellſchaftlichen Schranken, die damals und heute noch in Deutſchland gezogen ſind. So mußten ſich meine Bemühungen darauf beſchränken, ſie ſo oft wie möglich zu ſehen. Darauf war mein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet, und zwar in einem ſo hohen Grade, daß meine Studien nach und nach immer mehr darunter litten. Ich war regelmäßig bemüht, ihr auf dem täglich zweimaligen Gange nach ihrer Schule zu begegnen. Ich machte ſo oft wie möglich Fenſterparade an ihrem Hauſe vorbei, wiewohl meine Mühe nur gelegentlich durch ihr zufälliges Erſcheinen am Fenſter belohnt wurde. Ich verlegte mich auf förmliche Kundſchafterei, um zu erforſchen, welche Vergnügungsorte ſie mit den Ihrigen beſuchte. Kurz, ich war ſo unermüdlich und erfinderiſch, wie eben die Liebe im ſechzehnten Jahre nur ſein kann, und verſchwendete ſehr viel Zeit und nutzte ſehr viel Sohlleder ab, mußte aber doch in die Herbſtferien nach Hauſe gehen, ohne mein Ziel, ſie perſönlich kennen zu lernen, erreicht zu haben.

Das regelmäßige Einerlei des Gymnaſiallebens wurde im Sommer nur durch ein außerordentliches Ereignis unterbrochen. Der Rhein erreichte im Juli, infolge von ungewöhnlichem Schneeſchmelzen in den Schweizer Hochalpen, eine ſolche Höhe, daß der Durchbruch der Dämme, welche die ſtädtiſche Gemarkung vor Überflutung ſchützten, zu befürchten war. Die Gefahr war ſo dringend, daß die unermüdlichſten Anſtrengungen an den bedrohten Stellen erforderlich waren. Es wurden daher alle arbeitsfähigen Perſonen dazu aufgeboten, und auf das Anſuchen der beiden Oberklaſſen wurde auch ihnen die Erlaubnis zur Mithülfe gewährt. Wir leiſteten darauf drei Tage und drei Nächte lang mit voller Luſt unſer Beſtes und waren nicht wenig ſtolz, als uns eine offizielle Belobung ſeitens der Regierung zuteil wurde.

Die großen Ferien verbrachte ich ununterbrochen im elterlichen Hauſe. Die Eltern wünſchten ſoviel wie möglich von dem einzigen Sohne zu haben, und auch ich fühlte das Bedürfnis nach traulichem Umgange mit ihnen. Die früheren Mißtöne zwiſchen uns waren ganz geſchwunden, und die Harmonie tat unſeren Herzen wohl.

Meine Schweſter Anna kehrte faſt gleichzeitig nach einjähriger Abweſenheit aus dem Inſtitute von Montmirail zurück, wo nach dem herrſchenden deutſchen Gebrauche ihre eigentliche Erziehung abgeſchloſſen worden war. Sie war wenig über ſiebzehn Jahre alt, wurde aber als reif für das geſellſchaftliche Leben betrachtet. Sie war eine hübſche, friſche, niedliche Erſcheinung, von feinem Wuchſe, mit zierlichem Kopfe, dunkelbraunem Haare und ſeelenvollen, großen blaugrauen Augen und kleinen Händen und Füßen. Sie hatte einen ſehr offenherzigen Ausdruck, in dem ſich ihr zartes, wahrheitsvolles, etwas ſchwärmeriſches Gemüt widerſpiegelte. Unter den Herrnhutern hatte ſich ein reiner, religiöſer Sinn in ihr entwickelt, der ihrem ganzen Weſen einen frommen Charakter gab. Wir fühlten die warme, volle Liebe für ſie, die ſie verdiente und der ſie bedürftig war. Schweſter Emma bereitete ſich zum Abgange nach Kreuznach vor, wo ſie auch auf ein Jahr in ein von entfernten Verwandten geleitetes Mädcheninſtitut eintreten ſollte. Sie war immer noch das zarte, kränkliche, der Mutter beſonders ans Herz gewachſene Kind, das noch nie längere Zeit allein von Hauſe fort geweſen war. Sie, wie die Eltern und Geſchwiſter ſahen daher der bevorſtehenden Trennung gerade nicht mit leichtem Herzen entgegen.

Während der Ferien erfüllte ſich ein eifriger Wunſch von mir. Ich erlernte die edle Reitkunſt. In Zweibrücken befand ſich das Landesgeſtüt mit zahlreichen Vollblutpferden, die auf das feinſte zugeritten waren. Der Oberbereiter erteilte Unterricht. Unſere Klaſſe beſtand aus Rechtskandidaten, Univerſitätsſtudenten und Gymnaſiaſten. Unter den erſteren befand ſich Richard Popp, der mein Schwager zu werden beſtimmt war, und den ich dabei näher kennen lernte. Uns Anfängern war es zuerſt auf den feurigen Hengſten gar nicht behaglich zumute, wiewohl wir in den erſten Wochen nur in der Reitſchule ritten. Viele komiſche Szenen, die der Furchtſamkeit entſprangen, kamen dabei vor. Ich muß geſtehen, daß auch ich unſerem erſten Wagnis eines Rittes im Freien mit bangem Herzen entgegenſah. Aber gerade die Feurigkeit der Tiere machte uns zu ſehr guten Reitern. Ich bin wenigſtens in den langen Jahren, in denen ich ritt, nie

abgeworfen worden, wiewohl ich manches wilde Roß zu beſteigen hatte.

Meine Verliebtheit machte mir den Wiederbeginn des Schuljahres Ende Oktober nicht unwillkommen. Sofort nach meiner Rückkehr nach Speyer machte ich mich daran, einen Plan zu verwirklichen, von dem ich mir einen unwiderſtehlichen Eindruck auf den Gegenſtand meiner Neigung verſprach. Ich kann mich ſelbſt des Lachens nicht erwehren, wie er nun wieder in ſeiner ganzen Ungereimtheit lebhaft vor mir ſteht. Ich ſchmeichelte mir nämlich, daß, wenn ich mich nur als Ritter hoch zu Roß vor der Geliebten zeigen könnte, mein Sieg über ihr Herz vollſtändig ſein würde. So durchſuchte ich denn ganz Speyer nach einem Reitpferde. Aber ſolcher Luxusartikel war unter der wenig bemittelten Einwohnerſchaft ſchwer zu finden. Ich entdeckte nur eines, und die Benutzung desſelben war für mich unerreichbar. Schließlich kam ich aber doch an mein Ziel. Ich hörte, daß ein bekannter Geſchäftsmann ein Pferd zu landwirtſchaftlichen Zwecken benutzte, das früher unter dem Sattel gebraucht worden war. Ich trat mit dem Eigentümer in Unterhandlung und überredete ihn ſchließlich, mich das Tier einmal wöchentlich für zwei Stunden, und zwar unentgeltlich, reiten zu laſſen.

Das Roß war in Wirklichkeit nicht mehr und weniger als ein einfacher Ackergaul und zeichnete ſich weder durch Schönheit noch durch Beweglichkeit aus. Aber trotzdem fühlte ich mich wie ein Eroberer, wenn ich ſtolz auf demſelben durch die Straßen und an den Fenſtern meiner Dame vorbei ritt. Ich war jedenfalls der einzige Gymnaſiaſt, der ſich als Reitkünſtler produzieren konnte, und als ſolcher erregte ich immerhin die allgemeine Aufmerkſamkeit des ſtädtiſchen Publikums. Da man den alten Klepper ſehr wohl kannte, ſo war der Eindruck nicht immer der der Bewunderung, im Gegenteil, ich hatte viel vom Geſpött meiner Kameraden auszuſtehen.

Es war den Schülern der beiden Oberklaſſen geſtattet, die Bälle zu beſuchen, welche jeden Winter von geſchloſſenen Geſellſchaften gegeben wurden. Der erſte Ball iſt wohl nirgendwo ein ſo wichtiges Ereignis wie bei der deutſchen Jugend. Ich

glaube auch, daß demſelben von deutſchen Mädchen mit nicht größerer Spannung und freudigerer Erregung entgegengeſehen wird, als von deutſchen Jünglingen. Wenigſtens war es ſo unter meinen Altersgenoſſen. Wir waren ein Dutzend Kameraden, die mit dem Neujahrsballe in dem Kaſino, einem Klub für Beamte und Offiziere, ihren Eintritt in die Geſellſchaft machen wollten. Wochen vorher bildete das kommende große Ereignis mit allem, was damit zuſammenhing — unſere Toilette, Tanzfähigkeit, das erforderliche Benehmen, die bevorſtehenden Bekanntſchaften unter der jungen Damenwelt — unſere Hauptunterhaltung. Die meiſten von uns und auch ich hatten die Marter längerer Ungewißheit über die Frage auszuhalten, ob uns die Eltern die Anſchaffung des unumgänglichen Frackes mit Zubehör geſtatten würden. Für mich brachte der Weihnachtsabend die Löſung derſelben, indem das Erſehnte mein Hauptgeſchenk bildete.

Das Feſt begann um acht Uhr am Silveſterabend und dauerte nach gutem vaterländiſchem Brauche bis gegen vier Uhr morgens. Einmal über die erſten verlegenen Momente des Vorſtellens und Engagierens hinaus, fühlten wir Gymnaſiaſten uns ganz zu Hauſe und tanzten wie beſeſſen die ganze Nacht hindurch mit gleichaltrigen Schönen. Solche Erlebniſſe machen ja immer einen tiefen Eindruck auf jugendliche Herzen, und ich erinnere mich bis zu dieſer Stunde genau der Namen und der perſönlichen Erſcheinung meiner Tänzerinnen.

Die geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, denen ich eifrig huldigte, taten indeſſen meinen Studien keinen Abbruch. Unſer Klaſſenlehrer war Profeſſor Pleithner, der mir ſeinerzeit Privatunterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen erteilt hatte. Wiewohl etwas pedantiſch und geſpreizt, war er ein ausgezeichneter Philologe und lehrte in ſehr anziehender Weiſe. Ich fühlte mich zu größerer Anſtrengung als im vorhergehenden Jahre angeſpornt und leiſtete auch mehr, obwohl ich mir bewußt war, daß es mir ſelbſt bei den ſtärkſten Bemühungen kaum gelingen könnte, mich in den alten Sprachen beſonders auszuzeichnen. Ich warf mich daher mit aller Kraft auf das Deutſche und machte auf eigene Fauſt tägliche Stilübungen. Wie vollbelohnt und ſtolz fühlte ich

mich aber auch, als mein Aufſatz bei dem erſten deutſchen pro loco von dem Ordinarius als der beſte bezeichnet, zur beſonderen Auszeichnung vorgeleſen und im einzelnen belobt wurde. Darf ich's geſtehen? Ich ſah mich ſofort als künftigen berühmten deutſchen Schriftſteller. Sicherlich verſpürte ich die Kraft in mir, mich mit der Feder auszeichnen zu können, und die Zukunft zeigte ja auch, daß ich mich in dieſem Gefühl nicht ganz getäuſcht hatte. Dasſelbe wurde auch von nun ab eine Haupttriebfeder in meinem ganzen Streben.

Als Verehrer des jüngeren, ſchönen Geſchlechtes und als Balleifriger wurde ich mit einem gewiſſen Friedrich Recht bekannt, der mir ein Jahr als Lyzeiſt und dem Alter nach beinahe drei Jahre voraus war. Er hatte weder äußerlich noch innerlich beſondere Vorzüge, außer einem bedeutenden muſikaliſchen Talente, das er von ſeinem Vater, einem Muſiklehrer in Landau, ererbt hatte. Er war aber liebenswürdig, ſtets nett gekleidet und beſaß feine Umgangsformen. Er hatte etwas Weibliches in ſeinem Weſen, woraus man die Beliebtheit erklärte, die er bei allen jungen Damen genoß. Obgleich er durchaus nicht meinem männlichen Ideale entſprach, ſchloß ich mich ihm für längere Zeit enge an. Ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß mein Motiv hierbei nicht allein die Ausnutzung ſeiner geſellſchaftlichen Vorteile war. Ich folgte nur einer vorübergehenden, kaum erklärbaren Laune, indem ich ihn zu meinem vertrauten Freunde machte. Wir waren monatelang unzertrennlich. Er führte mich bei allen ſeinen Bekannten ein, und ich teilte bald die ihm von der jungen Damenwelt erwieſene Gunſt. Ich gewann auch wirklich bei einigen Familien Zutritt, und er ward mir ſo unentbehrlich, daß ich ihn während der Oſterferien auf Beſuch mit nach Zweibrücken nahm. Weder die Speyerer Verwandten noch meine Eltern und Schweſter noch meine anderen Freunde konnten ſich meine Schwärmerei für ihn erklären. Auch trat die Abkühlung ihm gegenüber während des Sommers ein. Infolge von Enthüllungen über ſeinen moraliſchen Charakter erhielten meine Gefühle für ihn einen tödlichen Stoß und verwandelten ſich in förmliche Abneigung. Ich glaube, daß ähnliche Erfahrungen im Jünglingsalter oft gemacht werden.

Mein Verhältnis zu einem anderen Lyzeiſten namens Jakob Fenſterer möchte ich ebenfalls erwähnen. Er war der Sohn eines armen pfälziſchen Bauern, mit außerordentlichem und vielſeitigem Talente begabt und von eiſernem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer, wodurch es ihm gelang, vermittelſt Stipendien und durch Erteilung von Privatſtunden unter Not und Entbehrung ſeinen ſchweren Weg durch das Gymnaſium zu machen. Ich lernte ihn zufällig kennen und fühlte mich trotz ſeines plumpen, häßlichen Äußeren durch ſeine Beleſenheit und ſeinen Geiſt und Humor ſehr angezogen. Ich machte oft lange Spaziergänge mit ihm, auf denen er mir Produkte ſeiner Feder in Geſtalt von Gedichten und Aufſätzen über abſtrakte Gegenſtände vorlas. Bezeichnend für mich dürfte ſein, daß ich in dieſer Richtung nie Gleiches mit Gleichem vergalt, ſondern ihm jede Kenntnis meines eigenen ſchriftlichen Schaffens vorenthielt. Er zeigte mir große Anhänglichkeit, die er aber öfters in mir durchaus nicht angenehmer, ungeſchminkter Schmeichelei bewies.

Im Laufe des Frühjahrs brach plötzlich ein bedeutendes Feuer in der Nähe des Gymnaſialgebäudes aus. Der Unterricht wurde unterbrochen, und wir Primaner eilten auf die Brandſtätte, die wir vor der Feuerwehr erreichten. Wir machten uns ſofort an die Rettungsarbeit und halfen den Bewohnern der brennenden Häuſer ſich ſelbſt wie auch ihre Habe bergen. Ich arbeitete dabei wohl ſo rüſtig wie einer, aber Gefahr lief ich kaum, wiewohl meine Kleider etwas verſengt wurden. Fenſterer aber fand ſich berufen, meine Leiſtungen bei dieſer Gelegenheit in ganz beſonderer Weiſe zu verherrlichen. Die nächſte halbwöchentliche Nummer des Lokalblattes brachte ein mehrſtrophiges Gedicht von ihm, in dem meine Heldentaten bei der Feuersbrunſt in übertriebener Weiſe und ſchwülſtiger Form beſchrieben wurden. Das Schlimmſte dabei war, daß das Gedicht ein Akroſtichon auf meinen Namen bildete und nur zu deutliche Anſpielungen auf meine Liebſchaft enthielt. Wie konnte ſolcher Tapferkeit und Selbſtverleugnung gegenüber die Spröde, ſo wurde in der Auslaſſung gefragt, meinem Werben noch länger widerſtehen? Die ganze Stadt lachte natürlich zu der Geſchichte, und ich war ſo

wütend auf den Verfaſſer, daß ich ihn faſt durchgeprügelt hätte Erſt nach langer Buße wurde er wieder in Gnaden aufgenommen.

Der Zauber, den das ſtudentiſche Verbindungsweſen von jeher auf Gymnaſiaſtengemüter geübt hat, iſt allbekannt. Farbige Mützen und Bänder zu tragen, ein ſtolzer Burſche zu werden, bildeten für die meiſten von uns einen unſerer höchſten Wünſche. Wie beneideten wir nicht die ſolche Auszeichnung tragenden Univerſitätsſtudenten, die wir von Zeit zu Zeit zu Geſicht bekamen, und beſonders die flotten Heidelberger Korpsſtudenten, die öfters Ausflüge nach Speyer machten. Wie geehrt fühlten wir uns nicht, wenn ſich Gelegenheit bot, mit dieſen höheren Weſen in perſönliche Berührung zu kommen. Es gab daher auch wenige ſüddeutſche Gymnaſien in jener Zeit, in denen nicht, trotz der beſtehenden ſtrengen Verbote, Nachäffereien der Univerſitätsverbindungen von den Schülern verſucht worden wären. Dies war auch in Speyer der Fall, da die Verſuche hier im Beſtehen des Lyceums, deſſen Beſucher Univerſitätsvorrechte hatten, eine Stütze fanden. Lyceiſten bildeten die öffentlichen Vertreter eines „Cheruskia“ genannten Korps, zu dem regelmäßig, aber natürlich insgeheim, Schüler der beiden Oberklaſſen geworben wurden. Die Verſuchung trat auch an mich und meine näheren Kameraden im erſten wie im zweiten Jahre heran. Aber ich widerſtand glücklicherweiſe. Denn die „geheimen Korpsbrüder“ wurden entdeckt und ſummariſch von der Anſtalt entlaſſen.

Immerhin hatte die Verſuchung verſchiedene unangenehme Folgen für mich, die wohl erzählenswert ſind. Eine Beamtenwitwe namens Budenſchön hielt ein Koſt- und Logierhaus für Gymnaſiaſten, das immer voll beſetzt war, da die Hauswirtin die jungen Mietsherren ganz nach Gutdünken ſchalten und walten ließ, ohne ſie je im geringſten mit Hausregeln zu beläſtigen. Im Hauſe Budenſchön herrſchte in der Tat die vollkommenſte Ungebundenheit — man hätte es auch Zügelloſigkeit nennen können. Als Gegenleiſtung hierfür begnügte ſich die Vermieterin mit dem geringſten Maße von Ordnung und Reinlichkeit im Hausweſen. Mit anderen Worten, eine ſchmutzigere Wirtſchaft konnte man ſich kaum denken. Es wurde geraucht, gezecht und geſpielt, und dort war auch die

Hauptwerbeſtelle für die „Cheruskia“. Ich wurde zu den Gelagen aufgefordert und wohnte einmal einem ſolchen bei. Nun habe ich geiſtige Getränke nie vertragen können, und das Reſultat war daher, daß ich das Haus berauſcht verließ. Ich wurde einige Stunden darauf ſchlafend im alten Stadtgraben am entgegengeſetzten Ende der Stadt gefunden. Wie ich an die Stelle kam, iſt mir nie klar geworden. Ich wurde von einem vorübergehenden Zimmermann entdeckt und in ſein nahegelegenes Haus gebracht, wo ich nach mehreren Stunden ſpät abends mit ſehr ſchwerem Kopfe und rebelliſchem Magen erwachte. Ich reinigte mich ſo gut wie möglich von dem Schmutze, mit dem ich über und über bedeckt war, und ſchlich mit einem entſetzlichen moraliſchen und phyſiſchen Katzenjammer nach Hauſe. Ich ſpürte die Folgen des Exzeſſes noch mehrere Tage. Ich hatte dies häßliche Abenteuer ganz vergeſſen, als mir dasſelbe zufällig nach dreißig Jahren wieder ins Gedächtnis gerufen wurde. Als ich nämlich im Jahre 1882 einem Freunde in Speyer eine gewiſſe Summe zur Verteilung an dortige Bedürftige zur Dispoſition ſtellte, meldete ſich auch die Witwe des erwähnten Zimmermanns zur Berückſichtigung, und zwar auf Grund meiner damaligen „Rettung“. Natürlich wurde ihr Anſpruch anerkannt.

Ich ließ mich dazu überreden, eines Abends einer Kneiperei von Cheruskiern beizuwohnen. Wir waren kaum eine Viertelſtunde zuſammengeſeſſen, als der Wirt hereinſtürzte und verkündigte, daß der gefürchtete Vertreter der ſtrafenden Gymnaſialjuſtiz, der Anſtaltspedell, im Begriffe ſei, das Wirtshaus nach Schülern zu durchſuchen. Die Treppe hinunter zu entwiſchen war zu gefährlich, und ſo ſperrten wir die Türe ab und machten uns daran, durch das Fenſter die Straße zu gewinnen. Einer nach dem anderen wurde aus der Höhe von ungefähr vierzehn Fuß vermittelſt Benutzung unſerer Überröcke herabgelaſſen, und alle gelangten glücklich hinunter bis auf mich. Freiwillig als der letzte oben zurückgeblieben, blieb mir nun nichts übrig als, mich mit den Händen am Fenſtergeſimſe feſthaltend, mich ſo weit wie möglich herabhängen und dann aufs Geratewohl auf die Straße fallen zu laſſen. Dies tat ich auch und fiel gerade auf die Füße.

Ich ſpürte ſofort einen ſtechenden Schmerz am rechten Fuße, und es war mir unmöglich aufzuſtehen. Die Kameraden hoben mich auf und trugen mich nach Hauſe. Natürlich waren Tante und Großmutter äußerſt erſchrocken. Der Arzt wurde gerufen und entdeckte glücklicherweiſe, daß die Schädigung nicht ein Bruch, wie wir alle befürchteten, ſondern eine Verſtauchung der Fußſehne war. Die Verletzung war ſchmerzhaft und bedeutend genug, um mich zu zehntägigem Stilliegen zu zwingen. Es traf ſich ſo unglücklich für mich, daß der große Faſchingsball, der Gipfelpunkt der Tanzſaiſon, gerade in dieſe Tage fiel, und ich ſo um dieſes hohe Vergnügen kam — ein ſchmerzlicherer Verzicht und eine empfindlichere Strafe für meinen Leichtſinn als mir jede andere Buße erſchienen wäre.

Mit dem Sommer 1852 nahte ſich der heißerſehnte Abſchluß meiner Gymnaſialzeit. Wie alle deutſchen Jünglingsſeelen, jubelten wir unſerer Erlöſung von dem Schuljoche und den kommenden Jahren akademiſcher Freiheit entgegen. Wir freuten uns ſehr darauf, dem vermeintlichen Druck, den einengenden Schranken einer pedantiſchen Pädagogik, dem Mangel an Willensfreiheit zu entrinnen, den uns die Disziplin der Anſtalt empfinden ließ. Kurz, die verführeriſche Ungebundenheit des Univerſitätslebens lockte uns. Wie eine Sonne der Freiheit ſchien es uns zu leuchten. Wir lebten im Wahne, daß wir einer Glanzzeit entgegengingen, die unſeren Hoffnungen und Wünſchen Erfüllung, unſeren liebſten Beſtrebungen freien Spielraum gewähren würde. Wir waren uns nicht bewußt, — wie konnte man auch ſolche Klarheit des Sehens in unſeren Jahren erwarten? — daß wir in Wirklichkeit bereits die allerſchönſte Zeit des Lebens genoſſen. Der Spiegel der Erinnerung mag mich irreleiten, aber ſeit ich die Mannesreife erreicht und vom Höhepunkte des Lebens den Blick ruhig prüfend über meiner bewegten Vergangenheit weilen laſſe, dünkt es mir mehr und mehr, daß die in Speyer verlebten Jahre 1851 und 1852 vielleicht die glücklichſten waren, die ich je verbrachte.

Bei der Wichtigkeit, welche von all dieſen Geſichtspunkten aus die Beendigung unſerer Gymnaſiallaufbahn in unſeren Augen

beſaß, war es natürlich, daß wir Abiturienten darauf aus waren, das Ereignis entſprechend zu feiern. Mir kam der kühne Gedanke, dies durch einen glänzenden Ball zu tun. Er erſchien mir wie die Offenbarung einer göttlichen Idee, an die ſich freilich ſehr irdiſche Beweggründe knüpften. Es ſchmeichelte meiner Eitelkeit, als Leiter bei der Ausführung derſelben die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt auf mich zu lenken. Mein Vorſchlag wurde von den mir näherſtehenden Kameraden mit Beifall begrüßt, und wir begannen ſofort die zur Ausführung desſelben nötigen Schritte zu tun. In welcher Weiſe ich das Vorhaben auffaßte, wird aus dem Umſtande erhellen, daß ich den Kameraden den erſtaunlichen Plan unterbreitete, um dem Feſte den größtmöglichen Glanz zu verleihen, die altbayriſche Majeſtät Ludwig I., der zurzeit auf der königlichen Villa in der Pfalz verweilte, feierlich dazu einzuladen. Ich ging ſoweit, mich zur perſönlichen Übermittlung der Einladung zu erbieten. Aber die anderen ſahen doch ein allzu kühnes Unterfangen in dem Plane, und er wurde nicht durchgeführt.

Der Ball aber kam zu ſtande. Ich plante alles und ſpielte auch die Hauptrolle bei der Durchführung. Zuerſt machten wir beim Vorſtande unſern Beſuch und baten um die unentgeltliche Benutzung des Tanzſaales der Kaſinogeſellſchaft, die uns auch gewährt wurde. Dann wurden Einladungskarten entworfen und gedruckt. Wir begnügten uns indeſſen nicht damit, ſondern auf meine Anregung erbaten wir uns durch perſönliche Aufwartung die Gegenwart der Spitzen der Beamtenwelt, der Garniſon, der Gymnaſiallehrer und ſonſtiger Honoratioren. Ebenſo ließen wir es uns natürlich nicht nehmen, auch die uns näherſtehenden jungen Damen perſönlich einzuladen. Wir traten hierbei ſolenn im Geſellſchaftsanzuge mit weißer Weſte und weißen Handſchuhen auf. Wir ſchmeichelten uns ſelbſtverſtändlich, daß wir durch dieſe Prozedur dem ſtädtiſchen Publikum ſehr imponierten. In Wahrheit aber lächelte alles, was über unſer Alter hinaus war, über unſer ſelbſtbewußtes Gebaren. Dagegen erfreuten wir uns des ungeteilten Beifalles der Altersgenoſſen beider Geſchlechter. Ich beſonders ſtieg ſehr hoch in der Gunſt aller eingeladenen

Damen und fühlte mich wie ein Triumphator, wenn ich, durch die Straßen ſtolzierend, freundlichen Tribut aus blitzenden Augen und von lächelnden, ſchönen Lippen empfing. Jedenfalls ſtand unſer Unternehmen einzig und allein in den Annalen des Gymnaſiums da.

Daß alles dieſes meiner Vorbereitung für die mündliche und ſchriftliche Prüfung nicht förderlich war, der wir uns im Auguſt während einer ganzen Woche zu unterwerfen hatten, kann man ſich denken. Aber ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ich meine Pflicht tat und während der letzten Monate fleißig arbeitete. Mein Ehrgeiz war ſogar ſoweit erwacht, daß es mir ein empfindlicher Gedanke wurde, infolge meiner Unzulänglichkeit in den alten Sprachen im voraus auf die erſte Prüfungsnote verzichten zu müſſen. Die zweite Note war mir bei meiner größeren Leiſtungsfähigkeit in den neueren Sprachen und in der Mathematik ganz ſicher, und ich erhielt ſie auch. Ich war, wie geſagt, ſelbſt nicht mit mir zufrieden, mußte mich aber eben in das Ergebnis finden.

Der Ball fand im Auguſt ſtatt. Er war viel weniger ſtark beſucht, als wir in unſerer Eitelkeit erwartet hatten. Aber die uns befreundete Damenwelt war vollzählig vertreten und hatte in bezug auf Toilette ihr möglichſtes zur Verherrlichung des Feſtes getan. Ich entſinne mich noch heute der Farben, in denen meine Tänzerinnen prangten. So wildluſtig habe ich ſeitdem nie wieder getanzt. Von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens wurde aufgeſpielt. Der Kotillon dauerte anderthalb Stunden.

Leider feierten wir unſeren Abſchied vom Gymnaſium nicht allein mit ſo unſchuldigen Vergnügen. Es war Gebrauch, daß die ſcheidende Klaſſe ſich zum letzten Male bei einem Trinkgelage vereinigte. Die jährliche Verteilung der Abgangszeugniſſe nach der Abſchiedsrede des Rektors an uns fand in der Aula des Gymnaſiums gleichzeitig mit der feierlichen Preisverteilung an alle Klaſſen und in Gegenwart des ſtädtiſchen Publikums ſtatt, unter welch letzterem, wie man ſich denken kann, unſere jungen Freundinnen zahlreich vertreten waren. Unſer Abſchiedskommers

ſand am Abende desſelben Tages ſtatt. Wir ſaßen bis lange nach Mitternacht beiſammen, und einige von uns trieben ſich dann in ſehr angeheitertem Zuſtande bis zu Tagesanbruch in den Straßen und in der Umgebung der Stadt herum. In unſerer Aufregung trieben wir allerlei Unfug, wie Einwerfen von Fenſtern und Laternen, Niederbrechen von Gartenzäunen uſw., was üble Folgen für uns haben ſollte.

Am zweiten Tage nach dieſem nächtlichen Abenteuer, einem Sonntag, beſuchte ich einer Verabredung gemäß die Neuſtadt, um mit dortigen Kameraden zwei Kirchweihfeſte in der Nachbarſchaft mitzumachen. Am Nachmittage gingen wir zuerſt nach dem Dorfe Winzingen, wo in allen Wirtshäuſern Tanzbeluſtigungen ſtattfanden. Wir gingen zu der, an welcher die Neuſtadter Honoratioren ſich beteiligten. Dort fanden wir eine Anzahl junger Damen, die meinen Kameraden bekannt waren, und wirbelten bald mit denſelben im Saale herum. Unter unſeren Tänzerinnen befanden ſich zwei Schweſtern, die ſich durch friſche Schönheit auszeichneten und die im Jahre 1849 durch ihre unverhohlen zur Schau getragene Neigung zum politiſchen Radikalismus eine gewiſſe Berühmtheit in der ganzen Provinz erlangt und während des Aufſtandes öfters bei öffentlichen Feſten die Rolle von Freiheitsgöttinnen geſpielt hatten. Begierig, dieſelben kennen zu lernen, widmete ich ihnen beſondere Aufmerkſamkeit. Ihre etwas freie, emanzipierte Art ſtieß mich aber entſchieden ab. Gegen Abend brachen wir auf und fuhren auf der Bahn nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Edenkoben, um dem dortigen Kirchweihball beizuwohnen, der in einem wohlbekannten beſſeren Gaſthofe ſtattfand. Auch hier waren wir bald mit Tänzerinnen verſorgt und machten flott mit, als ob wir nicht bereits eine tüchtige Leiſtung hinter uns hätten.

Das Vergnügen ſollte ein ſchlimmes Ende nehmen. Einer von uns hatte dem pfälziſchen Rebenſaft zu ſehr zugeſprochen und machte in ſeiner gehobenen Laune den Damen in etwas zudringlicher Weiſe den Hof. Von den männlichen Beſchützern derſelben zurechtgewieſen, ließ er ſich in ſeiner Erhitzung in herausfordernder und beleidigender Weiſe den Philiſtern gegenüber aus. Als ihm dar-

auf in gleicher Münze bezahlt wurde, forderte er — er war Burſche der „Cheruskia“ und trug deren Farben — den Betreffenden dem ſtudentiſchen Komment gemäß durch einen „dummen Jungen“. Der Geforderte lachte ihn einfach aus. Darauf applizierte ihm unſer Freund eine Ohrfeige. Sofort entſtand ein Handgemenge zwiſchen ihnen. Wir eilten dem Kameraden zu Hilfe, und andere „Philiſter“ traten für ihren Mann ein. In wenigen Minuten hatte ſich eine förmliche Prügelei entwickelt. Der Wirt ſchritt mit der Polizei ein, und, da wir im Unrechte und der Zahl nach ſchwach waren, ſo wurden wir binnen kurzem an die freie Luft geſetzt. Sehr gedemütigt wandelten wir zu Fuß nach Neuſtadt zurück. Die Nachtluft erhellte unſere Köpfe, und ehe wir unſer Ziel erreichten, waren wir alle uns ſehr wohl bewußt, daß wir einen dummen Streich begangen hatten.

In Speyer erwartete mich bei meiner Rückkehr eine peinliche Überraſchung. Ich fand Großmutter und Tante in höchſter Aufregung. Sie überſchütteten mich mit Vorwürfen und überreichten mir zur Erklärung derſelben eine Vorladung vor die Polizeibehörde wegen „nächtlichen Unfuges“, d. h. unſerer Übeltaten in der Kommersnacht. Mich überfiel kein gelinder Schreck. Stumm ließ ich die Strafpredigt über mich ergehen, zog mich in mein Zimmer zurück und überließ mich den mannigfachen Empfindungen eines gründlichen moraliſchen Katzenjammers. Nach dieſer Selbſtbetrachtung machte ich mich auf, um den mitbeteiligten Kameraden den Schickſalsſchlag mitzuteilen und zu hören, ob auch ſie von demſelben betroffen waren. Ich fand, daß noch zwei andere vorgeladen waren, und zwar die bereits früher genannten Hilger und Gemainer. Wir drei ſammelten alle unſere Mitſchuldigen um uns, denen es auch nicht ſehr behaglich zumute war. Wir beſchloſſen einmütig, uns auf das Leugnen zu verlegen. Als wir daher am folgenden Morgen einzeln vernommen wurden, ſtellten Hilger und ich alles in Abrede und ließen uns auch nicht durch Drohungen des vernehmenden Polizeikommiſſärs davon abbringen. Aber Gemainer ließ ſich einſchüchtern und machte ein Geſtändnis. Das Ende war, daß er mit einer leichten Geldſtrafe davonkam, während wir beiden anderen zu einem Tage

Arreſt im ſtädtiſchen Gefängniſſe bei Waſſer und Brot verurteilt wurden.

Wir verließen den Tempel der Gerechtigkeit in unbeſchreiblicher Stimmung. Ich war mir über die Wirkung der Strafe nicht klar, glaubte aber, der Arreſt würde mich fürs Leben entehren. In meiner tiefen Beſchämung kam mir damals zum erſten Male der Gedanke einer Flucht nach Amerika, um der vermeintlichen Schmach zu entgehen. In meiner Niedergeſchlagenheit war es mir kein geringer Troſt, zu entdecken, daß die Einwohnerſchaft viel mehr geneigt war, die Geſchichte als einen originellen Studentenſpaß zu betrachten und darüber zu lachen, ſtatt auf uns als Geächtete herabzuſehen. Auch hob es unſere gedrückten Gemüter nicht wenig, als wir fanden, daß unſere Freundinnen uns die unbedingteſten Sympathien entgegenbrachten, uns wie Märtyrer anſahen und den uns verdammenden Kommiſſarius als ein Scheuſal von Ungerechtigkeit betrachteten. Wir hielten es fürs beſte, unſere Strafe ſofort abzuſitzen. Unſere Kameraden begleiteten uns nach dem Arreſthauſe und holten uns nach Ablauf der vierundzwanzig Stunden wieder ab. Wir waren einzeln eingeſperrt, durften uns aber durch Leſen die Zeit vertreiben. Das Strohlager war gerade nicht das weichſte, aber wir genoſſen doch unſeren gewöhnlichen geſunden Schlaf. Da der Gefängniswärter ein Auge zudrückte, ſo halfen uns eingeſchmuggelte Vorräte über den Hungerteil der Strafe hinweg.

Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß die Folgen meines Übermutes und Leichtſinnes mir nicht nur die freudigen Gefühle vollſtändig verdarben, mit denen ich ſonſt als freier Abſolvent in das Elternhaus zurückgekehrt wäre, ſondern mich mit Bangen dem Wiederbetreten desſelben entgegenſehen ließen. Denn einesteils wußten natürlich die Eltern von meinem Konflikte mit den Behörden und andernteils ſpannte mich die Erwartung von Stunde zu Stunde auf die Folter, daß ich auch wegen unſeres Treibens in Edenkoben von der Obrigkeit belangt werden würde. Glücklicherweiſe beſtätigte ſich dieſe Befürchtung in der Folge nicht. Mein Empfang in Zweibrücken war übrigens kein ſo ſchlimmer, als ich erwartet hatte. Der Vater hielt mir zwar eine ſehr

ſcharfe Strafrede, in der er mir auch die „Schmach“ einer Polizeiſtrafe vorhielt und mir unerbittliche Strenge in Ausſicht ſtellte, falls ich mich ähnlicher Streiche wieder ſchuldig machen ſollte. Aber ich kam doch mit dieſer einer Lektion davon, und er ſchien mir das Vergehen nicht weiter nachzutragen. Die gute Mutter war geneigt, ſich mehr über die Triumphe als maître de plaisir bei der Veranſtaltung des Balles und überhaupt über meine geſellſchaftlichen Erfolge zu freuen, als über meine Fehltritte zu ärgern. Sie ſchämte ſich augenſcheinlich nicht des Sohnes, ſondern war vielmehr ſtolz auf ihn, was ſie bewies, indem ſie mich überall in Bekanntenkreiſen als geſellſchaftsreif einführte.

Wie gewöhnlich ging es im September ſehr lebhaft in der Zweibrücker Geſellſchaft zu. Mehrmals wöchentlich traf ſich die junge Welt entweder in ſtädtiſchen Häuſern oder auf verabredeten Ausflügen in die Umgebung. Die Ziele der letzteren waren die bereits genannte Faſanerie, der Birkhäuſer Wald, das Lilierſche Beſitztum, der ſogenannte gute Brunnen, der Sandhof, die Wolfsſchlucht, der Roſenhof, das Ernſtweiler Tal und die Kirchweihfeſte in Ixheim und Bubenhauſen. Der Damenflor war zahlreich, das männliche Geſchlecht beſtand aus jüngeren Offizieren, Rechtskandidaten und Studenten. Zur Unterhaltung dienten Geſellſchaftsſpiele und Tanzen. Wiewohl der jüngſte, ſpielte ich doch keine geringe Rolle. Meine Schweſter Emma war noch im Inſtitute, aber Anna war immer mit Mutter und mir dabei. Bei dieſen Gelegenheiten wurde ich zum erſten Male auf die augenſcheinlichen Bemühungen meines ſpäteren Schwagers Richard Popp um Annas Gunſt aufmerkſam. Er war eine ſehr einnehmende Erſcheinung, groß und ſchlank, mit feinen Zügen, dunkler Geſichtsfarbe, üppigem, gelocktem ſchwarzem Haare, glänzenden ſchwarzen Augen, kühnem Schnurr- und Knebelbart und ſehr liebenswürdigen Manieren und beſonders gewandt und witzig in der Unterhaltung. Es war mir bald klar, daß ſeine Aufmerkſamkeiten, die ſchon vor längerer Zeit begonnen hatten, von meiner Schweſter gerne geſehen wurden. Die Mutter beſtätigte mir, daß Popp ernſte Abſichten zu haben ſchien. Er war ihr offenbar als Bewerber auch ganz willkommen. Perſönlich und durch ſeine

Familienbeziehungen — er gehörte einer angesehenen Beamtenfamilie an — war er auch in Wirklichkeit ein sehr annehmbarer Freier. Die Anhänglichkeit an meine Schwester ließ mich zuerst eine gewisse Eifersucht und als Wirkung derselben Eingenommenheit gegen ihn empfinden. Auch mein Vater war der Verbindung zuerst abgeneigt, und zwar hauptsächlich mit Rücksicht auf die lange Zeit, die vergehen mußte, ehe der Bewerber, der Justizaspirant war, ein „Weib und Kind" nährendes Amt zu erlangen hoffen konnte. Die acht bis zwölf Jahre langen Verlobungen, die zwischen Rechtskandidaten und Beamtentöchtern häufig vorkamen, waren ihm zuwider. Er hatte auch vollkommen recht, denn es war wirklich betrübend und entmutigend zu sehen, wie diese langjährigen Bräute verblühten, ehe sie in den Ehestand treten konnten.

Schon im vorausgegangenen Jahre und in den letzten Osterferien war die Frage wiederholt zwischen den Eltern und mir erörtert worden, welchen Beruf ich mir wählen sollte. Sie waren bereit, mir vollständig freie Hand zu lassen, aber ich fühlte leider weder eine besondere Neigung noch Begabung für eines der sogenannten „Brotstudien", denen Söhne des Standes, dem ich angehörte, sich zu widmen gewohnt waren, so daß die Frage ungelöst geblieben war. Jetzt bei meinem bevorstehenden Übertritt auf eine Hochschule mußte es aber zur Entscheidung kommen, da die Wahl der Universität sowie meine ganze Weiterbildung von derselben abhing. So gab es denn fortwährende Besprechungen des wichtigen Gegenstandes zwischen uns. Ich hatte im stillen die Hoffnung genährt, daß es mir möglich sein würde, mich den schönen Wissenschaften — der Literatur und Kunst — hinzugeben, für deren Pflege ich nicht nur das richtige Verständnis, sondern auch mehr als gewöhnliche Anlage zu besitzen meinte. Ich glaubte nämlich, mein Vater sei vermögend genug — die ganze Lebensweise unserer Familie rechtfertigte auch die Annahme — um mir den Unterhalt zu gewähren, bis ich mir nach vollendeten Studien durch eigene geistige Leistungen pekuniäre Unabhängigkeit gesichert hätte. Bei der ersten Andeutung dieser Wünsche erklärte er mir kurz und bündig, daß sein Vermögen nicht groß genug sei, um

ſelbſt bei ungerechter Zurückſetzung meiner Schweſtern ſeinen Sohn einen „Schöngeiſt“, wie er es nannte, werden laſſen zu können. Übrigens glaube er auch überhaupt nicht an „Schöngeiſterei“. Sein Wunſch ſei, und es ſei auch für mich das beſte, daß ich mich zu einem Berufe entſchlöſſe, der ihn ſobald wie möglich unter den gegebenen Verhältniſſen von der Fürſorge für mich und mich ſelbſt von der Abhängigkeit von ihm befreite. Was konnte ich in meinem Alter und in Ermanglung jedes eigentlichen Beweiſes beſonderer literariſcher Begabung erwidern? Ich ließ daher den Gegenſtand ſofort ganz fallen.

Nun wurden von den „Brotſtudien“ wieder eines nach dem andern in Betracht gezogen. Gegen ſein eigenes juriſtiſches Fach äußerte ſich der Vater ſehr entſchieden, wobei die bereits erwähnte langjährige Anwartſchaft auf eine Staatsanſtellung ſein Hauptargument bildete. Ich ſelbſt konnte der Juriſterei, ſo weit ich ſie kannte, keinen Geſchmack abgewinnen, und die gehegten Hoffnungen auf raſche Erfolge im Leben, die mich zu meinem eigenen Herrn machen würden, ließen mich auch von der Ausſicht zurückſchrecken, bis zu meinem dreißigſten Jahre als Anwärter das Pflaſter von Zweibrücken zu treten. Vor der Medizin hatte ich einen förmlichen Widerwillen. Wie ſo vielen anderen, war mir der Gedanke peinlich, fortwährend mit den körperlichen Leiden der Menſchen in Berührung zu kommen.

Von der Theologie wollten die Eltern ebenſowenig wie ich etwas wiſſen. Gegen die Gottesgelahrtheit herrſchte zu meiner Zeit unter allen aufgeweckten Köpfen, ganz abgeſehen von der herrſchenden Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber, ein großes Vorurteil infolge der Tatſache, daß ſich der Regel nach ihr nur junge Leute widmeten, die entweder aus Armut Rückſicht auf die frühere Anſtellung der Theologen nehmen mußten, oder deren geiſtige Beſchränktheit ſie dem Fache zutrieb, für das, wie früher in Süddeutſchland für das Poſtweſen und den Militärdienſt, die geringſten Anforderungen von Fähigkeit geſtellt wurden. Für den Gelehrtenſtand fehlte es mir augenſcheinlich an Gründlichkeit, Geduld und Geſchmack.

Schließlich wurde meine Ausbildung zum Techniker beſprochen. In Deutſchland machten ſich damals die erſten Anzeichen des

großen induſtriellen Aufſchwunges geltend, der in den folgenden Jahrzehnten zur vollen Entfaltung kommen ſollte. Mehrere Fälle lagen vor von Söhnen uns bekannter Familien, die ſofort nach Vollendung ihrer fachmänniſchen Bildung befriedigende Stellungen gefunden hatten. Dies reizte auch mich, wiewohl ich in Wahrheit ebenſowenig wirkliche Neigung zu dem techniſchen wie für die anderen beſprochenen Berufe empfand. Dazu kam dann noch mein Intereſſe für die Mathematik. Kurz, es wurde ein Verſtändnis dahin erzielt, daß ich eine polytechniſche Schule, und zwar die in München, beſuchen ſollte. Ich war damit bis auf einen Punkt zufrieden. Wie heute noch in Deutſchland, wurden Schüler techniſcher Hochſchulen weniger hoch angeſehen als die Univerſitätsſtudenten. Alle meine Kameraden ſollten Univerſitäten beſuchen, und die Vorempfindung, denſelben nachzuſtehen, war mir nicht angenehm. Auch fehlte es nicht an Sticheleien ihrerſeits, ſobald ihnen die Wahl meines Berufes bekannt geworden war. Doch die Entſcheidung war gefallen, und ich bequemte mich derſelben an.

Ende September ſollte meine Schweſter Emma von Kreuznach zurückgebracht werden. Die Mutter wollte ſie zuerſt abholen, war aber nicht wohl genug zu der Reiſe. Auch der Vater hatte keine Luſt zu gehen, und ſo wurde ich ſchließlich mit der Miſſion betraut. Ich ſollte auf der Hinreiſe den direkten Weg mit der Bahn bis Kaiſerslautern und von dort mit dem Poſtwagen durch das Alſenztal einſchlagen und die Rückreiſe mit der Schweſter über Bingen am Rhein mit einem Abſtecher nach Koblenz machen. Aber das Verlangen, Eliſe und meine Speyerer Freunde noch einmal vor der langen Trennung, die meine Überſiedlung nach München bringen würde, zu ſehen, ließ mich den tadelnswerten Entſchluß faſſen, ohne Wiſſen der Eltern hin und zurück über Bingen zu gehen und mich auf der Hinfahrt einen Tag in Speyer aufzuhalten. Da Großmutter und Tante zurzeit bei uns in Zweibrücken zu Beſuch waren, glaubte ich das letztere tun zu können, ohne daß meine Abweichung von den väterlichen Reiſevorſchriften den Eltern bekannt würde. Statt in Kaiſerslautern auszuſteigen, fuhr ich alſo nach Speyer weiter. Ich ſtieg in einem Gaſthofe ab und machte mich ſofort daran, meine einheimiſchen

Kameraden aufzuſuchen. Ich lud ſie zum Abendeſſen mit mir im Gaſthofe ein — eine koſtſpielige, leichtſinnige Großprahlerei meinerſeits — und wir blieben bis ſpät in die Nacht beiſammen. Die Folge war, daß ich am nächſten Morgen mit einem fürchterlichen Katzenjammer aufwachte und kaum imſtande war mich zu rühren. Ich raffte mich aber gegen Mittag auf und kleidete mich mit Mühe an.

Zu meinem phyſiſchen kam nun auch noch ein ſchwerer moraliſcher Katzenjammer, denn die Schwelgerei mit meinen Kameraden hatte einen großen Teil meines Reiſegeldes aufgezehrt. Länger in Speyer bleiben konnte ich nicht, und ſo reiſte ich noch an demſelben Tage wieder ab. Ich ging nach Mannheim, wo ich übernachten mußte, da die Boote nur morgens rheinabwärts fuhren. Um acht Uhr früh traten wir die Fahrt an. Da ich den Rhein nur zwiſchen Speyer und Mannheim geſehen hatte, ſo war mir alles neu. Aber auf der Strecke bis Mainz iſt, wie bekannt, mit Ausnahme der Stadt Worms nichts zu ſehen als unintereſſante flache Ufer und die fernen Höhenzüge der Vogeſen und des Odenwaldes. In Mainz bekamen wir einen bedeutenden Zufluß von Mitreiſenden verſchiedener Nationalitäten, der andeutete, daß wir uns nun auf einer Weltverkehrsſtraße befanden. Die verſchiedenartige Geſellſchaft auf dem Boote ſowie die landſchaftlichen Reize des herrlichen Rheingaues, die nun auftauchten, verſetzten mich in ſehr gehobene Stimmung. Die Verſuchung weiter nach Koblenz zu fahren, trat ſehr ſtark an mich heran. Der Speyerer Angriff auf meinen Geldbeutel zwang mich aber, derſelben zu widerſtehen. So ſtieg ich denn am Nachmittage in Bingen aus, verwandte mehrere Stunden, um die dortigen Sehenswürdigkeiten zu beſichtigen, ſetzte dann nach Rüdesheim über und ging von dort aus nach dem Niederwald. Den Rückweg nahm ich über Aßmannshauſen. Von Bingen fuhr ich gegen Abend ab und erreichte nach zweiſtündiger Fahrt mein Reiſeziel.

Kreuznach iſt ein altberühmtes Soolbad, das damals noch beſuchter war als heutzutage. Es hat eine reizende Lage an der Nahe und bietet mit ſeinem Kurhauſe und den dazu gehörigen Anlagen, ſeinen Verkaufsläden, zahlreichen großen Hotels, vielen ſchönen Privathäuſern und regelmäßigen Straßen ein ſehr anziehendes

Aussehen. Auch gibt es eine Anzahl sehr schöner Punkte in der Umgebung, worunter Ebernburg mit dem großartigen Sandsteinfelsen und der Ruine der berühmten Burg Franz von Sickingens besonders bemerkenswert sind. Das Ganze machte einen hinreißenden Eindruck auf mich. Dazu kam noch, daß äußerst liebenswürdige Verwandte da wohnten, von denen ich in der freundlichsten Weise aufgenommen wurde. Unter diesen befand sich ein zahlreicher Zweig der Engelmannschen Familie, die Kinder des früher erwähnten Peter Engelmann. Zu diesen gehörten die feingebildeten Damen, die das von meiner Schwester besuchte Institut leiteten, und dann Dr. Theveny, der die Schwester Julie meines Großvaters Hilgard geheiratet hatte und einen Sohn und drei blühende, sehr aufgeweckte und wohlerzogene junge Töchter besaß.

Alle diese Anziehungen ließen mich großen Gefallen an Kreuznach finden, so daß ich mich gar gerne länger aufgehalten hätte. Ich hatte auch die elterliche Erlaubnis, eine Woche zu bleiben. Aber ach! ein von mir selbst heraufbeschworenes Faktum gestattete mir dies nicht. Ich hatte nämlich so viel Geld auf der Hinreise ausgegeben, daß ich auf Kassensturz und Berechnung der Kosten der Rückreise für uns beide nur ganz knapp einen hinreichenden Betrag für die letztere herausbrachte. Dabei fand ich mich a priori gezwungen, auf die vorgeschriebene Rheinreise mit Emma zu verzichten. Ich schämte mich vor mir selber, die Schwester in so selbstsüchtiger Weise um dieses Vergnügen gebracht zu haben. Aber so knapp war das Verhältnis meines übrigbleibenden Barvorrates zu den möglichen Reiseerfordernissen, daß mich die Furcht vor einem Defizit wie mein Schatten auf Schritt und Tritt verfolgte, mich selbst vor der geringsten Ausgabe zurückschrecken ließ und mir tatsächlich den ganzen Aufenthalt verdarb — die schwere, aber wohlverdiente Strafe für mein Handeln. Ich überredete daher auch meine Schwester, schon am dritten Abende mit mir abzureisen. Wir fuhren im Postwagen in der Nacht nach Kaiserslautern, wo wir frühmorgens sehr ermüdet ankamen. Ich wagte es nicht zu frühstücken mit Rücksicht auf die Ungewißheit der Gepäckgebühr auf der Eisenbahn. Gegen Mittag langten wir in Zweibrücken an — ich selbst mit

nur wenigen Pfennigen und der Empfindung eines im Fegefeuer ſchmachtenden Sünders. Denn ich wußte nur zu gut, daß die erſte Frage der Eltern nach unſerer Reiſeroute ſein würde und daß der Ausfall der Rheinreiſe ſofort zur vollen Enthüllung meiner neuen unverantwortlichen Streiche führen würde.

So kam es auch. Der Vater nahm mich, ſobald er die Wahrheit gehört, in ſein Arbeitszimmer und hielt mir vor, daß mein Gebaren im höchſten Grade leichtſinnig ſei. Er erklärte mir, daß er ſein Vertrauen in mich verloren habe und demnach in der Zukunft in meinem eignen Intereſſe handeln müſſe. Ich hatte natürlich gar nichts zu meiner Verteidigung vorzubringen, ſondern fühlte meine Schuld voll und ganz. Auch empfand ich Scham vor der Mutter und den Schweſtern, die meine Aufführung übrigens viel milder zu beurteilen geneigt waren als der Vater. Dieſe Gefühle waren auch nicht vorübergehend, ſondern drückten mich fortwährend mit dem Bewußtſein der Erniedrigung vor mir ſelbſt.

Kurz darauf teilte mir der Vater mit, daß er ſich entſchloſſen habe, mich ſelbſt nach München zu begleiten und dort das möglichſte zu veranlaſſen, um mich vor Irrwegen zu ſchützen. Es blieb auch bei ſeinem Entſchluſſe, und Anfang November traten wir zuſammen die Reiſe an. Ich nahm mit gemiſchten Gefühlen Abſchied von dem Elternhauſe, der Mutter, den Geſchwiſtern, von Freunden und Bekannten und Zweibrücken im allgemeinen. Einerſeits ließ mich die Erwartung größerer perſönlicher Ungebundenheit und alle neuen Anziehungen einer ſo herrlichen großen Stadt wie München freudige Erregungen empfinden. Andererſeits hatte ich doch ein zu weiches Herz, um das Scheiden von allem, was mir lieb war, leicht zu nehmen. Beſonders der Mutter gegenüber, die wieder mit einer rührenden Sorgfalt für meine Ausſtattung geſorgt hatte, fühlte ich, als ob ich noch bleiben ſollte, um mein Unrecht wieder gut zu machen und ihre Liebe beſſer zu verdienen. Beim Abſchiede ſiegten auch die letzteren Empfindungen, und ich ſtrömte von Tränen über. Wie wären ſie wohl gefloſſen, hätte ich gewußt, daß ich das Elternhaus nie wieder betreten, die treue Mutter nie wieder ſehen würde!

Achtes Kapitel.

Die Universitätszeit.

Wir benutzten nicht die direkte Route nach München, sondern machten einen Umweg, indem wir von Stuttgart nach Friedrichshafen und von da nach Lindau am Bodensee mit dem Dampfboot fuhren. Wir hatten herrliches Wetter und einen prächtigen Ausblick auf den See und seinen stattlichen Alpengürtel. Aber abgesehen hiervon lohnte sich die längere Route durchaus nicht. Denn es gab damals nur Postverbindung zwischen Lindau und Augsburg, dem nächsten Eisenbahnpunkte, und der Postwagen ging abends ab, so daß wir nicht nur gar nichts von dem schönen bayerischen Algäu sahen, sondern nach einer sehr unbehaglichen Nacht erst im Laufe des Vormittags Augsburg recht ermüdet erreichten. Eine zweistündige Bahnfahrt brachte uns zu unserem Reiseziel. Das Herz klopfte mir nicht wenig, als wir vom Bahnhof über das Pflaster der bayerischen Hauptstadt rollten. Wir stiegen im „Bayrischen Hofe" ab, der damals der erste Gasthof Münchens war und mir durch seine Größe und prächtige innere Einrichtung wie ein königlicher Palast dünkte. Der Gasthof war damals schon, wie er es auch noch heute ist, ein beliebtes Absteigequartier für die vornehme Welt, und die zahlreichen Adels- und anderen Titel der im Fremdenbuche eingezeichneten Fremden imponierten mir nicht wenig.

Mein Vater hatte München seit seiner Universitätszeit nicht mehr gesehen, und da inzwischen die großartigen Verschönerungen und bedeutenden Vergrößerungen unter Ludwig I. stattgefunden hatten, so war es ihm fast so neu wie mir. Wir widmeten daher die ersten Tage unseres Aufenthaltes der Besichtigung der

Stadt und ihrer Hauptſehenswürdigkeiten. Die maleriſchen alten und ſchönen neuen Straßen mit ihren zahlreichen Monumentalbauten, das lebhafte Treiben in denſelben, die täglichen militäriſchen Paraden unter Muſikbegleitung, die reichen Kunſtſchätze, die prächtigen Kirchen, die herrliche Oper und das ausgezeichnete Schauſpiel, der Glanz des königlichen Hofes, ſoweit er in der Öffentlichkeit ſichtbar war, — alles dies zuſammen übte eine verwirrende, betäubende, aber auch erhebende Wirkung auf mich aus. Ich ſchwebte in fortwährendem, höchſtem Entzücken und pries mich glücklich, in einem ſolchen Paradies, wie mir die bayeriſche Hauptſtadt erſchien, leben zu dürfen.

Nachdem wir die erſte Neugierde befriedigt hatten, ſtellten wir uns vor allem dem Rektor des Polytechnikums, Dr. Alexander, vor, worauf meine regelmäßige Inſkription als Hörer bei dieſer Anſtalt erfolgte. Ich belegte Vorleſungen über Mathematik, Mechanik, Phyſik, Chemie und Kunſtgeſchichte, die durchſchnittlich dreieinhalb Stunden täglich erforderten. Dann begann das Suchen nach einer paſſenden Wohnung für mich. Dabei wurde natürlich Rückſicht auf günſtige Lage in der Nähe des Polytechnikums genommen. Nachdem wir einige Dutzend Zimmer angeſehen hatten, entſchieden wir uns für eines im fünften Stocke in dem ſogenannten Hacker Brauhauſe an der Sendlinger Straße. Das Zimmer war ſehr geräumig und hatte vier große Fenſter, die es reichlich mit Licht und Luft verſahen. Die „Mietsherrſchaft“ war eine bürgerliche Familie namens Schmidt, aus vier erwachſenen Perſonen beſtehend. Der Preis für das Zimmer, einſchließlich der Heizung, Bedienung und des Frühſtückes (aus einer Taſſe Kaffee und zwei Brötchen beſtehend) betrug nur fünfzehn Gulden monatlich (zirka ſechsundzwanzig Mark oder ſechs Dollars). Dann explorierten wir die zahlreichen billigen und guten Speiſewirtſchaften, die es damals in München gab, um uns über die weiteren Lebenskoſten zu unterrichten. Wir fanden, daß man ein reichliches Mittagsmahl im Abonnement für fünfzehn bis dreißig Kreuzer (vierzig bis achtzig Pfennige oder zehn bis zwanzig Cents) und Abendeſſen natürlich noch viel billiger haben konnte. Mit anderen Worten, wir vergewiſſerten uns, daß man mit anderthalb Gulden

täglich (ungefähr zweieinhalb Mark oder sechzig Cents) ganz gut für Wohnung und Kost auskommen konnte. Ich erwähne diese Preise nur, um zu zeigen, wie bescheiden die Lebensansprüche damals noch waren. In der Gegenwart erfordert es viel mehr Mittel, um als Polytechniker oder Universitätsstudent in einer deutschen Großstadt durchzukommen. Angesichts der angeführten Ziffern verständigte ich mich mit meinem Vater dahin, daß ich, abgesehen von Unterrichtsgebühren und Kleiderrechnungen, monatlich fünfzig Gulden für meinen Unterhalt (zirka fünfundachtzig Mark oder zwanzig Dollars) erhalten sollte. Ich war damit vollständig zufrieden und glaubte mit dem Betrage reichlich auskommen zu können.

Wir machten dann noch Besuche bei einer Anzahl Familien, mit denen mein Vater bekannt war, die meistens aus der Pfalz stammten und infolge von Versetzung ihrer Oberhäupter nach München gekommen waren. Er bat um freundliche Aufnahme für mich, die mir auch gewährt wurde. Das angesehenste Haus dieser Art war das des bereits an einer anderen Stelle erwähnten Justizministers Heintz, der seit seinem Rücktritte eine hohe Stelle am obersten Gerichtshofe des Königreiches bekleidete. Andere Familien, in denen ich Zutritt hatte, waren die des Oberbaurat von Hummel, der Oberappellräte Pixis, Petersen und Düllarmi. Ich war noch zu jung und unerfahren in der Gesellschaft, als daß ich meiner eigenen Persönlichkeit die im Laufe des Winters empfangenen Freundlichkeiten verdankt hätte. Sie waren einzig und allein auf die Achtung zurückzuführen, die man meinem Vater zollte.

Dieser kehrte nach zehntägigem Aufenthalte in die Heimat zurück, nachdem er in jeder möglichen Weise aufs liebevollste für mich gesorgt hatte. Der Abschied wurde mir wieder recht schwer. Ein Vorgefühl der Verlassenheit beschlich mich beim Gedanken, daß ich nun in der großen Stadt auf mich selbst angewiesen sein würde. Ich weinte bitterlich und war sehr empfänglich für die eindringlichen Mahnungen zu Fleiß, Sparsamkeit und guter Aufführung im allgemeinen, die er noch an mich richtete. Ich gelobte alles und war auch in meinem Innersten fest entschlossen, den gefaßten guten Vorsätzen treu zu bleiben.

Die erſten zwei Monate führte ich einen muſterhaften Wandel. Ich beſuchte alle belegten Vorleſungen mit größter Pünktlichkeit, ſchrieb das Gehörte während derſelben nieder und ſtudierte es zu Hauſe nach. Ich arbeitete nicht nur bis in die Nacht hinein, ſondern gewann durch Frühaufſtehen Zeit zum Studium. Zwei Kameraden aus Zweibrücken, die auch das Polytechnikum beſuchten, und ich ſtanden uns einander bei und trafen zweimal wöchentlich in meinem Zimmer zu gemeinſamer Arbeit zuſammen. Mein Verkehr war faſt ganz auf meine Pfälzer Bekannte beſchränkt. Wir ſahen uns beim gemeinſchaftlichen Abendbrot nebſt „Glas Bier" in der Herrenſtube des Hackerbrauausſchankes im unterſten Stocke des Gebäudes, in dem ich wohnte, und machten Samstags und Sonntags größere Spaziergänge zuſammen. An Vergnügen erlaubte ich mir eines der ausgezeichneten Odeonkonzerte monatlich und eine Vorſtellung im Opern- und Schauſpielhauſe wöchentlich. Die damit verbundenen Ausgaben waren nicht groß, denn alle Hörer an der Univerſität und dem Polytechnikum waren gegen Vorweis ihrer Immatrikulationskarten zu äußerſt billigem Eintritte berechtigt. Das Eintrittsgeld für Opern betrug für uns nur vierundzwanzig Kreuzer (zwei drittel Mark oder ein ſechſtel Dollar). Natürlich genoſſen wir dafür nur das Privilegium, während der ganzen Vorſtellung zu ſtehen, woraus ich mir jedoch nichts machte.

Trotz allen Fleißes konnte ich aber meinen Studien keinen Geſchmack abgewinnen. Beſonders die höhere Mathematik ſtieß mich mehr und mehr ab, je tiefer ich in dieſelbe einzudringen verſuchte. Der Gedanke drängte ſich mir nach und nach auf, daß ich doch einen Fehlgriff bei der Beſtimmung meines künftigen Berufes gemacht hatte, und daß mir nicht nur Neigung, ſondern auch beſondere Begabung zu demſelben ganz und gar fehlte. Dieſer Gedanke wurde allmählich zu meiner vollen Überzeugung, die mir jede Bemühung nach dem falſchen Ziel als vergeblich erſcheinen ließ und meine Studien raſch ganz und gar verleidete. Ich geriet durch dieſen inneren Zwieſpalt in eine äußerſt gedrückte Stimmung. Keiner meiner Kameraden ſtand mir nahe genug, um mich ihm anzuvertrauen. Ich fürchtete nicht verſtanden zu werden.

Den Eltern die neuentstandene innere Not klagen, das wagte ich einfach nicht. Mit solchen Empfindungen trat ich in das Jahr 1853 ein. Bei Ablauf der üblichen Neujahrsferien war ich bereits so weit demoralisiert, daß ich nachlässig im Besuche der Vorlesungen zu werden begann und auch wenig Lust zum Arbeiten außerhalb derselben verspürte. In meiner Zerstreuung trieb ich mich viel in der Stadt herum und besuchte öfters die berühmten Kunstsammlungen in der alten und neuen Pinakothek und der Glyptothek. Ihre Schätze zogen mich viel mehr an als die Gegenstände meiner Vorlesungen. Ich studierte die Hauptwerke förmlich und überredete mich selbst, daß ich Anlage zum Ästhetiker habe.

Darüber vergingen Wochen, während welcher ich mich in einen wahrhaftigen Ekel vor dem Polytechnikum hineingearbeitet hatte, so daß ich es schließlich gänzlich mied. Meine Grübeleien über meine Zukunft ließen mich einen Plan nach dem andern fassen und wieder verwerfen. Meine lebhafte Einbildungskraft wirkte bei solchen Plänen mit, und es waren die meisten derselben sehr kühner und abenteuerlicher Natur. Unter anderen packte mich die Idee, mir die Türe für eine andere Laufbahn offen zu lassen, indem ich mich nachträglich auch noch auf der Universität immatrikulieren ließ. Denn, wenn ich erst in den Osterferien dem Vater meine Sinnesänderung hinsichtlich meines künftigen Berufes gestehen würde, wie ich es aus Furcht vor den Folgen eines sofortigen Geständnisses vor hatte, so würde das halbe Jahr auf dem Polytechnikum bei einem Studienwechsel ganz verloren sein. Dies würde dann voraussichtlich einen entscheidenden Einfluß auf die väterlichen Entschließungen haben, das heißt, ich würde am Polytechnikum verbleiben müssen. Der Plan ließ mir keine Ruhe, bis er ausgeführt war. Der Immatrikulation an der Universität stand nichts im Wege, aber sie kostete Geld, und um sie nicht nutzlos werden zu lassen, mußte ich wenigstens zwei Kollegien belegen, welche im voraus zu bezahlen waren. Um diese Kosten bestreiten zu können, mußte ich die Monatsrechnung meiner Hauswirtin sowie das Abonnement für den Mittagstisch unbezahlt lassen. Damit geriet ich in Schulden

und kam nur zu bald zu dem Schlusse, daß solche leichter gemacht als bezahlt sind.

Bei meiner Neigung zur Schöngeisterei war es nicht zu verwundern, daß ich Vorlesungen bei dem Dichter von Geibel und dem Ästhetiker und Kritiker Moritz von Carrière belegte, die erst vor kurzem vom Könige Maximilian II. nach München berufen worden waren. Die ganze akademische Jugend schwärmte für sie, und ihre Hörsäle waren stets gedrängt voll. Ich wurde ein regelmäßiger Besucher ihrer Vorlesungen, lauschte mit wahrer Andacht ihren Worten und bildete mir unter ihrem Einflusse ein Ideal aus, wonach ich mich in die Fußtapfen der beiden berühmten Männer treten und gleich ihnen Ehre und Reichtum erwerben sah.

Bei meinen Besuchen der Universität begegnete ich öfters anderen Pfälzer Kameraden, die sich verschiedenen Landsmannschaften oder Korps angeschlossen hatten und als wohlbestallte „Füchse" in farbigen Mützen und Bändern prangten. Wie Neubekehrte in Glaubenssachen gewöhnlich die eifrigsten Proselytenmacher abgeben, so sind auch Füchse stets die besten Werber für ihre Farben gewesen. Demgemäß wurde ich auch von den drei durch meine Freunde vertretenen Gattungen — Isaren, Schwaben und Franken — mit Liebenswürdigkeiten aller Art, wie Einladungen zu Ausgängen und Spazierfahrten, schwelgerischen Frühstücken auf den Korpscafés und Korpskneipen überschüttet. Der eigentliche Zweck blieb mir nicht lange verborgen, aber wie einen Nachtfalter das Licht, zogen mich die bestechenden Seiten des Korpslebens immer unwiderstehlicher an. Wenn ich vom Standpunkte des reifen Alters aus die Einflüsse kritisch zerlege, die damals auf mich einwirkten, so kann ich mich freilich nur über die jugendliche Einfalt wundern, die mich als edle und würdige Ziele ansehen ließen, was doch eigentlich durchaus eitel und verwerflich war. Denn der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß selbst so kleinliche Äußerlichkeiten wie die bunten Mützen und Bänder mir als etwas dünkten, was den Menschen über die anderen Sterblichen erhob. Dazu kamen auch die Anziehungen, welche das enge Band vertrauter Kameradschaft, der herausfordernde Mut, der in dem Paukwesen verkörpert zu sein

scheint, das sorglose, flotte Treiben, der schäumende Übermut für mich hatten. Ich kann dagegen in aller Aufrichtigkeit sagen, daß die förmliche Pflege der Kneiperei, wie sie in den Korps getrieben wurde — leider herrscht sie nur zu sehr auch außerhalb derselben unter der deutschen Studentenschaft — mir von Anfang an höchst zuwider war. Aber bei meiner angeborenen Neigung zu schwärmerischen Auffassungen ließ ich mich durch ein viel ideelleres Bild des Korpslebens bestechen, als es die Wirklichkeit rechtfertigte.

Nach Umschau unter den vorgenannten Korps fühlte ich mich am meisten durch die „Frankonia" angezogen. Fast ein Drittel derselben bestand aus Pfälzern, unter denen mehrere Jugendfreunde von mir waren. Außer diesen gehörte eine ganze Reihe sehr netter Leute aus den besten Familien dazu. Die Franken hatten einen traditionellen Ruf als die flotteste Landsmannschaft auf der Münchener Universität. Auch nahmen sie eine höhere gesellschaftliche Stellung ein, da die Söhne erster Münchener Familien zu ihnen gehörten, durch deren Vermittlung die Korpsmitglieder überall leicht Zutritt zu der besseren Gesellschaft erhielten. Das Korps gab jeden Winter einen großen Ball, der immer ein Ereignis in der Residenz war und stets sehr glänzend ausfiel. Alles dies verfehlte nicht, mich zu beeinflussen. Mein Widerstand gegen die dringenden Aufforderungen, mich in das Korps aufnehmen zu lassen, nahm stetig im Verhältnis zu dem gesteigerten Umgange mit den Mitgliedern ab, und bald darauf wurde ich feierlich als Fuchs aufgenommen. Den üblichen Brudergruß bei der Rezeption empfing ich von dem damaligen Senior, Friedrich von Schauß, mit dem ich seitdem in freundschaftlichem Verhältnisse blieb. Er beteiligte sich lebhaft beim Aufbau des Deutschen Reiches als Mitglied des bayerischen Landtages wie des Deutschen Reichstages und machte seinen Namen allgemein bekannt. Auch als Finanzmann stand er an der Spitze der Verwaltung eines der größeren süddeutschen Geldinstitute in hohem Rufe.

Mein sogenannter „Leibbursche" war Gideon von Rudhart, ein liebenswürdiger und begabter Mensch, der nach Vollendung seiner Studien in den bayerischen diplomatischen Dienst trat und

Geſchäftsträger in Paris und Geſandter in Berlin, St. Petersburg und Dresden wurde. Die Differenzen, zu denen es zwiſchen ihm und dem Fürſten Bismarck in Berlin kam und wobei der letztere ſeine Machtſtellung in einer unverantwortlichen Weiſe mißbrauchte, machten ſeinerzeit großes Aufſehen. Er lebt noch heute, aber in Geiſtesumnachtung infolge von Gehirnerweichung. Außerdem waren noch viele nette Leute, beſonders unter den älteren Korpsbrüdern, von denen aber außer den genannten keiner ſich beſonders auszeichnete. Im ganzen zählte das Korps fünfunddreißig Mitglieder. Außer den Franken gab es zurzeit noch vier andere Korps, die Schwaben, Bayern, Iſaren und Mokaren. Die beiden erſteren waren viel zahlreicher als wir und die anderen. Die Schwaben waren nahezu achtzig, die Bayern über hundertundzwanzig Mann ſtark. Die Franken aber hatten den Ruf des feinſten Korps. Unter den Bayern war die bekannte bayriſche Vierſchrötigkeit und Grobkörnigkeit ſehr ſtark vertreten. Die numeriſche Stärke der Korps hat inzwiſchen in München wie auch auf den meiſten anderen deutſchen Univerſitäten ſehr abgenommen. Angeſichts der bei weitem überwiegenden Schattenſeiten des Korpslebens muß dies als ein großer Fortſchritt betrachtet werden.

Mit dem Eintritte in die „Frankonia" geriet ich unhaltbar auf die abſchüſſige Bahn, die meine akademiſche Laufbahn bald zu Ende bringen ſollte. Ich verſuchte mir einzureden, daß meine neue Eigenſchaft als Korpsfuchs einem regelmäßigen Kollegienbeſuche keinen Abbruch tun würde. Es zeigte ſich aber ſehr bald, daß es mir ſchwer wurde, ſelbſt die Kollegien von Geibel und Carrière, die zu bequemen Nachmittagsſtunden ſtattfanden, zu hören. Denn da waren vor allem die vorgeſchriebenen drei Kneipabende in der Woche, für die Füchſe obligat. Sie bedeuteten zu viel Biergenuß, wiewohl ich viel mäßiger als die Kameraden war, und nie Aufbruch vor Mitternacht, mit den Folgen von ſpätem Schlafen und wüſtem Kopfe, der keiner geiſtigen Anſtrengung fähig war. Dann brachte der enge Verkehr mit ſo vielen lebensluſtigen, jungen Leuten täglich Veranlaſſung zu neuen Zerſtreuungen. Bald war es das Theater, bald Geſellſchaften und Bälle, die meine Zeit und mein Intereſſe beanſpruchten. Wie

bereits erwähnt, war eine Anzahl Münchener beim Korps, durch die ich in neue Gesellschaftskreise kam. Dann folgte während des Karnevals ein Ball auf den anderen. Wenn das Korps auf solchen zu erscheinen beschloß, mußten wir alle hin, wozu die Füchse wenigstens sehr bereit waren. Ich frönte wieder recht meiner Tanzlust auf den Museums- und Odeonsbällen.

Der Glanzpunkt der Saison für uns war der vom Korps selbst im „Bayrischen Hofe" alljährlich gegebene Ball bei Gelegenheit des Jahrestages der Gründung des Korps. Es war ein sehr glänzendes Fest, bei dem die erste Gesellschaft Münchens zahlreich vertreten war. Als einer der Festredner dünkte ich mich eine wichtigere Persönlichkeit, als die besternten Minister unter unseren Gästen und fühlte mich darin durch die vielen Artigkeiten bestärkt, die mir von allen Seiten über meine Leistung gesagt wurden. Wie unbedeutend, wie geradezu lächerlich schien mir der Speyerer Abschiedsball neben diesem Gewoge von Hofleuten, Spitzen der Beamtenwelt, Offizieren jeden Ranges in glänzender Uniform, Studenten im Frack mit Farben, hunderten von Damen in feinster Toilette, in dem herrlich beleuchteten und geschmückten großen Saale, und mit der rauschenden Musik eines vollen Orchesters.

Aber das Korpsleben stellte noch ganz andere Anforderungen an meine Zeit. Wir Füchse mußten täglich für eine Stunde auf den Fechtboden, wo die Leibburschen uns die Hantierung des Schlägers beizubringen suchten. Viel zeitraubender war der Dienst, den wir bei den zahlreichen Paukereien oder Schlägerduellen zwischen den Korps hatten. Ich war zuerst geneigt, diesen Unfug in idealisiertem Lichte als nationales Waffenspiel und als ernste Probe männlicher Tapferkeit zu betrachten. Die frivole Weise, in der dem studentischen Gebrauche gemäß Händel gesucht und Forderungen gestellt wurden, ließ mich aber bald davon zurückkommen. Wir Füchse wurden auf die Kneipen anderer Korps geführt, um mit den Füchsen derselben anzubinden, und unsere Kneipe erhielt Besuche zu demselben Zwecke. Je frecher und gröber das Auftreten, als desto „forscher" wurde der Fuchs betrachtet. Mir war dieses künstliche Rohsein unmöglich, und ich brachte es daher auch zu keinem Rufe als Bramarbas.

Faſt allwöchentlich fanden Paukereien zwiſchen unſerem und den anderen Korps ſtatt, bei denen von vier bis acht „Kontrahierungen“ ausgefochten wurden. Um der Wachſamkeit der Polizei zu entgehen, fanden dieſelben in Wirtshäuſern in entlegenen Teilen der Stadt oder in einer der umliegenden Ortſchaften ſtatt. Den Füchſen lag es ob, den Duellapparat oder „Paukwichs“, beſtehend aus Schläger, Brillen, Mützen, Binden und Paukhoſen, an Ort und Stelle zu ſchaffen, die Paukanten für die „Menſur“ herzurichten, zwiſchen den Gängen die Schlagenden zu erfriſchen oder den Schläger zu halten, bei Verwundungen den „Paukarzt“ zu unterſtützen und die Verwundeten nach Hauſe zu bringen und zu pflegen. Das letztere war oft ein ſehr anſtrengender Dienſt, da er unausgeſetzte Tag- und Nachtwachen erforderte. In manchen Wochen hatte ich zwei bis vier Nachtwachen. Das erſte Duell, dem ich zuſah, war zwiſchen den beſten Schlägern unſeres Korps und der „Bavaria“ ohne die Schutzmittel der „Mützen“ und „Binden“ und wurde ſehr blutig, indem unſer Kämpe ſeinem Gegner drei ſchwere Kopfwunden beibrachte. Ich muß geſtehen, daß mich ſehr unbehagliche Gefühle beſchlichen, als ich das erſte Blut ſpritzen ſah. Doch gewöhnte ich mich raſch an das Schauſpiel und wurde bald ſo gleichgültig wie die anderen. Es ging auch nicht immer ſehr blutig her. Die erſten Paukereien von Füchſen beſonders verliefen meiſtens harmlos und wie Auftritte in einer Bühnenpoſſe.

Aber nicht nur zu großer Vergeudung von Zeit führte das Korpsleben, ſondern es machte auch große Anſprüche an den Geldbeutel. Da waren erſtens die Aufnahmegebühr und die regelmäßigen monatlichen Umlagen, ſowie die beſonderen für den großen Jahreskommers und den Feſtball. Weiter kamen geſteigerte Ausgaben für die geſchilderten Vergnügungen. Ferner kam die Verſuchung, der mich meine Schwäche nicht widerſtehen ließ, es den reichen Korpsbrüdern im Freihalten, in eleganter Kleidung und in anderer Hinſicht gleichzutun. Dann verführte mich auch noch die damals unter Korpsſtudenten vorherrſchende Unſitte, ſich gegenſeitig Geſchenke zu machen, zum Aufwand. Meine monatlichen Sendungen von Hauſe reichten natürlich lange nicht für dieſe Extraausgaben aus. Das unvermeidliche

Ergebnis war, daß ich in Schulden geriet. Mein Fehltritt in dieser Richtung wurde dadurch erleichtert, daß ich auf Einführung durch meine Korpskameraden überall bei Händlern und Handwerkern Kredit erhielt.

Ich war nun in einem solchen Taumel des Genusses und der Zerstreuung jeder Art, daß mein natürlicher Leichtsinn jede andere innere Regung überwucherte. Aber ich war mir doch zu klar des schlimmen Ausganges bewußt, zu dem mein Gebaren unerbittlich über kurz oder lang führen mußte, als daß ich nicht sehr oft Stunden der vorübergehenden Ernüchterung durchzumachen gehabt hätte, in denen ich volle Selbsterkenntnis übte und bittere Reue, ja sogar Selbstverachtung empfand. Vor allem waren mir schon nach wenigen Wochen die Augen vollständig über die absolute Nichtigkeit des Korpslebens geöffnet.

So trieb ich es von Tag zu Tag bis zum Monat März weiter. Infolge einer Erkältung erkrankte ich anfangs des Monats an einer schweren Grippe, die mich an das Bett fesselte. In München herrschte wegen schlechter sanitärer Zustände von jeher das Nervenfieber, dem besonders Studierende und darunter auch verhältnismäßig viele Pfälzer verfielen. Da ich fortwährend fieberte, so begann ich zu fürchten, das dasselbe auch mich heimsuchen würde, und ich faßte den Plan, mit Rücksicht auf den ansteckenden Charakter der Krankheit, auf ihre lange Dauer und die bessere Pflege ins öffentliche, städtische Krankenhaus überzusiedeln, wie es erkrankte Studierende gewöhnlich taten. Ich hielt es fürs beste, die Meinigen hierauf vorzubereiten, und schrieb in dem Sinne nach Hause. Der Vater wurde dadurch sehr beunruhigt und bat sofort einen persönlichen Freund in München, mich aufzusuchen und sich von meinem wirklichen Zustande zu überzeugen; und gleichzeitig ersuchte er meine Hauswirtin schriftlich um einen Bericht über denselben. Diese begnügte sich nicht damit, über meine Krankheit zu schreiben, sondern ließ sich ausführlich über meinen Lebenswandel während des Winters aus. Sie fühlte sich hierzu berechtigt, weil ich zwei Monate Miete und den Betrag gewisser Rechnungen, den sie ausgelegt hatte, trotz vielfacher Mahnung schuldig geblieben war. Sie teilte dem Vater

mit, daß ich in der erſten Zeit ſehr viel zu Hauſe geblieben ſei, fleißig gearbeitet habe und überhaupt ſehr ſolide geweſen ſei, daß ich aber bereits ſeit Monaten augenſcheinlich ſehr leichtſinnig lebte, ſehr ſpät in der Nacht nach Hauſe käme und auch den ganzen Tag auswärts verbrächte. Dieſe Änderung ſchrieb ſie dem Umſtande zu, daß ich in ein Korps eingetreten ſei.

Der Vater richtete ſofort an den Rektor des Polytechnikums eine Anfrage über mein Verhalten. Derſelbe antwortete ihm dahin, daß ich mich als Schüler exmatrikulieren und dagegen an der Univerſität hätte immatrikulieren laſſen, und daß ich in der von ihm ſelbſt gehaltenen Vorleſung, die ich noch belegt hätte, ſeit längerer Zeit nicht mehr erſchienen ſei. Da mein Vater den Rektor darauf in Kenntnis ſetzte, daß ich ohne ſein Wiſſen und ohne ſeine Zuſtimmung gehandelt, ſo wurde ich vor den letzteren zitiert. Ich war wieder wohl genug zum Ausgehen und erſchien ſofort vor ihm. Er las mir die Briefe des Vaters vor und hielt mir mein verſtecktes Gebaren in ſehr eindringlicher Weiſe vor. Ich ging ſofort nach Hauſe und ſchrieb einen langen Brief an meinen Vater, in welchem ich ihm genau die Umſtände erzählte, wie ich in meine damalige Lage gekommen ſei, ohne daß ich vorhatte, leichtſinnig zu leben oder meine Studien zu vernachläſſigen. Ich verbarg ihm nichts und geſtand, daß mein Lebenswandel und mein Studienwechſel ohne ſein Wiſſen unverantwortlich geweſen ſeien. Ich erzählte ihm, wie es mir klar geworden ſei, daß ich für die erwählte techniſche Laufbahn weder Neigung noch Talent beſaß, und daß ich zur Univerſität übergegangen ſei, um keine Zeit zu verlieren, da der letzte Termin zur Immatrikulation gekommen ſei. Natürlich drückte ich in ernſter Weiſe aus, wie tief ſchmerzlich ich mein Vergehen und mein leichtſinniges Korpsleben bereute, und bat ihn um Verzeihung, damit ich ihm und der Mutter dann genau auseinanderſetzen könne, was meine wahre Herzensneigung betreffs meines zukünftigen Lebensberufes ſei.

Nach einer Woche empfing ich eine ſehr aufgeregte und zornige Antwort von meinem Vater. Sie enthielt den gebieteriſchen Befehl, München innerhalb achtundvierzig Stunden zu verlaſſen und mich ohne Verzug nach Zweibrücken zu begeben, wo mir die

weiteren elterlichen Beschlüsse mitgeteilt werden würden. Diese Entscheidung versetzte mich in eine so niedergedrückte Stimmung, daß ich lange ratlos umherwanderte und wieder an eine Auswanderung nach Amerika dachte, um meinem Vater zu zeigen, daß ich doch ein vernünftiger und tüchtiger Mensch sei. Doch war ich besonnen genug, dem väterlichen Befehl zu folgen. Ich packte meine Sachen zusammen und begab mich auf den Heimweg.

Unterwegs beschloß ich, zuerst nach Speyer zu gehen, um dort den Rat eines alten Familienfreundes, der mit meinem Vater seit seiner Universitätszeit auf dem vertraulichsten Fuße stand, zu erbitten. Es war der Notar Kissel, ein sehr gutmütiger und gefälliger Herr, der seinerzeit auch ein sehr lustiger Student gewesen war. Ich rechnete auf seine Sympathie und täuschte mich darin nicht. Ich begab mich sofort nach meiner Ankunft zu ihm und wurde freundlichst empfangen. Er sagte mir seine Hülfe zu und schrieb noch am selben Abend an meinen Vater, ihm meine Ankunft meldend. Er schlug ihm vor, nach Speyer zu kommen, worauf mein Vater einging, und schon am Abend des zweiten Tages stieg er bei Herrn Kissel ab.

Das Resultat seines Besuches und der darauf stattfindenden Unterredung war, daß mein Vater mir die Erlaubnis zum Weiterstudieren gab und sich damit einverstanden erklärte, mich von neuem anfangen zu lassen; und zwar sollte ich mich von jetzt an der Jurisprudenz widmen. Natürlich machte mich dieser Entschluß sehr glücklich, und ich war auch ganz mit dem Befehl einverstanden, München zu verlassen und das Sommersemester an der Universität Würzburg zu verbringen. Ich mußte mich ferner verpflichten, alle meine Schulden zu bezahlen und zur Tilgung derselben von meinem Monatsgelde eine gewisse Summe beizutragen. Ich dankte dem lieben Freunde Kissel für sein erfolgreiches Eingreifen und trat die Rückreise nach München an, während mein erzürnter Vater nach Zweibrücken zurückkehrte. Mein Aufenthalt in Speyer hatte drei Tage gedauert, doch war ich die ganze Zeit so bedrückt, daß mich nicht danach verlangte, die alten Freunde und Bekannten aufzusuchen.

Eine Woche nach meiner Ankunft in München war ich reisebereit und kehrte der Stadt mit etwas schwerem Herzen den

Rücken. Infolge der Oſterferien waren nur wenige Korpsbrüder anweſend, ſo daß mir der Abſchied in dieſer Hinſicht erleichtert wurde. Mein Übergang an eine andere Univerſität löſte an ſich mein Verhältnis zum Korps. Die maleriſch gelegene, alte Mainſtadt Würzburg, die ich nach einer nur ſechsſtündigen Eiſenbahnfahrt erreichte, gefiel mir ſofort ungemein. Ich fand in einer der beſten Straßen eine ſehr ſchöne Wohnung, aus Schlafzimmer und Salon beſtehend, zu ebenſo billigem Preiſe wie mein einzelnes Zimmer in München. Überhaupt fand ich alles viel billiger als in der Hauptſtadt, was mir bei der erwähnten Verkürzung meines monatlichen Wechſels ſehr willkommen war. Eine Anzahl Pfälzer Bekannte ſtudierte an der Juliusuniverſität; dieſelben verbrachten aber die Ferien zu Hauſe, ſo daß ich die erſte Woche auf mich allein angewieſen war. Doch nach meinen letzten Erlebniſſen war mir dieſe Vereinſamung geradezu erwünſcht. Ich benutzte die Zeit, um mich in der reizenden Umgebung der Stadt umzuſehen. Auf täglichen, langen Wanderungen zu Fuß erfriſchte ich mich körperlich und geiſtig. So hatte ich bei Beginn der Vorleſungen in der zweiten Hälfte April meine innere Ruhe wiedergewonnen und konnte meinem feſten Entſchluſſe gemäß ernſtlich an die Arbeit gehen.

Ich belegte Vorleſungen über römiſche Inſtitutionen und Rechtsgeſchichte bei Profeſſor Dr. Wirſing, Phyſik bei dem rühmlich bekannten Phyſiker Dr. Oſann. Die erſtgenannten Gegenſtände bilden einen Teil der juriſtiſchen Fachſtudien und wurden gewöhnlich erſt im zweiten akademiſchen Jahre gehört. Ich wollte aber ſobald wie möglich einen Anfang mit meiner Vorbereitung für den Beruf machen, den ich nun beſtimmt gewählt zu haben vermeinte. Meine Wohnung lag in unmittelbarer Nähe der Univerſität, was einem regelmäßigen Beſuche der Vorleſungen natürlich ſehr förderlich war. Das geiſtige Nichtstun und die Zeitvertrödelung durch Bummeleien jeder Art, wie ich es in München gepflegt hatte, war mir aufrichtig zuwider geworden, und die innere Genugtuung, die in geordneter Beſchäftigung und in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht liegt, tat mir ungemein wohl. Ich verſäumte nicht nur keine Vorleſungen, ſondern überarbeitete das

Gehörte eifrig zu Hause. Stundenlang saß ich täglich bei meinen Büchern, und meine einzige Erholung bildeten Spaziergänge und das Zusammensein mit den wenigen Bekannten, mit denen ich Umgang pflegte, beim Abendimbiß in öffentlichen Lokalen. Diese Bekannten bestanden aus Zweibrücker Schulgenossen, Namens Serini, Erbelding, Hessert und Nössel. Die meisten derselben sind noch am Leben und zählen noch heute zu meinen näheren Freunden. Mit Erbelding, Nössel und Hessert, die zurzeit Oberlandesgerichtsräte in Zweibrücken sind, bin ich öfters in den letzten Jahren zusammengetroffen. Sie alle haben meine eigenen Erinnerungen über mein fleißiges Arbeiten und zurückgezogenes, solides Leben bestätigt.

Dieses ruhige, gleichmäßige, innerlich befriedigende Leben führte ich bis Mitsommer ungetrübt weiter. Dann erhoben sich aber zwei Schatten, die es allmählich verdüsterten, die gewonnene Ruhe wieder stören und schließlich den ganzen glücklichen Aufbau in meinem Innern wieder vernichten sollten. Ob es angeborener Wankelmut oder ein wirklich begründetes Gefühl war, das halbe Semester war noch nicht vorüber, als mir die juristischen Vorlesungen bereits ebenso vollständig zuwider waren, wie im Winter die mathematischen im Polytechnikum. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, gegen den nach und nach empfundenen Widerwillen; aber dies half mir nicht über den wachsenden, beklemmenden Gedanken hinaus, daß ich nochmals einen Fehlgriff bezüglich meines Berufs getan hätte. Bald war ich dieser Empfindung so weit unterlegen, daß ich anfing, die betreffenden Vorlesungen zu vernachlässigen. Nun stieg der frühere Glaube wieder in mir auf, daß meine Zukunft auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften liege. Der kühne Plan entstand in mir, meinen juristischen Studien formell weiter obzuliegen, so daß ich volle vier akademische Jahre genießen könnte, gleichzeitig und hauptsächlich aber Literatur und Ästhetik zu pflegen. Ich überredete mich dabei, daß ich lange vor Ablauf meiner akademischen Zeit durch literarische Leistungen den Beweis meiner Fähigkeit für dieses Feld geliefert haben würde. Ich begann auch sofort die Ausführung des Planes. Mein erster Schritt war die Anschaffung einer der billigen Ausgaben der

deutſchen Klaſſiker, die in jenen Jahren auf dem deutſchen Büchermarkt zu erſcheinen begannen. Mit dem gründlichen Leſen derſelben verbrachte ich nun den größten Teil meiner Zeit. Wie ich es trieb, zeigt der folgende Auszug aus den Erinnerungen des bereits genannten Oberlandesgerichtsrat Nöſſel, welche er auf Erſuchen einer Verwandten von mir im Spätherbſte 1887 niederſchrieb:

„Mein Freund hatte nämlich, was in dem zweiten Semeſter die Studenten der Jurisprudenz damals ſelten zu tun pflegten, in jenem Semeſter, welches den beſtehenden Verordnungen entſprechend in der Regel den philoſophiſchen Studien gewidmet wird, ſchon römiſche Inſtitutionen und Rechtsgeſchichte belegt, um dann gleich im dritten Semeſter die Pandekten bei dem Profeſſor Vangerow in Heidelberg hören zu können. Allerdings bekümmerte er ſich in der Folge wenig um das Rechtsſtudium. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich öfter — da mich der Weg an ſeiner Wohnung vorbeiführte — ihn zum Gange nach der Univerſität abholen wollte. Das eine oder das andere Mal ging er wohl mit, allein ſehr oft war dies nicht der Fall. Er bewohnte in der ſchönen „Neubaugaſſe“ ein komfortables Zimmer bei Schneider Bauſewein, in welchem er ſich ſehr behaglich eingerichtet hatte, ſo daß er ſich ſehr viel zu Hauſe aufhielt, und man nie fehlging, wenn man ihn beſuchen wollte. So oft ich zu ihm kam, was wohl faſt täglich geſchehen ſein mag, ſaß er behaglich in ſeinem eleganten, rot ausgeſchlagenen Schlafrock auf dem Sofa und war umgeben von den damals gerade in Lieferungen erſcheinenden deutſchen Klaſſikern, die er mit großem Eifer las. Seine Gemütsſtimmung war durchweg eine etwas ernſte und ſeine Lebensweiſe derart, daß ihn nicht der geringſte Tadel hätte treffen können. Seine Geldausgaben können keinesfalls über das Maß deſſen hinausgegangen ſein, was ihm der Vater ausgeſetzt hatte, ich glaube vielmehr, daß er unter jenem Maße blieb. Wenn er vielleicht auch in ſeinen Lebensbedürfniſſen etwas verwöhnt geweſen ſein mag, ſo war er auf der anderen Seite ſo mäßig und nüchtern, daß kein beſonderer Aufwand bei ihm nötig erſchien.“

Angeſichts meiner ſpäteren literariſchen Leiſtungen darf ich wohl annehmen, daß ich mich in der erwarteten Frucht meines Planes

nicht getäuſcht haben würde, wenn es zur Verwirklichung desſelben gekommen wäre. Aber es ſollte ganz anders mit mir kommen. Ich erwähnte, daß eine der Bedingungen, die mir der Vater in Speyer ſtellte, die Angabe aller meiner Schulden in München war. Ich hatte ſo leichtfertig gewirtſchaftet, daß mir erſt in Würzburg der wirkliche Betrag derſelben klar wurde, und die Summe, die ich von meinem Monatsgelde abziehen konnte, um dieſelbe zu tilgen, reichte dazu nicht aus. Im Juni begannen Mahnbriefe der unbefriedigten Schneider, Schuhmacher und anderer Gläubiger bei mir einzulaufen. Ich wußte mir nicht anders als durch kleine Abzahlungen zu helfen. In meiner Angſt, meine Münchener Gläubiger zu befriedigen, kam ich wieder in die Verſuchung, meine laufenden Verpflichtungen unbezahlt zu laſſen. Dieſer Verſuchung gab ich auch nach; aus welchem Grunde oder vielmehr aus welcher Schwäche, kann ich ſchwerlich erklären. Bald ſah ich daher mit Schrecken dem Ende des Semeſters, Mitte Auguſt, entgegen, welches mir die Rechnungen des Hauswirtes und die für meine Mahlzeiten bringen ſollte, da ich unmöglich in die Ferien gehen konnte, ohne dieſe aufgelaufenen Forderungen erledigt zu haben. Je näher dieſe Zeit kam, deſto mehr drückten dieſe Sorgen auf meine Stimmung und nahmen mir die Fähigkeit für geiſtige Arbeit. Ich ſann lange auf einen Ausweg, ohne einen zu finden, bis mir plötzlich ein Gedanke kam, von dem ich Erlöſung zu erwarten glaubte.

In meiner Not wandte ich mich an einen Verwandten, den reichen Gutsbeſitzer Wolf, der die einzige Tochter, Luiſe, meines Großonkels Grohé geheiratet und in Wachenheim an der Haardt, in unmittelbarer Nähe von Dürkheim, ſeinen Wohnſitz hatte. Da es mir klar geworden war, daß jeder Verſuch, meinen Vater zu überreden, mir ein größeres Monatsgeld auszuſetzen, ſcheitern würde, ſo begab ich mich am 4. Auguſt über Heidelberg nach Wachenheim. Es handelte ſich für mich um das Aufbringen von wenigen hundert Gulden. Daß mein ganzes Lebensſchickſal ſich um einen ſo kleinen Betrag drehen ſollte, mag als ſehr merkwürdig erſcheinen, doch war dies tatſächlich der Fall, da ich nach der Unterredung in Speyer nur zu gut wußte, daß mein Vater mir jeden Beiſtand entziehen würde, wenn er erfahren ſollte, daß ich wieder

tief verſchuldet ſei, obwohl die neue Laſt nur die natürliche Folge der alten war.

Ich reiſte über Heidelberg, wo ich nach einer ſehr unangenehmen Nacht im Poſtwagen am nächſten Nachmittage ankam. Ich ſuchte einige Bekannte unter den Studenten auf, die Mitglieder des Korps „Weſtphalia" waren, und von denen ich mit großer Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurde. Meine Zuverſicht des Gelingens meines Planes war unterwegs ziemlich geſunken, ſo daß ich mich, um die wieder erwachten Sorgen wenigſtens für den Augenblick zu vergeſſen, nur zu gern in die mir gebotenen Zerſtreuungen ſtürzte. Unter dieſen waren auch zwei Paukereien im großen in dem berüchtigten Wirtshauſe in der Hirſchgaſſe, welchen hiſtoriſchen Ort ich dabei zum erſten Male ſah. Nachdem ich drei Tage in dieſer Weiſe verbummelt hatte, überwog indeſſen die Notwendigkeit entſcheidenden Handelns mein Zagen, und ich nahm ſchweren Herzens den Zug nach Wachenheim.

Ich erfuhr bei meiner Ankunft, daß Herr und Frau Wolf abweſend waren und erſt am folgenden Tage zurückkehren würden. Die Haushälterin drang in mich, ihre Rückkunft abzuwarten, doch mein Vorhaben machte mir das Verweilen zur Pein, und ſo übernachtete ich in Dürkheim. Am nächſten Vormittage ging ich nach Wachenheim zurück und fand die Geſuchten zu Hauſe. Sie hatten bereits von meinem Kommen gehört, und, da ſie es ſich nicht erklären konnten, wurde ich ſofort nach einem freundlichen Willkommen ſehr ſcharf ausgefragt. Ich mußte alſo mit meinem Anliegen heraus. Ich bekannte offen meine Vergehen in München mit ihren Folgen, die mich zu dem mir ſo peinlichen Schritte gezwungen, und bat ſie dann flehentlich mir zu helfen, da ich es unter den geſchilderten Umſtänden nicht wagen dürfte, mit meiner Not vor den Vater zu treten. Herr Wolf erklärte zuerſt, er könne ſich nicht darauf einlaſſen, in der vorgeſchlagenen Weiſe zwiſchen mich und den Vater zu treten. Doch auf weiteres ernſtliches Bitten wurde ich allein gelaſſen, während ſich die Ehegatten die Sache überlegten. Nach einer Stunde teilten ſie mir ihren Beſcheid dahin mit, daß ſie den gewünſchten Betrag ohne Zinſen zu geben bereit wären, ſich aber nicht verpflichten könnten, das Geſchehene vor

meinem Vater zu verheimlichen. Da mir das letztere die Hauptsache war, so drang ich in sie, es wenigstens für ein Jahr zu verschweigen, um mir Zeit zu geben, meine Besserung zu beweisen. Aber auch hierauf wollten sie sich nicht einlassen. Alles, was sie mir zusagten, war, daß der Gatte erst bei seinem nächsten persönlichen Zusammentreffen mit meinem Vater diesem so schonend wie möglich Mitteilung machen würde.

Damit mußte ich mich bescheiden. Ich war in Zweifel, ob ich angesichts der dadurch unabwendbaren neuen Katastrophe das Geld überhaupt annehmen sollte. Hätte ich die richtige Einsicht gehabt, so wäre es mir wohl sofort klar gewesen, daß es meine Pflicht war, die Summe abzulehnen, nach Zweibrücken zu reisen, den Eltern ein unumwundenes Geständnis zu machen und einfach hinzunehmen und zu ertragen, was immer die Folgen dieses Schrittes sein würden. Sicher ist, daß ich einen falschen Weg einschlug.

Ich nahm also das Geld, stellte einen Empfangsschein dafür aus und reiste ab. Ich begab mich wieder nach Heidelberg, wo ich noch einen Tag verbrachte, ehe ich über Frankfurt mit dem Maindampfer nach Würzburg zurückkehrte. Unterwegs überlegte ich hin und her, was ich nun tun sollte. Ich hatte mir sofort nach Empfang des Geldes eingeredet, daß mir nun kein anderer Ausweg übrig blieb, als vor der Entdeckung durch den Vater die Flucht zu ergreifen, denn ich war überzeugt, daß er seine mir in München gemachte Drohung, mich als Gemeinen in die Armee zu stecken, nun ausführen würde. Aber wohin flüchten und was nach vollzogener Flucht beginnen, waren für mich unbeantwortete Fragen. Ich geriet in fieberhafte Aufregung während der Reise, denn so leichtsinnig oder verhärtet war ich bei weitem noch nicht, daß ich nicht selbst vor dem letzten entscheidenden Schritte bebte. Ich empfand voll und ganz seine Bedeutung für mich wie für die Meinigen.

Neuntes Kapitel.

Meine Auswanderung.

So kam ich in der elendeſten Stimmung in Würzburg an. Noch zwei weitere Tage hatte ich mich unſtet und unentſchloſſen herumgetrieben, als ein Zufall mich zu einem Entſchluſſe kommen ließ. Ich traf bei Tiſch einen älteren Pfälzer Bekannten, der erzählte, daß er im Begriffe ſei, eine Reiſe über Dresden, Prag und Wien nach Italien anzutreten. Nun war mir auch unter allerlei abenteuerlichen Plänen, die in meinem phantaſiereichen Kopfe aufgeſtiegen waren, der außerordentliche Einfall gekommen, Karl Gutzkow, den bekannten Schriftſteller, in Dresden aufzuſuchen, ihn meine literariſche Begabung prüfen zu laſſen und bei günſtigem Reſultate, auf das ich natürlich zuverſichtlich rechnete, zu bitten, mir eine literariſche Laufbahn zu eröffnen. Ich war zu dieſem bizarren Plane durch die Bewunderung gekommen, die ich für den Verfaſſer des neunbändigen Romans „Ritter vom Geiſte“ empfand, den ich während des Sommers geleſen hatte. Der edelſte ſeiner Ritter war mein Ideal, dem ich mich an Geſinnung und Begabung gleichfühlte, und auf dieſe lächerliche Unterlage baute ich meine Hoffnung auf Erfolg. Bei Erwähnung des Reiſeplanes meines Bekannten leuchtete dies wunderliche Projekt wie ein Leitſtern vor mir auf, und ich ſagte ihm ſtracks, daß ich auch vorhätte, nach Dresden zu reiſen, und mich ihm anſchließen möchte. Da er ſofort freudig darauf einging, ſo verabredeten wir, am zweitfolgenden Morgen abzureiſen.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ich ließ den größten Teil meiner Kleider und ſonſtigen Habſeligkeiten zurück und nahm nur das Notwendigſte in meinem Handkoffer mit. Ein Viertel

ſeines Raumes war überdies mit Büchern gefüllt, die außer einigen deutſchen Klaſſikern aus Schriften des Philoſophen Kuno Fiſcher, der damals in Heidelberg lehrte und das ganze akademiſche Jungdeutſchland begeiſterte, ſowie den Werken des Dänen Örſtedt, die zur Zeit viel Aufſehen machten, beſtanden — gewiß eine ſonderliche literariſche Ausſtattung für den „Kampf ums Leben“, in den ich mich kühn zu ſtürzen ſuchte. Außerdem umſchloß der Handkoffer, was ich als mein koſtbarſtes Gut betrachtete, ungefähr hundert Seiten Manuſkript, das meine eigenen Betrachtungen über allerlei phyſiſche, literariſche und philoſophiſche Fragen enthielt, wie ich ſie im Laufe des Sommers niedergeſchrieben hatte, ſowie auch einige zu verſchiedenen Zeiten von mir verfaßte Gedichte. Auf dieſen Geiſtesfrüchten beruhten meine zuverſichtlichen Hoffnungen auf unzweifelhaften und raſchen Erfolg in der Mitwelt, und ſie ſollten beſonders bei Gutzkow als Einführung und Empfehlung dienen. Meine Einfalt war in der Tat unglaublich.

Ich verabſchiedete mich zur beſtimmten Zeit von meinen Hausleuten, denen ich ſagte, daß ich nach Dresden reiſte, und rollte am Morgen des 13. Auguſt mit meinem Reiſegefährten im Poſtwagen aus dem öſtlichen Tore der Stadt in der Richtung nach Schweinfurt, von wo aus man über Hof bereits mit der Eiſenbahn bis Dresden reiſen konnte. Wir blieben einen Tag in Leipzig und erreichten die ſächſiſche Hauptſtadt am dritten Tage. Auf der Fahrt zwiſchen Leipzig und Dresden machten wir die Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen Herrn von etwa dreißig Jahren, deſſen feines Äußere ſofort den vollkommenen gentleman andeutete. Er ſprach den öſterreichiſchen Dialekt und war auf dem Wege von Paris nach Wien. Er ſchien Gefallen an ſeinen viel jüngeren Reiſegenoſſen zu finden und ſchlug uns vor, in demſelben Hotel in Dresden abzuſteigen, worauf wir um ſo bereitwilliger eingingen, als er ſich freundlich erbot, uns durch ſeine Bekanntſchaft mit der Stadt nützlich zu ſein. Da wir uns gegenſeitig nicht vorgeſtellt hatten, waren wir natürlich ſehr neugierig zu erfahren, wer er ſei, worüber uns die Fremdenliſte im Hotel Aufklärung gab. Er hatte ſich als Graf Coronini, K. K. Hauptmann und Attaché der Kaiſerlichen Botſchaft in Paris, eingetragen.

Wir waren nicht wenig ſtolz auf unſeren neuen ariſtokratiſchen Freund, der auch getreu Wort hielt und ſich während zwei Tagen alle Mühe gab, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt und darunter beſonders die Gemäldegalerie und das Grüne Gewölbe zu zeigen. Mein Pfälzer Freund ging dann weiter nach Prag, ſo daß ich mich mit dem Grafen an dem weiteren Tage, den er noch verweilen konnte, allein herumtrieb. Der gewandte Weltmann hatte wohl aus unſeren Unterhaltungen vermutet, daß ich auf Abenteuer in die Welt zog. Er hatte auch durch geſchickte Fragen entdeckt, daß ich wegen der Folgen ſtudentiſchen Leichtſinnes mich vor der Rückkehr in die Heimat ſcheute. Er ſchlug mir daher vor, ihn nach Wien zu begleiten, wo er mir durch ſeinen Einfluß die Aufnahme als Kadett in die Kaiſerliche Armee und baldige Beförderung zum Offizier verſchaffen wollte. Der Vorſchlag war verlockend, und ich fühlte mich einige Stunden lang in Verſuchung, darauf einzugehen. Aber ich beſaß das ſüddeutſche Vorurteil gegen den Soldatenſtand, das aus der wohlbekannten Tatſache entſprang, daß das „ultima spes — miles“ beſonders in Bayern nur zu wahr war, wo die Armee die letzte Zuflucht der Beſchränktheit und Liederlichkeit war. Auch waren mir die nicht verlockenden Zuſtände in der öſterreichiſchen Armee bekannt. Dann hatte ich ja auch mein Glück bei Gutzkow noch nicht verſucht, und ich ſtellte geiſtige Auszeichnung viel zu hoch über das Waffenhandwerk, um eine andere Antwort als dankende Ablehnung geben zu können. Der Graf nahm ſie gütig auf und verabſchiedete ſich herzlich von mir, indem er mir ſeine Wiener Adreſſe gab und mich aufforderte, mich an ihn zu wenden, falls ich zu irgend einer Zeit auf ſeinen Vorſchlag zurückkommen wollte. Er hat inzwiſchen hohe militäriſche Würden erreicht, und iſt, ſoviel ich weiß, zurzeit kommandierender General. Bei meinen wiederholten Beſuchen in Wien in ſpäteren Jahren erkundigte ich mich nach ihm, fand ihn aber ſtets abweſend, ſo daß ich ihn ſeit unſerem Zuſammenſein nicht wieder getroffen habe.

Mir ſelbſt überlaſſen, führte ich nun mein naives Unterfangen bei Gutzkow aus. Verſehen mit meinem Manuſkript ſprach ich um die Mittagszeit in ſeiner Wohnung, in einem oberen Stock

eines Mietshauſes, vor und wurde ſogleich empfangen. Ich fand mich einem Herrn von Mittelgröße gegenüber, dem man das chroniſche Krankſein ſofort anſah. Seine Züge waren fein und geiſtreich, ſeine Augen aber matt und trübe blickend. Sein braunes Haar und gleichfarbiger Schnurr- und Kinnbart waren aber noch ganz frei von Grau. Er empfing mich ſehr freundlich und fragte mit einer Stimme, die klanglos wie die eines Schwindſüchtigen war, nach meinem Begehr. Ich hatte mir eine wohlgefügte Anrede ausgedacht, die mein Anliegen in genialer Form ausdrücken ſollte. Aber als ich dem berühmten Schriftſteller mit ſo mildem Weſen gegenüberſtand, erhellte mir doch ſofort, daß meine hochtönenden Phraſen kaum richtig angebracht ſein würden. Ich begnügte mich daher ihm kurz zu ſagen, daß ich einen inneren Drang nach einer literariſchen Laufbahn fühle, mich auch dazu für hinreichend begabt halte und mir daher das Wagnis erlaube, ihn zu bitten, meine Fähigkeiten zu prüfen und mir nach der Prüfung ſeinen für mich entſcheidenden Rat zu gewähren. Ich ſah, daß ſeine Züge ſich während meiner Bemerkungen wie mit einem Lächeln erheiterten. Als ich fertig war, fragte er mich zuerſt nach meinem Alter und dann nach meinen bisher zurückgelegten Studien. Beide Fragen trieben mir die Röte ins Geſicht, doch beantwortete ich ſie wahrheitsgemäß. Er wollte ferner wiſſen, wie er mich prüfen ſollte. Als ich darauf mein Manuſkript hervorzog, bemerkte er, in ein volles Lachen ausbrechend: „Aha, natürlich in der gewöhnlichen Weiſe durch die Erſtlingsfrüchte!“ Er fuhr dann fort, daß Anſuchen wie das meinige ihm durchaus nicht neu ſeien; im Gegenteil, junge Leute aus ganz Deutſchland wendeten ſich fortwährend an ihn und es verginge kaum eine Woche, ohne daß er in dieſer Richtung ein Zeitopfer zu bringen hätte. Er fühle ſich zwar durch mein Vertrauen geſchmeichelt — ich hatte nicht verfehlt ihm zu ſagen, daß ich nur, um ihn zu ſprechen, nach Dresden gekommen ſei —, aber dies dürfe ihn nicht abhalten mir zu ſagen, und zwar ohne mein Manuſkript eingeſehen zu haben, daß ich auf ganz falſchem Wege ſei. Es ſei bei meinen Jahren und bei den geringen Studien, die ich bis dahin gemacht, gar nicht anzunehmen, daß ich bereits literariſch leiſtungsfähig ſei. Er könne mir daher

nur dringend raten, mich meiner Hoffnungen und Erwartungen von der Gegenwart ganz und gar zu entſchlagen, meine Univerſitätsſtudien wieder aufzunehmen und mit Eifer und Fleiß zu vollenden. Nach Beendigung derſelben würde meine literariſche Begabung mir ſelbſt und anderen viel klarer ſein. Übrigens wolle er mich auch vor den Illuſionen warnen, die gewöhnlich unter literariſchen Aſpiranten in bezug auf den Lohn der geiſtigen Arbeit in Deutſchland herrſchten. Kein Brot ſei härter als das des deutſchen Schriftſtellers. Nicht einem aus zwanzig von denen, die ihr Leben mit der Feder zu friſten bemüht ſeien, gelinge dies in ſelbſt beſchränktem Maße. Es ſei ein dauernder, geiſteslähmender Kampf mit Entbehrungen und Enttäuſchungen der bitterſten Art, und in keinem Stande herrſche ſo viele Unzufriedenheit wie in dem ſeinigen.

Es blieb mir nichts übrig, als mich ſobald wie möglich von dem freimütigen Ratgeber zu verabſchieden, nachdem ich meinen verlegenen Dank für die freundliche Aufnahme geſtammelt hatte. Ich ging ſtracks nach dem Hotel zurück, packte meine Sachen zuſammen und trat mit dem nächſten Zuge die Fahrt nach Hamburg an, entſchloſſen, von dort aus ins Ausland zu gehen. Über das „wohin“ und „wozu“ machte ich mir vorläufig keine Gedanken. Der empfangene „Kaltwaſſerſturz“ hatte meine Zukunftsträume vollſtändig vernichtet, und in meiner Entmutigung dünkte es mir ganz einerlei, in welche Richtung mich das Schickſal verſchlagen würde.

Ich trieb mich eine Woche unſtet in Hamburg herum. Zuerſt gedachte ich in Paris mein Glück zu verſuchen und dorthin zu Waſſer via Havre zu gehen. Dann faßte ich London als nächſtes Ziel ins Auge. Doch es zog mich in weitere Ferne, und ſo kamen nacheinander Auſtralien, Süd-, Zentral- und Nordamerika in Erwägung. Ich kaufte mir daher alle erhaltbaren Handbücher über dieſe Weltteile und ſtudierte ſie Tag und Nacht; auch ſah ich mir im Hafen die Auswandererſchiffe an und entſchied mich ſchließlich für Nordamerika. Zu dem Entſchluſſe trugen drei Umſtände bei. Erſtens waren nach den geleſenen Schilderungen in den Vereinigten Staaten die beſten Ausſichten. Zweitens

bildeten meine zahlreichen Verwandten dort eine ſtarke Anziehung, und drittens ſchienen die Paſſagierſchiffe für nordamerikaniſche Häfen die beſteingerichteten zu ſein, und die Überfahrtspreiſe auf denſelben waren bei weitem billiger. Beſonders der letztere Umſtand hatte Bedeutung für mich. Infolge der bereits gemachten Ausgaben war mein Geldvorrat auf die Hälfte geſchmolzen. Wie erzählt, war ich mit beſchränkter Ausrüſtung von Würzburg fortgegangen. Beim Herannahen des Herbſtes konnte ich daher nicht an eine lange Seereiſe ohne warme Kleidung denken. Dazu kamen dann noch die Überfahrtskoſten. Bei einem Vergleiche meiner Mittel mit den notwendigen Erforderniſſen zwang ſich mir zu meiner großen Beſtürzung der Schluß auf, daß ich kaum genug Geld hatte, um mich notdürftig auszurüſten und den Preis eines Platzes in der zweiten Kajüte eines Segelſchiffes zu erlegen.

Vor allem zog ich daher aus dem Hotel erſten Ranges, in dem ich abgeſtiegen war, nach einem anderen, das höchſtens zur dritten Klaſſe gerechnet werden konnte. Ehe ich aber den unwiderruflichen Schritt tat, drängte es mich doch, noch einen Verſuch ähnlich dem bei Gutzkow in Dresden zu machen. So ſuchte ich den wohlbekannten Dramaturgen Dr. Töpfer auf, der auch an der Redaktion einer täglichen Zeitung beteiligt war, um ihn über die Möglichkeit zu ſondieren, bei der Lokalpreſſe Beſchäftigung zu finden. Doch dieſer zweite Verſuch war ebenſo hoffnungslos wie der erſte. So glaubte ich denn, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich ſobald wie möglich einzuſchiffen. Ich ſicherte mir einen Platz in der zweiten Kajüte auf der Barke „Nordamerika", Kapitän Peters, die am 27. Auguſt die Fahrt nach New York antreten ſollte. Um mir einen wärmeren Anzug und einen unentbehrlichen Überzieher anſchaffen zu können, mußte ich einen Teil der mitgebrachten Sommerkleider, ſowie den größten Teil meiner Bücher und meine Uhr verkaufen. Trotzdem ergab es ſich, daß ich nach Zahlung meiner Gaſthofsrechnung am Abfahrtstage nur anderthalb preußiſche Taler übrig hatte. Mit dieſer Summe, einem Anzuge, einem weiteren Paar Beinkleider, einem Winterüberzieher, weniger Leibwäſche, ſechs Büchern und meinem Manuſkripte vertraute ich mich am Vormittage des genannten Tages

der „Nordamerika“ an, die noch vor Abend die Schleppfahrt nach der Elbemündung begann.

So war die für mich ſo folgenſchwere Tat vollbracht. Ich habe einfach erzählt, was mir geſchehen und wie es zu dem Geſchehenen kam. Über dieſe nackte Darſtellung hinaus konnte ich kaum gehen. Es war mein Beſtreben, in den gegebenen Erklärungen meiner Schritte jeden Schein von Rechtfertigung oder Beſchönigung zu vermeiden. Was ich zu meiner moraliſchen Rettung brauchte, war die unerbittlichſte, härteſte Zucht in dem langen, peinlichen Kampf um das materielle Daſein, dem ich entgegenging. Wäre ich in Deutſchland geblieben, ſo hätte ich mich wohl kaum vor dem Untergange retten können. In dieſem Sinne allein kann meine Auswanderung zwar nicht als gerechtfertigt, aber als eine wohltätige Fügung betrachtet werden.

Die Seereiſe nahm einen ſehr einförmigen, langweiligen Verlauf, ohne jeglichen beſonderen Zwiſchenfall. Wir gelangten bei günſtigem Winde raſch aus der Elbe in die Nordſee und durch dieſe in den engliſchen Kanal. Aber dort trafen wir Gegenwind, und es koſtete uns faſt eine Woche, um das offene, atlantiſche Meer zu gewinnen. Die ziemlich ſtarke Wellenbewegung in der Nordſee brachte mir einen gelinden Anfall von Seekrankheit. Ich fühlte mich zwei Tage lang unbehaglich, blieb dann aber während der ganzen Überfahrt vollkommen wohl. Ich bin auch ſeitdem, ſo oft ich bei jedem Wetter zur See geweſen bin, nie wieder von dem Übel befallen worden. Wir hatten von der engliſchen Küſte ab mehrere Wochen lang faſt ununterbrochen günſtigen Wind und klares, warmes Wetter, ſo daß wir, obwohl die „Nordamerika“ nur ein mittelmäßiger Segler war, zwei Drittel der Reiſe verhältnismäßig raſch zurücklegten. Aber dann folgte eine vollſtändige Windſtille, die volle ſechzehn Tage anhielt, ſo daß wir ſo gut wie keinen Fortſchritt machten. Faſt während dieſer ganzen Zeit rollte das Schiff unausgeſetzt ſo heftig von einer Seite zur andern, daß freie Bewegung kaum möglich war. Eine härtere Geduldsprobe kann man ſich kaum denken, doch auch ſie ging zu Ende, und den letzten Teil der Reiſe fuhren wir ſtetig mit geblähten Segeln unſerem Ziele entgegen.

Die Schiffsgesellschaft bestand aus zwölf Passagieren in der ersten Kajüte, sechszehn in der zweiten und zweihundertdreißig im Zwischendeck und der Mannschaft von sechsundzwanzig Leuten. Ich erkannte nur zu bald, daß die mir gemachten Schilderungen über meine Reisegefährten in der zweiten Kajüte und die Beköstigung sehr stark gefärbt waren. Die Mitreisenden bestanden aus einem schleswig-holsteinischen Rechtsanwalt, drei jungen Landwirten, fünf teils älteren, teils jüngeren Kaufleuten, einem schwedischen Gutsbesitzer und einer mecklenburgischen Krämerfamilie, Mann und Frau, einer Schwester der letzteren und zwei kleinen Kindern. Außer dem Anwalt und dem Gutsbesitzer waren alle sehr gewöhnliche, geistig weit unter mir stehende Menschen. Was es hieß, in dieser Gesellschaft nahezu acht Wochen im engsten Verkehr leben zu müssen, wird man sich leicht vorstellen können. Die Kajüte war im Überbau des Hauptdecks und nahm eine Fläche von sechzehn Quadratfuß bei acht Fuß Höhe ein. Die Schlafkojen waren ringsum an den Wänden je zwei und zwei übereinander angebracht. Luft war nur durch eine Tür zu erlangen und Licht durch das teilweise aus dickem Glas bestehende Dach, das aber bei irgend schlechtem Wetter mit einer Holzdecke geschützt wurde, so daß Tag und Nacht Lampen brennen mußten. Der Raum mußte natürlich sechzehn Menschen zum Schlafen, An- und Auskleiden sowie zu den Mahlzeiten dienen. Die letzteren wurden sämtlich an dem in der Mitte stehenden Tische eingenommen. Die Betten bestanden einfach aus Matratzen und Kopfkissen ohne jede Bettwäsche.

Von Waschvorrichtungen war innerhalb der Kajüte keine Spur. Die persönliche Reinigung mußte auf dem Verdecke öffentlich in blechernen Waschbecken mit höchst spärlich zugemessenem Wasser stattfinden. Ebensowenig wie Bettwäsche sahen wir Tischtücher und Servietten. Das Eßgeschirr bestand ausschließlich aus Blechschüsseln und Blechtellern und eisernen Bestecken. Unsere Bedienung bildete einzig und allein der vierzehnjährige Schiffsjunge, ein entsetzlich schmutziger und sehr fauler Bengel. Die uns bestimmten Speisen wurden einfach in den Blechgefäßen auf den Tisch gesetzt und uns das Weitere überlassen. Der größte Teil der

Inſaſſen war dabei unmanierlich genug, nach der Regel zu handeln: dem erſten am Topfe gebührt das beſte und das meiſte, was fortwährend zu den widerwärtigſten Szenen Veranlaſſung gab.

Was die Nahrung ſelbſt betraf, ſo war ſie der Menge wie der Beſchaffenheit nach ſchlechter als die heutige Zwiſchendeckskoſt. Sie wäre meiſtens ungenießbar befunden worden, wenn eben nicht wirklicher Hunger unſer Koch geweſen wäre. Schon nach den erſten acht Tagen bekamen wir kein friſches Fleiſch mehr zu eſſen, und außer Schiffszwieback hatten wir kein Brot von Anfang bis zu Ende. Doch alles dieſes war noch leichter zu ertragen als die Aufführung unſerer Reiſegefährten. Unflätigkeiten aller Art kamen fortwährend vor. Solange Neptun ſeinen Tribut forderte, wurde er in der rückſichtsloſeſten Weiſe ſelbſt während der Eſſenszeit erlegt. Zank und Streit fanden faſt täglich ſtatt. Beſonders mit der Mecklenburger Familie, die eine Ecke des Raumes einnahm und mit Vorhängen abgegrenzt hatte, lag die Mehrzahl ſtets in Fehde. Die zwei zu derſelben gehörigen Frauen genoſſen bald keinen guten Ruf, und die Kinder waren ſehr ungezogene Rangen. Hinter dem Vorhange ſpielten ſich häufig Familienſzenen ab, die einen in Verzweiflung aus der Kajüte trieben.

Die Paſſagiere der erſten Kajüte gehörten einer beſſeren Klaſſe an und ich verkehrte ſehr viel mit ihnen. Unter denſelben war ein Berliner Kaufmann, ein gutmütiger, ältlicher Herr mit einer ſehr hübſchen und lebhaften jungen Frau, ein bejahrter Ruſſe, der Arzt zu ſein vorgab, ebenfalls mit einer jungen, leichtlebigen Frau, und ein junger Doktor aus Wien, ein ſchöner, liebenswürdiger, geiſtreicher Mann am Ende der zwanziger Jahre, deſſen feines, anziehendes Weſen ſofort jedermann an Bord für ihn eingenommen hatte. Er war von ſchlankem, hohem Wuchſe, und hatte klaſſiſch ſeine Züge mit feurigen, ſchwarzen Augen und gleichfarbigem Haar und Schnurr- und Knebelbart. Sein ganzes Äußere hatte einen ſüdlichen Typus, und ſein Name deutete auf ſpaniſche Abſtammung, wiewohl er den echten Wiener Dialekt ſprach und ſich auch in ſonſtiger Beziehung als echtes Kind der Kaiſerſtadt an der Donau erwies. Er war augenſcheinlich ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts und dabei ein ſehr gewandter Kur-

macher. Er widmete der Berlinerin ſowohl wie der Ruſſin ſehr große Aufmerkſamkeit, ſo daß er nicht nur die Eiferſucht der beiden Ehemänner, ſondern auch die der beiden Frauen erregte. Es kam zu förmlichen Auftritten zwiſchen den Betreffenden, wobei der Ruſſe oft ſo in Wut geriet, daß der Kapitän einſchreiten mußte, um Tätlichkeiten ſeitens desſelben zu verhüten. Der Doktor zeigte dabei eine Leichtfertigkeit, die ein ſehr elaſtiſches Gewiſſen andeutete und mich gegen ihn einnahm, wiewohl er mir gegenüber äußerſt zuvorkommend und teilnehmend war, und mich geradezu aufforderte, mich in Amerika ihm anzuſchließen.

Der Ruſſe iſt mir beſonders friſch im Gedächtniſſe geblieben, da er mir ein Gedenkzeichen hinterlaſſen hat, das ich mein ganzes Leben mit mir herumgetragen habe. Ich bekam nämlich plötzlich heftigen Zahnſchmerz, der mich unausgeſetzt während mehrerer Tage plagte. Mein verbundenes Geſicht erregte des Ruſſen Aufmerkſamkeit, und, als ich ihm mein Leiden klagte, bot er mir ſeine Dienſte als Sachverſtändiger an. Er unterſuchte meine Zähne und erklärte, daß der Schmerz von einem Zahn an dem Unterkiefer herrühre, der in ſehr verfaultem Zuſtande ſei. Er empfahl denſelben herauszunehmen, und nahm auf meinen Wunſch die Operation vor. Man denke ſich aber meinen Ärger, als ich nach derſelben entdeckte, daß er ſtatt des kranken einen geſunden Zahn neben demſelben entfernt hatte! Doch befreite mich das Ausziehen von meinen Schmerzen für den Reſt der Fahrt.

Wie es immer unter Auswanderern der Fall iſt, bildeten die uns auf amerikaniſchem Boden erwartenden Ausſichten den Hauptteil unſerer Unterhaltung. Weder in der erſten noch in der zweiten Kajüte war jemand, der die Vereinigten Staaten aus perſönlicher Anſchauung kannte. Wir waren daher alle mit unſerem Urteile auf die Auswandererführer in Buchform angewieſen, mit denen die meiſten von uns verſehen waren. Ich beſaß ſelbſt das bekannte Werk von Brown, deſſen Inhalt ich bald auswendig wußte. Andere Werke, die ich mir zur Durchſicht lieh, ſtudierte ich ebenſo fleißig. Auf Grund meiner ſo geſchöpften Kenntniſſe machte ich allerlei Pläne. Da die Führer alle auf die weſtlichen Staaten und Territorien als das verſprechendſte Feld hinwieſen, ſo wendeten ſich meine

Gedanken auch hauptſächlich nach dieſer Richtung. Darin beſtärkte mich auch die Anziehung, welche meine ausgedehnte dortige Verwandtſchaft auf mich ausübte. Meine Phantaſie wurde nicht minder erregt durch die geleſenen Schilderungen der mächtigen Flüſſe und endloſen Urwälder, der unermeßlichen Prärien und gewaltigen Gebirgsketten in den nahezu unabſehbaren Regionen, die ſich zwiſchen dem Miſſouri und Stillen Ozean ausdehnen. Ich fühlte den unbeſtimmten, abenteuerlichen Zug in die unbekannte Weite, der allen jugendlichen Träumern eigen iſt, und ſah mich bald als Anſiedler im Urwald oder auf den Prärien im Kampf mit Rothäuten, bald als kühnen Jäger, wie die Cooperſchen Helden, bald als einen gleich Aſtor ſchnell Reichtum erwerbenden Pelzhändler. Das Reiſeziel des ſchleswig-holſteiniſchen Anwaltes war Californien, und er verſuchte mich zu überreden, ſein Reiſebegleiter dahin zu werden. Das Goldland beſaß damals noch eine ſehr mächtige Anziehungskraft für alle Glücksjäger. Der Gedanke, dort vielleicht in kurzer Zeit in den Goldfeldern ein Vermögen zu erwerben und triumphierend mit demſelben in die Heimat zurückkehren zu können, war ſehr verführeriſch.

Ich wäre ſicherlich mitgegangen, wenn mich nicht ein unüberwindliches Hindernis, nämlich mein gänzlicher Mangel an Reiſemitteln, davon abgehalten hätte. Meine Barſchaft war infolge einiger Ausgaben während der Überfahrt auf einige Pfennige zuſammengeſchmolzen. Auch mein geringer Vorrat von Kleidern machte das Unternehmen unmöglich. Wie konnte ich daher überhaupt an Weiterreiſen von New York denken? Mein Plänemachen war in der Tat nur ein Zerſtreuungsmittel, um mir über das drückende Bewußtſein meiner äußerſt heiklen Lage hinwegzuhelfen.

Was ſtand mir bevor? Die neue Welt zu betreten ohne Bekanntſchaft mit der Landesſprache, ohne eine Seele zu kennen, ohne jede Empfehlung, ja, aller Barſchaft entblößt, ohne alle praktiſchen Kenntniſſe, ein durchaus hülfloſer, achtzehneinhalbjähriger Jüngling im wildfremden Lande! War es da zu verwundern, daß ich das Ende der Reiſe eher befürchtete, ſtatt wie meine Reiſegenoſſen herbeizuſehnen? Ich konnte daher auch ihren Jubel nicht teilen, als wir am 14. Oktober den Lotſen an Bord nahmen und zwei Tage

darauf Land erblickten. Das Herz war mir förmlich beklemmt, als wir am Morgen des achtzehnten mit gutem Winde in den Hafen von New York einsegelten und noch am Nachmittage desselben Tages an den reizenden Ufern von Staten Island vorbei die herrliche innere Bai heraufgeschleppt wurden. Der Genuß des großartigen Bildes, das sich vor uns entrollte, war für mich verloren, denn die ungewisse Zukunft, der ich entgegenging, trübte es vollständig.

Am Landungsplatze wurden wir sofort an die Warnungen erinnert, die in unseren Führern gegen die Werber für Einwandererwirtschaften gerichtet wurden. Sobald das Schiff festgemacht war, stürzte sich eine nach Dutzenden zählende Meute von solchen Wölfen auf die Herde der Neuankömmlinge. Sie alle trugen die Maske gutherziger Landsleute, die sich der Gelegenheit freuten, sich mit Rat und Tat nützlich machen zu können. Es war merkwürdig, alle diese Kniffe zu beobachten, wodurch sie sich die Beute sicherten. Die meisten Passagiere der ersten Kajüte waren an ein deutsches Gasthaus empfohlen, dessen Vertreter zu ihrer Abholung erschienen war. Ich war sehr froh, mich ihnen anschließen zu können, und so fand ich mich noch vor Dunkel am 18. Oktober 1853 in der „Stadt Constanz" in der William-Straße.

Zweites Buch.

Die erſten Erfahrungen in Amerika.

Zehntes Kapitel.

New York und Auf nach Weſten!

1853—1854.

Meine Ankunft auf amerikaniſchem Boden fand unter nichts weniger als glückverheißenden Umſtänden ſtatt. Ich ſah mich vollſtändig von Geld entblößt, hatte nur einen beſchränkten Kleidervorrat, der noch dazu für die herannahende kalte Jahreszeit wenig geeignet war, und kannte buchſtäblich nicht ein einziges Weſen in New York oder ſonſtwo in den öſtlichen Staaten, an das ich mich um Rat und Hülfe hätte wenden können. Um allem die Krone aufzuſetzen, verſtand ich kein Wort engliſch.

Es war natürlich, daß dieſes Bewußtſein meiner Lage mein Gemüt ſchwer bedrückte. In der Tat war ich höchſt niedergeſchlagen und brachte den erſten Tag in trüben Gedanken im Hotel Conſtanz zu. Einer meiner Reiſegefährten, der mich überreden wollte, ihn nach Kalifornien zu begleiten, bemerkte meine gedrückte Stimmung und erriet deren Urſache aus dem, was er mir auf der Reiſe über meine Vergangenheit und meine Pläne entlockt hatte. Er bot mir großmütiger Weiſe ein Darlehn von zwanzig Dollars an, das ich natürlich mit Freuden annahm. Da ſich meine Beköſtigung nur auf fünf Dollars die Woche belaufen ſollte, fühlte ich mich von der drückendſten Sorge befreit

und hinreichend beruhigt, um der Zukunft kühn ins Auge zu blicken. Ich beſchloß, mich unverzüglich nach irgend einer Beſchäftigung umzuſehen, konnte aber zugleich des Erfolgs durchaus nicht ſicher ſein und faßte den Entſchluß, mich um Hülfe an meine Verwandten im Weſten zu wenden. In meiner Heimat war ich mit mehreren von ihnen bekannt geworden — mit meinem Großonkel Theodor Adolf Engelmann, dem Bruder meiner Stief-Großmutter, und mit Johann Scheel, der mit einer ihrer Schweſtern verheiratet war. Allerdings erinnerte ich mich ihrer Adreſſen nicht, wußte jedoch, daß ein anderer entfernter Verwandter, Dr. Georg Engelmann, in St. Louis als Arzt mit guter Praxis lebte. Ich richtete daher auf gut Glück einen Brief an ihn, einen zweiten an meines Vaters Bruder Theodor einſchließend, mit der Bitte, denſelben weiterzubefördern. Hierauf zog ich den Gaſtwirt hinſichtlich einer Beſchäftigung zu Rate und verſchaffte mir von ihm und aus Ankündigungen in den beiden deutſchen Tagesblättern von Stellungen in verſchiedenen Berufszweigen eine Anzahl Adreſſen, einſchließlich derer des bayeriſchen Konſuls und des Deutſchen Emigranten-Unterſtützungsvereins. So ausgerüſtet, begann ich die Suche nach einer Beſchäftigung, durch die ich mein tägliches Brot verdienen könnte.

In Verfolgung meines Zieles ſah ich zunächſt viel von New York. Die Stadt hatte damals nur etwa dreimal hunderttauſend Einwohner, aber, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuſcht, boten ihre vornehmſten Geſchäftsſtraßen ein ebenſo überraſchendes und ſtattliches Bild der regſten kaufmänniſchen Tätigkeit wie heute. Jedenfalls gab es auf den Trottoirs am Broadway ein großes Gedränge, und die Straße ſelbſt war durch Fuhrwerke aller Art eingeengt. Indeſſen hatte die Stadt natürlich eine verhältnismäßig geringe Ausdehnung. Die vierzehnte Straße war die Grenze des lebhaften Straßenverkehrs. Darüber hinaus waren die Gebäude ſpärlich geſät, und oberhalb der dreiundzwanzigſten Straße ſah es noch ſehr ländlich aus. Das Fifth Avenue-Hotel war damals noch nicht gebaut. Zwiſchen dem Rathaus (City Hall) und Canal Street waren noch ganze Straßen ausſchließlich von Privatwohnhäuſern in Anſpruch genommen. Die beſten und meiſt-

beſuchten Hotels waren ſüdlich von Canal Street gelegen. Ich erinnere mich ſehr deutlich des Erſtaunens, das mich beim Anblick des Gebarens ihrer müßigen Gäſte befiel, die durch die großen Fenſter der Leſe- und Rauchzimmer im Erdgeſchoſſe zu ſehen waren. Ganze Reihen von hocherhobenen Beinen wurden den auf dem Broadway Vorübergehenden zur Schau geboten. Auch über die ſchwarze Dienerſchaft in mehreren derſelben war ich nicht wenig verwundert.

Das renommierteſte Hotel war damals das Aſtor Houſe. Mehrere meiner Hausgenoſſen hatten, gleich mir, daheim Beſchreibungen von ſeiner Großartigkeit geleſen und wir alle wünſchten ſehnlichſt es zu beſichtigen, als wäre es eines der Wunder des Zeitalters. So kamen wir überein, zu dieſem Zweck eine Mahlzeit dort einzunehmen, da es nur einige Minuten von unſerem eigenen Gaſthaus entfernt war. Keiner von uns konnte engliſch, was uns jedoch von unſerem Vorhaben nicht abhielt, da wir vorausſetzten, daß in einem derartigen Etabliſſement von Weltruf natürlicherweiſe alle Sprachen Europas geſprochen würden. Wir ſtiegen die Treppe zu dem Kontor hinauf und gaben unſere Wünſche dreiſt in unſerer Mutterſprache kund, machten aber ſofort die Entdeckung, daß man uns nicht verſtand. Einer von uns nahm nun zum Franzöſiſchen Zuflucht, indem er ſagte: „Nous voulons dîner.“ Das letzte Wort wurde von dem dienſthabenden Buchhalter verſtanden, der einen Jungen rief und uns bedeutete dieſem zu folgen. Wir wurden in den Speiſeſaal geleitet, der jedoch, ſowohl was Größe als Ausſtattung anbelangt, auf diejenigen von uns, welche große kontinentale Hotels geſehen hatten, keinen beſonderen Eindruck machte. Nachdem wir an einem Tiſche Platz genommen hatten, wurde jedem von uns eine Speiſekarte gereicht, deren Engliſch jedoch für uns nicht verſtändlicher war als Sanskrit. Wir verſuchten es ſowohl auf deutſch als auf franzöſiſch mit dem Kellner, ohne den geringſten Erfolg zu erzielen. Der Oberkellner wurde durch unſere lauten Bemühungen, uns verſtändlich zu machen, herbeigeführt und, obgleich unſerer Sprache gleichfalls nicht mächtig, erfaßte er die Situation und verſtändigte uns durch Zeichen, daß man für uns Sorge tragen würde. Wir wurden entſprechend

bedient, doch anstatt nach kontinentalem Brauch einen Gang nach dem andern zu servieren, setzte man uns ein Gemisch von Gerichten vor, bestehend aus mehreren Sorten Fleisch und ebenso vielen Gemüsen alles auf einmal, gefolgt von einem Durcheinander von Pudding, Pastete, Kuchen, Obst, Nüssen, Käse und anderem. Wir waren so verblüfft, daß uns nichts schmeckte und wir froh waren, die neuartige und komplizierte Mahlzeit so schnell als möglich zu beendigen. Gänzlich enttäuscht zogen wir uns zurück, bezahlten fünfundsiebzig Cents per Kopf und verließen das große Gebäude fast ebenso hungrig, wie wir es betreten hatten.

Unser Gastwirt war Max Weber, ein ehemaliger Offizier der badischen Armee, der infolge seiner Teilnahme an der revolutionären Bewegung von 1849 ausgewandert war. Er nahm später im Rebellionskrieg eine hervorragende Stellung ein. Unter seinen regelmäßigen Kostgängern befanden sich mehrere politische Flüchtlinge. Diese beiden Umstände machten den „Constanzer Hof" zum beliebtesten Versammlungsort der damals in New York noch zahlreichen deutschen Exilierten. Fast jeden Abend kamen sie in der Schenkstube zusammen, wo dann lebhafte politische Erörterungen in echt deutschem Bierhausstile stattfanden. Diese bezogen sich sowohl auf das alte Vaterland als auch auf die Vereinigten Staaten, und ich hörte denselben mit gespanntem Interesse zu. Daß das Gerede über Deutschland erbittert und gereizt war, überraschte mich angesichts der eingetretenen reaktionären Hochflut keineswegs; allein ich war erstaunt und verwirrt, gleichfalls heftige Anklagen gegen die Vereinigten Staaten zu hören, als einem nur vorgeblichen Lande der Freiheit, gegen seine nur in der Form republikanischen Satzungen, seine Anziehungskraft in materieller Hinsicht für europäische Einwanderer, die bloßer Humbug sei, — nebst anderen ähnlichen Äußerungen schmerzlicher Enttäuschung. Unter den großmäuligsten Eiferern dieser Art war ein Individuum, Namens Professor Böhm, der als Mitarbeiter der lokalen deutschen Presse sein Leben fristete und mit tiefer, mürrischer Stimme und bissiger Vortragsweise seine Reden hielt. Er schien von bitterem Haß gegen die amerikanische Republik zu überströmen und brach bei der geringsten Veranlassung in wütende Schmähungen gegen

dieſelbe aus. Seine Vorurteile geſtalteten ſich zu einer Art fixer Idee und waren in ganz New York bekannt. Man betrachtete es als Zeitvertreib, ihn ſchimpfen zu hören, und nahm zu Kunſtgriffen, wie zum Beiſpiel zu abſichtlicher Bekämpfung ſeiner Anſichten, Zuflucht, um Ausbrüche ſeinerſeits herauszufordern. Dieſer Menſch kannte nicht einen einzigen Amerikaner, ſah kaum jemals etwas von New York außer den zwei oder drei Straßen, durch die ſeine tägliche Runde ihn führte, war nie außerhalb der Stadt geweſen und zog dennoch unaufhörlich gegen alles Amerikaniſche los. Dies war allerdings ein extremer Fall, allein beinahe alle Flüchtlinge, deren Äußerungen ich gehört hatte, waren ähnlicher Meinung. Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß in Ermangelung beſſerer Kenntnis ihr ungünſtiges Urteil über das Land mich ſehr entmutigte. Es ſetzte meinen ſanguiniſchen Erwartungen einer raſchen und höchſt erfolgreichen Laufbahn einen Dämpfer auf.

Der nördliche Teil von William Street, in welchem das Hotel Conſtanz gelegen war, beſtand dazumal aus einer Reihe von Gaſt-, Logier- und Koſthäuſern und Bierlokalen und war daher der Hauptanziehungspunkt für meine Landsleute. Am oberen Ende ſtand das Hotel Shakeſpeare, damals im Beſitz eines gewiſſen Fickler, eines dicken, jovialen Boniſacius, welcher in der alten Heimat den ehrenhaften Beruf eines Rechtsanwalts und Politikers ausgeübt hatte. Als Mitglied des revolutionären Exekutiv-Komitees hatte er eine wichtige Rolle im badiſchen Aufſtand geſpielt. Sein Gaſthaus war viel größer als das unſrige und war auch der populäre Sammelpunkt der Süddeutſchen, die es an Sonntagen bis zum Übermaße füllten. Das Haus hatte jedoch einen ſchlechten Ruf und beherbergte Abenteurer beiderlei Geſchlechts und aller Nationalitäten. Einige von den anderen Lokalen in William Street waren einer noch niedrigeren Art von geſelliger Unterhaltung gewidmet; ſie waren nämlich nichts weiter als gemeine Konzertlokale mit verdächtig ausſehender weiblicher Bedienung. Unter den Inſaſſen unſeres Hauſes ereigneten ſich auch verſchiedene widerliche Auftritte, und ich fing an, mich in meiner Umgebung entſchieden unbehaglich zu fühlen, und ſehnte mich von ihr weg. Zwei Wochen lang verfolgte ich eifrig und gewiſſenhaft jede Spur in meiner

Jagd nach Beſchäftigung, jedoch ohne den geringſten Erfolg. Der bayeriſche Konſul hatte im Durchſchnitt zwanzig Bewerber um jede der wenigen Stellungen, von denen er im Laufe des Jahres hörte. Ich hätte eine Schreiberſtelle bei Großhandlungs- oder Detailfirmen erlangen können, wäre ich im Beſitz einer kaufmänniſchen Bildung und des Engliſchen mächtig geweſen. Auch verhinderte mein Unvermögen Empfehlungen vorzuweiſen mich daran, etwaige Stellen von ſolchen Arbeitgebern zu erlangen, auf die meine ernſtlichen Bewerbungen und meine Bereitwilligkeit irgendwelche Arbeit zu tun Eindruck gemacht hatten. Mein Mangel an entſprechender Befähigung verengte den Kreis meiner Ausſichten von Tag zu Tag mehr. Unter dem Eindruck der raſchen Abnahme meiner kleinen Barſchaft bemühte ich mich um Stellen als Gehülfe in einer Apotheke oder bei einem Gaſtwirt und ſchließlich ſelbſt als Kellner in einer Bierhalle. Allein meine Unerfahrenheit, vielleicht auch meine zu anſtändige Erſcheinung waren gegen mich. So erfuhr ich denn, wie ſehr an Handarbeit gewöhnte Einwanderer hierzulande allen anderen Klaſſen gegenüber im Vorteile ſeien.

Wiewohl ich eines Willkommens von ſeiten meiner Verwandten keineswegs ſicher war, erhoffte ich doch noch eine wenigſtens teilweiſe ermutigende Antwort auf meinen Brief. Dieſe Hoffnung war indeſſen beinahe entſchwunden, als mir eines Abends in der dritten Woche meines Aufenthaltes, da ich in höchſt troſtloſer Stimmung nach dem Hotel zurückkehrte, der Buchhalter einen Brief mit dem Poſtſtempel Belleville, Illinois, überreichte. Es war die erwartete Antwort. Eine geraume Zeit lang getraute ich mich nicht, das Siegel zu erbrechen, aus Furcht, daß der Inhalt mir eine weitere Enttäuſchung bereiten könnte. Es war ein Brief von meinem Großonkel Theodor, in vorſichtiger Ausdrucksweiſe abgefaßt. In Erwiderung auf die Andeutung meiner Abſicht, Belleville zu beſuchen, verſtändigte er mich, daß meine Verwandten mich nicht zu empfangen wünſchten, ehe ſie deutlich über die Gründe unterrichtet wären, welche mich nach Amerika geführt hatten. Als Entſchädigung für dieſe Zurückweiſung war dem Briefe eine Anweiſung auf fünfzig Dollars beigeſchloſſen.

Am folgenden Tage faßte ich einen Entschluß über die von mir einzuschlagende Handlungsweise. Nachdem ich das Darlehn von zwanzig Dollars zurückerstattet hatte, beschloß ich den Versuch zu machen, mit dem Rest den Westen zu erreichen. Da es bereits gegen Ende November ging und meine Wintergarderobe nur aus einem Überrock bestand, so wendete ich ein Drittel des Überrests an einen billigen, aber warmen Anzug. Derart ausgestattet verließ ich New York am 19. November, mit achtzehn Dollars in der Tasche und einem großen Reisesack, der alle meine sonstigen Habseligkeiten enthielt. Ich hatte mich entschieden, über Philadelphia und Pittsburg nach Cincinnati zu reisen. Der Grund, weshalb ich diese Stadt zu meinem Ziele wählte, war einzig und allein die aus meinem Reisehandbuch geschöpfte Information, daß sie eine zahlreiche deutsche Bevölkerung, einschließlich eines ansehnlichen Prozentsatzes von Bayern, besaß.

Es bestand damals keine direkte Eisenbahnverbindung zwischen New York und Philadelphia. Ich schlug die Hauptreiseroute ein, per Boot nach Perth Amboy und von dort per Bahn nach Camden am Delaware, Philadelphia gegenüber. Boot und Zug waren gedrängt voll von Auswanderern, darunter viele Deutsche. Wir langten in Camden nach Einbruch der Dunkelheit an und fanden das Fährboot buchstäblich von Emigrantenwerbern in Beschlag genommen, die uns alsbald mit ihren Zudringlichkeiten bestürmten. Da ich wußte, daß es gefährlich sei, sich ihnen anzuvertrauen, fühlte ich mich verpflichtet, die unwissenden Bauern unter meinen Landsleuten vor ihnen zu warnen. Dies machte mich sofort zur Zielscheibe ihrer gemeinen Schimpfreden und Drohungen. Ohne mich einschüchtern zu lassen, versuchte ich, nachdem wir auf dem andern Ufer gelandet waren, eine Abteilung von Süddeutschen davor zu retten, von dreien dieser Kerle davongeführt zu werden. Diese ergriffen das Gepäck und luden es ohne Erlaubnis auf ihre Wagen, um dessen Eigentümer zu zwingen, ihnen zu folgen. Da die Zudringer Deutsche waren, klagte ich sie rückhaltslos vor der versammelten Menge an und forderte sie auf, von ihrem Vorhaben abzustehen. Hierauf fielen alle drei plötzlich unter lauten Verwünschungen über mich her und ehe ich mich dessen versah,

wurde ich niedergeworfen und wäre wahrscheinlich ohne die Dazwischenkunft eines deutschsprechenden Beamten schlecht weggekommen. Meine Angreifer aber entwischten mit ihrer Beute. Der Beamte war so gütig, mir den Weg nach dem Gasthause zu zeigen, in dem ich einen Tag zuzubringen beabsichtigte, bevor ich meine Reise nach dem Westen fortsetzte.

Ich wünschte aus einem besonderen Grunde in jenem Gasthaus einzukehren. In New York hatte ich erfahren, daß es einem Flüchtling gehöre, der früher Rechtsanwalt in meiner Geburtsstadt, ein Schulgenosse meines Vaters und von alters her ein Freund unserer ganzen Familie war. Er war Mitglied des deutschen Parlaments und das Haupt der provisorischen Regierung gewesen, welche zwei Monate hindurch im Sommer von 1849 über Rheinbayern herrschte, und war für dieses Vergehen zum Tode verurteilt worden. Ich erinnerte mich seiner als eines gutmütigen und witzigen Kumpans, vielleicht zu sehr für lustige Gesellschaft eingenommen, trotz alledem ein Gentleman.

Ich glaubte einem herzlichen Willkommen und einigen vergnügten Stunden in seiner Gesellschaft entgegensehen zu dürfen, allein es wartete meiner eine unangenehme Überraschung. Ich fand ihn vollständig verändert. Er empfing mich in kalter und gleichgültiger Weise, ohne über mein Erscheinen vor ihm erstaunt zu sein, wie ich natürlich erwartet hatte. Sein Gesicht hatte einen unempfindlichen Ausdruck und zeigte eine rötliche Färbung, das sichere Anzeichen des gewohnheitsmäßigen Säufers. Ich wurde mir bald klar darüber, daß der Mann in jeder Hinsicht tief gesunken sei, und war es zufrieden, dem einzigen anwesenden Kellner überantwortet zu werden. Das Gasthaus war dritten Ranges, klein und unbedeutend in allen seinen Einrichtungen. Unter diesen Umständen war ich froh, mich am nächsten Tage wieder unterwegs zu befinden, nachdem ich die Stadt der brüderlichen Liebe, so weit dies meine Zeit erlaubte, besichtigt hatte. Der Stand meines Geldbeutels zwang mich, abermals, wie vorher von New York, mit einem Emigrantenzug zu reisen. Der Anblick, der mir beim Betreten der Waggons zuteil wurde, war nichts weniger als tröstlich. Dieselben waren niedrig, schmal und nur

halb ſo lang wie die jetzigen. Das Innere, einſchließlich der Sitze, war von einfachem Holz. Die Paſſagiere beſtanden aus verſchiedenen Familien, mehr oder weniger zahlreich und ſchmutzig, mit Kindern jedes Alters. Eine jede hatte Handgepäck, Kochgeſchirr und Bettzeug mitgebracht und trachtete ſo viel Raum als möglich einzunehmen, was zu heftigen Streitigkeiten zwiſchen ihnen führte. Noch ehe wir uns in Bewegung ſetzten, waren die Waggons von Tabakrauch und üblen Gerüchen verpeſtet. Ich ſchritt durch ſämtliche Waggons auf der Suche nach den vertrauten Klängen meiner Mutterſprache, allein ich horchte vergebens und befand mich in der ſchlimmen Verlegenheit, mich nicht mit einem einzigen meiner Reiſegefährten unterhalten zu können, welche aus eingeborenen Amerikanern und irländiſchen Einwanderern zu beſtehen ſchienen.

Wir kamen langſamer vom Fleck als Laſtzüge, denen wir zu wiederholten Malen ausweichen mußten, und wir brauchten anderthalb Tage um Pittsburg zu erreichen. Der Übergang über das Alleghany-Gebirge wurde damals auf der heutigen Hauptſtrecke der Pennſylvania-Eiſenbahn noch mittels feſtſtehender Dampfmaſchinen bewerkſtelligt, die in Zwiſchenräumen in den Bergen aufgeſtellt waren und einen Waggon nach dem andern mit Drahtſeilen hinaufzogen. Ich glaube, wir brauchten auf dieſe Weiſe über zwölf Stunden, um die Gebirgskette zu überſchreiten. Ich mußte einen ſchmalen Sitz mit einer andern Perſon teilen, ſo daß an Bequemlichkeit bei Tag und an Ruhe bei Nacht nicht zu denken war.

Eine noch ſchwerere Prüfung war jedoch die, mich während der langen Reiſe faſt ohne Nahrung behelfen zu müſſen. Wir fuhren an den größeren Städten unterwegs nächtlicherweile vorbei, und bei meiner Unkenntnis des Engliſchen bangte mir davor, den Zug zu verlaſſen, beſonders, da ich die Dauer des Aufenthaltes nicht ermitteln konnte. Aus derſelben Urſache wagte ich auch bei Tage nicht, auf der Suche nach Nahrung mich vom Zuge zu entfernen. So mußte ich mich zur Stillung meines Hungers mit den Äpfeln und Kuchen begnügen, welche hier und da in den Waggons zum Verkaufe angeboten wurden. Schmutzig

und müde wie ich war, begrüßte ich unſere Ankunft in Pittsburg als eine Erlöſung aus großem Elend.

Indeſſen ſollte es mir noch ſchlimmer ergehen. Ich hatte ein direktes Fahrbillet nach Cincinnati gekauft, das mich zu einer Fahrt zweiter Klaſſe auf einer gewiſſen Dampferlinie von Pittsburg den Ohio hinab berechtigte. Unbekannt mit der Abfahrtszeit der Boote, ſchlug ich ſofort den Weg nach dem Landungsplatz ein. Zu dieſem fragte ich mich in Kaufläden durch, deren Schilder den deutſchen Urſprung ihrer Eigentümer andeuteten. Drei Boote derſelben Linie waren im Aufladen begriffen. Ich konnte nicht ausfindig machen, welches zuerſt abfahren würde, wiewohl ich unter der Mannſchaft einige Landsleute entdeckte, die ich darüber befragte. „Welches immer zuerſt vollgeladen ſein wird", war die Antwort. So ſah ich mich genötigt, den ganzen Tag wartend und aufpaſſend, in einem der niedrigen Logier- und Bierhäuſer zuzubringen, in welchen die ſich auf dem Uferdamm drängenden Bootsleute verkehrten. Da ich gegen Abend nicht klüger geworden war, hielt ich es für das beſte, dort zu übernachten, ſo widerwärtig es auch war. Man wies mir ein Bett in einer Stube mit zwei anderen an, ich legte mich angekleidet nieder und ſchlief den Schlaf des Gerechten. Am nächſten Morgen wurde mir mitgeteilt, daß eines der Boote ein Signal aufgezogen hatte, mit der Meldung, daß es zu Mittag abfahren würde. Nach dem Frühſtück begab ich mich an Bord, um nachzuſehen, was für ein Unterkommen ich als Paſſagier zweiter Klaſſe finden würde. Dies entdeckte ich alsbald mit Hülfe eines deutſchen Deckarbeiters. Zu meinem großen Mißfallen erfuhr ich, daß mein Billet mir nur auf einen Platz in dem von der Mannſchaft eingenommenen Unterdeckquartier, nebſt einer rußigen, kahlen Schlafſtelle, Anſpruch verlieh. Durch meine Erfahrung auf der Eiſenbahn gewitzigt, verſah ich mich mit einem gehörigen Vorrat von Fleiſch und Brot und begab mich mit meiner Reiſetaſche, nichts weniger als leichten Herzens, auf das Boot.

Wir dampften pünktlich zur feſtgeſetzten Zeit den Fluß hinab. Es war ein ſchöner Nachſommertag, warm und der Himmel ein wenig umflort. Die bewaldeten Uferhöhen ſchimmerten noch in

herbſtlichen Farben. Der breite, ſich ſchlängelnde Fluß war von Dampf- und anderen Fahrzeugen belebt. Farmhäuſer, Weiler und Dörfer waren beſtändig in Sicht. Wir hielten im Laufe des Nachmittags bei mehreren Städten an, um Paſſagiere und Fracht abzuladen und aufzunehmen. Ich ſaß den ganzen Nachmittag und lange nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Verdeck in der Nähe des Bugs, die mannigfaltigen Anſichten beobachtend und genießend. Schließlich wurde ich ſchläfrig und ſuchte das Quartier der Deckpaſſagiere im Hinterteil des Schiffes auf. Ich fand nicht nur jede der Schlafſtellen auf beiden Seiten von zwei oder mehr Schläfern beſetzt, ſondern Männer, Frauen und Kinder ſo dicht auf dem Deck zuſammengedrängt, daß man kaum umhin konnte, auf ſie zu treten. Ich verſuchte zuerſt in ſitzender Stellung zu ſchlafen, ſtreckte mich aber nach einer Weile gleichfalls auf dem Boden aus, mit meinem Sack als Kiſſen, und vergaß bald meine Umgebung. Die Wärme von den Dampfkeſſeln machte es für diejenigen behaglich, welche, gleich mir, keine andere Bedeckung als ihre Überröcke hatten.

Ich war bei Tagesanbruch wieder auf den Beinen und fühlte mich ſteif und ſchmutzig. Ich ſah mich nach Waſchgeräten um, konnte aber keine finden. In der Tat war ich während der ganzen Reiſe nicht imſtande, Geſicht und Hände zu waſchen. Wir hielten an etwa zwanzig Punkten mehr oder weniger lange an, und die Fahrt dauerte beinahe achtundvierzig Stunden. Meine ſchmutzige Umgebung und die gemeine Geſellſchaft flößten mir ein erneutes Gefühl der Niedergeſchlagenheit ein. Obgleich das ſchöne Wetter fortdauerte und die Sehenswürdigkeiten den Fluß entlang ſich noch anziehender geſtalteten als am erſten Tage, waren meine Gedanken und Wünſche ausſchließlich darauf gerichtet, meinen widerwärtigen Erlebniſſen zu entfliehen. Dieſes Gefühl wurde noch geſteigert durch die Unmöglichkeit, während der zweiten Nacht überhaupt zu ſchlafen, infolge des entſetzlichen, durch das Landen einer Maſſe von Fracht und das Anfüllen des leeren Raumes mit Brennholz, verurſachten Getöſes.

Es war beinahe Mittag des zweiten Tages, als die City of Pittsburg den Landungsplatz in Cincinnati erreichte. Der

Kai bot einen imposanten Anblick dar. Wenigstens fünfundzwanzig Boote waren mit Auf- und Abladen von Fracht beschäftigt und das Ufer war gedrängt voll von Leuten, Fuhrwerken und Waren. Schwärme von Hotelagenten, Omnibussen und Wagen warteten auf Passagiere. Die aus dem Deck auftauchenden besudelten Individuen hatten natürlich keinen Reiz für die Agenten. Ich war im Besitz der Adresse eines Hotels, einem Rheinbayern gehörig, den ich als Polizeimann in Zweibrücken gekannt hatte, aber mein Aussehen schien mir so wenig empfehlenswert, daß ich mich schämte, direkt hinzugehen. Überdies war meine Barschaft auf drei Dollars zusammengeschmolzen, und ich mußte mit dem denkbar billigsten Unterkommen vorlieb nehmen. Unter einer Anzahl von Emigrantenkosthäusern, die ich in der Straße längs des Ufers entdeckte, wählte ich ein von einem Elsässer unterhaltenes, der sich dazu verstand, mir Kost und Wohnung für den selbst damals niedrigen Preis von $ 2.50 per Woche zu liefern. Das „Hotel de Strasbourg" bestand aus einer Schenkstube vorn im ersten Stock und dahinter einem Raum, groß genug um sowohl zum Kochen, als zum Essen zu dienen. Das zweite Stockwerk bestand aus einem Boden, der mittels dünner Bretterverschläge in Schlafkammern geteilt war. Mir wurde eine mit drei einschläfrigen Betten angewiesen, deren einziger Inhaber ich glücklicherweise während meines ganzen Aufenthaltes blieb. Es war entschieden die scheußlichste Kneipe, die mir je vorgekommen, aber gab mir doch wenigstens unverzüglich Gelegenheit, mich zu reinigen, wonach ich mich sehnte. Die Kost erwies sich als ebenso gut wie diejenige, welche ich oft in Bauernhäusern in der Nähe von Pfalzburg eingenommen hatte.

Cincinnati machte schon damals Anspruch auf den Titel der Königin des Westens und schien mir denselben auch zu verdienen. Es hatte bereits über zweimalhunderttausend Einwohner und eine so schöne natürliche Lage, als irgendwo zu finden war, vom Flusse allmählich zu den Hügeln ansteigend, die es wie ein Amphitheater malerisch umgaben. Es war in regelmäßigen Straßen angelegt, welche parallel mit dem Flusse und rechtwinklig gegen denselben hinliefen. Die an den Ohio grenzenden Straßen bestanden aus

maſſiv gebauten Geſchäftshäuſern und die entfernteren aus Privatwohnhäuſern. Die Gebäude waren zumeiſt einfach, aber das Ganze bot einen ſoliden und behaglichen Anblick. Der obere Teil der Stadt war von dem untern durch den Miami-Kanal getrennt, welcher den Spitznamen der „Rhein" führte, von dem Umſtande, daß das Viertel nördlich davon faſt ausſchließlich von Deutſchen bewohnt war, die ſchon damals ein Drittel der Einwohnerſchaft ausmachten. Mein erſter Spaziergang durch die Stadt war natürlich dorthin gerichtet.

Ohne Schwierigkeit fand ich die von dem Expolizeimann betriebene Wirtſchaft. Er hieß mich auf das herzlichſte willkommen, denn er hatte unter meinem Vater gedient und erinnerte ſich unſerer ganzen Familie ſehr wohl. Er lud mich ſofort ein, bei ihm Aufenthalt zu nehmen, allein nicht ſicher, ob er mir Gaſtfreundſchaft anzubieten beabſichtigte oder ſich meiner als zahlenden Gaſt zu verſichern wünſchte, fürchtete ich ſeiner Aufforderung Folge zu leiſten. Er ſprach mir von mehreren Rheinbayern, die mir dem Namen nach bekannt waren und die meine Familie kannten, und welche gewohnt waren, regelmäßig eine Flaſche Bier oder Wein in ſeinem Hauſe zu genießen. Dies war frohe Nachricht für mich, denn ich war überzeugt, mit ſeiner und ihrer Hülfe eine paſſende Stelle zu finden. Ich verſprach abends wiederzukommen, um meinen Landsleuten vorgeſtellt zu werden. Ich ſetzte meine Durchforſchung der Stadt den ganzen Tag fort und empfing ſo vorteilhafte Eindrücke von derſelben, daß ich inbrünſtig wünſchte, die Lage der Dinge möchte ſich ſo geſtalten, um mir das Dableiben zu ermöglichen.

In der Tat hielt ich mich nur einige Tage in Cincinnati auf, denn ich machte bald ausfindig, daß meine vollſtändige Unkenntnis des Engliſchen und der Mangel eines beſtimmten Berufs die Schwierigkeit, unter den Deutſch-Amerikanern jener Stadt eine Anſtellung zu finden, beträchtlich erhöhte. In meinen darauffolgenden Wanderungen war ich genötigt, irgendwelche Arbeit, die ſich darbot, ob leicht oder ſchwer, einſchließlich gewöhnlicher Handarbeit anzunehmen; und im ganzen genommen machte ich während des folgenden Winters, wie auch des größeren Teiles

des Jahres 1854, recht schlimme Erfahrungen durch. Im März jenes Jahres kehrte ich nach der Queen City zurück und vertrat mehrere Monate lang eine Verlagsfirma als Agent unter den Deutsch-Amerikanern. Ich geriet dann von Ohio nach Indiana, wo ich meine ersten Erfahrungen im Eisenbahnwesen machte, als einer der Bemannung eines Holzlastzuges auf der Indianapolis- und Madison-Eisenbahn. Jeden Tag fuhr dieser Zug etwa zwanzig Meilen landeinwärts, wurde mit Holz beladen, das zur Feuerung von Lokomotiven bestimmt war, und fuhr dann nach Indianapolis zurück, um in einem Holzschuppen abgeladen zu werden. Die Arbeit war leicht und von kurzer Dauer und die Bezahlung gut, so daß ich dieser Erfahrung froh war (ohne zu ahnen, welche wichtige Rolle Eisenbahnen in meiner Laufbahn zu spielen bestimmt waren). Ein ernstlicher Anfall von Wechselfieber, mit dem ich bereits Bekanntschaft gemacht hatte, warf mich nieder. Ich mußte das Bett so lange hüten, daß meine Stelle auf dem Holzzug besetzt wurde, ehe ich imstande war, meine Arbeit wieder aufzunehmen. Nachdem ich mir bis zu meiner vollständigen Genesung eine leichte Beschäftigung in Indianapolis gesichert hatte, machte ich mich auf den Weg nach Chicago und langte daselbst Ende Oktober 1854 an, — ein Jahr nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten.

Meinen Koffer auf der Station zurücklassend, durchschritt ich die ganze Stadt. Ihre Bevölkerung überstieg keine dreißigtausend, obgleich die Einwohner behaupteten, daß dieselbe zahlreicher sei. Damals wie jetzt lag der am besten ausgebaute Teil südlich des Chicago River, während sich auf der Nordseite nur einige kurze Straßen und auf der Westseite deren noch weniger befanden. Fünf Sechstel der Gebäude waren billige hölzerne Konstruktionen. Fast keine von den Straßen war gepflastert und auch die Trottoirs waren zumeist von Holz. Dennoch hatte die Stadt einen Zug von Rührigkeit und Strebsamkeit an sich, der von großer Lebenskraft zeugte und schnelles Wachstum in der Zukunft versprach. Ich fühlte mit Bestimmtheit, daß ich nach dem rechten Orte gekommen war.

Indem ich State Street entlang schritt — schon damals eine der wichtigsten Verkehrsadern —, fiel mir auf dem Schilde eines

Koſt- und Logierhauſes der Name Bernhard Norkin auf, der des älteren Bruders eines meiner Spielkameraden in Speyer. Aus Neugierde trat ich ein, frug nach dem Gaſtwirt und fand bei ſeinem Erſcheinen meine Vermutung beſtätigt. Da er Speyer mehrere Jahre vorher verlaſſen hatte, erkannte er mich nicht, hieß mich aber ſehr herzlich willkommen und forderte mich, da ich mich als neuer Ankömmling entpuppte, auf, bei ihm einzukehren. Ich ging natürlich mit Vergnügen darauf ein und er ſchickte um meinen Koffer. Er ſtellte mich ſeiner Frau, einer drallen, munteren Deutſchen, vor. Wir verzehrten zuſammen ein wohl zubereitetes deutſches Mittageſſen und ich wünſchte mir zu einem Beginn von ſolch günſtiger Vorbedeutung in Chicago Glück. Dieſem Gefühl wurde jedoch ein ſtarker Dämpfer aufgeſetzt, als ich entdeckte, daß ich ſchließlich doch nur in ein gewöhnliches Emigrantenkoſthaus geraten war. Sein Wirt unterhielt einen Wagen und zwei Zubringer und erwarb ſeine ſämtliche Kundſchaft, durch Güte oder mit Gewalt, von den Einwandererzügen, welche zweimal des Tags von Oſten her eintrafen. Ich ſah in der Folge ſelbſt, daß die Zubringer nicht wahrheitsliebender oder weniger zudringlich bei ihren Anwerbungen waren, als ihre Kollegen in New York. Es war nur ein Speiſezimmer da, in deſſen einer Ecke das Gepäck der Gäſte aufgehäuft wurde, und darüber ein Schlafſaal, durch einen dünnen Verſchlag in zwei Hälften für Männer und Frauen geteilt. Jede Abteilung enthielt acht Betten; in einem derſelben mußte ich ſchlafen. Einwanderer waren damals, in bezug auf Reinlichkeit und in jeder ſonſtigen Hinſicht, nicht anziehender als heutzutage, weshalb ich mich in meiner Umgebung nicht beſonders behaglich fühlte. Da jedoch Wirt und Wirtin wirklich eifrig darauf bedacht waren, alles in ihren Kräften ſtehende für mich zu tun, und da ich von meinem Wirte, der ſeit mehreren Jahren in Chicago anſäſſig war, erwartete, daß er mir behilflich ſein würde, eine Beſchäftigung zu finden, beſchloß ich trotz aller Unannehmlichkeiten da zu bleiben.

Norkin war mit einer Anzahl von Pfälzern bekannt, von denen mehrere einflußreiche Stellungen bekleideten. Einer von ihnen war einer der Verleger und ein anderer einer der Redakteure

der Illinois Staatszeitung, damals wie jetzt die tonangebende deutsche Zeitung der Stadt. Ein anderer war ein angesehener Arzt und wieder ein anderer ein Weinhändler. Ich wendete mich an alle um Rat und Hilfe bei meiner Suche nach einer angemessenen Beschäftigung, allein obgleich sie es an guten Ratschlägen nicht fehlen ließen, erwiesen sie sich in Wirklichkeit wenig hilfreich. Ich ließ auch eine Annonce in die Zeitung einrücken, erhielt jedoch keine Antwort darauf. Täglich sprach ich in verschiedenen Auskunftsbureaus vor und bewarb mich außerdem persönlich in allen möglichen Etablissements um Arbeit. Aber die einzigen offenen Stellen, die ich fand, waren für Kellner in Bierhäusern, die bereits im Überfluß vorhanden waren, und für Kutscher von Ablieferungswagen. Da mein Wirt sich erboten hatte, mich im Notfall den ganzen Winter hindurch zu verköstigen, zog ich diese wenig verlockenden Gelegenheiten nicht in Erwägung, obgleich eine Woche nach der andern in unfreiwilliger Untätigkeit verfloß. Eines Morgens, da ich aus meinem Schlafzimmer herunterkam, rief mein Wirt mir zu: „Hier ist eine wichtige Nachricht für Sie", und wies auf eine Annonce in der Zeitung. Es war eine dringende Aufforderung an mich, meine Adresse sogleich an den Unterzeichneten nach Belleville, in Illinois, einzusenden. Dieser war Robert Hilgard, mein Stiefonkel und Schulgenosse. Ich war natürlich aufs höchste überrascht, denn es sah aus, als wäre Robert eigens nach Amerika gekommen, um mich zu suchen. Norkin war nicht davon unterrichtet, daß ich mit meiner Familie nicht in Verbindung stand. Er frug mich aus und ich mußte die Tatsache eingestehen, worauf er in mich drang, die Aufforderung umgehend zu beantworten. Ich sagte ihm, daß ich beschlossen hatte, meiner Familie meinen Aufenthaltsort nicht bekannt zu geben, bis ich derselben mitteilen konnte, daß ich imstande sei, mich unabhängig zu ernähren; allein er bestand darauf, daß es meine Pflicht wäre, unverzüglich nach Belleville zu schreiben und fügte lächelnd hinzu, daß er es tun würde, falls ich nicht wollte. Ich antwortete, daß ich mir die Sache einen oder zwei Tage überlegen wolle. Schließlich setzte ich mich hin und schrieb Robert in Kürze, wo ich mich befand und daß mein Los, seit meiner Lan-

dung an dieſer Meeresküſte, kein erfreuliches geweſen ſei. Ich teilte ihm ferner mit, daß, obgleich ich nicht viel Erfolg gehabt hatte, ich zuverſichtlich erwartete, vorwärts zu kommen und er ſich meinetwegen keine Sorgen zu machen brauche. Auch bat ich ihn, mir zu erklären, wie es kam, daß er ſich in Amerika befinde und mir möglichſt ausführliche Nachricht von meiner Familie zu geben.

Eine Woche verging, ohne mir Antwort auf meinen Brief zu bringen, bis endlich, bei meiner Rückkehr nach meinem Logierhaus, am achten Tage, eine Geſtalt ſich vom Stuhle erhob und ich ſofort den hohen Wuchs und das feingeſchnittene, ſchöne Antlitz Roberts erkannte. Er begrüßte mich auf das herzlichſte und teilte mir, ohne auf eine Frage meinerſeits zu warten, alles mit, was ich zu wiſſen wünſchte. Er war ein paar Tage verreiſt geweſen, als mein Brief in Belleville eintraf. Nachdem er denſelben geleſen hatte, zögerte er, ob er ihn ſchriftlich oder mündlich beantworten ſolle, und beriet ſich zuerſt mit meinem Onkel und anderen Verwandten darüber, wonach jener ihn ermächtigte, mir eine Unterkunft in ſeiner Familie anzubieten. Er beſchloß endlich, ſelbſt zu kommen, da er fürchtete, ich würde Bedenken tragen, einzuwilligen. Sein ſtärkſter Beweggrund war jedoch das meiner Mutter, die Mutterſtelle an ihm vertreten hatte, gegebene feierliche Verſprechen, nichts unverſucht zu laſſen, um meinen Aufenthaltsort zu ermitteln und mir in meinem Kampf ums Daſein behilflich zu ſein. Dies Verſprechen war allerdings nicht der Hauptbeweggrund, welcher ihn vor einigen Monaten in dieſes Land geführt hatte. Er hatte ſchon ſeit Beendigung ſeiner vierjährigen Lehrzeit in Frankfurt immer gewünſcht, nach Amerika zu kommen, in dem Glauben, daß ſeine Ausſichten ſich hierzulande viel günſtiger geſtalten würden. Kurz vor ſeiner Abreiſe von Deutſchland hatte er meine Eltern beſucht und konnte mir folglich die neueſten Nachrichten von ihnen und meinen Schweſtern bringen. Seine Mitteilungen rührten mich unausſprechlich und ich verſprach, ſobald als möglich nach Hauſe zu ſchreiben und mit meinen Lieben, nach der langen Pauſe von mehr als einem Jahre, wieder in Verbindung zu treten.

Robert brachte hierauf das Thema meiner unmittelbaren Zukunft zur Sprache. Er drang in mich, ihn sogleich nach Belleville zu begleiten, und versicherte mir, daß meine Verwandten bereit wären, mich herzlich willkommen zu heißen. Ich konnte anfangs seinen Vorschlag nicht in demselben Lichte betrachten wie er. Schließlich appellierte er an mich im Namen meiner Mutter, die gewiß nicht von ihrer Sorge um mich befreit sein würde, wenn ich das unsichere Leben fortsetzte, das ich seit einem Jahr geführt hatte, anstatt mich der Fürsorge und Leitung meiner Verwandten anzuvertrauen. Dieses Argument behielt die Oberhand und wir verabredeten, am nächsten Abend nach St. Louis abzureisen. Am darauffolgenden Tage zeigte ich Robert die Stadt. Abends nahm ich Abschied von meinen Wirtsleuten, die ich meiner aufrichtigen Dankbarkeit versicherte. Wir reisten die ganze Nacht hindurch und trafen in St. Louis am folgenden Mittag ein.

Wir begaben uns geradeswegs nach dem Hause einer Tante Roberts von mütterlicher Seite, Frau Caroline Decker, einer der Töchter meines Urgroßonkels Friedrich Engelmann, der sich bereits in vorgerücktem Alter befand, als er mit seiner zahlreichen Familie von Rheinbayern auswanderte. Sie hatte einen deutsch-amerikanischen Rechtsanwalt in St. Louis geheiratet, der nach wenigen Jahren einer glücklichen Ehe starb und sie mittellos mit einem Sohn und einer Tochter zurückließ, die beide erhalten und erzogen werden mußten. Rasch entschlossen fing sie ein Kosthaus für die bessere Klasse von Deutschen an und stand demselben auch zur Zeit unseres Besuches vor. Ich fühlte mich sogleich heimisch bei ihr. Wir blieben drei Tage dort, nahmen so viel als möglich von St. Louis in Augenschein und besuchten noch einige Verwandte daselbst. Wir fuhren dann per Eisenbahn nach Belleville, in St. Clair County, Illinois, das nur vierzehn Meilen entfernt war und übernachteten bei Johann Scheel, den ich kannte, da er uns einige Jahre vorher in Zweibrücken besucht hatte. Er wanderte seinerzeit mit Friedrich Engelmann aus, dessen Assistent im Forstdienst er gewesen war, und hatte dann hier dessen jüngste Tochter Betty geheiratet. Er war ein sehr tätiger, kluger Geschäftsmann, der ein bescheidenes Vermögen vor sich gebracht hatte. Er war äußerst

beliebt und bekleidete zurzeit das einträgliche Amt eines Urkunden-regiſtrators und Schreibers am Gerichtshof für Erbſchafts-angelegenheiten. Er wohnte in einem bequemen, freundlichen Hauſe, welches durch die Anweſenheit von drei munteren Kindern noch beſonders belebt war. Dieſes höchſt gutherzige Paar hieß mich aufs herzlichſte willkommen und lud mich ein, ſo lange es mir beliebte, bei ihnen zu bleiben. Allein Robert und ich hielten es für das beſte, am nächſten Morgen nach der Farm meines Onkels Theodor Hilgard hinauszufahren.

Elftes Kapitel.

Mit Verwandten in Illinois. 1854—55.

Die Farm war fünf Meilen von Belleville in einer wellenförmigen Prairiegegend gelegen und bestand aus etwa hundert Acker wohlbebauten Landes. Ein ziemlich kleiner, zweistöckiger, weißgetünchter Holzbau, mit grünen Fensterladen und mit einem Anbau, stand auf dem Gipfel eines Hügels im Schatten hoher Bäume, eine schöne Aussicht gewährend. Außerdem waren eine große, mit dem Stall verbundene Scheune und ein halbes Dutzend zu verschiedenen Zwecken benutzte Nebengebäude da. Vor dem Hause befand sich ein großer Weinberg und hinter demselben ein Blumen- und Gemüsegarten. Da es zur Winterszeit war, sah das Ganze nicht so anziehend aus wie im sommerlichen Grün, machte aber doch einen durchaus freundlichen Eindruck.

Mein Onkel Theodor und meine Tante, die ich beide nie gesehen hatte, erwarteten uns bei unserer Ankunft. Der Onkel empfing mich ziemlich steif, aber das Antlitz der Tante strahlte mir förmlich voll Güte entgegen. Unter den Brüdern meines Vaters folgte mein Onkel Theodor diesem im Alter zunächst und war damals ungefähr sechsundvierzig Jahre alt.

Er war von gedrungener Gestalt, eher unter mittlerer Größe, mit einem kräftigen, runden, kraushaarigen Kopf und breiten, von einem Vollbart eingerahmten Gesicht. Sowohl Haar als Bart waren bereits mit grau gesprenkelt. Sein Antlitz hatte, wenn es nicht belebt war, einen starren, gestrengen Ausdruck, aber sein Lächeln war freundlich, ein Zeichen, daß er in Wirklichkeit sehr gutmütig war. Meine Tante nahm mein Herz sogleich gefangen. Sie war hoch gewachsen, und obgleich bereits etwas matronenhaft,

waren Geſtalt und Bewegungen noch voller Anmut. Ihr Kopf war ſchön geformt und das Haar noch rabenſchwarz. Ihre glänzenden, freundlichen ſchwarzen Augen und der ſanfte Mund verliehen ihrem Angeſicht einen hellen und lieblichen Ausdruck (obwohl ihre Züge nicht ſchön genannt werden konnten) und machten ſie höchſt einnehmend. Sie war auch genau, wie ſie zu ſein ſchien — klug, lebhaft, an allem Intereſſe nehmend und voll unerſchöpflicher Güte. Ich fühlte mich zu ihr wie zu einer zweiten Mutter hingezogen, und ſie behandelte mich gleich einer ſolchen, wofür ich ſtets die tiefſte Dankbarkeit empfunden habe. Mein Onkel war ein Mann von hoher Bildung, aber häufig derb in ſeiner Redeweiſe und zu Spott und Sarkasmus geneigt. Er war ſowohl über amerikaniſche als europäiſche Angelegenheiten äußerſt wohl unterrichtet, voll fortſchrittlicher, ja ſelbſt radikaler Anſichten und vielem Reden nicht abgeneigt. Es bedurfte nur eines oberflächlichen Umganges mit ihm, um ſeinen abſolut gediegenen Charakter zu erkennen, der ihm die höchſte Achtung von ſeiten ſeiner Freunde und Nachbarn, wie der Gemeinde im allgemeinen ſicherte.

Das Ehepaar war mit acht ſchönen, muſterhaften Kindern geſegnet — vier Knaben und vier Mädchen. Der älteſte Junge hieß Guſtav, nach meinem Vater, war ein Jahr älter als ich und von Hauſe abweſend, um ſich zum Ingenieur auszubilden. Die anderen Jungen — Carl, Theodor und Ernſt — der Reihe nach von vierzehn bis zehn Jahre alt — waren gutmütige, zutunliche, muntere Burſchen, welche an ihrem neuangekommenen Vetter ſogleich Gefallen fanden. Die älteſte Tochter Anna war in meinem Alter, ein ſchönes, wohlgeſtaltetes Mädchen mit dem ſchwarzen Haar und den beſtrickenden Augen ihrer Mutter. Die zweite Tochter war eine friſch ausſehende Blondine von ruhiger Gemütsart, die niemals glücklicher war, als wenn ſie anderen gefällig ſein konnte. Die andern zwei Töchter waren liebliche, blühende kleine Mädchen von ſieben und acht Jahren, mit denen ich mich raſch auf den vertrauteſten Fuß ſetzte.

Alles zuſammengenommen, befand ich mich wieder einmal in einem Familienkreiſe, der, was vollſtändige Eintracht und gegen-

ſeitige Zuneigung anbelangt, nicht ſo leicht irgendwo ſeinesgleichen haben dürfte. Ich verſpürte nun den ſanften, erhebenden Einfluß dieſes traulichen Familienlebens, und ein Gefühl inneren Friedens und Glückes erwachte in mir, wie ich es ſeit Jahren nicht empfunden hatte. Meine Tante bät mich, unverzüglich meine Pflicht zu tun und an meine Eltern zu ſchreiben. Es war wirklich gut, daß ich damit gezögert hatte, da mir jetzt das vor meinen Augen enthüllte Bild der Häuslichkeit die richtige Begeiſterung einflößte. Es dauerte jedoch mehrere Tage, ehe ich einen Brief zuſtande brachte, der mich befriedigte. Als er beendigt und abgeſchickt war, hatte ich jenes Gefühl der Erleichterung, von dem die endliche Erfüllung einer lang aufgeſchobenen Pflicht ſtets begleitet iſt. Robert ſchrieb gleichfalls und ausführlich, wie ich erſt nach Verlauf vieler Jahre erfuhr; auch mein Onkel und meine Tante ſandten Briefe an meinen Vater und meine Mutter, nachdem ich einige Wochen bei ihnen zugebracht hatte.

Mein Onkel folgte der Gepflogenheit aller von gutem Erfolg begünſtigten Farmer im Weſten, allerlei Arbeit auf ſeinem Anweſen ſelbſt zu beſorgen. Er hatte nur einen regelmäßigen Arbeiter als Gehilfen, ſo daß, hätte er nicht freiwillig die Hauptrolle bei der Betreibung der Farm übernommen, er dies notgedrungen hätte tun müſſen. Obgleich es Winter war, gab es doch genug zu tun, um ihn mehr oder weniger täglich zu beſchäftigen. Im Hauſe war auch nur ein weiblicher Dienſtbote, ſo daß viel häusliche Arbeit meiner Tante und ihren beiden älteſten Töchtern zufiel, wenn für den großen Haushalt geſorgt werden ſollte. Natürlich bedrückte es mich untätig zu ſein, während alle erwachſenen Glieder der Familie fortwährend beſchäftigt waren. Außerdem wurde mir, da ich nichts zu tun hatte, die Zeit entſetzlich lang, weshalb ich bald meine Dienſte für irgend eine Arbeit innerhalb oder außerhalb des Hauſes anbot. Dies Anerbieten gewährte offenbar allgemeine Befriedigung. Ich half die Pferde, das Rindvieh und die Schweine füttern. Ich ſpaltete, ſägte und ſchleppte Holz. Nach Schneefällen kehrte ich ſämtliche Wege auf dem Anweſen rein. Ich half beim Maisaushülſen, beim Weizendreſchen und ſogar beim jährlichen Abſchlachten der fetten Schweine. Ich ver-

richtete auch verſchiedene Küchen-, Speiſezimmer- und Hofdienſte für die Damen. Die Arbeit ſagte mir zu und augenſcheinlich erhöhte auch meine Bereitwilligkeit, mich derſelben zu unterziehen, die warmen Gefühle der ganzen Familie für mich. Ich hatte auch Gelegenheit, mehrmals an ſogenannten „Blockbauten" teilzunehmen, einer eigentümlichen, aus den Anſiedlertagen herrührenden Sitte gegenſeitigen Beiſtandes unter Nachbarn bei der Errichtung von Blockhäuſern, -ſcheunen und -ſtällen.

In Anbetracht dieſer Beſchäftigungen während des Tages und der Lektüre, Spiele und Muſik des Abends — meine Tante und die älteſte Tochter waren ſehr muſikaliſch —, verging die Zeit ſehr ſchnell, und Weihnachten 1854 waren da, ehe wir uns deſſen verſahen. Sie wurden in echt deutſcher Weiſe gefeiert, vor einem großen Baume, den die ganze Familie ſchmücken half; auch Geſchenke gab es für jedermann. Welchen Gegenſatz bildete meine Feſtesſtimmung in ſolch häuslichem Kreiſe zu der Einſamkeit und Niedergeſchlagenheit, in der ich dieſen weihevollen Tag im Jahre vorher verbracht hatte! Bis dahin hatte ich keine von den Verwandten geſehen, außer Robert, der auf der Engelmannſchen Farm, etwa vier Meilen entfernt, wohnte und ein oder zweimal die Woche zum Beſuch herüberkam. Am Weihnachtstage aber erſchien eine ganze Anzahl, alt und jung, nebſt ſonſtigen Freunden aus Belleville, um den Tag mit der Familie zu feiern. Das Eis war nunmehr gebrochen, und nach Weihnachten begann ich eine Runde von Beſuchen mit meinem Onkel und meiner Tante, die den ganzen Januar hindurch dauerte und mich bei einem Dutzend netter Familien in der Stadt und auf dem Lande einführte.

Mein erſter Beſuch galt der Engelmannſchen Farm, wo mein Urgroßonkel Friedrich nach ſeiner Ankunft in Illinois ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. Dieſelbe bot einen ſehr beſcheidenen Anblick, indem ſie aus einem kleinen, anderthalbſtöckigen Holzbau nebſt einigen Nebengebäuden beſtand. Die Farm erſtreckte ſich über die Abhänge mehrerer Hügel. Der Boden war nicht beſonders gut, da er, wenn ich mich recht erinnere, hauptſächlich ſeiner Verwendbarkeit zur Obſtzucht, und ſeiner ſüdlichen, gegen

den Nordwind geschützten Lage wegen gewählt worden war. Das Innere des Hauses war in der denkbar einfachsten Weise eingerichtet und bot keine nennenswerte Bequemlichkeit. Dieses Heim war von Friedrichs Frau Betty bewohnt, die einige Jahre vorher in reifem Alter als Witwe mit ihrer Tochter Josephine und ihrem Sohn Adolf hinterblieben war. Die alte Dame war ein Bild der Ehrwürdigkeit, wohlerhalten für ihr Alter, von klarem, aufgewecktem Verstand und bezauberndem, wohlwollendem Benehmen. Allein sie befand sich beständig in gedrückter Stimmung über den Verlust ihres ein Jahr vorher auf seiner Hochzeitsreise zur See verunglückten Sohnes Jakob. Adolf hatte ich gesehen, als er sechs Jahre vorher Zweibrücken besuchte. Er war damals infolge gewisser romantischer Ereignisse in seiner Laufbahn eine äußerst bekannte Persönlichkeit. Im Alter von nur achtzehn Jahren, 1846, hatte er sich für den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko anwerben lassen, war seiner Tapferkeit wegen zum Leutnant befördert worden und kehrte mit einer schweren Wunde zurück, welche seinen linken Arm für immer verkrüppelte und ihm eine lebenslängliche Pension sicherte. Dessenungeachtet ließ er sich von jugendlicher Begeisterung hinreißen, als der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1848 ausbrach, während er sich in Deutschland aufhielt, und machte denselben als gemeiner Soldat mit. Ein schöner junger Mann, hatte er nichts von seiner auffallenden, persönlichen Erscheinung eingebüßt.

Mein Onkel pflegte jeden Samstag morgens nach Belleville zu fahren und bis abends dort zu bleiben. Er verwendete seine Zeit dazu, Einkäufe und Besuche zu machen, bei Verwandten zu speisen und eine gesellige Stunde in einem der zahlreichen Bierlokale zuzubringen, wo nach deutscher Sitte eine Anzahl seiner Bekannten sich regelmäßig zusammenfand. Nach Neujahr ging ich stets mit ihm und wurde auf diese Weise mit den verschiedenen Familien unserer Verwandten, außer den Scheels, bekannt. In Hinsicht auf gesellschaftliche Stellung kam zunächst Gustav Koerner in Betracht. In Deutschland zum Rechtsgelehrten herangebildet und als Anwalt in Frankfurt am Main ansässig, mußte er infolge seiner Teilnahme an dem schlecht berechneten politischen Aufstande

in jener Stadt im Jahre 1833, die Flucht ergreifen. Er widmete sich auch in Amerika seinem Berufe und war mit Theodor Engelmann, dem ältesten Sohn des Forstmeisters, assoziiert. Es war ihm anfangs schwer geworden, eine genügende Klientel zu erlangen, aber mit der Zeit errang er große Erfolge und war einer der bekanntesten Advokaten im südlichen Illinois. Gleich von Anfang an nahm er lebhaftes Interesse an der Politik. Er verband sich mit der demokratischen Partei, die in Illinois lange das Übergewicht behielt. Er leistete wertvolle Dienste als Parteiführer und wirkungsvoller Redner in englischer und deutscher Sprache und wurde zum Lohn dafür und als Vertreter des deutschen Elements vielfach auf politische Stellen berufen. Er wurde in beide gesetzgebenden Körper gewählt, zum Bezirksrichter und später zum Mitglied des obersten Gerichtshofes ernannt und wurde schließlich Vizegouverneur und ex officio Präsident des Senats. Er bekleidete dieses Amt zurzeit. Als die die Sklaverei begünstigenden Tendenzen seiner Partei während der Präsidentschaften von Pierce und Buchanan stark hervortraten, half er bei der Bildung der republikanischen Partei mit und blieb einer ihrer Führer bis nach dem Bürgerkriege. Er stand auf vertrautem Fuße mit Abraham Lincoln, der ihn 1862 mit dem Gesandtschaftsposten in Madrid bedachte. Er war jetzt etwa fünfundvierzig Jahre alt, stand auch in jeder Hinsicht im besten Mannesalter. Klein und schmächtig, trug er einen kräftigen Kopf mit grauem Haare und scharf markierten Gesichtszügen, deren Ausdrucksfähigkeit seine Augenschwäche großen Abbruch tat. Er war neuen Bekanntschaften gegenüber etwas zurückhaltend und vielleicht ein wenig zu sehr geneigt, sich zur Geltung zu bringen, aber trotz alledem ein liebenswürdiger Mann und von seltener Unterhaltungsgabe. Bei meinen deutschen Begriffen von der Würde einer offiziellen Stellung blickte ich voll Ehrfurcht zu ihm auf. Er war mit einer der Engelmannschen Töchter, Sophie, glücklich verheiratet. Sie hatten zwei Söhne und drei Töchter, alle sehr aufgeweckte und interessante Menschen. Der ältere Sohn, Theodor, Kadett in West Point, starb leider daselbst während des zweiten Jahres. Die beiden älteren Töchter, Marie und Auguste, waren

beinahe erwachsen und versprachen sehr reizend zu werden. Die Familie wohnte in einem bequemen Backsteinhaus, in welchem sie viel Gastfreiheit ausübte.

Theodor Engelmann war ohne Zweifel der fähigste von den Engelmannschen Söhnen. Mit genügend praktischem Sinne, um im Leben vorwärts zu kommen, verband er stark idealistische Neigungen und äußerst warme Gefühle, die er sich bis in sein spätes Alter bewahrte. Nebst seiner Rechtspraxis als Koerners Kompagnon bekleidete er das Amt des Bezirksgerichtsschreibers, das ihm ansehnliche Nebeneinkünfte an Gebühren einbrachte. Eine andere Verwandte war Molly, die Tochter von Theodor Erasmus Hilgard (damals zu Besuch in Deutschland), welche dem Hause vorstand, das ihr Vater sich in West Belleville gebaut hatte. Sie heiratete einen Amerikaner, Sharon Tyndale, aus einer bekannten Philadelphiaer Familie, der ein schreckliches Ende fand. Im Jahre 1871, als er Staatssekretär für Illinois war und in Springfield, der Hauptstadt, wohnte, machte er sich eines Nachts auf den Weg, um mit dem Mitternachtszug nach St. Louis zu fahren, und wurde am nächsten Morgen ermordet auf der Straße gefunden. Keine Spur führte jemals auf den Beweggrund oder den Täter, obgleich jeder mögliche Versuch gemacht wurde und der Staat selbst eine Belohnung von zehntausend Dollars aussetzte. Die drei Schwestern der Mrs. Tyndale, Rosa, Klara und Therese, boten den merkwürdigen Fall dar, daß sie drei Brüder Tittmann geheiratet hatten, die einer angesehenen sächsischen, in Dresden und Leipzig ansässigen Familie angehörig, aus politischen Rücksichten nach Amerika auswanderten. Klara, die zweitälteste, war eine Frau von ungewöhnlichem Talent, das außerdem noch sorgfältig entwickelt worden war, da sie von Jugend auf unermüdlich bemüht war, ihr Können mit allerlei Kenntnissen zu bereichern. Ihr Geschmack war hauptsächlich auf Sprachwissenschaft und Literatur gerichtet. Sie war sehr verschieden von ihrer Schwester Rosa veranlagt, die dabei auch geistig sehr begabt und zugleich ein Bild anmutiger Weiblichkeit war. Sie muß als junges Mädchen sehr schön gewesen sein.

Außer meinen Verwandten wohnten eine Menge netter Leute in Belleville und seiner unmittelbaren Umgebung. Die Stadt hatte

nur sechs- oder siebentausend Einwohner und keine besonderen äußerlichen Anziehungspunkte, es wäre denn der Umstand, daß sie eine fast rein deutsche Gemeinde enthielt. Man sagte mir, daß die Bevölkerung nur einige hundert geborene Amerikaner mit einschloß. Wir hörten kaum jemals ein englisches Wort. Die Geschäftsschilder waren fast ausschließlich deutsch. Aber gerade dieser deutsche Charakter des Ortes und der angrenzenden Niederlassungen machte Belleville besonders anziehend für Leute jener Nationalität hohen und niederen Standes. Eine eigentümliche Vertreterschaft des ersterwähnten wohnte innerhalb und außerhalb des Ortes, ein ansehnliches Gemisch von Adligen und Juristen, Ärzten, akademischen Lehrern und anderen Berufsmännern, nebst Kaufleuten vom besten Schlage. Die meisten von ihnen waren entweder als politische Flüchtlinge oder als Opfer der Unbeständigkeit des Glückes nach Amerika gekommen; aber nicht wenige waren, wie meine Oheime, aus freier Wahl ausgewandert. Sie gingen allen möglichen Berufen in der Stadt nach und viele suchten ihren Unterhalt als Farmer zu verdienen. Diese waren unter ihren Landsleuten als „lateinische Bauern" bekannt. Der angesehenste unter ihnen war Friedrich Hecker, der bekannte politisch Verbannte, welcher auch in diesem Lande eine nicht unwichtige politische Rolle spielte. Er wohnte ungefähr zehn Meilen von Belleville entfernt. Ich hörte viel von ihm, aber bekam ihn zufällig nie zu Gesicht. Er und noch ein anderer von den „lateinischen Bauern" waren die einzigen, welche als Farmer Erfolge erzielten. Selbst meinem Onkel gelang es, wie sich nachher herausstellte, trotz der angestrengtesten Arbeit nicht, Ausgaben und Einnahmen in das rechte Verhältnis zu bringen.

Gegen Ende Januar trafen zu meiner eigenen sowohl als aller anderen Erleichterung und Freude Briefe von meinem Vater an meinen Onkel und von meiner Mutter und meinen Schwestern an mich ein. Mein Vater sprach seinem Bruder seinen wärmsten Dank dafür aus, daß er mich in seine Familie aufgenommen hatte, und deutete seine Bereitwilligkeit an, bis zu einem mäßigen Betrag zu meinem Unterhalt beizusteuern, bis ich imstande wäre, einen regelmäßigen Verdienst zu erwerben, wobei er sich natürlich

erbot, meinem Onkel alle etwa für mich gemachten notwendigen Auslagen wiederzuerſtatten. Ich hatte wirklich kein Recht, mehr von ihm zu erwarten. Meine Mutter und Schweſtern ſchrieben in liebevollſter und aufmunterndſter Weiſe. Auch waren ihre Briefe voll einer Menge intereſſanter lokaler Neuigkeiten. In Anbetracht der wieder angeknüpften Beziehungen zu meinen Lieben und meiner angenehmen Umgebung, fühlte ich mich wieder einmal glücklich und zufrieden.

Zwölftes Kapitel.

Juriſtiſche Experimente. 1855—1856.

Jene glücklichen Tage konnten nicht ewig dauern. Im Gegenteil fühlte ich die ganze Zeit hindurch, daß es meine Pflicht ſei, mich unausgeſetzt nach einer paſſenden Stellung umzuſehen. Ich zog meinen Onkel und meine anderen Verwandten regelmäßig in bezug auf meine Hoffnungen und Wünſche in dieſer Hinſicht zu Rate, und ſie hielten ebenfalls Umſchau in meinem Intereſſe. Da ich kaum auf etwas anderes als gewöhnliche Handarbeit rechnen konnte, ſo war mir daran gelegen, dieſelbe auswärts und weitab von Belleville zu finden, denn die geſellſchaftliche Stellung meiner Verwandten hätte es ſonſt für alle Teile empfindlich gemacht. Eine Woche nach der andern verging indeſſen, ohne daß ich etwas zu tun bekam. Eines Samstags, gegen Ende März 1855, teilte mir mein Vetter Scheel mit, daß einer ſeiner amerikaniſchen Bekannten, ein Mr. Caſe, der in Clinton County, Illinois, dasſelbe Amt bekleidete wie mein Onkel Theodor Engelmann — nämlich das eines Bezirksgerichtsſchreibers und Hypothekenverwalters —, ihn erſucht hatte, einen Schreiber zum Kopieren von Urkunden in der Regiſtratur für ihn zu finden. Er meinte, daß ich einer ſolchen Arbeit gewachſen ſei. Ich zweifelte an meiner Befähigung, da ich erſtens infolge meiner völlig deutſchen Umgebung nur geringe Fortſchritte im Engliſchen gemacht hatte und zweitens weil meine Handſchrift ſehr ſchlecht war. Er war jedoch überzeugt, daß ich genug wüßte, um geſchriebene Dokumente zu kopieren. Wir kamen daher überein, daß er ſchreiben und ſich nach den Bedingungen erkundigen ſollte. Mr. Caſe antwortete, daß das Kopieren mit fünfundzwanzig Cents per Seite bezahlt

werden würde. Ich machte ſogleich einen Verſuch in Theodor Engelmanns Kanzlei, um zu ſehen, wie lange ich brauchen würde, um eine Seite eines der wuchtigen Archivbände abzuſchreiben, und fand, daß ich es in weniger als einer Stunde zuſtande bringen könne. Nach weiterer Überlegung wurde beſchloſſen, daß ich den Antrag annehmen ſolle. Demgemäß reiſte ich am Morgen des 23. März von Belleville nach Carlyle, dem etwa fünfzig Meilen öſtlich an der Ohio- und Miſſiſſippi-Eiſenbahn gelegenen Kreisorte von Clinton County, mit einem Empfehlungsſchreiben von Vetter Scheel an „Zophar Caſes Eſq." in der Taſche. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich ſchweren Herzens die Freiſtätte verließ, in der ich geiſtige Wiedergeneſung gefunden hatte, und von der lieben Familie Abſchied nahm, der ich faſt wie meiner eigenen ergeben war.

Der Ort, in welchem der Zug mich abſetzte, glich mehr einem Dorfe als einer Stadt. In der Tat waren nicht mehr als etwa drei Dutzend Häuſer zu ſehen, auch dieſe waren über einen weiten Raum verſtreut. Ich ließ mich nach dem einzigen Hotel im Orte führen, einem armſeligen, ja verfallenen Gebäude aus Holz, deſſen innere Einrichtung, einſchließlich der Möbel und allem anderen, mit dem Äußeren übereinſtimmte. Nach Tiſche begab ich mich nach dem Gerichtshof, einem ziemlich umfangreichen Bau in dem griechiſchen Tempelſtil, der in den Vereinigten Staaten eine Zeitlang bevorzugt war, um meinen Arbeitgeber aufzuſuchen. Seine Kanzlei war geſchloſſen und ich traf ihn erſt bei meinem dritten Verſuch, Einlaß zu finden, nach drei Uhr. Er ſaß in einem Armſtuhl, die Füße gegen die Kante eines großen Kohlenofens in der Mitte des Zimmers geſtemmt. Er hatte einen ſchmutzigen Schlapphut auf — der ſeinen Platz nicht wechſelte, obgleich ich den meinigen beim Eintreten abnahm — und einen langen, lichtblauen wollenen Rock an, wie ihn die weſtlichen Farmer zu tragen pflegten, ein ſehr ſchmutziges Hemd ohne Halsbinde, und eine Weſte und Beinkleider von grobem Tuch voller Fettflecke. Die Beinkleider ſteckten in roten Stulpſtiefeln, welche niemals mit Wichſe in Berührung gekommen zu ſein ſchienen.

So ſah mein künftiger Brotherr aus. Er äußerte kein Wort, bis er meine Empfehlungsbriefe geleſen hatte, und indem er dann

nur ausrief: „O, Sie sind es!“ stand er auf, wobei er sich wuchtige sechs Fuß hoch präsentierte, und fügte hinzu: „Ich will Ihnen Ihre Arbeit zeigen.“ Er trat an einen großen Schreibtisch, wies auf einige daselbst aufgestellte Bücher und öffnete eine große Schublade voll mit rotem Band umwundener Papierbündel, welche, wie er mir erklärte, die zu kopierenden Dokumente enthielten. Auf meine Frage, ob er wünsche, daß ich sogleich anfangen solle, antwortete er: „Je eher, desto besser“, da die Register sehr im Rückstande waren. Ich erklärte mich bereit, worauf er die Bücher öffnete und mir zeigte, in welche die verschiedenen Klassen von Dokumenten einzutragen wären. Er gab mir Feder und Tinte und nahm dann seinen Sitz wieder ein, es mir überlassend, anzufangen, so gut ich konnte. Ich war ein wenig verlegen und nervös, ging aber zuerst das Urkundenbuch durch, um mich mit der Art und Weise des Kopierens vertraut zu machen. Nach Ablauf einer Stunde faßte ich mir ein Herz und fing an zu schreiben. Unterdessen kamen mehrere Leute in die Kanzlei, um Dokumente zu registrieren und mit dem Schreiber zu plaudern. Um halb vier ging der letztere fort, indem er mir bedeutete, daß ich nicht länger als bis um fünf Uhr zu bleiben brauche, wann ich die Kanzlei absperren und den Schlüssel mitnehmen müsse. Er fügte hinzu, die regelmäßigen Dienststunden seien von neun bis zwölf und von eins bis fünf und er erwarte, daß ich die Kanzlei wenigstens dreimal die Woche auskehren würde. Der letztere Teil seiner Instruktionen überraschte mich ein wenig, da er in seiner mich betreffenden Korrespondenz dergleichen Dienstleistungen nicht erwähnt hatte. Da ich lange vorher mein früheres Vorurteil gegen derlei Arbeit überwunden hatte und wußte, daß es für Berufsmenschen im Westen etwas Gewöhnliches war, ihre Kanzleien selbst auszukehren, war ich vollkommen bereit, mich darein zu schicken. Die Kanzlei hatte es jedenfalls dringend nötig ausgekehrt zu werden; sie sah aus, als wären seit Monaten weder Besen noch Flederwisch mit ihr in Berührung gekommen.

Binnen wenigen Tagen wurde mir meine Arbeit vollständig geläufig. Sie erforderte keinerlei geistige Anstrengung, sondern nur ein sorgfältiges Zusammenwirken von Hand und Augen. Es

war in der Tat die reinſte mechaniſche Plackerei. Die einzige Anſpornung, die ich fühlte, war der Umſtand, daß mein täglicher Erwerb von der Anzahl Seiten, die ich kopierte, abhing. Während der erſten Woche gelang es mir nur, eine Seite in einer Stunde abzuſchreiben, da es infolge der Unzuläſſigkeit von Korrekturen in den Urkunden unbedingt nötig war, Fehler zu vermeiden. In der zweiten Woche konnte ich jedoch ſieben Seiten den Tag kopieren und ſchließlich neun Seiten innerhalb ſieben Stunden. Mein Brotherr erwies ſich als ein höchſt ungeſchlachter, doch zugleich ſehr gutmütiger Menſch, voll des Humors, der ſich im Weſten in Anekdoten und Geſchichtchen Luft macht. Er war die perſonifizierte Trägheit. Nachdem ich mir die vollſtändige Kanzleiroutine angeeignet hatte, einſchließlich der Inempfangnahme von Dokumenten behufs Regiſtrierung und von Rechtsurkunden, wie auch der Sporteln, die von den Advokaten zu entrichten waren, welche die beim Bezirksgericht anhängigen Prozeſſe führten, überließ er mir alles und tat faſt nichts anderes, als mit den bei ihm vorſprechenden Leuten zu plaudern und zu ſcherzen. Indeſſen bot er mir drei Dollars die Woche nebenbei, für die Beſorgung alles Geſchäftlichen. Den erſten Monat brachte ich es zuwege, ungefähr vierzig Dollars zu verdienen und in der Folge fünfundfünfzig bis fünfundſechzig den Monat.

Abgeſehen davon, daß er mir die Mittel zur Selbſterhaltung gewährte, hatte mein Aufenthalt in Carlyle noch den großen Vorteil für mich, daß ich gezwungen war, mich ausſchließlich der engliſchen Sprache zu bedienen. Während ich bei meinem Onkel in Belleville war, hörte ich kaum jemals ein engliſches Wort, denn es war nicht ein einziger Amerikaner dort. Jetzt aber, bei der beſtändigen Übung im Sprechen und ſyſtematiſcher Lektüre des Abends, machte ich raſche Fortſchritte. Nach Verlauf von ſechs Wochen fand ich es nicht ſchwierig, eine gewöhnliche Unterhaltung zu verſtehen und mich ſelbſt verſtändlich zu machen. Nachdem ich es ſo weit gebracht hatte, machte ich es mir zur Aufgabe, ſo viel Umgang wie möglich zu ſuchen und trachtete zu dieſem Zwecke geſellige Beziehungen anzuknüpfen. Es war in dieſer Hinſicht nicht viel Auswahl im Orte. Die Einwohnerſchaft zählte nicht

mehr als zweihundert und bestand aus einigen Kaufleuten, den Kreisbeamten, mehreren Ärzten, nicht weniger als einem Dutzend Advokaten, welche an den Kreisgerichtshöfen praktizierten und der gewöhnlichen Anzahl von Handwerkern mit ihren Familien. Die schöne Tochter des Gastwirts und zwei andere junge Damen bildeten die vornehmsten weiblichen Anziehungskräfte des Ortes. Die erstgenannte war sehr aufgeweckt im mündlichen Verkehr und gab sich besondere Mühe mir im Englischen weiter zu helfen, so daß meine Besuche bei ihr so gut wie Lektionen für mich waren. Der gesellschaftliche Mittelpunkt von Carlyle war das Haus des Richters Sidney Breese, ehemals Senator der Vereinigten Staaten und dermalen Richter des obersten Gerichtshofes im Staate. Es waren keine jungen Leute in seiner Familie, allein ich machte auf gut Glück hin einen Besuch bei ihm, da Herr Koerner mir einen Empfehlungsbrief an ihn mitgegeben hatte. Sein Benehmen war ziemlich kühl und zurückhaltend und ich konnte mich ihm nicht recht nähern, obgleich ich ihn öfter im Gerichtshofe traf. Er war ein Mann von bedeutenden, natürlichen Anlagen und galt für einen ausgezeichneten Juristen. Er war kurz und stämmig gebaut, hatte einen großen Kopf, kurzes rotes Haar und ein rundes Gesicht, alles so ziemlich wie Mr. Case, und trug eine große goldene Brille. Nach Eintritt des warmen Wetters trug er stets einen blauen Frack mit Messingknöpfen, gelbe Nankinghosen und Weste und eine Angströhre, so eine wahrhaft komische Erscheinung darbietend. Wie fast jeder zweite Mann hatte er die unangenehme Gewohnheit Tabak zu kauen.

Ich wohnte den monatlichen Sitzungen des Gerichtshofes für Erbschaftsangelegenheiten und den halbjährlichen Sitzungen des Bezirksgerichtshofes bei, sah verschiedene merkwürdige Illustrationen des westlichen Charakters und war zum ersten Mal Zeuge von Kundgebungen juristischer Beredsamkeit. Unter den anwesenden Advokaten befanden sich Männer von offenbar bemerkenswertem Rednertalent. Ich war über den Redefluß erstaunt, dessen sie sich zu bedienen wußten. Mitunter schienen die oratorischen Ausbrüche aus einem höchst geringfügigen Anlasse hervorzugehen und klangen daher ziemlich lächerlich. Was mir besonders auffiel, war die

gemächliche, aller Förmlichkeit bare Weiſe, in der die Verhandlungen geführt wurden. Nebenbei konnte die Ungezwungenheit der Manieren mir, dem an die würdevollen Gebräuche deutſcher Gerichtshöfe Gewöhnten, nur anſtößig erſcheinen. Mehrmals befanden ſich einige von den Anwälten in halbbetrunkenem Zuſtande und verfielen in ihren Argumenten in den gewöhnlichen Konverſationston, als ob ſie ſich in einer Schankſtube zu befinden glaubten. Der Termin des Bezirksgerichts wurde während anhaltender großer Hitze im Juni abgehalten. Der Richter führte den Vorſitz ohne Rock, das Hemd aufgeknöpft und weit zurückgeſchlagen. Er ſaß in dieſem Negligé, den Armſtuhl nach rückwärts gekippt, mit den Beinen auf dem vor ihm befindlichen Schreibpult. Die Advokaten folgten natürlich ſeinem Beiſpiel und machten es ſich ſo kühl als möglich. Ein bezeichnender Zwiſchenfall iſt mir feſt im Gedächtnis geblieben. Während einer der redſeligen Advokaten ein feuriges Argument losließ, wurde er von dem Richter unterbrochen, der ihm zurief: „Jim, bewahre dir kaltes Blut bei dieſem heißen Wetter und gib mir einen Biſſen von deinem Tabak.“ Der Sachwalter hielt inne, zog ſeine Prieme hervor und reichte ſie dem Richter, der haſtig hineinbiß, worauf die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden.

Nach Verlauf von drei Monaten wurde mein Geſchäft ſehr flau. Ich hatte die Rückſtände im Archiv, die ſich über faſt ſechs Monate erſtreckten, aufgearbeitet und die neuen Eintragungen waren ſo beſchränkt, daß ich täglich nur drei bis fünf Seiten zu kopieren hatte. In der Tat wurde es von Tag zu Tag augenfälliger, daß die regelmäßige Arbeit mir nur ein knappes Auskommen abwerfen konnte. Ich beſprach die Angelegenheit mit Mr. Caſe und er gab zu, daß dies der Fall ſei. So ſtand ich denn der Notwendigkeit eines Wechſels in meiner Beſchäftigung gegenüber. Derſelbe wurde zwei Monate lang dadurch hinausgeſchoben, daß ich als zeitweiliger Stellvertreter für einen Kreisbeamten eintrat, der gezwungen war, eine weite Reiſe zu unternehmen. Nach dieſer Friſt jedoch, etwa um Mitte Auguſt, kehrte ich mit Zuſtimmung meines Onkels nach der Farm zurück.

Ich kann nicht ſagen, daß ich Carlyle mit großem Bedauern den Rücken kehrte. Das Leben daſelbſt war im Grunde genommen doch zu eintönig und reizlos geweſen und ſicherlich war in einer derartigen Gemeinde nicht die entfernteſte Ausſicht auf irgend eine Carrière für mich vorhanden. Ich reiſte ab mit ſechzig Dollars in der Taſche, dem Betrag meiner Erſparniſſe, nachdem ich mich mit einer beſcheidenen Sommergarderobe ausgeſtattet hatte. Ich hatte nun bereits genug über die Verhältniſſe dieſes Landes erfahren, um zu wiſſen, daß von allen Berufsfächern das juriſtiſche im öffentlichen Leben und anderswo die wichtigſte Rolle ſpielte. Dieſe Wahrnehmung, nebſt meinen vertrauten Beziehungen zu Mitgliedern des juriſtiſchen Standes, legten mir den Gedanken nahe, daß ich nichts Beſſeres tun könnte, als ſelbſt Advokat zu werden. Die Idee ſchlug bald Wurzel und ich teilte dieſelbe kurz nach meiner Rückkehr meinem Onkel Theodor mit. Er billigte ſie ſofort, aber wies darauf hin, daß mein Projekt nicht ohne die Zuſtimmung meines Vaters ausgeführt werden könnte, da dieſer mich natürlich während meiner Rechtsſtudien mit den nötigen Unterhaltsmitteln verſehen müßte. Er erbot ſich gütigerweiſe, in Befürwortung meiner Wünſche an ihn zu ſchreiben, und wir kamen überein, daß ich ſein Gaſt bleiben ſollte, bis eine Antwort auf ſeinen Brief eintraf. Demgemäß nahm ich meine frühere Lebensweiſe wieder auf, indem ich, ſoviel ich konnte, auf der Farm mithalf und zur Abwechslung Beſuche bei Verwandten und Bekannten machte.

In ſeiner umgehenden Antwort ſprach ſich mein Vater für meinen Vorſchlag aus und erbot ſich, mir für zwei Jahre eine gewiſſe Summe jährlich auszuſetzen, die mich inſtand ſetzen würde, bei beſcheidener Lebensweiſe mich ganz und gar dem Studium zu widmen. Ich konnte mich vor Glück und Begeiſterung kaum faſſen, angeſichts deſſen, was mir als eine geſicherte und vielverſprechende Zukunft erſchien. Ich ſah mich im Geiſte bereits als angeſehenen Advokaten und emporſtrebenden Politiker. Am nächſten Tage fuhren wir nach Belleville, um Herrn Koerner hinſichtlich des beſten Verfahrens zur Vorbereitung für meinen Beruf zu Rate zu ziehen. Er ſchlug zuerſt vor, ich ſollte eine

der verschiedenen juristischen Schulen des Landes ein paar Jahre hindurch besuchen und dann zur Erlernung der Praxis in die Kanzlei eines hervorragenden Advokaten eintreten. Als die Frage des Unterhaltes in Betracht kam — da mein Vater sich nur bereit erklärt hatte, zwei Jahre für mich zu sorgen — stellte es sich heraus, daß der einzige mir offenstehende Weg, der damals im Westen der gewöhnlich verfolgte war, das Studium von Theorie und Praxis vereint unter einem Praktiker zu beginnen. Dieser Beschluß befriedigte mich nicht, allein ich mußte mich ihm fügen. Herr Koerner erbot sich, mir ein Pult in seiner Kanzlei einzuräumen, riet mir aber im Hinweis auf meine nunmehrige Kenntnis des Englischen dringend, mich nach einem Platz bei einem eingeborenen Advokaten umzusehen. Er versprach mir freundlichst, bei seinen Kollegen in Belleville und St. Louis Erkundigungen einzuziehen. Einige Tage nachher erhielt ich ein Billet von ihm, des Inhalts, daß es ihm gelungen sei, mir den Eintritt in die Kanzlei eines der ersten Advokaten in Belleville, George Trumbull (eines Bruders von Lyman Trumbull, der späterhin als Senator der Vereinigten Staaten zu so hoher Bedeutung gelangte) zu sichern, und daß ich sogleich eintreten könne. Die Frage eines passenden Unterkommens in Belleville wurde durch Vetter Scheels gütige Einladung, ein Insasse seines geräumigen Hauses zu werden, gelöst.

Mr. Trumbull war ein Abkömmling der wohlbekannten Connecticuter Familie dieses Namens. Seiner Erscheinung nach und von Natur war er ein typischer Neuengländer — scharfsinnig, von nervöser Tätigkeit, vollständig in seinen Beruf aufgehend, ohne sich auch nur an Politik zu kehren, und eher wortkarg, als zur Mitteilsamkeit geneigt. Seine Kanzlei befand sich in einem kleinen einstöckigen Backsteingebäude auf dem Marktplatz, und bestand aus zwei kleinen Zimmern, eines nach vorne und eines nach hinten. Mir wurde ein Pult in dem ersten angewiesen. Anfangs hatte ich keine andere Verpflichtung als mich nach den Wünschen von Besuchern zu erkundigen, falls Mr. Trumbull ausgegangen war. Es stand mir frei, meine ganze übrige Zeit auf das Studium von Blackstone zu verwenden, den er mir zur

Verfügung ſtellte und den ich wacker in Angriff nahm. Nach einigen Wochen drängte ſich mir die Überzeugung auf, daß es ſehr ſchwer, ja beinahe unmöglich für mich war, auf dieſe planloſe Weiſe große Fortſchritte im Rechtsſtudium zu machen. Die Lage der Kanzlei war bequem, nicht nur für Klienten, ſondern auch für Müßiggänger und Klatſchbrüder, mit denen Belleville, wie faſt jede Kleinſtadt, reichlich geſegnet war. Bei weitem zu viele „ſprachen vor", ſowohl bei Mr. Trumbull, als auch bei mir. Dieſe Beläſtigung nahm ſtetig zu, als im Herbſte kaltes Wetter eintrat und unſer warmer Ofen eine beſondere Anziehungskraft ausübte. Auch erwies ſich Belleville mehr und mehr als ein ungeeigneter Ort für jemand, dem ſo ſehr daran gelegen war wie mir, ſich im Gebrauche der engliſchen Sprache zu vervollkommnen. Es lag für mich klar am Tage, daß Beherrſchung des Engliſchen eine weſentliche Bedingung des Fortkommens in dieſem Lande ſei. Ich hatte ſogar einen amerikaniſchen Volksſchullehrer aufgenommen, um mich in der richtigen Ausſprache der engliſchen Selbſtlaute, Mitlaute, Silben und Wörter zu unterrichten, gerade wie Anfänger das Buchſtabieren lernen, denn ich machte die Wahrnehmung, daß die meiſten meiner Arbeitgeber es verſäumt hatten, ſich dieſelbe anzueignen. Ich arbeitete fleißig mit dem Lehrer ein bis drei Stunden des Tags, allein der Nutzen, den ich aus ſeinem Unterrichte zog, wurde durch den großen Mangel an Übung und an Gelegenheit engliſch zu ſprechen und ſprechen zu hören und ſo mein Ohr daran zu gewöhnen, aufgehoben.

So kam ich allmählich zu dem Entſchluß, mit meinen Verwandten die Zweckmäßigkeit der Fortſetzung meiner Studien anderwärts zu beſprechen. Nach reiflicher Überlegung erklärten ſie ſich mit dem Wechſel einverſtanden und Herr Koerner nahm es abermals gütigerweiſe auf ſich, das meinen Wünſchen Entſprechende zu erkunden. Ungefähr um Mitte November war es entſchieden, daß ich in die Kanzlei einer bekannten Advokatenfirma, Manning & Merriman in Peoria, Illinois, eintreten ſollte und ich traf meine Anſtalten dementſprechend. Ich machte mich am 20. November auf den Weg nach Peoria und beſtieg in St. Louis eines der Dampfboote, die regelmäßig den Illinois River hinauffuhren.

Infolge der zahlreichen Aufenthalte und der Stockungen anläßlich des niederen Wasserstandes kamen wir so langsam vorwärts, daß wir erst am dritten Tage den Ort unserer Bestimmung erreichten. Peoria war damals und ist, wie ich glaube, auch jetzt noch eine schöne Stadt, die amphitheatralisch von dem westlichen Ufer des Illinois River, oder vielmehr des Sees, zu dem sich der Fluß an dieser Stelle erweitert, ansteigt. Es hatte 1855 etwa zwanzigtausend Einwohner (jetzt über vierzigtausend) und war auf die gewöhnliche rechtwinklige Weise angelegt. Ich übernachtete in einem Hotel und überreichte am nächsten Morgen mein Empfehlungsschreiben an die Herren Manning & Merriman. Sie empfingen mich freundlich, wiesen mir nach einer kurzen Unterredung ein Pult in der Kanzlei an und weihten mich in meine Pflichten ein. Fürs erste sollte ich einfach von den Prinzipalen entworfene Rechtsakten abschreiben. Ich erhielt keine Vergütung, hatte aber das Privilegium zu „lesen", wenn ich nicht anderweitig beschäftigt war. Ich stand bald in sehr gutem Einvernehmen mit beiden Partnern und fühlte mich in ihrer Kanzlei vollkommen heimisch.

Durch Zufall sicherte ich mir Kost und Wohnung im Hause des Kapitäns, auf dessen Boot ich angekommen war. Er war zumeist abwesend und seine Frau, der die Sorge für mehrere kleine Kinder oblag, war nichts weniger als eine gute Hausfrau, so daß es mir nicht besonders gut erging, weder was die Regelmäßigkeit noch die Beschaffenheit der Mahlzeiten betrifft. Nebstbei war das Haus sehr kalt und da der Winter von 1855—56 ungewöhnlich strenge war, so verursachte mir dieser Umstand nicht wenig Mißbehagen. Außer mir war nur noch ein Kostgänger da, ein Handelsbeflissener, einige Jahre älter als ich, der mir den Platz anempfohlen hatte, da er ein Verwandter der einzigen Familie in der Stadt war, an die ich Empfehlungsbriefe hatte. Er war ein leidlich guter Geselle, aber von äußerst beschränkten geistigen Anlagen und streng kirchlich gesinnt. Vergebens drang er jeden Sonntag in mich, dem Gottesdienste mit ihm beizuwohnen. Durch eine hier äußerst gewöhnliche Erfahrung machte ich damals zuerst die Entdeckung, daß die Versäumnis des Kirchenbesuches hierzulande ein großes gesellschaftliches Hindernis bildet.

Von dem Augenblicke an, da die Familie, der ich Empfehlungsschreiben überbracht hatte, entdeckte, daß ich ein Freidenker sei, ließ sie mich vollständig fallen. Ich machte fast keine Bekanntschaften außer den erwähnten. Meine gesellschaftliche Isolierung verursachte mir oft ein Gefühl der Einsamkeit, namentlich wenn ich des angenehmen Kreises gedachte, in dem ich den vorhergehenden Winter verbracht hatte.

Monate vergingen und der Frühling nahte heran, ohne daß ich unter der Vormundschaft der Herren Manning & Merriman große Fortschritte in der Rechtskunde gemacht hätte. Mein einziger Studiengenosse, David McCullough, mußte von sich dasselbe sagen. Auch waren wir hinsichtlich der Ursachen unserer langsamen Fortschritte derselben Meinung. Wir begegneten derselben Schwierigkeit, mit der ich in Mr. Trumbulls Kanzlei zu kämpfen gehabt hatte: wir waren nicht genug abgeschieden, um studieren zu können. Nicht nur Klienten, sondern auch Politiker kamen, um sich mit Mr. Manning zu beraten. Es war sehr unterhaltend, ihm zuzuhören, ob er nun über Recht oder Politik sprach, lenkte uns aber auch unwiderstehlich von unseren Studien ab. Bei der größten Entschlossenheit war es unmöglich, unsere Aufmerksamkeit auf den Inhalt von Blackstone, Chitty und Story zu richten, während um uns herum laut gesprochen und Scherz getrieben wurde. So sahen McCullough und ich einander täglich voll Verzweiflung an, seufzten und hörten dann gezwungenermaßen und dennoch oft bereitwillig zu, denn die gewandte und humoristische Weise, in welcher Mr. Manning die Fragen der Klienten bezüglich seiner Honorare beantwortete, war stets äußerst belustigend. Da ein Tag nach dem andern mit demselben entmutigenden Resultate verging, drängte sich mir allmählich, gerade wie vorher in Belleville, die Überzeugung auf, daß ich unter solchen Umständen meine Studien niemals beendigen könnte und in der Tat fortwährend den größten Teil meiner Zeit verschwendete. McCullough teilte diese Ansicht, und wir kamen beide zu der Schlußfolgerung, daß wir eine Änderung vornehmen müßten.

Im Laufe des Winters faßte ich den Gedanken, einige Briefe zur Veröffentlichung in der Zeitung zu verfassen, welche täglich

und wöchentlich in Belleville erſchien. Ich war während der ganzen Zeit in meinem alten Glauben an meine Fähigkeit, eine gute Feder zu führen, nicht wankend geworden. Der Redakteur, Dr. Wenzel, ein Deutſchböhme und politiſcher Flüchtling, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntniſſen, ſchien eine beſondere Vorliebe für mich gefaßt zu haben und ich war überzeugt, daß er irgend einen meiner Beiträge mit Vergnügen veröffentlichen würde. Ich ſchrieb daher zwei Briefe zuſammen, teils beſchreibender, teils philoſophiſch-äſthetiſcher Natur — wenigſtens hielt ich ſie dafür — und ſchickte ihm dieſelben. Es waren armſelige Verſuche nach dem Vorbilde von Heine und Börne, ziemlich hochtrabend und gezwungen. Dennoch wurden ſie gedruckt, und Dr. Wenzel beglückwünſchte mich dazu in ſeinen den Empfang beſtätigenden Briefen. Unglücklicherweiſe hatte ich verſchiedene ziemlich ſarkaſtiſche Bemerkungen über die „deutſche Philiſterei", die ſich auf vielerlei Weiſe in Belleville kund tat, einfließen laſſen. Briefe von meinen Verwandten ſetzten mich bald davon in Kenntnis, daß meine Kritiken ziemlich viel Mißvergnügen gegen mich erregt hatten. Mein Onkel war beſonders ſcharf in ſeinem Tadel der Zügelloſigkeit meiner Feder. Es war gewiß nicht meine vorbedachte Abſicht geweſen, irgend jemand zu beleidigen, aber ich hatte mich ohne Zweifel einer Naſeweisheit ſchuldig gemacht, die meinen Jahren wenig anſtand und in Anbetracht der Umſtände, unter denen ich nach Belleville gekommen war und der herzlichen Aufnahme, die ich daſelbſt gefunden hatte, entſchieden unpaſſend war. Dieſes leidige Produkt war mein erſter methodiſcher Verſuch im Journalismus. Aufrichtig geſagt, obgleich ſeine Wirkung mich in nicht geringem Maße beunruhigte, ſchmeichelte die Aufmerkſamkeit, welche er auf ſich zog, meiner Eitelkeit nicht wenig.

Dieſer Zwiſchenfall trug dazu bei, den Entſchluß zur Reife zu bringen, welchen die Schattenſeiten meines Rechtsſtudiums in mir geweckt hatten. Durch Vernunftgründe gelangte ich zu der Annahme, daß es nutzlos ſein würde, zu erwarten, daß ſolche Studien wie ich ſie in der Kanzlei zu verfolgen imſtande wäre, früher oder ſpäter einen guten Advokaten aus mir machen würden. Herr Koerner hatte im Grunde genommen mit ſeinem urſprüng-

lichen Rate recht, daß ich zwei Jahre lang eine juriſtiſche Schule beſuchen ſollte, wenn die mir von meinem Vater ausgeſetzte Summe dies geſtattet hätte. Ich fragte mich daher, ob es nicht ehrenwert wäre, den Verſuch zu machen, nebſtbei genug zu verdienen, um mir den Beſuch einer ſolchen Schule zu ermöglichen. Würde ein ſo entſchiedenes und unabhängiges Verfahren nicht auch das beſte Mittel ſein, die Vorurteile zu beſeitigen, welche mein Artikel gegen mich erweckt hatte? Dergeſtalt war meine Schlußfolgerung und theoretiſch hatte ich ohne Zweifel recht. Der eigentliche Prüfſtein würde aber ſchließlich doch die Betätigung meiner Fähigkeit ſein, das nötige Geld zu erwerben.

Während ich die dazu führenden Mittel und Wege überlegte, verfiel ich auf die mir am geeignetſten ſcheinende Löſung. Ich las in den Tagesblättern lange und feurige Ankündigungen eines neuen Werkes, einer „Geſchichte (oder Enzyklopädie) der amerikaniſchen Literatur". Der Wert des Werkes wurde von literariſchen Männern von nationalem Ruf nachdrücklich beſtätigt. Es ſollte in drei großen Bänden zu je fünf Dollars erſcheinen und nur im Wege der Subſkription verkauft werden. Die annoncierende Firma, wohlbekannte Buchhändler in Chicago, forderte unternehmende junge Leute von gefälligem Äußeren auf, ſich mit ihr in Verbindung zu ſetzen und erbot ſich, als geeignete Agenten geltenden Perſonen gewiſſe Teile des Landes ausſchließlich zuzuweiſen, und ihnen auch anderweitig die weitgehendſten Zugeſtändniſſe zu machen.

Hier, meinte ich, wäre das Richtige für mich. Warum ſollte es ſchwer ſein irgend eine Anzahl von Exemplaren eines ſo warm empfohlenen Buches zu verkaufen, beſonders da keine Konkurrenz zu bekämpfen war? Warum ſollte es nicht möglich ſein, mit feſtem Willen und gehöriger Strebſamkeit in einigen Monaten eine hinreichende Menge von Exemplaren abzuſetzen, und ſo genug zu verdienen, um mir etwa den Beſuch der juriſtiſchen Fakultät von Harvard im Herbſte zu ermöglichen? Das Projekt nahm meinen Geiſt ganz und gar gefangen. Ich war zu ungeduldig, einfach an die Firma in Chicago zu ſchreiben, und gegen Ende Februar 1856 nahm ich eine Woche Urlaub, packte meinen Koffer und dampfte per Eiſenbahn nach Chicago ab.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Politik zum Journalismus.

1856—1857.

Als ich im Laden der Buchhändler, welche damals die tonangebende Firma dieſer Branche im Nordweſten repräſentierten, vorſprach, wurde ich zu dem Teilhaber geführt, der die Subſkriptionsabteilung unter ſich hatte. Er war ein Gentleman in Redeweiſe und Lebensart, und taxierte mich ſofort als einen jugendlichen Enthuſiaſten mit lebhafter Einbildungskraft und beſchränktem Urteilsvermögen. Er ſpornte mich nicht im geringſten an, ſondern ſprach ganz unparteiiſch von der Unſicherheit des Kolporteurgeſchäfts; allein es gelang ihm nicht, mich zu ernüchtern. Ich ſagte ihm mit einem gewiſſen Stolz, daß ich bereits früher in dem Geſchäft geweſen ſei und wüßte, welche beſondere Befähigung es erforderte, und daß ich dieſelbe beſäße. Schließlich meinte er, daß, nachdem ich darauf beſtünde, es ihn freuen würde, mich einen Verſuch machen zu laſſen. Ich würde dabei nicht viel aufs Spiel ſetzen, da ich nur ein Exemplar des Werkes mit Rabatt zu kaufen brauchte. Er wolle mir ein vollſtändig unerforſchtes und vielverſprechendes Feld, die Stadt Milwaukee, zuweiſen. Für jede erlangte Subſkription wurde mir eine Proviſion von dreiunddreißig Prozent bewilligt. Mit einem vollſtändigen Vorrat von Subſkriptionsbüchern und Zirkularen verſehen, machte ich mich ohne Zeitverluſt auf den Weg nach dem Schauplatz meiner künftigen Operationen.

Milwaukee war von jeher eine faſt deutſche Stadt. Im Jahre 1856 war das deutſche Element noch überwiegender als

heute; ja, seine Amerikanisierung, welche unterdessen rasche Fortschritte gemacht hat, hatte damals kaum begonnen. Es war unter den Deutschamerikanern als „Deutsch-Athen" bekannt und in gewisser Beziehung verdiente es diesen Namen. Unter meinen Landsleuten befand sich eine große Anzahl wohlerzogener und feingebildeter Männer, bei denen die Liebe zur Musik und dramatischen Kunst sehr ausgeprägt war. Unter der Leitung von Hans Balatka, der den Taktstock noch heute in Chicago schwingt, war für gute Orchestermusik und Gesang reichlicher gesorgt, als in irgend einer andern Stadt des Westens. Auch war ein sehr gutes deutsches Theater da. Ein weiterer Anziehungspunkt war das Hotel Weltstein, der beste deutsche Gasthof in den Vereinigten Staaten. Er war nach seinem Eigentümer benannt, der im Vaterlande einem gelehrten Beruf angehört hatte und ein äußerst intelligenter, wohlunterrichteter und unterhaltender Wirt, nur ein wenig zu sehr für ein Gläschen guten Weins eingenommen war. Er verunglückte fünfundzwanzig Jahre später durch einen Sturz aus dem Fenster. Er hielt sein Haus sehr sauber und reinlich, führte eine ausgezeichnete Küche und seine Preise waren mäßig.

Ich nahm dort Quartier und wurde schnell mit mehreren hervorragenden Deutschen bekannt, die entweder regelmäßige Gäste waren oder die Gewohnheit hatten, sich daselbst einen geselligen Trunk zu gönnen. Zuerst fühlte ich mich durch die Tatsache ermutigt, daß meine Tätigkeit sich hauptsächlich auf den Kreis meiner eigenen Landsleute beschränken würde, allein ich machte bald ausfindig, daß dies im Gegenteil ein Nachteil war, denn die meisten von denen, an die ich mich wendete, wußten nichts von amerikanischer Literatur und machten sich nicht viel daraus. Sie waren dazu nicht lange genug im Lande und außerdem hielt ihre rein deutsche Umgebung ihr Interesse an amerikanischen Angelegenheiten natürlicherweise auf dem Nullpunkte. Es dauerte nicht lange, ehe sie mich fühlen ließen, daß sie sich nicht hinreichend von ihrem Kastengeist emanizipiert hatten, um nicht mehr oder weniger auf mich als auf einen Buchhausierer herabzusehen. Ich bestrebte mich eifrigst, Abonnenten zu erhalten, machte mich regelmäßig jeden Morgen auf den Weg und brachte den ganzen Tag damit zu, von

Laden zu Laden und von Kontor zu Kontor zu gehen. Ich erinnere mich lebhaft eines heftigen Schneesturms, der mehrere Tage hindurch raste und von anhaltender schneidender Kälte gefolgt war, die das Kolportieren körperlich sehr beschwerlich machte. Allmählich ließen die mageren Erfolge meiner Bemühungen meine sanguinischen Hoffnungen dahinschwinden und es wurde mir vor dem schließlichen Resultat bange. Nach Verlauf von drei Wochen hatte ich nur fünfunddreißig Exemplare verkauft, siebenundzwanzig an Amerikaner und acht an Deutsche. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß mir von zwölf Versuchen nur einer glückte, und brauche wohl kaum zu erwähnen, daß dies allerlei Erfahrungen, meist unangenehmer Art, für mich bedeutete. In der Regel mußte ich fortwährend aus der Schale der Demütigung trinken. Ich hatte nur die eine Genugtuung, mein Möglichstes versucht, und, im ganzen genommen, meine Zeit, vom geselligen Standpunkte aus, angenehm verbracht zu haben. Natürlich war dies nicht genug, da ich meinen eigentlichen Zweck, Geld zu erwerben, verfehlt hatte. Das Netto-Barergebnis war, daß meine sämtlichen Auslagen während der drei Wochen meine Einnahmen um fünf Dollars überstiegen, obgleich ich das Feld, von dem ich so viel erwartete, wirklich erschöpft hatte. Äußerst entmutigt und in Verlegenheit darüber, was ich tun sollte, kehrte ich nach Chicago zurück. Ich hätte schon früher erwähnen sollen, daß mein Vertrauen auf den Erfolg meines Unternehmens so groß gewesen war, daß ich, noch ehe ich nach Milwaukee aufbrach, den Herren Manning & Merriman meinen Entschluß mitgeteilt hatte, das Rechtsstudium zeitweilig aufzugeben, um mich einem vielversprechenden Geschäft zu widmen, das mir unvermutet in den Weg gekommen war.

Glücklicherweise fand ich innerhalb weniger Tage, durch Beantwortung einer „Verlangt"-Annonce, eine mir passend scheinende Stelle bei einer Firma von Grundeigentumsagenten, namens Staples & Sims, die ein schönes Kontor an der Ecke von Dearborn und Clark Streets, mit der Ansicht auf Court House Square, innehatten. Staples war ein ehemaliger Kaufmann und Kapitalist, Sims ein schottischer Arzt, der keine genügende Praxis zu erlangen vermocht hatte. Es war eine sonderbare Kombination

und erwies ſich von nicht ſehr langer Dauer. Die Firma verſuchte ein Kommiſſionsgeſchäft zu betreiben, das heißt, anderer Leute Grundeigentum gegen Proviſion zu verkaufen. Meine ſpezielle Obliegenheit beſtand darin, deutſche Kunden heranzuziehen, und demgemäß figurierte mein Name als Verkäufer unter dem der Firma in den Annoncen der deutſchen Zeitungen. Mein Salair belief ſich auf fünfzig Dollar den Monat und einen kleinen Anteil an dem durch mich zugebrachten Kommiſſionsgeſchäft. Es war auch ein franzöſiſcher Kontoriſt da, als Köder für franzöſiſche Käufer und Verkäufer, welcher außerdem als Zeichner fungierte. Ich war äußerſt ſtolz, als ich mir die Stelle geſichert hatte und in dieſer hoffnungsvollen Gemütsſtimmung vollendete ich mein einundzwanzigſtes Jahr am 10. April 1856.

Es war um dieſe Zeit, daß ich, ſozuſagen, meine erſte Lektion in praktiſcher Politik hierzulande erhielt. Schon lange las ich regelmäßig die Zeitungen und verſtand die politiſchen Tagesfragen vollkommen. Die vorbedachten Verſuche der Demokraten im Süden, mit Hilfe ihrer nördlichen Geſinnungsgenoſſen eine Ausdehnung des der Sklaverei offenſtehenden Gebietes in Verbindung mit der Organiſation von Kanſas als Territorium zu bewerkſtelligen, bildeten ein Tagesgeſpräch, welches jedes andere in den Hintergrund drängte. Die Bildung einer neuen Partei, aus den der Zulaſſung der Sklaverei in Kanſas und Nebraska feindlich geſinnten Elementen, hatte bereits begonnen. Freier Boden geſtaltete ſich ſchnell zu einer Hauptſtreitfrage, nicht nur bei den National- und Staats-, ſondern ſelbſt bei den Kommunalwahlen. Sie wurde auch in Chicago bei der Stadtwahl in jenem Frühjahr zur Demarkationslinie gemacht. Ich hatte natürlich kein Recht zu ſtimmen, was mich aber nicht hinderte, als eifriger Parteigänger für die antidemokratiſche Seite einzutreten. Der Kampf wurde geradezu über die Sklavereifrage ausgefochten. Der von den Demokraten zum Bürgermeiſter Nominierte war Thomas Dyer und der Führer der Oppoſition Frank C. Sherman. Die Stimmenwerbung wurde auf die gewöhnliche Weiſe, durch öffentliche Verſammlungen, Umzüge und einen äußerſt hitzigen Zeitungskrieg betrieben. Ich nahm mit Leib und Seele daran teil, wohnte jeden Abend einer Verſammlung

bei, gebrauchte meine Stimme so laut wie irgendeiner, um Beifall zu rufen und zu schreien und schloß mich einem Fackelzug an. Am Wahltag fungierte ich als Wahlzettelverteiler und war zum erstenmal Zeuge von stürmischen Szenen und Aufruhr an den Wahlurnen. Das „recht" und „unrecht" schien mir so klar festgestellt, daß ich nicht begriff, wie ein intelligenter Sinn überhaupt darüber in Zweifel sein konnte. Daß die unwissenden, von Pfaffen beherrschten Irländer die demokratischen Kandidaten unterstützten, war mir verständlich, aber es erregte meinen Ekel und meine Entrüstung, daß Deutsche auf der demokratischen Wahlliste standen, eine deutsche Zeitung und hervorragende Deutsche für dieselbe tatsächlich eintraten. Ich betrachtete sie als verachtungswürdige Apostaten. Auch vertraute ich fest darauf, daß die gottlose Verbindung eine überwältigende Niederlage erleiden würde. Man kann sich daher meine unaussprechliche Demütigung und meinen Kummer vorstellen, als die Demokraten einen entscheidenden Sieg davontrugen. Unter dem Eindruck der Weissagungen des schrecklichen und unabwendbaren Unheils, welches über das Land hereinbrechen würde, falls die Demokraten Herren des Schlachtfeldes blieben, fühlte ich mich jammervoll niedergedrückt. Es schien mir fast, als ob das Ende der Welt nahe wäre. Ich konnte diese traurige Enttäuschung wochenlang nicht überwinden. Einen gewissen Ersatz fand ich in der ausgedehnten Bekanntschaft, die ich mir durch mein politisches Debut erworben hatte.

Meine Verbindung mit den Herren Staples & Sims dauerte nur bis Ende Mai. Sie waren Neulinge im Geschäft, in das sie sich erst wenige Monate, ehe sie mich anstellten, eingelassen hatten, und es gelang ihnen nicht, sich die erwartete Kundschaft zu sichern. Auch hatten sie sich übertriebenen Hoffnungen hingegeben, durch mich deutsche Kunden zu bekommen, die jedoch unerfüllt geblieben waren. Zu der eben erwähnten Zeit schlugen sie vor, die Bedingungen meiner Stellung dahin abzuändern, daß mir kein Salär bezahlt werden sollte, sondern nur Provisionen von den ihnen durch mich zugeführten Geschäften. Da mir auf diesem Wege bisher nicht mehr als fünfundzwanzig Dollars zugute gekommen waren, so konnte ich unmöglich einwilligen und verließ daher die Firma.

Der Verluſt meiner Stelle beunruhigte mich nicht im geringſten, denn ich hatte mir einen Plan ausgedacht, der mich ganz erfüllte und von deſſen Verwirklichung ich viel Ehre und großen Gewinn erhoffte. Man wird ſich erinnern, daß damals ſowohl die Pro- als die Antiſklavereipartei bemüht war, die Einwanderung in das ſtreitige Territorium von Kanſas mit allen Kräften zu fördern. Im Norden ſowohl als im Süden, von den Neu-England-Staaten bis zum Miſſiſſippi, war eine lebhafte Agitation behufs Bildung von „Kanſas-Emigrations-Vereinen" im Gange. Es war deren bereits eine ganze Anzahl gegründet worden, welche Anſiedler nach Kanſas ſandten. Die Zeitungen kündigten faſt täglich die Ankunft von mehr oder weniger zahlreichen Gruppen auf ihrem Wege nach Weſten an. Mein Projekt beſtand in nichts geringerem als der Gründung einer Geſellſchaft unter den jungen Deutſchen des Nordweſtens, die ſich einen großen Strich Landes in Kanſas ſichern und durch die Mitglieder beſiedeln laſſen ſollte. Die Kolonie ſollte, gleich andern nördlichen Anſiedlungen, eine Vorhut der Freiheit ſein und im Notfall für freien Boden kämpfen.[1]) Natürlich ſtrebte ich danach, an der Spitze der Verbindung zu ſtehen. Ich verfaßte ein regelrechtes Programm und ſobald ich vom Kanzleidienſt befreit war, ging ich daran, ſeine Ausführung zu betreiben. Es gelang mir unſchwer, eine bedeutende Anzahl von jungen Leuten, Turner und Mitglieder von politiſchen Vereinen, dafür zu intereſſieren. Enthuſiasmus war genug unter uns vorhanden, aber kein Kapital. Nicht einer von uns konnte mehr tun, als eine mäßige wöchentliche Beiſteuer zur Kaſſe zu bezahlen. Auf meine Anregung wurde beſchloſſen, den Verſuch zu machen, in der Stadt anſäſſige Kapitaliſten für unſer Unternehmen zu gewinnen, und die Aufgabe fiel mir zu. Ich ſprach bei einer Anzahl wohlbekannter und vermögender Antiſklaverei-Männer vor und ſammelte ein Dutzend Subſkriptionen in Beträgen von fünfzig bis hundert Dollars. Das war natürlich kein genügendes Kapital. Hierauf

---

[1]) Er „war nahe daran, in eine der Kompagnien von Sharps Scharfſchützen einzutreten, welche durch den ganzen Norden in der Bildung begriffen waren, um das Territorium der Freiheit zu erhalten."

fiel mir ein, daß wir uns dieſes viel ſchneller in den großen Städten des Oſtens ſichern könnten und ich überredete meine Mitgenoſſen demgemäß, mich zu ermächtigen, dieſelben behufs Erlangung weiterer Subſkriptionen zu beſuchen. Auch veranlaßte ich ſie, mich mit dem Auftrag nach Waſhington zu entſenden, dort eine Schenkung von Land für unſere Zwecke vom Kongreß oder von der Regierung zu erlangen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß dieſe Grundlage unſeres waghalſigen Unternehmens der Tatſache zugeſchrieben werden muß, daß ich nicht die entfernteſte Vorſtellung von den unüberſteiglichen Schwierigkeiten hatte, unter denen irgend eine Gewährleiſtung von den Bundesbehörden zu erlangen iſt.

Ich begab mich direkt von Chicago über Baltimore nach der Bundeshauptſtadt. Ich hatte mir Empfehlungsſchreiben von lokalen politiſchen Führern an Senatoren der Vereinigten Staaten und mehrere von Illinois entſtandte Mitglieder des Hauſes verſchafft. Die Briefe befürworteten mein Projekt nicht, doch erwähnten ſie, daß ich meine Wünſche mündlich erklären würde, und verbürgten ſich einfach für meine Zuverläſſigkeit. Ehe ich ſie überreichte, widmete ich einen Tag der Beſichtigung von Sehenswürdigkeiten. Abgeſehen von den ſtattlichen öffentlichen Gebäuden, bot Waſhington vor dreißig Jahren den Anblick einer armſeligen, unbelebten Stadt des Südens. Jene Paläſte ließen die Menge der ſie umgebenden niedrigen Gebäude um ſo erbärmlicher und unbedeutender erſcheinen. Es war eine hochgradige Julihitze eingetreten, und auf den unermeßlichen Straßen war faſt niemand zu ſehen. Die zahlreiche farbige Bevölkerung, welche charakteriſtiſche Merkmale der Sklaverei zur Schau trug, war für mich ein negativ intereſſanter Zug. Aber der allgemeine Eindruck, den der Ort auf mich machte, war höchſt unbefriedigend.

Ich verſchaffte mir ohne Schwierigkeit Zutritt zu den Senatoren von Illinois, Lyman Trumbull und Stephen A. Douglas, und hatte eine Unterredung mit beiden. Trumbull war ein neues Mitglied und hatte noch keinen großen Ruf, während Douglas damals infolge ſeiner zunehmenden Oppoſition gegen die übertriebenen Forderungen ſeiner Partei zugunſten der Sklaverei die hervor-

regendste politische Persönlichkeit in den Augen des amerikanischen Volkes war, so daß ich die Gelegenheit, mit ihm zusammenzutreffen und zu sprechen, als eine besondere Auszeichnung betrachtete. Mr. Trumbull hatte von mir als einem früheren Studenten in der Kanzlei seines Bruders gehört, kannte meine Verwandten und empfing mich daher recht freundlich. Er schien mir seinem Bruder ziemlich ähnlich, nur imponierender in seinem Auftreten. Ich unterbreitete ihm unseren gedruckten Kolonisationsplan. Nachdem er ihn durchgelesen hatte, frug er, was von ihm bezüglich desselben erwartet werde. Hierauf legte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Beredsamkeit unsere Wünsche hinsichtlich exekutiver oder gesetzgebender Unterstützung von seiten der Regierung dar. Ich sah ein Lächeln über seine Züge gleiten, welches mir ein Gefühl der Verlegenheit verursachte, aber ich führte meine Erörterung zu Ende. „Junger Freund," antwortete der Senator, „ich bedauere, daß Sie sich der Mühe und Auslage unterzogen haben, nach Washington zu kommen, denn Ihre Sendung ist völlig hoffnungslos. Was Sie anstreben, ist allem Gesetz und Herkommen zuwider und besonders übel angebracht angesichts des im Kongreß und außerhalb desselben hin- und herwogenden Parteikampfes um Kansas." Er könne mir nur raten, sofort alle beabsichtigten Versuche aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Das war in der Tat ein kaltes Sturzbad, und ich verließ ihn höchst niedergeschlagen.

Nichtsdestoweniger beschloß ich im Laufe des Tages, mein Glück bei Senator Douglas zu versuchen. Da ich mich am nächsten Morgen nach seinem Hotel verfügte, fand ich mehr als ein Dutzend Besucher vor mir anwesend, und es dauerte volle zwei Stunden, ehe ich vor dem „kleinen Riesen" stand, wie ihn seine Partei schon damals titulierte. Der Ausdruck war ihm wohl angepaßt. Er war sehr klein, nicht über fünfeinhalb Fuß hoch; zwischen dem langen Rumpfe seines Körpers und den kurzen Beinen bestand überdies ein wahrnehmbares Mißverhältnis. Seine breite Brust ließ auf bedeutende Kraft der Lungen schließen. Es bedurfte nur eines Blickes auf sein Antlitz und seinen Kopf, um einen zu überzeugen, daß sie keinem gewöhnlichen Menschen

angehörten. Kein Bart verbarg irgend einen Teil seiner bemerkenswerten gebräunten Züge. Mund, Nase und Kinn waren alle groß und drückten unverkennbar viel Mut und Willenskraft aus. Hinter der breiten, hohen Stirne hatte augenscheinlich ein gewaltiges Hirn seinen Sitz. Der Kopf, mit einer Fülle wallenden schwarzen Haares bedeckt, das eben erst eine leichte Schattierung von grau zu zeigen begann, fiel durch seine Derbheit und den löwenartigen Ausdruck auf. Seine Brauen waren buschig, die Augen von glänzender Schwärze. Er warf einen Blick auf die Briefe, welche ich ihm überreichte, und frug mit seiner tiefen, klangvollen Stimme, die ihren Eindruck auf die Masse des Volkes niemals verfehlte, was er für mich tun könne. Ich überreichte ihm unsern Prospektus, worauf er bemerkte: „Können Sie mir nicht den wesentlichen Inhalt mitteilen? Meine Zeit ist so beschränkt, daß ich ihn nicht lesen kann." Ich versuchte eine Erklärung, hatte aber kaum auf unsern Zweck angespielt, als er mich mit den Worten unterbrach: „Lassen Sie es gut sein! Ich verstehe vollkommen, kann aber nichts für Sie tun. Ähnliche Ansuchen werden beinahe täglich, von im Interesse des Südens gebildeten Vereinen, an mich gestellt, und selbst wenn nicht gesetzliche Hindernisse im Wege stünden, würde es aus politischen Gründen durchaus nicht angehen, daß ich eine oder die andere Seite in dieser nationalen Streitfrage begünstigte." Mit dieser kurzen und nachdrücklichen Antwort mußte ich mich zufrieden geben und verabschiedete mich demnach. Es schien nutzlos, meine Bemühungen bei den Mitgliedern des Hauses, an die ich Empfehlungen hatte, fortzusetzen, weshalb ich den nächsten Zug nach Philadelphia benutzte.

Ich brachte eine ganze Woche in der „Stadt der brüderlichen Liebe" in Verfolgung meines Zweckes zu. Ich hatte nur einen Empfehlungsbrief, an William D. Kelley, der gerade damals bei der Organisation der neuen Republikanischen Partei aus denjenigen Demokraten, die der Sklaverei feindlich waren, eine führende Rolle spielte, und späterhin als Kongreßmitglied und Vertreter eines und desselben Wahlkreises von Philadelphia während mehr als einer Generation zu nationaler Bedeutung gelangte. Er empfing mich sehr

freundlich, machte mir aber nicht viel Hoffnung auf einen lokalen Erfolg meiner Sendung. Er ging so weit, mich persönlich zu verschiedenen wohlhabenden Parteigenossen zu führen. Diese waren beinahe alle Geschäftsleute und unter ihnen befand sich Mr. Drexel, der ältere Kompagnon des großen Bankhauses Drexel & Co. Mehrere von ihnen und besonders Mr. Drexel frugen mich genau über die Einzelheiten meines Projektes aus, namentlich über die besondere Verwendung, die wir von dem Kapital zu machen gedachten, welches ich aufzubringen mich bemühte. Mein Unvermögen, einige ihrer Fragen zu beantworten, brachte mich in arge Verlegenheit. In meinem Plan war der Punkt nicht mit einbegriffen, ob die Subskribenten Aktien oder andere Gegenwerte in der Gesellschaft für ihr Geld erhalten oder einfach Schenkungen machen sollten. Die Wahrheit zu sagen, genügte meine Geschäftskenntnis nicht, mich zur Ausarbeitung des Projektes auf Grundlage einer Aktiengesellschaft zu befähigen und wollte ich in Wirklichkeit geradezu Schenkungen haben. Ich erinnere mich sehr deutlich der Verwirrung, in die mich Mr. Drexels Bemerkung setzte: „Vorausgesetzt, Ihr Unternehmen wäre wirklich lobenswert genug, um pekuniäre Hilfe meinerseits und von anderen zu verdienen, warum sollten Sie und Ihre Genossen allein sämtliche, aus einer solchen Unterstützung erwachsenden Vorteile genießen?" Ich zog mich so gut ich konnte aus der Schlinge, indem ich erklärte, daß die Beiträge derjenigen Subskribenten, welche es wünschten, von der Gesellschaft natürlich als Darlehen behandelt werden könnten.

Da ich jedoch vollends unvorbereitet war, irgendwelche Bürgschaften zu leisten oder darzutun, daß den gehörigen gesetzlichen Formen in dieser Hinsicht Rechnung getragen worden war, so mißlang es mir nicht nur Subskriptionen zu erlangen, sondern ich wurde offenbar noch zum Gegenstande des Argwohns.

In gedrückter Stimmung und gedemütigt reiste ich weiter nach New York. Ich stieg im Prescott House ab, einem wohlbekannten und gut geführten, hauptsächlich von Deutschen der besseren Klassen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten und aus dem alten Vaterlande frequentierten Hotel. Eine der ersten Personen, die ich unter den Gästen erblickte, war „Oberst" Blenker,

der während des Aufstandes in der Pfalz im Jahre 1849 ziemlich allgemein bekannt geworden war, als Kommandant eines sogenannten „Freikorps", eines unabhängigen Bataillons von jungen Ultraradikalen, die jedoch größere Vorliebe für die Schaustellung von roten Emblemen, als Tapferkeit auf dem Schlachtfelde an den Tag gelegt hatten. Ich wurde bei der table d'hôte mit ihm bekannt. Er war groß und wohlgebaut, von feinem Benehmen, aber seine Züge, soweit sie nicht von seinem Vollbart verdeckt waren, hatten die Färbung des gewohnheitsmäßigen Trinkers. Er sprach sehr laut und, wenn er nicht mit seinen kriegerischen Großtaten prahlte, konnte er nicht genug zur Herabsetzung der Vereinigten Staaten vorbringen, wo seine Verdienste bis dahin noch nicht anerkannt worden waren. Ich machte bald ausfindig, daß die Ursache seines Mißfallens an diesem Lande darin bestand, daß er gezwungen war, sein Leben kümmerlich als Gemüsefarmer in Rockland County, New York, zu fristen. Er versah das Hotel mit Gemüse und Obst und machte sich seltsamerweise zumeist mit Essen und Wein bezahlt. Er spielte später während des Rebellionskrieges eine ziemlich hervorragende Rolle auf der Seite des Nordens.

Ich hatte eine Empfehlung an Dr. Hexamer, einen deutschen Arzt von hohem Ansehen im Berufe und der Gesellschaft, der zugleich einer der Führer des lokalen deutschen Zweiges der neugebildeten republikanischen Partei war. Wäre er am Leben geblieben, so würde er ohne Zweifel eine glänzende Karriere gemacht haben, allein er war schwindsüchtig und hatte damals nur eine kurze Lebensfrist vor sich, wie er mir selbst sagte. Er war einer der warmherzigsten und in jeder Beziehung anziehendsten Menschen, denen ich je begegnet war, und sofort bereit meinem Projekt Vorschub zu leisten, welches einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er stellte mich persönlich Friedrich Kapp vor, und dies erwies sich als der Beginn einer lebenslänglichen Freundschaft. Kapp war ausübender Advokat und schien daher gerade der Mann zu sein, dessen ich bedurfte, um mein Projekt in gesetzliche Form zu bringen. Er war auch gern bereit, mich mit seinem Rat zu unterstützen, und stimmte mit meinen Kritikern in Philadelphia

darin überein, daß ich und meine Genoſſen von dem Publikum nicht erwarten konnten, daß es eine große Summe Geldes bedingungslos in unſere Hände lege, die nach unſerem Gutdünken verwendet werden ſollte. Er riet mir dringend, alle Bemühungen, nach meinem urſprünglichen Plan Geld aufzutreiben, aufzugeben, und ſchlug mir vor, eine Aktiengeſellſchaft zu gründen. Indeſſen genügte ſchon eine kurze Beſprechung der Einzelheiten der bei Ausführung ſeines Vorſchlages zu verfolgenden Methode, um mich trotz meiner damaligen geringen Geſchäftskenntnis zu überzeugen, daß es mir, ohne Bekanntſchaften, ohne Einfluß und ohne die Mittel zur Beſtreitung der vorläufigen Koſten, vollends unmöglich ſein würde, eine ſolche Vereinigung zuſtande zu bringen. Wenn es mir aber auch gelingen ſollte, eine Geſellſchaft zu gründen, konnte ich nicht daran denken, meinen ehrgeizigen Traum, an ihrer Spitze zu ſtehen, verwirklicht zu ſehen, da ich nichts zu ihrem Kapital beizutragen vermochte.

So kam ich notgedrungen zu dem Schluſſe, daß mein Projekt aufgegeben werden müßte. Ich war jedoch nicht geneigt, mich ſofort darein zu finden, und mein Verſtand arbeitete ſich nur allmählich zur Erkenntnis dieſer unerfreulichen Notwendigkeit durch. Mein Widerſtreben wurde indeſſen ebenſo ſehr durch Mangel an Überzeugung, als durch die Erkenntnis der fatalen Lage veranlaßt, in die mich das Mißlingen meiner Pläne unvermeidlicherweiſe verſetzen müßte — denn hatte ich nicht anſehnliche Geldbeträge in Chicago einkaſſiert, die nachher auf Reiſekoſten verwendet worden waren?

Mittlerweile erfreute ich mich intereſſanter politiſcher Erfahrungen. Eine tiefe Erregung in betreff der denkwürdigen Präſidentenwahl jenes Jahres machte ſich durch das ganze Land hindurch fühlbar. Die Aufſtellung von John C. Frémont als Kandidat für das Weiße Haus und als Gegner einer weiteren Ausdehnung der Sklaverei hatte mehr als irgend eine andere hohe Begeiſterung hervorgerufen, die ich vollſtändig teilte. Hexamer und Kapp waren äußerſt tätig in der Organiſierung von deutſchen republikaniſchen Vereinen in New York und den benachbarten Städten. Ich begleitete ſie regelmäßig zu den für

dieſen Zweck abgehaltenen Verſammlungen. Ihre Propaganda war nicht von ſo umfaſſendem Erfolge begleitet, als ſie gehofft hatten, denn die Mehrzahl unſerer Landsleute zeigte eine hartnäckige (der Unwiſſenheit und ihrer traditionellen Stimmabgaben für den demokratiſchen Wahlzettel entſprungene) Anhänglichkeit an die demokratiſche Partei. Ich war auch ein regelmäßiger Beſucher des republikaniſchen Hauptquartiers, das in Clinton Hall am Broadway, ſchräg gegenüber von Clinton Place, etabliert war. Der Vorſitzende des republikaniſchen Zentralkomitees war Simeon Draper, ein wohlbekannter Makler in Grundeigentum. Ich erinnere mich genau der Bewunderung, die mich erfaßte, ſo oft ich ſeine Achtung gebietende Geſtalt erblickte und ſeine Stentorſtimme vernahm. Ich war auch bei einem Ständchen zugegen, das „John und Jeſſie" (Oberſt Frémonts Gemahlin, geborene Benton) gebracht wurde, und hatte das Glück, bei dieſer Gelegenheit beiden die Hand zu ſchütteln.

So vertrödelte ich mehrere Wochen in New York, ehe ich nach Chicago zurückkehrte, um meinen Genoſſen die Urſachen meines Mißerfolges zu erklären. Die meiſten von ihnen waren abgeneigt, meiner Ausſage Glauben zu ſchenken, daß ich mein möglichſtes getan hatte, aber infolge der Natur unſeres Projektes in meinen Erwartungen getäuſcht worden war, und tadelten es, daß ich ſo viel länger als nötig im Oſten verweilt hatte. Beim Abſchluß meiner Rechnung machte ſich großer Widerſpruch dagegen geltend, mir den vollen Betrag meiner Reiſekoſten zu bewilligen, infolgedeſſen ich meine Anſprüche bedeutend herabſetzte, wiewohl ich nur einen Teil meines Aufenthaltes in New York angerechnet hatte. Das Ende vom Liede war, daß ich mein Amt niederlegte und die „Länderei-Geſellſchaft" hierauf in die Brüche ging.

Dieſes klägliche Ende brachte mich wieder in Geldverlegenheit. Ich hatte mich nicht berechtigt gefühlt, die monatliche Zulage von meinem Vater zu beziehen, nachdem ich Peoria verlaſſen hatte. So befand ich mich denn im Beſitz von weniger als dreißig Dollars. Ich hatte beabſichtigt, nach New York zurückzukehren, überzeugt, daß ich mit Hilfe meiner neuen Bekanntſchaften eine annehmbare Stellung finden könnte, aber das ſtand jetzt außer Frage.

Unter diesen Umständen hörte ich zufällig von einer Aussicht, die mir besonders anziehend erschien. Die Republikaner von Racine in Wisconsin, an der direkten Eisenbahnlinie zwischen Chicago und Milwaukee, wünschten dringend, das zahlreiche deutsche Wahlstimmenkontingent in ihrer Stadt für ihre Partei zu gewinnen, und planten, zu diesem Zwecke die demokratische deutsche Zeitung zu kaufen und sie in ein republikanisches Organ umzuwandeln. Sie hatten die Herausgeber der Illinois Staatszeitung ersucht, eine geeignete Person zur Übernahme des Geschäfts zu empfehlen, und ich war durch einen derselben von der Sache unterrichtet. Ich hielt mich für genügend mit der Tagespolitik vertraut und war überzeugt, daß ich mir die sonst erforderlichen Eigenschaften, dank der natürlichen Befähigung, welche ich für mich in Anspruch nahm, nebst der Energie und Begeisterung, die ich meinem neuen Berufe entgegenbringen würde, rasch anzueignen vermöchte. Ich sah den direkten Weg zu literarischer und politischer Auszeichnung offen und beeilte mich demgemäß, mir die große Gelegenheit zunutze zu machen. Ich verschaffte mir von meinem Gewährsmanne ein Empfehlungsschreiben an das republikanische Exekutivkomitee in Racine und bestieg den nächsten Zug nach jenem Orte. Das war gegen Ende August 1856.

Racine war damals und ist, wie ich höre, noch immer eine schöne Stadt. Es liegt knapp am Ufer des Michigan-Sees, auf den es eine großartige Aussicht gewährt. Eine lange, breite Straße war auf beiden Seiten von Geschäftshäusern eingerahmt. Der bewohnte Teil bestand aus schönen, schattigen, einander rechtwinkelig durchschneidenden Straßen mit zahlreichen reizenden Heimstätten. Die Stadt war der Sitz der Kreisbehörden und eines gut besuchten „College", welches unter den westlichen Erziehungsanstalten stets einen guten Ruf genoß. Sie zählte ungefähr zwölftausend Einwohner, von denen ein Drittel Deutsche waren. Die Bevölkerung des Kreises war auch zum großen Teile deutsch. Die ersten Eindrücke, welche der Ort auf mich machte, waren so günstig, daß ich doppelt eifrig darauf bedacht war, mir die Stellung zu sichern. Der Vorsitzende des republikanischen Komitees, ein aufgeweckter, junger Advokat, empfing mich

mit ſichtbarem Vergnügen. Ich fühlte mich ſehr erleichtert, als ich von ihm erfuhr, daß kein Mitbewerber da ſei. Er berief ſofort eine Komiteeſitzung ein und ſtellte mich den Herren vor. Sie richteten nicht die geringſte Frage an mich und engagierten mich auf der Stelle mit dem Ausdrucke großer Genugtuung. Dem Komitee war von dem Herausgeber der deutſchen Zeitung insgeheim die Wahl freigeſtellt worden, dieſelbe zu einem gewiſſen Preiſe zu erſtehen, und es wurde beſchloſſen, ſogleich das nötige Geld aufzutreiben und ſich dieſes Vorrechtes zu bedienen. Ich ſollte achtzehn Dollars die Woche Gehalt beziehen — eine fürſtliche Bezahlung, wie mir ſchien — und die ausſchließliche redaktionelle und geſchäftliche Leitung im Intereſſe der neuen Eigentümer übernehmen. Der Vorſitzende machte ſich mit mir ſofort auf die Suche nach einem geeigneten Heime. Ich fand ein ſolches bei einer netten Familie für den geringen Preis von fünf Dollars per Woche, für ein hübſches Zimmer und meine ſämtlichen Mahlzeiten. So lag ich buchſtäblich, binnen weniger als vierundzwanzig Stunden, nachdem ich Chicago verlaſſen hatte, an einer Stelle vor Anker, die mir als ein ſicherer Hafen einer verheißungsvollen Ruhe erſchien. Ein Gefühl hoffnungsvoller Sicherheit kam über mich, wie ich es in ſolchem Grade ſeit meinem Landen auf amerikaniſchem Boden nicht empfunden hatte. Da das Komitee mehrere Tage brauchte, um den Kauf abzuſchließen, ſo hatte ich hinreichende Muße, die Stadt und Umgebung gründlich zu beſichtigen und Bekanntſchaften zu machen. Ich war von allem, was ich ſah und hörte, entzückt.

Dieſe Glückſeligkeit wurde einigermaßen getrübt, als das Komitee den Handel abgeſchloſſen hatte und ich von der Druckerei des wöchentlichen „Volksblattes“ Beſitz nahm und den genauen Stand der Zeitung kennen lernte. Der Mann, der ſie verkauft hatte, war ſeines Zeichens ein Drucker und hatte mit einem Gehilfen die Zeitung redigiert und gedruckt. Der Vorrat an Typen war beſchränkt und beinahe abgenutzt. Es war nur eine altmodiſche Handpreſſe da, auf der ſechshundert Exemplare an einem Werktage von zwölf Stunden gedruckt werden konnten. Das Ausſehen der Zeitung war wirklich erbärmlich und der Inhalt

nicht beſſer. Sie war hauptſächlich mit Hilfe der Schere redigiert worden, aber die Auswahl zeigte deutlich einen vollſtändigen Mangel an Geſchmack und Urteil. Es war ſehr wenig Inhalt vorhanden, und auch das Wenige beſtand aus alltäglichem Zeug, in ungrammatiſcher Sprache ausgedrückt. In der Tat geſtand der Verfaſſer, der kein Mann von Bildung war, daß er niemals verſucht hatte etwas niederzuſchreiben, ſondern daß es ſeine regelmäßige Gewohnheit war, Worte, wie ſie ihm eben in den Sinn kamen, direkt in Druck zu geben. Unter dieſen Umſtänden war es nicht zu verwundern, daß ſeine Abonnentenliſte ſtets klein blieb. Nominell waren etwa dreihundertachtzig Namen in den Büchern verzeichnet, aber eine genaue Unterſuchung ergab, daß viele von den ländlichen Abonnenten ſeit Jahren entweder gar nicht oder in Farmprodukten — Butter, Eiern, Hühnern, Kartoffeln, Mais und dergleichen — bezahlt hatten. Durch weitere Erkundigungen ſtellte ſich auch heraus, daß die Abonnenten faſt ausſchließlich aus Krämern, Gaſtwirten, Handwerkern und Farmern beſtanden, und daß zwei deutſche Ärzte die einzigen Vertreter höherer Bildung unter ihnen waren. Daß bei einem derartigen Leſerkreis nicht viel Gelegenheit zu „literariſcher Auszeichnung“ in Ausſicht ſtand, war klar genug. Da die Zeitung, zwiſchen zwei Ausgaben, unerſchrocken die republikaniſche Flagge ſtatt der demokratiſchen in ihren Spalten aufhiſſen ſollte, ſo mußte die Wirkung dieſes Purzelbaums auf die Abonnenten erſt abgewartet werden. Offenbar hätte als Vorſichtsmaßregel zur Verhütung einer zahlreichen Deſertion aus ihren Reihen der Inhalt des Blattes bedeutend verbeſſert werden müſſen; aber ſchon die armſelige materielle Ausſtattung machte dies unmöglich.

Dennoch beſchloß ich mein möglichſtes zu verſuchen. Neu wie mir der Beruf war, brachten mir die erſten Wochen nur ſchwere Arbeit und nervöſe Beſorgnis. Ich glaube, daß ich die von mir verfaßten Artikel für die erſte unter meiner Leitung herausgegebene Nummer ein halbes Dutzend Mal ſchrieb und umſchrieb, ehe ich mich überzeugen konnte, daß ſie die Prüfung beſtehen würden. Ich arbeitete buchſtäblich Tag und Nacht und brachte, wie ich ohne Überhebung ſagen darf, ſehr beachtenswerte

Nummern zustande. Es erschienen damals nur drei deutsche republikanische Blätter in Wisconsin gegen ein paar Dutzend demokratischer, aber sie beglückwünschten mich alle zu meiner Arbeit. Die demokratischen Organe, wie nicht anders zu erwarten war, erhoben ein großes Geschrei gegen den politischen Glaubenswechsel des „Volksblattes", und fingen sofort an, mich mit großer Wut und Stimmeneinhelligkeit als dessen Urheber zu schmähen. Der Wechsel in der Politik des Blattes rief auch eine, in einer deutschen Zeitung von Milwaukee veröffentlichte, Erklärung seitens einer Anzahl alter Abonnenten hervor, daß der „Verrat" des Blattes der Gewinnsucht und Treulosigkeit des Herausgebers zuzuschreiben sei, der kein Recht hatte, es zu verkaufen, indem tonangebende Demokraten ursprünglich das Kapital geliefert hätten. Dies goß Öl ins Feuer und gestaltete den Kampf, welchen ich in meinen Spalten gegen politische Gegner führte, von Woche zu Woche hitziger. Mehr als die Hälfte der Abonnenten stellte den Bezug des Blattes ein, aber ich kehrte mich nicht daran, da die lokalen Führer der Kampagne bis nach der Wahl eine so große Auflage bestellten, als wir mit unsern Vorrichtungen zu drucken vermochten.

Man erwartete von mir nichts weiter, als daß ich mittels der Zeitung die deutschen Wähler des Ortes überreden sollte, sich der republikanischen Partei anzuschließen. Allein ich nahm es zu ernst und war zu sehr von der hochgespannten Erregung erfüllt, welche sich während des denkwürdigen Wettkampfes jenes Jahres um die Präsidentschaft der ganzen Union bemächtigte, um meine Tätigkeit auf die Feder zu beschränken. Ich erbot mich, einen deutschen Zweig des lokalen republikanischen Vereins zu organisieren und obgleich dies, infolge der törichten Anhänglichkeit, mit der meine Landsleute der andern Partei ergeben waren, keine leichte Aufgabe war, gelang es mir, aus den kleinsten Anfängen eine Mitgliedschaft von fünfzig zustande zu bringen. Wir hielten häufige Versammlungen ab, welche mir die langersehnte Gelegenheit boten, mich im öffentlichen Reden zu üben. Ich kam leicht über die allen Anfängern in dieser Kunst gemeinsame erste Verlegenheit hinweg und erwarb mir bedeutende Geläufigkeit. Ich hielt sogar Ansprachen an Versammlungen deutscher Wähler, die

eigens zuſammenberufen worden waren, um mich ſprechen zu hören, und fühlte mich ſo ermutigt, daß ich bei zwei Gelegenheiten mich ſelbſt auf das kühne Experiment einließ, in Generalverſammlungen des republikaniſchen Vereins engliſche Anreden zu halten. Ich hatte mich gut vorbereitet und als doppelte Vorſichtsmaßregel gegen etwaiges Mißlingen faßte ich mich kurz. Es half mir ſehr, daß ich Gelegenheit hatte, eine Anzahl hervorragender Politiker und gewandter Redner aus anderen Staaten zu hören, die nach Racine kamen, um vor Maſſenverſammlungen zu reden. Auch unter den lokalen Parteiführern befanden ſich ſehr gute Redner, die ich regelmäßig im Vereine zu hören bekam. Der ausgezeichnetſte unter ihnen war Richter Doolittle, ſpäterhin Senator der Vereinigten Staaten.

Ungeachtet dieſer politiſchen Aſpirationen fand ich Zeit, eine regelmäßige Verbindung als politiſcher Korreſpondent im Weſten mit der „Neuen Zeit“ einzugehen, einem in New York gegründeten Wochenblatt, das ſich hohe Ziele ſetzte. Die ſämtlichen tonangebenden deutſch-amerikaniſchen Schriftſteller, wie auch ausgezeichnete Gelehrte und Journaliſten im alten Vaterlande zählten zu ſeinen Mitarbeitern. Es wurde mit großer Sorgfalt redigiert, und jede Nummer war reich an auserleſenen Artikeln über Politik, Literatur, Wiſſenſchaft, Muſik und andere Gegenſtände. Ich war in New York mit ſeinen Redakteuren bekannt geworden und hatte ein ehrgeiziges Verlangen, dafür ſchreiben zu dürfen. Kurz nach meiner Ankunft in Racine hatte ich einen langen Brief über die allgemeine politiſche Lage im Nordweſten vorbereitet. Ich verwandte viel Zeit und Arbeit darauf und ſandte ihn aufs Geratewohl an die Redakteure. Zu meiner großen Freude langte binnen einer Woche eine Antwort von ihnen ein, des Inhalts, daß derſelbe mit Vergnügen angenommen werde und fernere Beiträge von mir erwünſcht wären. Meine Vergütung ſollte fünf Dollar per Brief betragen, was angeſichts der für mich damit verbundenen, ſchweren Arbeit kein glänzendes Honorar war; indeſſen fügte dies gerade ſoviel zu meinem Einkommen hinzu, und überdies betrachtete ich es als eine ſolche Ehre, für die „Neue Zeit“ zu ſchreiben, daß ich gern auch unentgeltlich für ſie korreſpondiert hätte.

Ich erinnere mich noch jetzt lebhaft der fieberhaften Aufregung, in welche mich das Herannahen der Wahl allmählich versetzte. Ich wurde so ruhelos, daß mir selbst meine redaktionellen Obliegenheiten sehr beschwerlich schienen. Von morgens früh bis Mitternacht widmete ich mich der politischen Arbeit. Die auf die Wahlen folgende Nacht blieb ich mit den republikanischen Parteiführern bis zu den ersten Morgenstunden wach. Die Wahlberichte waren nicht ermutigend, als wir endlich unsere Wohnungen aufsuchten, aber es war kein Grund vorhanden die Hoffnung aufzugeben. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich unbeschreiblich betrübt war, als sich am folgenden Morgen die grausame Gewißheit herausstellte, daß, anstatt einen vollständigen Sieg davonzutragen, die Republikaner eine überwältigende, demütigende Niederlage erlitten hatten. Mein schwerer Kummer ließ mich jedermanns Anblick vermeiden, und es dauerte beinahe eine Woche, ehe ich wieder ins Gleichgewicht kam.

Die Verhältnisse des „Volksblattes" genügten, um mich völlig zu ernüchtern. Wie bereits erwähnt, hatte sein plötzlicher politischer Glaubenswechsel ein beträchtliches Zusammenschmelzen der Abonnentenliste zur Folge gehabt. Als die Wahl vorüber war, hörten natürlich alle während der Kampagne eingegangenen Abonnements auf, und ich stand der Tatsache gegenüber, daß nur etwa zweihundertfünfzig Namen übrig blieben, auf die für die Zukunft mit Bestimmtheit zu rechnen war. Die Annoncen-Kundschaft war auch nur spärlich. Die gesamte Bruttoeinnahme des Blattes aus beiden Quellen betrug nicht mehr als achtzehnhundert Dollars. Eine genaue Rechnung zeigte, daß beinahe der doppelte Betrag erforderlich wäre, um mein Salair, den Lohn von zwei Setzern, die Kosten für Papier, Schwärze usw. zu bestreiten. Außerdem war die Erneuerung der Typen eine gebieterische Notwendigkeit.

Während der Kampagne war der Zeitung ein Zuschuß von fünfzig Dollars die Woche aus den Parteifonds bewilligt worden und angesichts der eben beschriebenen Verhältnisse war es von höchster Wichtigkeit für mich, zu erfahren, ob dieser Beitrag fortgesetzt werden würde. Ich setzte mich daher natürlich ohne Zeit-

verluſt mit dem republikaniſchen Komitee in Verbindung, machte jedoch nur die Entdeckung, daß deſſen ganzer Enthuſiasmus mit der Niederlage bei der Wahl verraucht war. Auch empfing ich meine erſte Lektion in der, in dieſem und jedem andern freien Lande, gewöhnlichen Erfahrung, daß zwiſchen den Verſprechungen der Politiker vor einer Wahl und deren Erfüllung nach derſelben eine weite Kluft liegt. Man teilte mir unverzüglich mit, daß nicht nur der Kampagnefonds vollſtändig erſchöpft, ſondern daß das Komitee auch noch mit der Bezahlung der Wahlumtriebkoſten im Rückſtande ſei und daher nicht einen Dollar mehr zur Unterſtützung des „Volksblattes“ beitragen könne. Das war aber noch nicht alles. Ich erfuhr jetzt zum erſten Male, daß der größere Teil des Kaufpreiſes der Zeitung noch nicht bezahlt, daß tatſächlich nur ein Viertel davon bar entrichtet worden war, und daß der Reſt in ſechs Monaten von dem Datum des Ankaufes fällig ſein würde und durch eine Hypothek auf das ganze Geſchäft ſichergeſtellt ſei. Dieſe Enthüllung war von dem Vorſchlage begleitet, der unter den Umſtänden ziemlich höhniſch klang, daß in Anbetracht meiner eifrigen Dienſte während der Kampagne das Komitee bereit wäre, ſich aller Anſprüche auf Barzahlung zu begeben und mir das Blatt zu übertragen, um mich damit nach meinen beſten Kräften ſchalten zu laſſen, unter der einzigen Bedingung, daß ich fortfahren ſollte, die republikaniſche Sache zu vertreten.

Auf dieſe Weiſe wurde mir die doppelte Aufgabe aufgebürdet, das Einkommen der Zeitung auf eine lebensfähige Höhe zu bringen und binnen weniger als vier Monaten für die Zahlung der übrigen drei Viertel des Kaufpreiſes Vorkehrung zu treffen — eine entſchieden erſchreckende Ausſicht. Aber mein Enthuſiasmus und mein Selbſtvertrauen waren größer als meine geſchäftliche Erfahrung, und, nachdem ich die Sache ein paar Tage überlegt hatte, beſchloß ich, den Vorſchlag des Komitees anzunehmen. Ich hatte mir eingeredet, daß es mir bei großer perſönlicher Anſtrengung gelingen würde, eine bedeutende Vermehrung der Abonnentenliſte zu erzielen. Auch hatte ich Grund zu glauben, daß durch Anſchaffung einer Ausſtattung für Akzidenzarbeit eine

neue Einnahmequelle eröffnet werden könnte. Was den unbezahlten Kaufpreis anbetraf, so half ich mir über diese Schwierigkeit mit der Zuversicht hinweg, daß, falls meine Bemühungen in anderen Richtungen von Erfolg begleitet sein sollten und ich eine kleine Anzahlung machen könnte, der Gläubiger wahrscheinlich willens sein würde, den Zahlungstermin zu verlängern. Nun blieb noch die Notwendigkeit der Anschaffung eines neuen Sortiments von Typen übrig. Ich hatte gehört, daß es nicht schwer sei, von Schriftgießereien Kredit zu erlangen, und das genügte, mein Zögern in dieser Hinsicht zu beseitigen.

Ich kann behaupten, daß ich in meinen darauffolgenden Bestrebungen alles aufbot, um das „Volksblatt" auf eine einträgliche Basis zu bringen. Ich widmete jeden Augenblick, den ich von meinen Amtspflichten als Redakteur und Verleger erübrigen konnte, einer beharrlichen Werbung um neue Abonnenten und Anzeiger. Ich betrieb diese nicht nur in Racine, sondern auch in drei anderen kleineren Städten des Kreises und besuchte sogar Milwaukee zu wiederholten Malen, hatte aber zu Ende des Jahres nur hundertunddreißig Abonnenten mehr gewonnen und mir Anzeigen im Werte von ungefähr siebenhundert Dollars gesichert — etwa ein Drittel des zur Fortführung des Blattes nötigen Betrags. Auch mußte ich einen ansehnlichen Teil der neuen Einnahmen auf Reiseunkosten verwenden.

Nach diesem dürftigen Ergebnis wußte ich mir keinen Rat mehr. Ich hatte das ganze Feld, in welchem eine Ernteaussicht bestand, abgesucht. Ich hätte gewöhnliche Typen und solche für Stückarbeit auf Kredit kaufen können, wenn ich mich persönlich dafür verbürgt hätte, allein davor bangte mir und ich kaufte sie daher nicht. Das unvermeidliche Ende meiner Zeitungs-Eigentümerschaft trat frühe im Januar 1857 ein. Außerstande den Setzern ihren Lohn weiter zu bezahlen, setzte ich den Vorsitzenden des republikanischen Komitees von meiner bedrängten Lage in Kenntnis. Er ermächtigte mich, das Geschäft dem früheren Eigentümer zu übergeben, der es mit Widerstreben übernahm und die Zeitung sofort wieder in ein demokratisches Organ umwandelte. Er behauptete zurzeit, daß das Komitee und ich als dessen Nach-

folger in der Leitung des Blattes ihm für den Reſt der Schuld haftbar wären, aber es ſtand ihm kein Rechtsmittel zu Gebote und er machte keinen Verſuch ſeine Forderung durchzuſetzen. Vierundzwanzig Jahre ſpäter, auf dem Gipfel meines Wohlſtandes, erhielt ich einen Brief von demſelben Manne, in welchem er angab, daß er durch die Übernahme der Zeitung von mir ruiniert worden ſei, und um irgendwelche Gutmachung meinerſeits bat. Ich ſchickte ihm einen Scheck für tauſend Dollars.

Vierzehntes Kapitel.

Korrespondent und Schullehrer 1857—1858.

Ich hatte mir genug Geld erspart, um einige Monate davon leben zu können, und beschloß, bis zum Frühjahr in Racine zu bleiben. Obwohl ich keine regelmäßige Beschäftigung hatte, war ich nicht untätig. Ich setzte meine Beiträge zur „Neuen Zeit" fort und wagte sogar, abwechselnd mit den Briefen, kurze Essays über soziale und politische Themen einzusenden, die ebenso bereitwillig angenommen wurden. Ich fühlte mich zu dem Glauben berechtigt, daß ich als deutscher Schriftsteller Erfolg haben würde, wußte aber auch, daß, in Anbetracht des beschränkten Feldes, welches deutschem Journalismus und deutscher Literatur in diesem Lande offen stand, eine solche Laufbahn kaum befriedigend sein würde, sowohl was materiellen Gewinn als Ruf anbelangt. Auch nahm ich den unvergleichlich größeren Wirkungskreis des anglo-amerikanischen Journalisten in beiden Hinsichten wahr. Ich hatte mich mit dem Englischen so weit vertraut gemacht, daß keine Ursache vorhanden schien, warum es mir bei gehörigem Fleiße nicht gelingen sollte, binnen kurzem mit hinreichender Geläufigkeit und Richtigkeit schreiben zu lernen, um mich instand zu setzen, jene weitere Arena zu betreten. Ich beschloß daher, mich unablässig dieser Aufgabe zu widmen, und übte mich täglich mehrere Stunden im englischen Aufsatze. Ich mußte mein eigner Lehrer sein und bediente mich einer höchst einfachen und, wie das Resultat bewies, erfolgreichen Methode. Ich nahm einen Zeitungsartikel oder eine Zeitschrift, oder ein Kapitel eines Romans, oder irgend einen mustergültigen Text zur Hand, las das Gewählte mehrere Male sorgfältig durch und versuchte dann, es frei niederzuschreiben. Da

ich das Muſter vor mir hatte, konnte ich ſtets meine eigene Arbeit korrigieren. Nach zweimonatlicher Übung fühlte ich mich befähigt, es mit einem Artikel über europäiſche Politik für den „Daily Advocate", das republikaniſche Lokalblatt, zu verſuchen. Ich trug ihn ſelbſt zu dem Redakteur, dem ich erklärte, daß es mein erſtes ſchriftſtelleriſcher Verſuch im Engliſchen ſei und daß ich keine Vergütung dafür beanſpruchte, falls er ihn zur Veröffentlichung geeignet erachten ſollte. Er ſah ihn durch, entdeckte nur einen einzigen Fehler, und verſprach nicht nur dieſen, ſondern jeden in dasſelbe Gebiet einſchlägigen Stoff, den ich ihm bringen würde, zu veröffentlichen. Ich ſchrieb in der Folge einen oder zwei Artikel die Woche für die Zeitung, mit beſtändig zunehmender Geläufigkeit.

Nach Neujahr 1857 hatte ich öfter Gelegenheit, meine Arbeiten mehrere Tage nacheinander zu unterbrechen. Ich erfuhr durch Zufall, daß einige hervorragende Deutſche in Milwaukee einen meinem Chicagoer Landprojekt ähnlichen Plan entworfen hätten und ſich wegen eines ſpeziellen Charters an die Legislatur von Wisconſin zu wenden beabſichtigten. Es handelte ſich um die Gründung einer Länderei-Geſellſchaft, mit Vollmacht in irgend einem Teil der Vereinigten Staaten Grundeigentum zu erwerben und Aktien und Obligationen dafür auszugeben. Dieſe Mitteilung ließ meinen früheren Glauben, daß man mit einer derartigen Vereinigung unermeßlich viel Geld verdienen könnte, ſo entſchieden wieder aufleben, daß ich mich nach Milwaukee verfügte, um mich mit den an der Sache Beteiligten zu beſprechen. Ich erfuhr, daß ſie ohne einen beſtimmten Plan zu haben, für die Sache ſehr begeiſtert waren. Der Gedanke bemächtigte ſich meiner ſo vollſtändig, daß ich den Entſchluß faßte, mich ganz allein um einen Freibrief zu bewerben. Ich reiſte nach Madiſon, der Hauptſtadt des Staates, wo die Legislatur ihre halbjährige Sitzung hielt, und gewann den Senator und das Kongreßmitglied von Racine County für mein Projekt. Sie verfaßten den Freibrief für mich und zur gehörigen Zeit ging er in beiden Häuſern durch; allein um dieſen Erfolg zu erringen, war es notwendig, die Hauptſtadt zu wiederholten Malen zu beſuchen. Während meines Aufenthalts daſelbſt

erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Hermann Goll, den ich im Jahre vorher in Chicago kennen gelernt hatte, einem Manne von gründlicher Gelehrsamkeit und großer literarischer Begabung. Seine Obliegenheiten als Redakteur des „Deutschen Wochenblatts" sagten ihm so wenig zu, daß er den größten Widerwillen gegen seinen Beruf und seine Umgebung empfand. Er huldigte einerseits extrem radikalen Ansichten (in politischem Sinne) und war andererseits ein höchst unterhaltender Gesellschafter. Er ertrug seine Lage nicht lange, sondern kehrte nach seinem Vaterlande Baden zurück, wo er vor einigen Jahren als Redakteur des konservativen offiziellen Regierungsblattes des Großherzogtums starb. Ich wurde auch mit Dr. Fuchs bekannt, gleichfalls ein deutscher Gelehrter und durch und durch feiner Herr, und mit seiner aufgeweckten, liebenswürdigen Gemahlin. Er hatte eine Professur an der Staats-Universität inne. Diese angenehmen Bekanntschaften waren der einzige tatsächliche Gewinn meiner wiederholten Besuche in Madison, denn spätere Bemühungen in Milwaukee, mich des Freibriefes zur Bildung einer Länderei-Gesellschaft gemeinschaftlich mit den vorhin erwähnten Interessenten zu bedienen, erwiesen sich als fruchtlos, so daß ich diesen Versuch unmutig aufgab und der Charter ein toter Buchstabe blieb.

Im Laufe des Winters gewann ich meinen ersten Einblick in häusliches Leben und die Geselligkeit, wie sie damals in einer verhältnismäßig neuen Stadt des Westens bestand. Meine Erinnerungen in dieser Hinsicht sind der angenehmsten Natur. Ich sah damals zum erstenmal die Sauberkeit, Ordnung, Behaglichkeit, Eintracht und Ruhe, welche in der Regel ein amerikanisches Heim charakterisieren, und machte die seither jeden Tag meines Lebens bestätigte Bemerkung, daß amerikanische Frauen von irgendwelcher gesellschaftlichen Stellung, was Aufgewecktheit, Takt und wahre Weiblichkeit anbetrifft, in keinem andern Lande der Welt ihresgleichen haben, und daß sie ebenso verständig wie die amerikanischen Männer und in jeder andern Hinsicht denselben überlegen sind — die Kenntnis des praktischen Lebens natürlich ausgenommen. Die reichsten Männer waren Leute, welche als Handwerker oder Kleinhändler angefangen hatten. Ihre ganze

Haltung bekundete ihre Herkunft, aber ihre Frauen und Töchter sahen wie Damen aus und waren es in den meisten Fällen auch. Dennoch hatten diese ungeschliffenen Männer ihren Kindern die beste durch Geld erreichbare Erziehung angedeihen lassen oder ließen ihnen dieselbe angedeihen. Die Professoren am „College" verliehen dem geselligen Leben einen einigermaßen feineren Ton, als er in anderen westlichen Städten herrschte. Einige von ihnen besaßen gründliche Gelehrsamkeit und waren ihrem Berufe eifrig ergeben. Die älteren Studenten und eine ansehnliche Anzahl reizender junger Damen machten die geselligen Kreise sehr lebhaft und angenehm, wenigstens für einen meines Alters.

Teils durch meine früheren Ersparnisse, teils durch meinen laufenden Verdienst sah ich mich instand gesetzt, bis Anfang Mai in Racine zu bleiben. Ich hatte daselbst so angenehme und zugleich nützliche Erfahrungen gemacht, daß es mir wirklich schwer fiel, mich zu einem Abschied auf immer zu entschließen. Auch wurde meine Abreise von vielen meiner Bekannten bedauert. Allein es stand fest, daß ich mein Ziel anderswo verfolgen mußte, und in der Voraussetzung, daß diesen Bestrebungen in den geistigen Mittelpunkten des Ostens bessere Aussichten winkten, machte ich mich abermals auf den Weg nach New York. Ich kam daselbst mit einem leichten Geldbeutel und einem halben Dutzend langer Artikel, drei deutschen und drei englischen, an, die ich im voraus verfaßt hatte, und die mir zu weiterer Einführung in die hauptstädtische Presse dienen sollten.

Mit den Bekanntschaften, die ich im vorhergehenden Jahre in der Metropole gemacht hatte, gelang es mir unschwer, mir geeignete Empfehlungen an die Redakteure der bedeutendsten amerikanischen und deutschen Tagesblätter — nämlich der „Tribune", „Times", des „Herald" und der „Staats-Zeitung", des demokratischen Organs — zu verschaffen. Es hielt bei weitem schwerer, persönliche Unterredungen mit verschiedenen Herren zu erlangen, jedoch gelang mir dies nach kürzerem oder längerem Antichambrieren — wie bei Charles A. Dana, geschäftsführendem Redakteur der „Tribune", und auch bei Henry J. Raymond und Frederic Hudson, welche die gleiche Stellung bei der „Times"

und dem „Herald“ bekleideten. Den erstgenannten fand ich sehr gesprächig und liebenswürdig. Er begann unsere Unterhaltung auf deutsch, das er ganz geläufig sprach, und mittels einiger scharfsinniger Fragen gelang es ihm bald, mich geistig abzuschätzen und mir das Bekenntnis zu entwinden, daß ich ein Neuling im journalistischen Berufe sei und nichts zu bieten hatte, als Bereitwilligkeit zu arbeiten und ehrgeizige Bestrebungen. Er zeigte sich geneigt, die letzteren zu bespötteln. Gleichwohl schien der Eifer, mit dem ich meine Bewerbung um Arbeit betrieb, Eindruck auf ihn zu machen. Er notierte sich meine Adresse mit der Bemerkung, daß er mich vielleicht als Universal-Berichterstatter über die Begebenheiten unter den Deutschen der Stadt erproben werde. Ich händigte ihm einen meiner englischen Artikel über „Deutsches Leben im Nordwesten“ ein, und er versprach, ihn zu lesen. Mr. Raymond empfing mich gleichfalls sehr freundlich, munterte mich aber nicht im geringsten auf und lehnte es ab, eines meiner englischen Produkte in Empfang zu nehmen und zu prüfen. Er gab mir zu verstehen, daß die „Times“ mehr redaktionelle Beiträge zur Verfügung hatte, als sie zu drucken vermochte, daß sie stets bereit wäre, reichlich für alles Veröffentlichte und namentlich für wertvolle Neuigkeiten zu bezahlen. Er war äußerst höflich, aber kurz und entschieden. Sein ganzes Benehmen verriet in der Tat den kräftigen, entschlossenen Geist, der seine Laufbahn als Journalist charakterisierte. Mr. Hudsons Antwort auf meine Bewerbung war im wesentlichen dieselbe. „Was glauben Sie für uns tun zu können?“ frug er mich, als ich mit der Darlegung meiner Wünsche zu Ende war, und ich fand es natürlich schwierig, darauf zu antworten. „Was immer Sie uns an Neuigkeiten bringen können, will ich lesen und benutzen, falls es annehmbar ist.“ Er warf nur einen Blick auf die Proben meiner schriftstellerischen Befähigung und entließ mich mit der Bemerkung: „Es müßte ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit sein, um den „Herald“ zu vermögen, etwas von dieser Länge zu drucken.“

Die „Staats-Zeitung“ war damals und ist auch jetzt eines der rentabelsten Blätter in der Welt und als solches wohl im-

ſtande, jedoch nur in beſcheidenem Maße geneigt, für beſondere Beiträge zu bezahlen. Frau Uhl, die Witwe des Gründers, war die gewandte Geſchäftsführerin, eine Frau von Achtung gebietender und einnehmender Perſönlichkeit, und ſtand dem ganzen Etabliſſement, einſchließlich der redaktionellen und geſchäftlichen Abteilungen, mit unermüdlichem Eifer (ſie war jeden Morgen um 8 Uhr auf ihrem Poſten), ausgezeichnetem Urteil und großem Erfolge vor. Die politiſche Richtung des Blattes war verabſcheuungswürdig, aber es veröffentlichte eine Sonntagsausgabe auf neutralem Boden, und zu dieſer ſuchte ich Zulaß zu erlangen. Frau Uhl war äußerſt wohlwollenden Gemüts, das ſich in ſpäteren Jahren in privaten und öffentlichen Wohltätigkeitskundgebungen im größten Maßſtabe bewährte. Bei ihrem Tode im Jahre 1884 (ſie ſtarb als Frau Oswald Ottendorfer) wurde ihren Verdienſten durch eine der größten, jemals in New York erlebten öffentlichen Demonſtrationen Anerkennung gezollt. Man ſagte mir, daß ſie beſtändig mit Anſuchen, wie es das meinige war, beläſtigt werde, und ich war daher kaum auf die Aufnahme vorbereitet, die ich fand. Sie willigte ein, meine literariſchen Artikel von ihrem literariſchen Redakteur leſen zu laſſen und mich unverzüglich von dem Reſultat in Kenntnis zu ſetzen. Mein Beſuch im Bureau des „New Yorker Demokrat“ war fruchtlos, wie ich nach dem, was mir über ſeine beſchränkten pekuniären Hilfsquellen mitgeteilt worden war, vorausgeſetzt hatte.

Binnen wenigen Tagen erhielt ich mein Manuſkript von Mr. Dana zurück, mit einem kurzen Billett, des Inhalts, daß er keinen Gebrauch davon machen könne. Die „Staats-Zeitung“ dagegen teilte mir mit, daß zwei meiner Artikel angenommen worden ſeien und nach ihrer Veröffentlichung zu vier Dollars die Spalte bezahlt werden würden. Sie brachten mir wahrhaftig volle einundzwanzig Dollars ein. Das war allerdings eine demütigende Vergütung für etwas, das die ſchwere Arbeit von mehr als einer Woche repräſentierte, und war keine günſtige Vorbedeutung für die raſche Erwerbung von Reichtümern mit Hilfe meiner Feder; allein ich nahm das Geld und arbeitete weiter darauf los. Wenn ich mich recht erinnere, verdiente ich mit meinen Beiträgen für

die „Staats-Zeitung“ nur vier Dollars die Woche. Die „Neue Zeit“ fuhr gleichfalls fort, alle vierzehn Tage etwa eine Spalte anzunehmen, wofür ich fünf Dollars erhielt, und es gelang mir auch, mir einige Arbeit für die deutſche Ausgabe von „Frank Leslie's Illuſtrated Weekly“ zu ſichern, welche zu der Zeit ins Leben gerufen wurde. Was die amerikaniſche Preſſe betrifft, ſo war mein Traum von einer redaktionellen Verbindung mit derſelben gewaltſam zerſtört worden, allein ich beſchloß unverzagt, mich als Gelegenheits-Berichterſtatter oder penny-a-liner mit ihr en rapport zu ſetzen. Ich verſuchte es bei allen dreien von den oben genannten Tagesblättern mit kurzen Berichten über beſondere Ereigniſſe unter der deutſchen Bevölkerung, wie öffentliche Feſte, Militärparaden, Vereinsverhandlungen uſw., und hatte ziemlich guten Erfolg damit. Wenigſtens die Hälfte von dem, was ich einreichte, wurde angenommen, aber die Arbeit war ſchwer und entmutigend, infolge der Unſicherheit der Bezahlung. Ich glaube nicht, daß mein Einkommen aus dieſer Quelle jemals acht Dollars die Woche überſtieg.

Das hieß nun buchſtäblich einen unſicheren Lebensunterhalt erwerben. Ich ſetzte dies beinahe drei Monate lang fort und wurde deſſen nachgerade herzlich überdrüſſig. Ich hatte weder hinreichendes Einkommen noch Muße für geſellige Vergnügungen und führte ein ſehr einſames Leben. Ich fing an, mich nach einer Veränderung zu ſehnen und mein Verlaſſen des Weſtens als einen großen Irrtum zu betrachten. Ich ſann bereits auf Mittel und Wege, dahin zurückzukehren, als ſich mir unerwartet eine Gelegenheit dazu darbot. Zwiſchen den Republikanern und Demokraten von Minneſota war in der durch Kongreßbeſchluß behufs Entwerfung einer Staatsverfaſſung einberufenen politiſchen Verſammlung ein Streit ausgebrochen, der viel Aufſehen erregte. Es kam mir plötzlich in den Sinn, daß ich eines der amerikaniſchen Tagesblätter zu überreden vermöchte, mich als Spezialkorreſpondenten nach dem Schauplatz zu entſenden. Ohne Verzug machte ich den drei geſchäftsführenden Redakteuren dieſen Vorſchlag. Mr. Dana allein zeigte ſich geneigt, denſelben in Erwägung zu ziehen. Indeſſen wollte er nicht auf meine kühne Zumutung eingehen, mir

ein regelmäßiges Salär und Unkosten zu bewilligen, verstand sich jedoch nach langen Unterhandlungen dazu, mich nicht weniger als zwanzig Spalten von St. Paul aus schreiben zu lassen und mir zwölf Dollars die Spalte für meine Arbeit auszuwerfen. Ich berechnete die Reisekosten bis St. Paul zu fünfzig Dollars — mehr als mir zur Verfügung stand. Ich war angesichts dieses anscheinend unübersteiglichen Hindernisses nahe daran, den Plan aufzugeben, als mir ein amerikanischer Kollege, mit dem ich nähere Bekanntschaft geschlossen hatte, mit gutem Ratschlag aus der Verlegenheit half. Er empfahl mir, nach Albany zu reisen und Thurlow Weed, den berühmten Redakteur des „Albany Journal", zu bitten, mir Freibillette zu verschaffen. Mein Ratgeber hatte denselben Weg mit Erfolg eingeschlagen.

Ich packte zusammen und bestieg das nächste Abendboot, welches nach der Hauptstadt des Staates fuhr. Sobald ich des Morgens den Fuß ans Land gesetzt hatte, verfügte ich mich geradeswegs nach dem Bureau des „Journal" und ermittelte, daß die renommierte Persönlichkeit, die ich aufzusuchen kam, glücklicherweise in der Stadt anwesend sei. Ich hatte die gewünschte Unterredung mit ihm vor Mittag. Sein Äußeres bekundete einen bemerkenswerten Menschen. Die hohe Gestalt, das bartlose Antlitz, buschiges Haar, dichte Augenbrauen und ein großer Mund vereinigten sich zu einem ausdrucksvollen Ganzen. Die gutmütigen Augen und das einnehmende Lächeln bildeten einen Gegensatz zu den übrigen Gesichtszügen. Er hieß mich freundlich willkommen und hörte mein Gesuch an. Nachdem er mich über den Zweck meines westlichen Ausflugs befragt hatte, sagte er ohne Verzug: „Ich glaube, ich kann Ihnen helfen", setzte sich hin und schrieb einen Empfehlungsbrief für mich an einen der lokalen Eisenbahnbeamten, mit dem Ersuchen mir Freibillette so weit westwärts in der Richtung von St. Paul wie möglich zu verschaffen. Der Dank, den ich aussprach, war aufrichtig gemeint, denn ich hatte nicht den geringsten Anspruch auf diese Güte. Der Brief hatte die gewünschte Wirkung. Ich erhielt ein Freibillett von Albany bis Buffalo, Anweisungen zur Weiterbeförderung von dort nach Detroit über den Erie-See, von Detroit nach Grand Haven,

Milwaukee und Prairie du Chien, dem Endpunkt der einzigen damals den Staat von Wisconsin nach dem Mississippi River hin durchschneidenden Eisenbahn. Ich brach sogleich auf, und meine Reise gestaltete sich zu einer höchst interessanten und genußreichen, wenngleich sie ziemlich ereignislos blieb. In fünfeinhalb Tagen erreichte ich Prairie du Chien und bestieg dort den Passagierdampfer auf dem Mississippi nach dem Ort meiner Bestimmung. Ich fand die von den Ufern des Stromes gebildete Landschaft äußerst malerisch. Da wir stromaufwärts fuhren und oft landeten, so waren wir länger als vierundzwanzig Stunden unterwegs. Ich glaube, wir langten am 15. August in St. Paul an.

Die Stadt hatte nicht mehr als siebentausend Einwohner. Ich war von der Schönheit und den andern Vorteilen ihrer Lage überrascht und sofort überzeugt, daß sie eine große Zukunft vor sich habe. An dem Landungsplatz lag eine lange Reihe von Dampfbooten, die von einem bereits ausgedehnten örtlichen Handelsverkehr Zeugnis gab. Da das Territorium von Minnesota zu jener Zeit sich am Vorabend seiner Einverleibung in die Union als Staat befand, so hatte sich der Strom der Einwanderung aus den östlichen Staaten stark nach dieser Richtung gelenkt. Mehrere Boote trafen täglich von unten her ein, gedrängt voll von politischen und sonstigen Glücksjägern. Der Ort wimmelte von einer flottierenden Bevölkerung, welche die ansässige an Zahl bei weitem übertraf. Er bestand aus zwei unregelmäßigen, mit dem Fluß parallel laufenden Geschäftsstraßen, die allmählich gegen ein von bewaldeten Hügeln begrenztes Plateau anstiegen, zu welchem der bewohnte Teil der Stadt bereits vorgedrungen und das erheblich ausgenützt war. Das Plateau gewährte eine herrliche Aussicht über das Mississippital und eine weite Strecke des westlich davon gelegenen Landes. Das große Backsteinhotel, in dem ich abgestiegen war, und das Territorialkapitol bildeten die Hauptbrennpunkte des Gemeinlebens. Allerdings war genug Rührigkeit vorhanden, aber wer hätte zu prophezeien gewagt, daß der kleine Ort in etwas mehr als dreißig Jahren zu einer Stadt von zweimal hunderttausend anwachsen würde?

Die Verwicklung in der konstitutionellen Versammlung, welche zu meiner Reise geführt hatte, war die folgende: Die Demokraten wurden beschuldigt, Betrügereien bei der Wahl verübt und fünf Abgeordnete von Pembina County (jetzt ein Teil von North Dakota) entsendet zu haben, welche als einem auswärtigen Territorium angehörig zurückgewiesen wurden. Die Republikaner zählten neunundfünfzig und die Demokraten vierundfünfzig Vertreter. Nach Zurückweisung der Delegaten von Pembina sezedierten die Demokraten und hielten ihre Sitzungen getrennt für sich ab. Jede Partei schritt dazu, eine Verfassung zu entwerfen, klagte die andere auf das heftigste an, und der erbittertste Streit tobte zwischen beiden, als ich ankam. Eine Woche lang gab es hinlänglichen Stoff zu Briefen, aber weisere Ratschläge gewannen die Oberhand, und es wurde ein Unterhandlungskomitee ernannt, um die zwei Konstitutionen in Einklang zu bringen und dem Volke nur eine zu unterbreiten. Die Beratschlagung war von Erfolg begleitet, und der Bericht des Komitees wurde beiden Körpern erstattet und am 30. August angenommen. Hierauf vertagte sich die „doppelköpfige" Versammlung, und meine Mission kam weit früher, als ich es wünschte, zu Ende.

Des politischen Korrespondenzstoffes auf diese Weise beraubt, trachtete ich anderen durch Bereisung verschiedener Teile des Territoriums herbeizuschaffen. Zu diesem Zwecke schloß ich mich einem Trupp junger Leute an, die zu einem vierzehntägigen Jagdausflug in nordwestlicher Richtung von St. Paul aufbrachen. Wir machten uns in einem gewöhnlichen, mit zwei Pferden bespannten Farmerwagen auf den Weg. Nach einer Fahrt von mehreren Stunden hörte die Straße auf, und wir setzten unsere Reise aufs Geratewohl quer durch die wilde Prärie fort. Nachmittags stießen wir auf einen Tamaracksumpf, und in der Meinung, daß er von keiner großen Ausdehnung sei, versuchten wir, ihn zu durchschreiten. Wir arbeiteten uns mühsam weiter, hatten aber das Ende noch nicht erreicht, als die Sonne unterging und wir uns gezwungen sahen, an einer verhältnismäßig trockenen Stelle zu übernachten. Von dem Augenblicke an, da wir den Sumpf betraten, kämpften Mensch und Tier verzweifelt gegen die Schwärme von Moskitos an, allein

trotz des heftigsten Widerstandes waren wir bald am ganzen Körper zerstochen. Wir schritten neben den Pferden einher, die, obgleich wir sie unaufhörlich mit Zweigen fächelten, beständig von den Insekten bedeckt und beinahe rasend gemacht wurden. Ihre Ohren und Nüstern litten besonders. Für die Nacht Halt machend, umgaben wir unser Lager mit einem engen Kreis von mit frischem Gras bestreuten Ästen und steckten diese in Brand, um uns in dichten Rauch zu hüllen. Es half nicht viel, und infolge unserer Bemühungen, uns und die Pferde zu schützen, kam keiner von uns zur Ruhe. Bei Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg und brauchten fast den ganzen Vormittag, um die trockene Prärie zu erreichen. Die Moskitoplage nahm jedoch nur wenig ab, so daß wir beschlossen, so schnell als möglich den Weg nach St. Paul einzuschlagen. Wir trafen daselbst am Abend des dritten Tages ein. Mein Gesicht war gänzlich entstellt, und ich war so erschöpft, daß ich einen ganzen Tag im Bette blieb.

Ungeachtet dieser Erfahrung unternahm ich noch einen Ausflug zu Wagen nach dem am Minnesota River, vierzig Meilen südwestlich von St. Paul gelegenen Orte Faribault. Mein Beweggrund dazu war, James F. Shields, ehemals Senator der Vereinigten Staaten für Illinois und ansässig in Belleville, wo ich ihn kennen gelernt hatte, aufzusuchen. Er hatte sich im mexikanischen Kriege ausgezeichnet, gehörte aber zu der Klasse von damals im Westen so zahlreichen politischen Abenteurern, welche ihr Glück in einem Staate nach dem andern versuchten. Da er in Illinois nicht in den Senat der Vereinigten Staaten wiedergewählt wurde, zog er nach Minnesota, wo es ihm gelang, für einen kurzen Termin als Senator entsendet zu werden. In der Folge diente er auf seiten des Nordens im Kriege gegen die südliche Rebellion und brachte es zuwege, von Missouri zum Senator der Vereinigten Staaten gewählt zu werden. Die Zeitungen hatten angekündigt, daß Sprecher Orr von Süd-Carolina und mehrere andere leitende demokratische Politiker bei ihm zu Besuch seien, und diese Tatsache veranlaßte meine Reise.

Ich wurde noch einmal schwer von den Moskitos heimgesucht, während ich den sogenannten Großen Wald, einen viele Meilen

breiten, ſich von Süden nach Norden quer durch den Staat erſtreckenden Streifen von Nutzholzwaldung, durchkreuzte. Sonſt aber war die Fahrt durch die wellenförmige, mit waldumſäumten Seen beſäte Prärieгegend nach dem maleriſchen Minneſota-Tal ganz intereſſant. Faribault entpuppte ſich als ein neuentſtandenes Dorf von einigen Dutzend Backſtein-, Fachwerk- und Blockhäuſern, für das man auf ein großes Wachstum rechnete, aus dem indeſſen niemals mehr als eine kleine Landſtadt wurde. Nach dem Vorkaufsrecht hatte General Shields eine Viertel-Sektion unmittelbar an die Stadt grenzenden Landes erworben. Ich fand ihn daſelbſt wohnhaft auf einer, eine ſchöne Ausſicht auf die Umgegend gewährenden Anhöhe, in einem in drei Zimmer geteilten einſtöckigen Blockhauſe der primitivſten Art. Er ſaß mit ſeinen Gäſten vor demſelben auf rohgezimmerten Stühlen, einen „Maiskolben“ rauchend und ganz und gar einem echten Bahnbrecher gleichend. Er empfing mich ſehr herzlich und ſtellte mich der übrigen Geſellſchaft vor, worauf ich mehrere Stunden lang ihrer vielſeitigen Unterhaltung zuhörte. Sie waren alle mit einem reichlichen Vorrat drolliger Geſchichten verſehen, die ſie mit großer Freigebigkeit zum beſten gaben. Im ganzen genommen ſammelte ich genügenden Stoff für einige beſchreibende Briefe, und bitter war daher meine Enttäuſchung, als ich bei meiner Rückkehr nach St. Paul einen Brief vom Redakteur der „Tribune“ vorfand, in welchem er fernere Beiträge ablehnte und mich auf dieſe Weiſe abermals ohne Beſchäftigung ließ. Während ich meine Lage überdachte, verfiel ich auf den Gedanken, lieber nach New York zurückzukehren und der „Tribune“ oder irgend einem andern dortigen Blatte, das geneigt wäre, dieſelben anzunehmen, meine Dienſte als regelmäßiger Korreſpondent vom Schauplatz der Sepoy-Meuterei in Indien, die zu der Zeit die geſpannte Aufmerkſamkeit der ganzen Welt erregte, anzubieten.

Ich kam in New York um Mitte September an und ſchritt ſofort an die Ausführung meines Planes. Da keines der großen Tagesblätter bis dahin eine Spezialkorreſpondenz vom Schauplatz der Meuterei veröffentlicht hatte, ſo war ich des Erfolges gewiß, und Viſionen von künftigen Ehren und Gewinn munterten mich

noch mehr auf; allein ich hatte einen wichtigen Faktor nicht in Betracht gezogen. Das Land stand an der Schwelle der ernsten finanziellen Krise von 1857. Die Zahlungseinstellung der Ohio Life and Trust Company, welche jene Ära langer und allgemeiner Bedrängnis einleitete, hatte bereits stattgefunden und hatte täglich Fallissements von Banken und Handlungshäusern in der Stadt im Gefolge. Es herrschte allgemeines Mißtrauen, und der Geschäftsverkehr jeder Art stand beinahe still. Das Zeitungsgeschäft, wie jedes andere, war ernstlich hiervon berührt, und Verleger wie Redakteure waren notgedrungen beflissen, ihre laufenden Auslagen eher zu vermindern als zu vermehren. Meine aufeinanderfolgenden Bewerbungen bei den Redakteuren der „Tribune", „Times" und des „Herald" blieben fruchtlos, obgleich ich sie mehr als einmal wiederholte. Die einzige Aufmunterung, die mir zuteil wurde, kam vom Redakteur der „Evening Post", John Bigelow, später Generalkonsul und Gesandter in Frankreich, allein er bot mir nur zwanzig Dollars für jeden Brief, den ich einsenden würde.

Ich war höchst abgeneigt, meinen Plan aufzugeben, und strengte mein Gehirn wochenlang an, um Mittel zur Aufbringung der nötigen Fonds zu ersinnen.[1]) Das einzige Resultat war, daß ich mich in der zweiten Hälfte des Oktober ohne einen Heller und ohne Aussicht auf Arbeit in der großen Stadt befand, die von Zehntausenden müßiger Männer und Frauen, den Opfern der Krise, wimmelte. Ich war schließlich gezwungen, in einem deutschen Kosthaus in Jersey City einzukehren und mich um Hilfe an eine ehemalige Magd meiner Eltern zu wenden, die ich zufällig daselbst ansässig fand. Ihr Mann, den ich gleichfalls in meiner Jugend gekannt hatte, war ein geschickter Steinmetzgeselle und hatte von seinem Verdienst ein wenig Geld erspart. Diese guten Leute sorgten mit Freuden für meine Bedürfnisse, welche fünf Dollars die Woche nicht überstiegen. In meinem späteren Wohlstand hatte ich die Genugtuung, ihnen meine dankbare Würdigung ihrer Güte bezeigen zu können.

---

[1]) Eine illusorische Aussicht war die militärische Expedition der Regierung gegen die Mormonen im Herbste 1857.

Ich verfaßte eine Anzahl Artikel, ſowohl deutſch als engliſch, über verſchiedene Themata und beſuchte alle paar Tage die Zeitungsbureaus in New York, um Abſatz für dieſelben zu finden. Den ganzen Oktober hindurch gelang es mir jedoch, nur zwei deutſche Artikel anzubringen, für die ich zehn Dollars erhielt! Während ich mich eines Tags in einem deutſchen Bureau befand, geriet mir zufällig der „Adler" von Reading (Pennſylvanien) in die Hände, das wohlbekannte Hauptorgan der Pennſylvanier Deutſchen in den öſtlichen Kreiſen des Staates und in dem in jenen Gegenden verbreiteten Kauderwelſch gedruckt. Die Anzeigenſpalten flüchtig überblickend, bemerkte ich eine ziemliche Anzahl von kurzen Inſeraten für Lehrer in den Berks-, Bucks- und Lebanon-Counties. Da ich in bezug auf meine Ausſichten, mir meinen Unterhalt durch literariſche Arbeit zu verdienen, ſehr herabgeſtimmt und eifrig darauf bedacht war, mich aus meiner Geldverlegenheit zu befreien, ſchien es mir, als ob ſich hier eine Gelegenheit für regelmäßige Beſchäftigung darböte. Freilich hatte ich nicht die geringſte Kenntnis vom Lehrfach, aber was ich an verſchiedenen Orten von den Landſchulen geſehen hatte, gab mir die Zuverſicht, daß ich den vorgeſchriebenen Anforderungen zu genügen vermöchte. Demgemäß reiſte ich am letzten Oktober von Jerſey City nach Reading ab. Bei meiner Ankunft ſuchte ich den Schulkommiſſär des Kreiſes auf und ſetzte ihn von meinem Verlangen in Kenntnis. Er teilte mir mit, daß in ſeinem Kreiſe keine für mich geeignete Stelle offen ſei, daß er aber eben einen Brief von ſeinem Kollegen im angrenzenden Kreiſe Lebanon erhalten habe, in welchem dieſer einen Lehrer für eine der unter ſeiner Verwaltung ſtehenden Bezirksſchulen verlangte. Ich beſtieg den nächſten Zug nach Lebanon und ſtellte mich ohne Verzug dem Schulkommiſſär vor. Er war ein äußerſt wohlwollender, ältlicher Herr, der ein ſehr gutes Deutſch ſprach und ſofort an meinem Falle Intereſſe nahm. Er frug, ob ich ein Lehrerzeugnis hätte, und da ich dies verneinte, ſchlug er vor, daß ich mich ſofort einer Prüfung unterziehen oder mich für eine ſolche vorbereiten ſolle, da ich ohne Zeugnis nicht als Lehrer angenommen werden könnte. Ich erklärte mich bereit, auf der Stelle geprüft zu werden, obgleich ich meine Fähigkeit, zu beſtehen, bezweifelte, worauf er mir verſicherte, daß ich keine Furcht zu haben brauche. Er hieß mich

Platz nehmen und legte mir anderthalb Stunden lang eine Reihe von Fragen aus der Arithmetik, Grammatik, Geschichte und Geographie vor, von denen ich drei Viertel unter seiner gütigen Anleitung richtig beantwortete.

Gegen Bezahlung eines Dollars erhielt ich hierauf ein Zeugnis, das mich für gebührend befähigt erklärte, in irgend einer Bezirksschule des Staates Pennsylvanien Unterricht zu erteilen, nebst einem Empfehlungsbrief an den Ausschuß der Schuldirektoren für den Stadtbezirk von Swatara, dessen Vorsitzender in dem Dorfe Jonestown, sechs Meilen von Lebanon, wohnte, wohin ich am nächsten Morgen zu Fuße ging.

Jonestown erwies sich als ein hübscher, reinlicher Ort, von dessen Marktplatz sich vier Straßen rechtwinklig nach den entsprechenden Seiten abzweigten. Die Gebäude um den mit schönen Ulmen bepflanzten Platz bestanden aus drei Hotels mit altmodischen Aushängeschildern, zwei Läden für allgemeinen Kleinhandel und mehreren Handwerkstätten. Das Dörfchen hatte ein äußerst schläfriges Aussehen, das sich bei näherer Bekanntschaft als mit seinem wahren Charakter übereinstimmend herausstellte. Seine Bevölkerung, mit Ausnahme einer einzigen Familie, bestand gänzlich aus Pennsylvanier Deutschen, die sich ausschließlich ihrer eigentümlichen Sprache bedienten. Ich nahm meinen Weg nach dem einladendsten Hotel, dessen Wirt, ein stattlich aussehender, weißhaariger Mann, dem Treiben von einem Stuhl auf der Hauptveranda aus zusah. Er hieß mich herzlich willkommen und suchte sofort, gleich einem echten ländlichen Bonifazius, ausfindig zu machen, wer ich sei und was ich wollte. Von dem Zweck meiner Anwesenheit unterrichtet, gab er sich als Mitglied des Schulausschusses zu erkennen und erbot sich, mich sogleich zu dem Vorsitzenden desselben zu führen. Als solcher stellte sich der Dorfarzt heraus, ein im Staate New York geborener, intelligenter Mann von feiner Bildung. Er empfing mich sehr freundlich, und nach einer einstündigen Unterhaltung standen wir auf dem besten Fuße miteinander.

Nachdem er mich auf meine geistigen Fähigkeiten geprüft hatte, sagte er mir unumwunden, daß ich bei weitem zu gebildet sei für die Klasse von Leuten, mit denen ich in Berührung kommen

würde, und für die gewöhnliche Schularbeit, die ich auf mich zu nehmen wünſchte. Als er jedoch erfuhr, daß ich mich um letztere nicht aus freier Wahl, ſondern aus Not bewarb, erbot er ſich, dieſelbe ſo angenehm als möglich für mich zu machen. Er berief eine Sitzung der Schuldirektoren für denſelben Abend, in welcher ich in gehöriger Form an der erledigten Schule für die beiden Semeſter von je drei Monaten (die Volksſchulen des Kreiſes wurden nicht länger offengehalten) angeſtellt und meine Bezahlung auf 30 Dollars den Monat nebſt Koſt feſtgeſetzt wurde — mehr als je vorher für dieſelben Dienſte bewilligt worden war. Ich war nur zu froh, das Anerbieten anzunehmen, war aber einigermaßen verblüfft, als der Doktor mir erklärte, daß mir keine beſtimmte Summe für Koſt und Wohnung ausgeſetzt ſei, ſondern daß ich mich bei den Farmern, deren Kinder meine Schüler ſein würden, „herum verköſtigen", das heißt meine Speiſe- und Schlafſtelle jede Woche wechſeln müßte. Es blieb mir jedoch nichts anderes übrig, als mich darein zu fügen.

Der erſte Schultermin ſollte erſt in einer Woche beginnen, ſo daß ich in dem Gaſthaus blieb, das ich zuerſt gewählt hatte. Ich fuhr nach Lebanon zurück, um den Mantelſack zu holen, der alle meine Habſeligkeiten enthielt. Ich ſah mich auf den Anzug, den ich trug, einen Herbſtüberzieher und einen beſchränkten Vorrat an Wäſche und Unterzeug reduziert. Ich kaufte die vorgeſchriebenen Lehrbücher, deren Studium ich mich mit großem Fleiße hingab. Im Lauf der Woche machte ich mich auch mit den tonangebenden Dorfbewohnern und der Umgegend bekannt. Dieſe fand ich in jeder Hinſicht höchſt anziehend. Der Swatara River, welcher das Dorf durchfloß, verfolgte ſeinen Lauf durch ein äußerſt maleriſches Tal von den ſchönen Blue Mountains herab, deren Hauptkamm nur wenige Meilen entfernt war. Das wellenförmige Land bot viel Abwechſelung dar, war höchſt kultiviert und mit blühenden Farmen beſät. Vortreffliche Landſtraßen erſtreckten ſich in jeder Richtung, ein Umſtand, der einem leidenſchaftlichen Fußgänger, wie ich es bin, beſonders willkommen ſein mußte. Natürlich ermangelte ich nicht, den Schauplatz meiner künftigen Tätigkeit ſofort zu beſuchen. Das Schulhaus war ein gewöhnliches,

entschieden vernachlässigtes Gebäude und zu klein für die Anzahl der zu dessen Gebrauch berechtigten Kinder, aber gut beleuchtet und günstig auf einer Anhöhe, knapp an einer Nebenstraße gelegen, ungefähr drei Viertelstunden vom Dorfe entfernt.

Ich trat mein Amt pünktlich zur festgesetzten Zeit an. Von sechzig Schülern fanden sich nur fünfunddreißig ein, und der Besuch blieb immer schwach, niemals vierzig übersteigend und bei schlechtem Wetter oft unter dreißig herabsinkend. Dem Alter nach schwankten meine Schüler zwischen achtzehn und fünf, wovon die Mehrzahl vielleicht zwölf Jahre zählte, dem Geschlecht nach ungefähr gleich verteilt. Die meisten von ihnen waren gesund und wohlgestaltet, aber ärmlich gekleidet und nichts weniger als reinlich von Ansehen. Die Mehrzahl war offenbar intelligent, allein die Prüfung, mit der ich meine Lehrtätigkeit begann, um ausfindig zu machen, wie sie früher unterrichtet worden waren und wieviel sie wußten, bewies, daß sie nur einen sehr unregelmäßigen und beschränkten Unterricht genossen hatten. Ihre Orthographie war äußerst mangelhaft, ihre Schrift ungelenk und ihre Aussprache des Englischen sehr unrichtig. Es wurde mir klar, daß ich meiner Aufgabe, soweit es die nötige Kenntnis anbelangte, in allen Zweigen gewachsen sein würde, mit Ausnahme des Schreibens, zu dem ich infolge meiner eigenen schlechten Handschrift untauglich war. Ich stufte meine Schüler so gut ab, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, und ging hierauf in regelrechter Weise mit dem vorgeschriebenen Unterrichte zu Werke.

Das Gesetz erforderte täglich eine Lehrzeit von fünf Stunden. Die Morgensitzung begann um neun Uhr und dauerte bis Mittag, mit einer Pause von zehn Minuten um halb elf und gefolgt von einer Pause bis halb zwei, worauf noch zwei Stunden lang aufgesagt wurde. Samstag war Feiertag. So konnte ich mich nicht über übermäßige Arbeit beklagen, auch fand ich meine Pflichten nicht beschwerlich, da die Schüler sich anständig betrugen und ich bald auf gutem Fuße mit ihnen stand. Während meines dortigen Aufenthalts hatte ich nur selten Gelegenheit, Ermahnungen oder Strafen zu erteilen, die letzteren nur von leichter Art. Die Hauptschwierigkeit wurde nicht sowohl durch schlechte Aufführung,

als vielmehr durch Trägheit, namentlich von seiten der älteren Mädchen, hervorgerufen. Die allgemeine Unwissenheit meiner Schar war geradezu erstaunlich, und es schien mir, als befände ich mich unter echten deutschen Bauernkindern. Sie sahen sehr wenig von der Außenwelt, und ich nahm sie leicht für mich ein, indem ich ihnen davon vorlas oder erzählte. Obgleich die Nachkommen von Familien, welche seit Generationen in Pennsylvanien angesiedelt waren, sprachen oder verstanden nur wenige von ihnen Englisch, weshalb ich Deutsch mit ihnen sprach. Nur an ihren Dialekt gewöhnt, fanden sie es anfangs schwer, mich zu verstehen. Gerade diese Tatsache ließ sie zu dem „Schulmeister", wie sie mich alle nannten, mit Ehrfurcht als zu einer Art höherem Wesen emporblicken. Binnen wenigen Wochen war die ganze Schule bereit, für mich durchs Feuer zu gehen, und fühlte sich offenbar durch die Erlaubnis geehrt, mit mir zu sprechen oder spazieren zu gehen.

Ich konnte mich allerdings keiner großen Errungenschaften in meiner Laufbahn als Bezirkslehrer rühmen, allein wenn ich meine sorgenfreie Existenz mit meinen letzten Erfahrungen in New York verglich, fühlte ich mich von meinem zeitweiligen Lose ganz befriedigt. Dieses Gefühl wurde noch erhöht, als ich in der New Yorker „Tribune", auf die ich mich abonniert hatte, von den Fortschritten der allgemeinen Not in den großen Städten las. Ein Umstand in meinem neuen Leben war mir jedoch von Anbeginn im höchsten Grade widerwärtig. Wie bereits erwähnt, war in den Bedingungen meiner Anstellung „freie Kost und Wohnung" mit einbegriffen, die mir der Reihenfolge nach in den Häusern meiner Schüler geliefert wurde. Jede Familie war verpflichtet, mich nur eine Woche zu behalten, so daß ich jeden Samstag meine Siebensachen zusammenpacken und in ein neues Quartier ziehen mußte. In der Regel waren meine Wirte freundlich gesinnt und hielten mich mit dem Besten, das ihnen zu Gebote stand, frei; allein ihre ungenießbare Kost, ihre ungeschliffenen Manieren und primitiven häuslichen Einrichtungen waren schwer zu ertragen. Die Leute, bei denen ich wohnte, stammten alle von der ärmsten und niedrigsten Klasse von Bauern ab, die ein Jahrhundert vorher unter Arbeitskontrakten aus meiner heimatlichen Provinz ausgewandert waren. Diese

brachten ihre häuslichen Gewohnheiten mit und waren denselben seither treu geblieben. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß ihre Kost, Getränke, Möbel, Gerätschaften und ihre häuslichen Gepflogenheiten im allgemeinen mit jenen des Landvolkes in der Pfalz zur damaligen Zeit so gut wie identisch waren. Ich sah Gerichte auf ihren Tischen, die in irgend einem andern Teil von Deutschland unbekannt sind. Sie schliefen auf oder unter Federbetten, — und ach! ich mußte mich auch darein ergeben — genau so wie es die Bauern der Pfalz heutzutage tun. Selbst die Bank im Hintergrunde der Kaufläden zum Zwecke des Herumlungerns und Rauchens fehlte nicht. Natürlich hatten sich diese Leute über die vor einem Jahrhundert bestandene Kulturstufe erhoben, da ihre Eltern den Vorteil der im allgemeinen verfeinernden Einflüsse des Lebens in Amerika genossen hatten, allein meine Gastgeber waren fast ohne Ausnahme beklagenswert unwissend, beschränkt und gewöhnlich. Mit diesen Leuten bei Tische sitzen, die Abendstunden und freien Tage zubringen und mit dem männlichen Farmgesinde in derselben Stube schlafen zu müssen, war eine nichts weniger als angenehme Notwendigkeit. Indessen zog ich den bestmöglichen Nutzen aus meiner schlimmen Lage und kam ohne Reibungen davon.

Ich fühlte mich jedoch unendlich erleichtert, als zu Weihnachten mein Freund, der Doktor, auf meine ernstlichen und beharrlichen Bitten hin den Schulausschuß bestimmte, ihn für meine Kost und Wohnung auf veränderter Grundlage Vorsorge treffen zu lassen. Dementsprechend gelang es uns, eine Familie, bei der ich eine Woche gewohnt und die mir besser als irgend eine andere gefallen hatte, zu überreden, mich regelmäßig für die bescheidene Summe von drei Dollars die Woche zu verköstigen, welche der Schulausschuß bestreiten sollte. Die Familie hieß Umberger und bestand aus zwei Brüdern und deren Frauen und vier Kindern des älteren Paares, darunter ein Junge von achtzehn und ein Mädchen von siebzehn Jahren. Während meines viermonatigen Aufenthaltes bei ihnen gab es nie die geringste Mißhelligkeit zwischen uns. Ich vergalt ihre Güte dadurch, daß ich den Kindern des Abends extra Unterricht erteilte und die wißbegierigen Eltern während der langen Winterabende mit Erzählungen von dem Leben im Westen,

in Deutschland und in den großen amerikanischen Städten unterhielt. Um zu zeigen, wie beschränkt der Gesichtskreis dieser Leute notwendigerweise war, brauche ich nur zu erwähnen, daß die meisten unter den Farmern und ihren Frauen, mit denen ich im Laufe des Winters zusammentraf, nie eine Eisenbahn gesehen hatten, obgleich sie innerhalb sechs Meilen von einer solchen wohnten.

Meine Abende brachte ich, mit Ausnahme der Samstage, zu Hause im Gespräche und mit Lektüre zu. Samstags verfügte ich mich nach dem Frühstück nach dem Schulhause und, nachdem ich das Feuer im Ofen angeschürt hatte, widmete ich den ganzen Tag journalistischer Tätigkeit. Ich wollte in der Übung bleiben und auch mein bescheidenes Einkommen damit vergrößern. Nichts von dem, was ich den amerikanischen Zeitungen von New York anbot, wurde angenommen, aber die „Staats-Zeitung" veröffentlichte mehrere beschreibende Skizzen und eine kurze Erzählung, wenn ich mich recht entsinne. Samstag abends und Sonntag nachmittags und abends machte ich Besuche in Jonestown oder brachte einige Zeit unter den um die Öfen in den verschiedenen Wirtshäusern herumlungernden Faulenzern zu. Ich sehnte mich natürlich nach Gesellschaft und suchte auf, was davon vorhanden, so armselig es auch war. Einen Sonntag im Monat brachte ich in Lebanon zu, wo ich mit dem Redakteur des leitenden Lokalblattes, des „Lebanon County Courier", eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft hatte, indem ich ihm einige Beiträge über verschiedenerlei Gegenstände zu unentgeltlicher Veröffentlichung übersandte. Die Zeit verging rasch bis Ende Mai 1858, wo mein Engagement durch den Schulschluß sein Ende erreichte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Lincoln-Douglas-Debatten. 1858.

Der Mensch ist ein Gewohnheitsgeschöpf, und obgleich die Erfahrungen, welche ich in Jonestown gemacht hatte, mir nichts weniger als sympathisch waren, fühlte ich mich beinahe abgeneigt, meine friedliche, sorglose Existenz gegen das tätigere Leben zu vertauschen, nach dem ich mich doch wirklich sehnte. Offenbar hatte ich mir viele Freunde erworben, denen mein Fortgehen leid tat, und auch ich schied von ihnen nicht ohne aufrichtiges Bedauern. Die sämtlichen Mitglieder der Familie Umberger weinten, als ich Abschied nahm. Ich versprach ihnen und anderen, Jonestown bald wieder zu besuchen, aber ach! obwohl ich während der ganzen Zeit die Absicht hatte, dies zu tun, haben die Umstände mich immer wieder daran verhindert, und ich habe die Stätte meines ersten und letzten Versuches in der Pädagogik während der achtunddreißig Jahre, die seit meinem Weggang verflossen sind, nicht wieder gesehen. Ich würde jetzt wohl kaum einen meiner Bekannten unter den Lebenden finden.[1])

Ich verließ Jonestown — gerade dreiundzwanzig Jahre alt — mit einer mäßig ergänzten Garderobe, ungefähr sechzig Dollars in der Tasche, außer welcher Summe mir noch fünfzig Dollars bei der „Staats-Zeitung" gutgeschrieben standen. Dies war alles, was ich in der Welt besaß, abgesehen von vorzüglicher Gesundheit, Begierde nach Arbeit und völlig wiedergewonnenem und un-

[1]) Herr Villard besuchte Jonestown wieder im Frühjahr 1897, begleitet von seinem Sohne Oswald. In der Tat waren alle, die er gekannt hatte, verschwunden.

begrenztem Selbſtvertrauen. Ich ging geradeswegs nach New York, entſchloſſen, mich noch einmal nach regelmäßiger journaliſtiſcher Arbeit umzuſehen, und war diesmal glücklicher als im verfloſſenen Herbſt. Im Bureau der „Staats-Zeitung" vorſprechend, ließ ich mich bei dem Herausgeber, Oswald Ottendorfer, anmelden und wurde ſofort nach ſeinem Privatbureau beſchieden. Er empfing mich ſehr herzlich, äußerte ſich ſchmeichelhaft über meine Arbeit für die Zeitung und frug, ob ich Journaliſt von Beruf ſei. Ermutigt durch ſein freundſchaftliches Benehmen, ſprach ich mich freimütig über meine Vergangenheit und meine Beſtrebungen aus. Wir unterhielten uns lange, und er ſagte mir ſchließlich, er würde Frau Uhl, die Eigentümerin der Zeitung, bezüglich einer ſtändigen Beſchäftigung für mich zu Rate ziehen und mich tags darauf etwas Beſtimmtes wiſſen laſſen.

Als ich mich zur feſtgeſetzten Stunde einfand, führte er mich nach Frau Uhls Zimmer und ſtellte mich derſelben vor. Sie nahm mich ſehr freundlich auf, indem ſie erwähnte, ſie hätte meine Beiträge geleſen und hoffte, ich würde eine regelmäßige Verbindung mit der Zeitung eingehen.

Herr Ottendorfer erklärte hierauf, daß deren Wochenausgabe eine ſehr weite Verbreitung in den weſtlichen Staaten habe, zu deren Aufrechterhaltung es notwendig wäre, von Zeit zu Zeit ſpezielle Agenten auszuſenden, um für ihre Kunden Sorge zu tragen. Er ſchlug vor, daß ich für die Zeitung die Mittelſtaaten Ohio, Indiana, Michigan und Illinois bereiſen, alte Ausſtände einkaſſieren, neue Abonnenten anwerben und gleichzeitig regelmäßige ſchildernde Berichte an das Blatt einſenden ſollte. Frau Uhl war willens, mich probeweiſe für drei Monate anzuſtellen und mir fünfzehn Dollars die Woche nebſt meinen Auslagen auszuſetzen. Ich glaubte keinen Augenblick zögern zu ſollen und nahm das Anerbieten ſofort an. Nach Empfang der nötigen Inſtruktionen erhielt ich die mir ſchuldigen fünfzig Dollars und hundert Dollars Vorſchuß und machte mich am folgenden Tage auf den Weg nach Ohio.

Ich begann meine Runde in Steubenville und beſuchte im Laufe der nächſten fünf Wochen, der Abonnentenliſte folgend, un-

gefähr fünfundzwanzig größere und kleinere Städte, mit Einschluß von Newark, Canton, Massillon, Columbus, Springfield und Chillicothe. Ich schrieb regelmäßig einen Brief per Woche, je anderthalb bis zwei Spalten lang, und dieser Teil meiner Arbeit war vollkommen zufriedenstellend. Meine Bemühungen in der andern Hinsicht waren dagegen von geringeren Erfolgen begleitet. Ich erwartete, in den Orten, die ich besuchte, mehr oder weniger gebildete Deutsche zu finden, die sich freuen würden, mir mit Rat und Hilfe beizustehen; aber ich traf nur selten Männer von Bildung an. Diejenigen, mit denen ich zu tun hatte, waren zumeist Krämer, Gastwirte und Kleinhandwerker. Es war schwer, alte Schulden einzukassieren, und noch schwerer, neue Abonnenten zu gewinnen. Meine Bemühungen in dieser Richtung setzten mich nicht wenigen Grobheiten aus, und die pekuniären Resultate derselben waren so dürftig, daß meine Einnahmen meinen laufenden Ausgaben nicht gleich kamen.

Ich sah es als meine Pflicht an, Herrn Ottendorfer nach Verlauf eines Monats offen meine Befürchtung mitzuteilen, daß ich als Anwerber neuer Kundschaft keine großen Erfolge erzielen würde, und einen andern Operationsplan vorzuschlagen. Die öffentliche Presse war zu jener Zeit voll von Hinweisen auf den bevorstehenden „Baumstumpf"-Rednerkampf um die Nachfolge im Senat der Vereinigten Staaten zwischen dem Senator Stephen A. Douglas und Abraham Lincoln in Illinois. Die Blicke des ganzen Landes waren auf Douglas gerichtet, als den Vorkämpfer jener Faktion der demokratischen Partei im Senate, welche seine verfängliche Doktrin adoptiert hatte, daß es der Bevölkerung der Territorien freistehen solle, ihre bürgerlichen Institutionen zu regeln — das heißt, Sklaverei nach Gutdünken einzuführen oder auszuschließen — im Gegensatz zu der andern, vom Präsidenten Buchanan begünstigten Faktion, welche die Einführung der Sklaverei in Kansas und den anderen unbesiedelten Teilen der Union befürwortete. Abraham Lincoln war der Vertreter der jungrepublikanischen Partei. Man hatte für eine Reihe gemeinschaftlicher Debatten zwischen den beiden Führern Vorkehrungen getroffen, welche offenbar das politische Hauptereignis der Saison bilden

ſollte. Ich ſchlug Herrn Ottendorfer vor, mich ſofort nach Illinois abreiſen zu laſſen, um daſelbſt die herannahende politiſche Kampagne als Spezialkorreſpondent der „Staats-Zeitung“ zu beobachten. Zu meiner großen Freude wurde mein Vorſchlag bereitwillig angenommen, und ich begab mich unverzüglich nach Chicago.[1])

Ich kam dort gerade rechtzeitig an, um der großen Ovation beizuwohnen, welche dem Senator Douglas bei ſeiner Ankunft von Waſhington bereitet ward. Er wurde wie ein Eroberer empfangen und durch die Straßen geleitet, und es zeigte ſich augenſcheinlich, daß die Demokratie von Illinois faſt einſtimmig für ihn und gegen die Nationalregierung war. Ich ſprach tags darauf im Tremont Houſe bei ihm vor, um ihn von meiner Miſſion zu verſtändigen und ſeine Erlaubnis zu erbitten, ihn begleiten zu dürfen. Man führte mich ſofort nach ſeinem Empfangszimmer, wo ich ihn im Geſpräch mit einigen Freunden antraf. Ich kannte ihn ganz gut infolge meines Beſuches bei ihm in Waſhington im Jahre 1856. Er hieß mich herzlich willkommen und ſtellte mich den andern Beſuchern und ſeinem Privatſekretär Mr. Sheridan vor. Als er den Zweck meines Beſuches erfuhr, erklärte er ſogleich, daß es ihn ſehr freuen würde, mich während der Kampagne in ſeiner Umgebung zu ſehen, und wies den Sekretär an, mich hinſichtlich ſeines Programms genau zu informieren und die geeigneten Maßnahmen mit mir zu verabreden. Während unſeres Geſprächs trat ſeine neuvermählte zweite Frau durch eine Seitentür ein, und ich wurde ihr vorgeſtellt. Sie war eine äußerſt liebliche und zugleich königliche Erſcheinung. In der Tat ſchien es mir, daß ich niemals ein ſchöneres Weib geſehen hatte. Ihre hohe Geſtalt war von vollkommenſtem Ebenmaße, und jede ihrer Bewegungen und Gebärden voll höchſter Anmut. In ihrer jugendlichen, blühenden Friſche und Lebhaftigkeit bot ſie einen auffallenden Gegenſatz zu ihrem kleinen, dunkelfarbigen, düſterblickenden Gemahl.

[1]) Parteinahme für die Douglas-Demokraten in ihrer Gegnerſchaft zu den Pro-Sklaverei-Anhängern Buchanans bewog Herrn Villard zu dem Anerbieten, während ſeiner weſtlichen Verbindlichkeiten für die „Staats-Zeitung“ Berichte an John W. Forneys „Preß“ in Philadephia, einem Douglas-Organ, unentgeltlich einzuſenden.

Sie schien ihm treu ergeben zu sein und war ihm gewiß nicht wenig in seinen politischen Bestrebungen behilflich.

Die erste gemeinschaftliche Debatte (in der berühmten Serie von sieben) zwischen Douglas und Lincoln, welcher ich beiwohnte, fand am Nachmittag des 21. August 1858 zu Ottawa, Illinois, statt. Sie war das Ereignis des Tages und veranlaßte einen ungeheuren Zulauf der Bevölkerung aus allen Teilen des Staates. Douglas sprach zuerst eine Stunde lang, dann folgte Lincoln anderthalb Stunden hindurch, worauf der erstgenannte in einer weiteren halben Stunde abschloß. Der demokratische Wortführer verfügte über eine starke, wohlklingende Stimme, einen raschen, kräftigen Vortrag, ein wirkungsvolles Mienenspiel, nachdrucksvolle Gebärden und alle übrigen Künste eines geschulten Redners. Was alle äußerlichen Bedingungen anbelangt, sprach nichts zugunsten Lincolns. Er war von magerer, schmächtiger, unbeschreiblich linkischer Gestalt und wunderlich gebildetem, runzligem, ausdrucksloſem und durchaus unschönem Antlitz. Er bediente sich eigentümlich unbeholfener, fast abgeschmackter Körperbewegungen nach oben und unten und seitwärts, um seinen Argumenten Nachdruck zu verleihen. Seine Stimme war von Natur aus gut, allein er schraubte sie oft zu unnatürlicher Höhe hinauf. Dennoch fühlten unbefangene Gemüter sogleich, daß, während auf der einen Seite ein gewandter Dialektiker und Wortkämpfer eine ungerechte und schwache Sache verfocht, auf der andern Seite ein durchaus von Ernst beseelter und wahrhafter Mann stand, erfüllt von gesunden Überzeugungen im Einklang mit dem wahren Geiste amerikanischer Institutionen. Nichts in all den gewaltigen Anstrengungen Douglas' appellierte an die höheren Instinkte der menschlichen Natur, während Lincoln stets eine sympathische Saite berührte. Die Rede Lincolns erregte die Begeisterung seiner Zuhörerschaft und hielt sie bis zu Ende aufrecht. Als er geendigt hatte, stürzten zwei kräftige junge Farmer auf die Rednerbühne, ergriffen ihn, hoben ihn trotz seiner Einwendungen auf ihre Schultern und trugen ihn in dieser unbequemen Stellung eine ansehnliche Strecke weit. Es war wirklich ein lächerlicher Anblick, die groteske Gestalt sich wie verrückt an den Köpfen der beiden Träger festhalten zu sehen, während

ſeine Beine von deren Schultern herunterbaumelten und die Beinkleider ſo hinaufgezogen waren, daß die Unterhoſen bis zu den Knien ſichtbar wurden. Douglas machte von dieſem Zwiſchenfall in ſeiner nächſten Rede geſchickten Gebrauch, indem er ſeinem aufrichtigen Bedauern darüber Ausdruck gab, ſeinen alten Freund Lincoln ganz gegen ſeine Abſicht ſo vollſtändig aufgerieben zu haben, daß derſelbe von der Bühne weggetragen werden mußte. Lincoln vergalt Gleiches mit Gleichem, indem er bei der nächſten Gelegenheit erwähnte, er kenne Richter Douglas ſeit lange und genau, allein er könne nichtsdeſtoweniger eines nicht von ihm behaupten, und das ſei, daß der Richter ſtets die Wahrheit ſpreche.

Ich wurde Lincoln in Freeport vorgeſtellt und traf nachher im Laufe der Kampagne öfters mit ihm zuſammen. Ich muß offen geſtehen, daß, obgleich ich ihn äußerſt zugänglich, gutmütig und voll Witz und Humor fand, ich dennoch infolge einer angeborenen Schwachheit, derentwegen er ſchon damals berüchtigt war und dies während ſeiner großen öffentlichen Laufbahn blieb, kein rechtes Gefallen an ſeiner Perſönlichkeit zu finden vermochte. Er war übermäßig für Scherze, Anekdoten und drollige Geſchichten eingenommen, hörte dieſelben gern und gab ſie noch lieber ſelbſt aus ſeinem unerſchöpflichen Vorrat zum beſten, wobei ihm ſein gutes Gedächtnis und ſeine fruchtbare Einbildungskraft ſehr zuſtatten kamen. Das hätte nun an ſich nichts geſchadet. Bedenklicher war die Tatſache, daß, je gröber der Scherz, je gemeiner die Anekdote und je gewagter die Geſchichte war, er ſich deſto mehr daran ergötzte, beſonders wenn ſie von ihm ſelbſt erfunden war. Überdies war er mit einem eigentümlichen Scharfſinn zur Herbeiſchaffung von Gelegenheiten für Genüſſe dieſer Art während eines Geſpräches begabt. Ich muß auch eingeſtehen, daß, abgeſehen von dem Vorurteil, welches ich aus dieſem Grunde gegen ihn empfand, ich mit vielen hervorragenden Führern der republikaniſchen Partei darin übereinſtimmte, daß es in bezug auf die wirkſamere Trennung des ſklavereifeindlichen nördlichen von dem ſklavereifreundlichen ſüdlichen Zweig der Demokratie erſprießlicher geweſen wäre, wenn die Wiedererwählung von Douglas keinen Widerſtand gefunden hätte.

Der Parteikampf wurde in allen Teilen des Staates vom frühen Sommer an bis zum Wahltage im November hitzig fortgesetzt. Abgesehen von den sieben gemeinschaftlichen Debatten sprachen sowohl Douglas als Lincoln, wer weiß wie oft, jeder für sich, und zahlreiche Redner von Illinois und anderen Staaten trugen unaufhörlich zur Erhöhung der Aufregung bei. Die beiden Führer besuchten fast jeden Kreis des Staates. Ich hörte vier von den gemeinschaftlichen Debatten und noch sechs Reden Lincolns und acht seines Mitbewerbers an. Natürlich gestalteten sich die späteren Leistungen zu wesentlichen Wiederholungen der vorhergehenden, und es wurde immer ermüdender für mich, denselben zuzuhören. Da ich bereits früher politischen Kampagnen beigewohnt hatte, übte diese nicht den vollen Reiz der Neuheit auf mich aus. Dessenungeachtet, selbst wenn ich ein viel unempfindlicherer Beobachter gewesen wäre, hätte die tüchtige Organisierung der Parteien, die geschickte Taktik der Führer, die bemerkenswerten Leistungen volkstümlicher Redekunst und der Ernst und die Begeisterung der Zuhörerschaften, von denen ich Zeuge war, ihren Eindruck nicht verfehlen können. Es war ein höchst lehrreicher Anschauungsunterricht in praktischer Parteipolitik und erfüllte mich mit Bewunderung für das anglo-amerikanische System zur Erzielung des Volkswillens.

In anderer Hinsicht waren meine Erfahrungen nicht so ganz angenehm. Es war ein sehr heißer Sommer, und ich befand mich notgedrungen fast beständig auf der Reise. Illinois hatte damals nur etwa anderthalb Millionen Einwohner, schlecht gebaute Eisenbahnen und elende Landstraßen, auf welch beiden ich gleich oft zu reisen gezwungen war. Die Wirtshäuser in Stadt und Dorf waren in der Regel erbärmlich, und da ich mit den Kandidaten und deren Anhängern umherzog und überall ins Gedränge kam, so erging es mir an vielen Orten recht schlecht. Namentlich im südlichen Teil des Staates, damals als „Ägypten" bekannt und zumeist von Ansiedlern aus den südlichen Staaten bewohnt, waren Kost und Wohnung fast immer schlechterdings ungenießbar. Der Tag des Halbverhungerns und die mit einem halben Dutzend Stubengenossen verbrachte Nacht in Jonesboro', wo die dritte der

gemeinschaftlichen Debatten stattfand, sind mir noch lebhaft im Gedächtnis.

Ich sah mehr von Illinois, als ich seitdem von irgend einem Staate der Union gesehen habe, und gewann die vollständigste, auf die unermeßliche Fruchtbarkeit seiner Prärien gegründete Überzeugung von dem ihm beschiedenen großen Wachstum. Ich machte auch viele wertvolle Bekanntschaften, von denen manche noch heute fortbestehen. Es war damals, daß ich zuerst meinem lebenslänglichen Freunde Horace White begegnete, der Mr. Lincoln als Vertreter der „Chicago Tribune" begleitete, und R. R. Hitt, dem offiziellen Stenographen des republikanischen Kandidaten. Er war einer der gewandtesten Schnellschreiber des Landes, und seine Erfolge als solcher führten im Laufe der Zeit zu seiner Anstellung als Berichterstatter des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten. Diese Stelle legte er nieder, um eine erfolgreiche Laufbahn als Diplomat und Kongreßmitglied anzutreten.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Stephen A. Douglas am Leben geblieben wäre, er eine glänzende nationale Karriere gemacht hätte. Durch den Aufstand des Südens von aller Identifizierung mit sklavereifreundlichen Interessen frei geworden, wäre ihm der Weg zum höchsten Ruhm und zu jener Stellung offen gestanden, zu der ihn seine ungewöhnlichen Geistesgaben befähigten. Als ich mich endgültig von ihm und Lincoln verabschiedete, hatte wohl keiner von beiden eine Ahnung davon, daß sie binnen zwei Jahren abermals Mitbewerber, — diesmal um die Präsidentschaft, — sein würden. Ich hörte es aus Lincolns eigenem Munde, daß die Senatorenwürde der Vereinigten Staaten der höchste politische Gipfel war, den er zu jener Zeit zu erklimmen hoffte. Auch zweifelte er ernstlich an seiner Fähigkeit, sich der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers gegen Douglas zu versichern. Diese vertraulichen Mitteilungen machte er mir bei einer besonderen Gelegenheit, die, ausführlich zu erwähnen, ich nicht unterlassen darf, ehe ich dieses Kapitel schließe.

Wir trafen an einem heißen, schwülen Abend, etwa um neun Uhr, zufällig an einer ungefähr zwanzig Meilen westlich von Springfield gelegenen Signal-Bahnstation, bei meiner Rückkehr

von einer großen Versammlung zu Petersburg in Menard County, zusammen. Er war in einem „Buggy" nach der Station gebracht und daselbst allein abgesetzt worden. Ich war bereits da. Der Zug, den wir nach Springfield benutzen wollten, sollte jeden Augenblick eintreffen. Nachdem wir eine halbe Stunde vergeblich auf seine Ankunft gewartet hatten, zwang uns ein Gewitter, in einem leeren, auf einem Nebengeleise stehenden Frachtwagen Zuflucht zu suchen, da sich kein Gebäude irgendwelcher Art auf der Station befand. Wir kauerten auf dem Boden des Wagens nieder und gerieten in eine Unterhaltung über alles mögliche. Und bei dieser Gelegenheit teilte er mir mit, daß zur Zeit seiner Anstellung in einem ländlichen Kaufladen sein höchster politischer Ehrgeiz darin bestanden hatte, in die Staatslegislatur gewählt zu werden. „Seitdem", fügte er lachend hinzu, „bin ich natürlich ein wenig gewachsen, aber es sind meine Freunde, die mich in diese Geschichte (auf die Stimmenwerbung anspielend) verwickelt haben. Ich hielt mich nicht für den Senat der Vereinigten Staaten befähigt und brauchte lange Zeit, um mich zu überreden, daß ich es dennoch sei. Jetzt freilich", fuhr er, abermals in eines seiner eigentümlichen Gelächter ausbrechend, fort, „bin ich überzeugt, daß ich gut genug dafür bin; allein trotz alledem muß ich mir täglich sagen: „„Es ist ein zu hohes Ziel für dich; du wirst es nie erreichen."" Mary (seine Frau) besteht indessen darauf, daß ich Senator, ja Präsident der Vereinigten Staaten werden müsse." Diesen Worten folgte ein schallendes Gelächter, während er seine Knie mit den Armen umschlungen hielt und sich vor Ergötzen über den Ehrgeiz seiner Frau schüttelte. „Stellen Sie sich nur", rief er aus, „so eine Figur, wie ich es bin, als Präsidenten vor!"

Er fragte mich hierauf bezüglich meiner Antezedentien aus und zeigte sich ziemlich erstaunt über meine Geläufigkeit im Englischen nach so kurzem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten. Zunächst wünschte er zu wissen, ob es wahr sei, daß die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland Freidenker seien. Ich antwortete, daß sie sich nicht offen dazu bekennen, daß man jedoch einen derartigen Schluß aus der Tatsache ziehen dürfe, daß die meisten von ihnen keine Kirchengänger seien. „Ich wundere mich nicht

darüber", entgegnete er, „ich ſelbſt neige mich dieſer Richtung zu." Ich erkühnte mich, meinen eigenen Zweifeln über die chriſtliche Lehre bezüglich des Daſeins Gottes, der Göttlichkeit Chriſti und der Unſterblichkeit Ausdruck zu leihen. Dies veranlaßte ihn, weitere Fragen an mich zu richten, um mich auszuforſchen. Er gab ſich keine Blöße, allein ich empfing den Eindruck, daß er meiner Denkungsart ſei. Ich war daher nicht überraſcht, aus den Schriften ſeiner Biographen Ward Hill Lamon und W. H. Herndon zu entnehmen, daß ich ihn recht verſtanden hatte. Unſere Unterhaltung dauerte bis halb zehn, bis endlich der verſpätete Zug anlangte. Ich bewahre dieſe zufällige Begegnung als eine meiner teuerſten Erinnerungen, ſeit mein Gefährte jener Nacht zu einer der größten Geſtalten in der Geſchichte geworden iſt.

Ich begab mich von Jonesboro' nach Chicago und blieb daſelbſt bis nach der Wahl, deren Ergebnis ich für ſo ungewiß hielt, daß ich in meiner Korreſpondenz keine Weisſagungen zu machen wagte. Douglas ſelbſt war, wie ich weiß, ſehr in Zweifel; Lincoln und ſeine Freunde dagegen waren voller Zuverſicht und daher von dem Reſultate bitter enttäuſcht.

Sechzehntes Kapitel.

Das Pike's Peak-Goldfieber. 1858—1859.

Das eigentliche Endziel meiner journaliſtiſchen Beſtrebungen war eine regelmäßige Verbindung mit der anglo-amerikaniſchen Preſſe. Ich betrachtete meine Arbeit für die „Staats-Zeitung" nur als einen zeitweiligen Notbehelf und behielt meinen Endzweck beſtändig im Auge. Ich hatte den Gedanken aufgegeben, mir eine Stellung bei einem der New Yorker Hauptblätter zu ſichern, und meine Wünſche waren auf die weſtliche Preſſe gerichtet. Während meines Aufenthalts in Ohio hatte ich täglich das „Daily Commercial" von Cincinnati geleſen und den in ſeinen Spalten entfalteten Verſtand und Unternehmungsgeiſt beobachtet. Aufs Geratewohl reiſte ich nach Cincinnati und bot dem Herausgeber des „Commercial", M. D. Potter, meine Dienſte an. Er wies mich an den Neuigkeitredakteur, Murat Halſted, ſpäterhin der Haupteigentümer und Redakteur des Blattes. Nach mehreren Unterredungen mit ihm kamen wir überein, daß ich dem „Commercial" über die wichtigen Vorgänge bei den bevorſtehenden Sitzungen der geſetzgebenden Körper von Illinois und Indiana berichten ſollte. In jenem ſollte ich die Wiedererwählung von Douglas im Auge behalten, in dieſem die legislativen Verwicklungen beobachten, denen man in Verbindung mit dem Anſpruch einer jeden der beiden politiſchen Parteien auf die rechtmäßige Oberhand über die Mehrheit des geſetzgebenden Körpers entgegenſah und welche ſchließlich die Erwählung von zwei Gruppen von Senatoren der Vereinigten Staaten, durch die Republikaner und Demokraten, zum Ergebniſſe hatte.

Ich brachte nur einige Tage anfangs Januar 1859 in Springfield, Illinois, zu und begab mich hierauf nach Indianapolis, wo ich bis zum Frühjahr zu bleiben beabsichtigte. Allein mein Aufenthalt daselbst wurde auf unerwartete Weise abgekürzt. In meinen Berichten an das „Commercial" hatte ich Veranlassung, einen der demokratischen Staatssenatoren ziemlich scharf zu kritisieren. Tags darauf erhob er sich zu einer Interpellation, ließ dem Senat meinen Bericht vorlesen, rügte mich in den heftigsten Ausdrücken und beantragte, daß mir die üblichen Preßvorrechte entzogen werden sollten, mit anderen Worten, daß ich von den Sitzungen auszuweisen sei. Der Antrag ging durch und beendigte meine kurze Laufbahn als Berichterstatter über legislative Angelegenheiten in der Hauptstadt von Indiana, während der ich indessen mehrere wertvolle Bekanntschaften unter den Politikern von Indiana gemacht hatte. Dies war mein erster Zusammenstoß als Journalist mit Gesetzgebern — aber nicht mein letzter.

Während des Herbstes und Winters von 1858 begannen Gerüchte von Goldfunden in der östlichen Gebirgskette der Rocky Mountains, in der Nähe von Pike's Peak und längs des Oberlaufes des Platte River in der Presse die Runde zu machen und im ganzen Lande viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die „Goldnachrichten" hatten meinen Abenteurergeist schon vor dem Verlust meines Amtes wachgerufen und regten nun plötzlich den Gedanken an, als Korrespondent nach den Rocky Mountains zu gehen. Es griff allgemein die Hoffnung Platz, daß die Erschließung solch neuer Quellen nationalen Reichtums das Land von den zehrenden Wirkungen der Krise von 1857 befreien dürfte. Ihre zahllosen Opfer, das unermeßliche Heer der Arbeitslosen, fingen an, sich aufzuregen, und die Zeitungen verkündeten immer öfter, daß große Massen den Verlockungen des neuen Dorado erlagen und Vorbereitungen trafen, dasselbe aufzusuchen.

Bei meiner Ankunft in Cincinnati von Indianapolis ging Mr. Halstead, der mich in den redaktionellen Spalten nachdrücklich gegen die Angriffe des Senators von Indiana in Schutz genommen hatte, höchst bereitwillig auf meinen Vorschlag ein, die

Tatsachen in der Pike's Peak-Angelegenheit für das „Commercial" an Ort und Stelle einer Prüfung zu unterziehen. Wir einigten uns über die Bedingungen meiner neuen Arbeit, welche zwanzig Dollars die Woche und mäßige Reiseauslagen einbegreifen sollten. Die Länge meines Aufenthaltes in den Rocky Mountains sollte von der Entwickelung der Dinge daselbst abhängen.

Es war bei meinem Alter und leichtblütigen Temperament natürlich, daß ich mich infolge dieses nach meinem Sinne vielversprechenden Glückswechsels in der gehobensten Stimmung befand. Eine augenfällige Gewißheit von der Entdeckung eines zweiten Kaliforniens war nicht vorhanden, allein ich hatte viel von den in den Goldminen an der Küste des Stillen Meeres rasch erworbenen Vermögen gehört und gelesen, und meine Einbildungskraft gewann daher leicht die Oberhand über mein Urteilsvermögen, und obgleich meine Vernunft Einsprache erhob, gab ich mich doch der Betrachtung von allerlei bezaubernden Möglichkeiten zu meinen Gunsten hin. Ich hatte Visionen, — nicht nur von erfolgreicher Goldjagd, sondern auch von Ruhm und Glück, — als einer der Gründer von neuen Städten und Staaten. Sie sollten sich nicht in der allernächsten Zukunft verwirklichen, aber ich glaube wahrhaftig behaupten zu dürfen, daß ich meine gründliche Kenntnis des praktischen Lebens und den Unternehmungsgeist und die Energie, denen die Erfolge in meiner späteren Laufbahn hauptsächlich zugeschrieben werden müssen, meiner Lehrzeit als Bahnbrecher in den Rocky Mountains verdanke. In einer Beziehung waren meine Erwartungen sicherlich auf Tatsachen gegründet, nämlich in der Voraussicht außerordentlicher persönlicher Abenteuer im Verfolg meiner Sendung.

Zu jener Zeit war eine Reihe von Städtchen am Missouri River entstanden, hauptsächlich infolge der „Freiboden"-Auswanderung nach dem Territorium von Kansas, eines Ergebnisses der politischen Ereignisse von 1854—55. Auch erstreckte sich ein Saum von Ansiedlungen dreißig bis fünfzig Meilen weit an beiden Ufern des Flusses. Die westlichen Teile von Missouri und Jowa waren dagegen noch sehr dünn bevölkert. Mit Ausnahme dieser Städtchen und Ansiedlungen westlich vom Missouri

waren die ansteigenden, zwischen diesem Fluß und den Rocky Mountains gelegenen Ebenen, welche heute die Staaten Kansas, Nebraska, Colorado und Wyoming umfassen, abgesehen von einigen Handelsposten, vollständig unbewohnt. Eine einzige Eisenbahn, von Hannibal nach St. Joseph, verband den Mississippi mit dem Missouri. St. Louis war mit dieser Strecke durch die Nord-Missouri-Bahn verbunden. In Iowa war der Eisenbahnbau noch nicht in den westlichen Teil des Staates vorgedrungen. Eine andere Bahn erstreckte sich in westlicher Richtung von St. Louis, war jedoch nur etwa hundert Meilen weit, bis Jefferson City, der am Missouri gelegenen Hauptstadt des Staates, vollendet. Die einzigen Verkehrsadern für die ganze, westwärts vom Missouri River gelegene Region nach den Rocky Mountains und darüber hinaus nach den pazifischen Staaten waren der Missouri River für Dampfboote und die von der Regierung der Vereinigten Staaten angelegten Militärstraßen. Sie führten längs des Arkansas River nach Neu-Mexiko, als Santa Fé-Straße bekannt, von Leavenworth und Omaha nach Fort Kearny und von dort als gemeinsame Route die Platte und North Platte-Flüsse entlang, durch die Rocky Mountains und darüber hinaus. Schwere, zwei bis fünf Tonnen fassende, von Ochsen- und Maultiergespannen gezogene Wagen, unter dem Namen „Prärie-Schooner" bekannt, waren die gewöhnlichen Transportmittel längs dieser Heerstraßen.

Nachdem ich in der öffentlichen Handelsbibliothek alles, was auf die zu besuchende Region Bezug hatte, ebenso die Regierungsberichte über die Forschungsreisen von Long, Pike, Frémont und anderen so gründlich wie möglich durchstudiert hatte, brach ich Ende Februar von Cincinnati auf. Ich reiste nach St. Louis und Jefferson City per Bahn und benutzte am letztgenannten Orte das Boot den Missouri hinauf nach Leavenworth, meinem unmittelbaren Bestimmungsort und, den allgemeinen Berichten zufolge, dem besten Ausgangspunkt, um nach Pike's Peak zu gelangen. Da wir oft landeten, waren wir beinahe dreißig Stunden unterwegs. Das Boot war gedrängt voll von „Pike's Peakers" (meist junge Leute aus dem Westen) und deren Ausrüstungen.

Die Flußlandschaft war ziemlich malerisch, obgleich ohne ausgeprägten Charakter und derjenigen längs dem oberen Mississippi sehr ähnlich. Wir hielten eine Stunde lang in Kansas City an, das damals nichts weiter als ein zerstreutes Dorf von einigen Dutzend Häusern war, einschließlich mehrerer Ziegelwarenhäuser längs des Ufers. Es bildete den Landungsplatz für das fünf Meilen landeinwärts, genau an der Grenze von Missouri und Kansas gelegene Westport, einer Stadt von mehreren tausend Einwohnern und im ganzen Westen als der Hauptausrüstungs- und Abladeplatz für den Handelsverkehr mit Santa Fé oder Neu-Mexiko berühmt. Jedes Frühjahr machten sich große Karawanen von „Prärie-Schoonern", aus vierzig bis fünfzig, mit je zehn bis zwölf Ochsen oder Maultieren bespannten Wagen bestehend, mit amerikanischen Waren beladen, von diesem Punkte aus auf die Reise und kehrten im Herbste mit vollen Ladungen von mexikanischer Wolle, Häuten und Silberbarren wieder zurück. Der Baugrund von Kansas City erhob sich auf hohen und steilen Klippen, zwischen denen die Straßen sich ausdehnten. Einen ungünstigeren Boden für die Entwicklung eines Ortes, geschweige denn einer Stadt, konnte man sich kaum vorstellen, und wenn damals irgend jemand versucht hätte, mir weis zu machen, daß binnen dreißig Jahren eine Stadt von 130 000 Einwohnern auf demselben erstehen würde, so hätte ich ihn für einen lächerlichen Phantasten angesehen. Doch ist dies tatsächlich eingetroffen.

Von Kansas City bis Leavenworth wurde das rechte Ufer des Flusses belebter. Alle paar Meilen erschien ein im Werden begriffenes Städtchen, wobei Wyandotte an der Mündung des Kansas River den Anfang machte, und Sumner, Doniphan und mehrere andere, deren Namen mir entfallen sind, nachfolgten. Die meisten von ihnen erfreuten sich nur eines kurzen, pilzähnlichen Aufschießens. Leavenworth bot einen überraschend imponierenden Anblick. Ein Dutzend Dampfboote luden an dem Landungsplatz Passagiere und Waren ab und auf und gewährten ein Bild rühriger Geschäftigkeit. Oberhalb des Uferdamms erhob sich die Stadt amphitheatralisch auf einem allmählich ansteigenden Plateau. Obgleich erst fünf Jahre alt, betrug seine ansässige Bevölkerung

bereits zwiſchen ſechs- und ſiebentauſend, nebſt einer zügigen von noch mehreren Tauſend. Die Hauptgeſchäftsſtraße war dicht mit Ziegel- und Fachwerkbauten bedeckt. Die Wohnhäuſer dehnten ſich weit über die ſchöne parkartige, wellenförmige Prärie aus, über welche Naturwäldchen verſtreut lagen. Die Stadt wimmelte von neuen Ankömmlingen, und ich fand es ſehr ſchwer, irgendwo unterzukommen. Über tauſend vermeintliche „Pike's Peakers" waren bereits eingetroffen, und jeder Tag fügte ihrer Hunderte hinzu. Alle ſchienen über Hals und Kopf beſchäftigt, und ich hatte niemals ſoviel Tätigkeit an einem Orte von gleicher Größe geſehen. Leavenworth ſchien dazu beſtimmt, ein wichtiger Handelsmittelpunkt zu werden, und die wetteifernden Anſprüche von Kanſas City kamen mir ebenſo abgeſchmackt vor wie den Bürgern von Leavenworth. Gleichwohl geriet Leavenworth bald ins Stocken, und ſeine Bevölkerung überſteigt ſelbſt heute kaum 20000 Einwohner.

Ich war mit Empfehlungsbriefen wohl verſehen und machte raſch zahlreiche Bekanntſchaften. Auch erneuerte ich eine alte mit John C. Vaughan, einem geweſenen Redakteur der „Chicago Tribune", einem äußerſt gebildeten und feingeſitteten Herrn, der leider ſehr dem Trunke ergeben war. Er und ſein Sohn Champion, der ſpäterhin eine höchſt exzentriſche Laufbahn durchmachte, beſorgten das Tageblatt. Wie natürlich, befand ſich eine verhältnismäßig große Anzahl von tätigen, aufgeweckten jungen Leuten unter den Einwohnern. Dieſe enthielten auch einen ungewöhnlichen Prozentſatz von Berufsmännern aus den älteren weſtlichen und den öſtlichen Staaten, mit vielen Graduierten von Harvard und Yale darunter. Alle waren begierig, ihr Glück zu machen, und voll Vertrauen, dies ſchnell zu bewerkſtelligen. Ein jeder hoffte beſtimmt, daß ſich Gold im Überfluß in Pike's Peak finden würde, was gewiß das raſche Aufblühen ihres Städtchens zu einer großen Stadt zur Folge haben müßte. Das große, von den Kaufleuten mit vorausſichtlichen Goldſuchern bereits abgeſchloſſene Ausrüſtungsgeſchäft rechtfertigte dieſe Theorie. Viele machten ſich bereit, aufzubrechen und ſelbſt zu ergründen, wieviel des koſtbaren Metalles die Rocky Mountains wirklich in ſich ſchlöſſen.

Ich machte es mir sofort zur besonderen Aufgabe, jede erreichbare Auskunft bezüglich früherer und gegenwärtiger Entwicklungen am Pike's Peak einzuziehen, und durchstreifte zu diesem Ende nicht nur Leavenworth, sondern besuchte auch andere, nördlich davon gelegene Flußstädte, wie Atchison und St. Joseph, die leicht mittelst Boot zu erreichen waren. Es hielt schwer, die wenigen Weizenkörner von Wahrheit von den Spreuhaufen von Übertreibung und völliger Erdichtung, die mir überall in den Weg kamen, zu sondern. Diejenigen Flußposten, von Kansas City bis Omaha, welche mehr als andere Teile des Landes unter der Abnahme des Spekulationsfiebers von 1855—57 gelitten hatten, sahen in der Pike's Peak-Aufregung eine Gelegenheit zu raschem Wiederaufblühen, und alle arbeiteten aus Leibeskräften daran, jene durch ihre Lokalblätter und jedes andere Mittel zu schüren. Die Rücksichtslosigkeit, mit der diese systematischen Bestrebungen zur Verlockung des Publikums ins Werk gesetzt wurden, trugen bittere Früchte, wie ich sogleich zu erzählen die Gelegenheit ergreifen muß.

Das Folgende ist der wesentliche Inhalt dessen, was ich erkundete und dem „Commercial" berichtete. Die erste Wahrnehmung von Mineralreichtum in der South Platte-Gegend kam 1848 durch eine Bande von zivilisierten Cherokee-Indianern zutage, welche diese Gegend auf einem Jagdausflug von dem Indianischen Territorium aus erreichten und einige Proben von goldhaltigem Quarz mit nach Hause brachten. Im Laufe der Zeit kam die Nachricht von ihrer Entdeckung Mitgliedern ihres Stammes in Georgien, ihrer alten Heimat, zu Ohren. Ein gewisser Green Russell, der sowohl in Georgien als in Kalifornien Goldgräber gewesen war, vernahm die Geschichte bei seiner Rückkehr aus dem letztgenannten Staate und machte sich im Frühjahr 1857 mit einer Abteilung erfahrener Bergleute von Georgien auf, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Widerwärtige Umstände zwangen die Expedition, im westlichen Missouri zu überwintern. Sie setzte ihren Marsch im Februar 1858, den Arkansas hinauf, über die Santa Fé-Route fort, erreichte den Fuß der Rocky Mountains im Mai und begann sofort nach Gold zu schürfen. Anzeichen davon fanden sich den South Platte und seine Nebenflüsse ent-

lang, doch rechtfertigte nichts das Unternehmen von regelmäßigen Minenoperationen, infolgedeſſen die Expedition ſich auflöſte und nur neun von den urſprünglichen hundert bei ihrem Führer blieben. Dieſer Reſt ſetzte die Forſchungen ohne befriedigendes Ergebnis fort und bezog ſchließlich am Cherry Creek für den Winter ein Lager. Im Frühjahr 1858 erſchien „Fall-Leaf“ (Herbſtblatt), ein Delaware-Indianer, zu Lawrence in Kanſas mit einer kleinen Quantität von Schuppengold, die er an den Quellwaſſern des Arkanſas gefunden zu haben behauptete. Dies führte zur Bildung eines Trupps von jungen Leuten, die ſich im Juni auf den Weg machten, den Fuß des Pike's Peak erreichten, die Gegend nördlich und ſüdlich davon durchforſchten, ohne mehr als die „Farbe“ von Gold anzutreffen, und ebenfalls am Cherry Creek überwinterten.

Dieſe Expeditionen führten zur Annahme eines Geſetzentwurfs durch die Legislatur von Kanſas, deſſen Zweck die Organiſierung des den ganzen weſtlichen Teil des Staates bis zu den Rocky Mountains umfaſſenden „County of Arapahoe“ war. Die Grenzen des Staates waren nämlich nach jener Richtung hin niemals feſtgeſtellt worden. Späterhin ernannte der Gouverneur die Beamten dieſes weitläufigen Kreiſes, der genug Land enthielt, um einen ganzen Staat daraus zu bilden. Zu Anfang des Herbſtes von 1858 wurde zu Leavenworth eine öffentliche Verſammlung abgehalten, um die Auswanderung nach der Goldregion zu regeln. In der erſten Woche des Oktober begann eine beträchtliche Abteilung von Bewohnern von Leavenworth die Pilgerfahrt durch die Ebene. Sie ſchlugen die Arkanſas-Route ein und erreichten den Fuß des Gebirges um Mitte November. Dort holten ſie die für den Arapahoe-Kreis ernannten Beamten ein und überredeten dieſelben, mit ihnen bis zur Mündung des Cherry Creek vorzudringen.

Hier trafen ſie die anderen, bereits erwähnten Abteilungen, wie auch ungefähr hundertundfünfzig ehemalige Bewohner von Oſt-Nebraska und Weſt-Jowa, die alle zuſammen mehrere hundert Menſchen, mit Einſchluß zweier Familien, ausmachten. Zu dieſer weißen Bevölkerung kamen während des Winters noch zügige Scharen von Neumexikanern ſpaniſch-indianiſcher Abſtammung hinzu, nebſt Banden von Arapahoe-Indianern, welche die neuen

Ansiedler glücklicherweise nicht weiter als durch Erbetteln von Lebensmitteln belästigten. Mit richtigem „westlichem" Instinkt setzten die ersten Ankömmlinge ohne Zeitverlust das Geschäft des Städtebauens in Gang. Ihre Lager breiteten sich über die Niederung in den beiden, vom Cherry Creek und dem South Platte und den dieselben umsäumenden, niedrigen Klippen gebildeten Winkeln aus. Auf dem linken Ufer des Cherry Creek wurde eine zur Anlage einer Stadt geeignete Baustelle gewählt und Auraria getauft; ebenso auf dem rechten Ufer eine andere, die nach dem damaligen Gouverneur des Territoriums von Kansas Denver benannt wurde. Auf beiden Seiten ging jeder mit Lust und Eifer ans Werk, und im Laufe des Winters wurden etwa hundertfünfundzwanzig Wohnstätten jeder Art und von kunstlosester Mache — „dugouts" [1]), Luftziegelhäuser, Blockhäuser und bloß mit Axt und Säge hergestellte Fachwerkbuden errichtet, während viele überhaupt in ihren Zelten blieben. Der Winter erwies sich als unerwartet mild und brachte nur leichte Schneefälle. Unter den Ansiedlern befanden sich unternehmende Handelsleute, und es wurden mehrere Läden mit geringen Vorräten, sowie Handwerkstätten und natürlich auch einige Wirtshäuser eröffnet.

Trotz der emsigsten Nachforschungen konnte ich nur wenige unmittelbare Beweise für das Vorhandensein von Gold am Pike's Peak beibringen. Ich hielt mich für berechtigt, durch die Spalten des „Commercial" mitzuteilen, daß nicht mehr Waschgold als höchstens im Werte von tausend Dollars von den Rocky Mountains nach den Städten am Missouri River gelangt war. Green Russell kam im Laufe des Winters in Leavenworth an und brachte ungefähr fünfundsiebzig Unzen mit — das Ergebnis der von ihm und seinen Gefährten während des ganzen Sommers bewerkstelligten Schürfungen. Er wurde mit ungestümen Fragen bestürmt, doch gestand er offen, daß er auf keinen vollgültigen Beweis von dem Vorhandensein wirklich ergiebiger Minen gestoßen sei, und daß das Gold, welches er mitgebracht hatte, ihn und seine Begleiter nur sehr dürftig für die auf dessen Sammlung verwendete Zeit und

[1]) Grubenhäuser.

Mühe entschädigte. Er riet offen von einer Auswanderung im großen Maßstabe ab; allein seine Warnung blieb ziemlich wirkungslos.

Ich erfuhr, daß die unternehmende Firma Russell, Majors & Waddell, welche die sämtliche Frachtbeförderung nach den Militärposten in den Ebenen für die Regierung besorgte, kürzlich von einem behufs Ermittlung der Tatsachen nach den Rocky Mountains entsandten Agenten einen so günstigen Bericht erhalten hatte, daß sie beschloß, eine Eilwagenlinie nach dem Cherry Creek ins Leben zu rufen, und daß sie bereits Maultiere hinausgeschickt hatte, um dieselbe mit dem nötigen Zugtierstand zu versehen. Ich sprach bei der Firma vor und erfuhr von dem Geschäftsführer, daß ich recht berichtet sei, und daß sie hofften, den ersten Eilwagen binnen vierzehn Tagen abgehen lassen zu können. Aus allen Erkundigungen, die ich eingezogen hatte, ging deutlich hervor, daß mir, angesichts des vollständigen Mangels von Ansiedlungen auf sechs Siebenteln der Strecke bis zum Fuß der Rocky Mountains, nur die Wahl zwischen dem Eilwagen und dem Entschluß übrigblieb, mich einer Partie anzuschließen, welche mit auf Wagen verladener Lagerausrüstung und für eine Reise von fünf bis sieben Wochen berechneten Vorräten versehen war. Die Gefahr von seiten der in den Ebenen umherstreifenden Indianer mußte auch in Betracht gezogen werden. So viel Zeit unterwegs zu verbringen, sagte mir gar nicht zu, und ich beschloß, einen Sitz in dem ersten Eilwagen zu belegen, für welchen die Firma aus Artigkeit gegen mich als Zeitungsschreiber nur den halben Preis berechnete. Die Fahrt nach dem Cherry Creek sollte nur eine Woche in Anspruch nehmen.

Nachdem ich den gesamten in Leavenworth aufzutreibenden Stoff für das „Commercial“ verarbeitet hatte, beschloß ich, die Gelegenheit zu einem Ausflug nach dem südlichen Kansas zu benutzen, welche sich mir durch die freundliche Einladung des Staatsanwalts Alonzo G. Davis, eines geborenen New Yorkers, ihn auf einer amtlichen Bereisung nach Fort Scott zu begleiten, darbot. Da wir zu Pferde reisen und unterwegs kampieren sollten, so hielt ich dies für eine gute Vorbereitung zu meiner Reise durch die Ebenen. Wir waren eine Woche abwesend, während welcher

ich etwa hundertachtzig Meilen im Sattel zurücklegte. Da ich seit Jahren kein Pferd bestiegen hatte, so wurde ich von dem Ritt des ersten Tages so wund, daß ich auf dem ganzen Weg kein Vergnügen genoß, sondern beständiges Unbehagen und Schmerzen empfand. Dennoch hielt ich es bis zu Ende aus, ohne daß meine Reisegefährten eine Ahnung von meinen Leiden hatten. Wir ritten durch eine ununterbrochene Strecke wellenförmiger Prärie von offenbar außerordentlicher Fruchtbarkeit. Manchmal bekamen wir zwanzig Meilen weit kein Haus zu Gesicht und verließen uns den größten Teil des Wegs auf den Kompaß. Wir kamen nur an zwei oder drei kleinen Gruppen von Städte betitelten Fachwerkbuden vorbei. Fort Scott erwies sich als ein alter, von etwa zwanzig Häusern umgebener Handelsposten. Der Bezirksrichter der Vereinigten Staaten hielt an zwei Tagen Sitzung, und ich hatte Gelegenheit, die Rechtspflege unter den primitivsten Umständen ausüben zu sehen. Ein Gerichtshofsgebäude war nicht vorhanden, und der Richter amtierte in einem mit dem rohesten Mobiliar ausgestatteten Schulhause. Es wurden sowohl Kriminal- als Zivilprozesse verhandelt, und da kein Lokal zur Einsperrung von Gefangenen vorhanden war, so mußten der Gerichtsbezirks-Marschall und seine Unterbeamten dieselben in dem einzigen, elenden Gasthaus des Ortes beständig unter ihrer Aufsicht behalten. Alle Bemühungen, ein Geschworenengericht zustande zu bringen, schlugen in Anbetracht der geringen Zahl von Ansiedlern vollständig fehl.

Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß der erste Eilwagen der „Leavenworth and Pike's Peak Expreß Co.", wie das neue Unternehmen sich betitelte, aus verschiedenen Gründen eine Woche später, als ursprünglich bestimmt war, abgehen sollte. Ein weiterer Aufschub fand jedoch nicht statt, und zur festgesetzten Zeit reiste ich frühmorgens unter den Zurufen einer wenigstens tausendköpfigen Menge von Zuschauern ab. Meine Fahrgelegenheit war eines jener rotbemalten, mit Segeltuch überspannten Fuhrwerke, inwendig drei Sitze für je drei Passagiere enthaltend und unter dem Namen „Concord coaches" bekannt, mit vier stattlichen Kentucky-Maultieren bespannt, die sich sogleich in vollen Lauf setzten. Seltsam genug war ich der einzige Passagier, ohne Zweifel infolge des hohen

Fahrpreises (zweihundert Dollars), der noch unerprobten Beschaffenheit der Linie, der Furcht vor feindlich gesinnten Indianern und vor allem infolge der herrschenden Ungewißheit hinsichtlich des tatsächlichen Standes der Dinge am Pike's Peak.

Am ersten Tage schlugen wir die Militärstraße von Fort Leavenworth nach Fort Riley ein, erreichten das Tal des Kansas nach zweistündiger Fahrt und setzten diese auf demselben Wege bis zu dem letztgenannten Orte an der Vereinigung des Kansas mit seinem Hauptzufluß, dem Republican River, fort. Bergan und bergab rollten wir den ganzen Tag auf einer guten Landstraße mit einer Schnelligkeit von acht bis zehn Meilen die Stunde dahin, unser Gespann an regelmäßigen, fünfzehn bis zwanzig Meilen voneinander entfernten Halteplätzen wechselnd. Der warme Frühlingstag hätte nicht schöner sein können, und die wellenförmigen Prärien sahen in ihrem frischen Grün prächtig aus. Schon fünfundzwanzig Meilen westlich von Leavenworth wurden die Farmen seltener und folgten einander in immer längeren Zwischenräumen. Wir kamen an einigen neuen, winzigen Orten vorbei, von denen Manhattan, an der Mündung des „Blue" Fork, der meistversprechende schien. Wir fuhren weiter, bis wir zwischen neun und zehn Uhr Junction City erreichten, wo übernachtet wurde. Wir hatten während einer Fahrt von dreizehn Stunden hundertdreißig Meilen zurückgelegt — eine vorzügliche Leistung für den ersten Tag. Fort Riley lag nicht ganz eine halbe Meile entfernt. Seine Besatzung bestand aus mehreren Kompagnien Kavallerie und Infanterie, und sämtliche Offiziere und wenigstens hundert Mann hatten sich eingefunden, um den ersten Eilzug zu begrüßen. Die Eröffnung der Linie war ein großes Ereignis in ihrem einförmigen Leben, namentlich da sie eine tägliche statt der bisherigen wöchentlichen Post versprach. Ich erhielt eine Einladung nach dem Offiziersquartier, wo ich mit Speise und Trank bewirtet und über Nacht in einem äußerst behaglichen Zimmer beherbergt wurde. Es war für lange Zeit das letzte Mal, daß mir der Luxus eines Bettes vergönnt war.

Wir brachen um sechs Uhr morgens wieder auf, begleitet von einem halben Dutzend Kavallerieoffizieren, die uns bis zum nächsten Halteplatz, wo sie herzlichen Abschied nahmen, redliches und lustiges

Geleite gaben. Mehreren von ihnen begegnete ich einige Jahre später unter Umständen wieder, von denen damals niemand eine Ahnung hatte, nämlich im Felde, während des Bürgerkriegs. Wir ließen nun den Kansas River beiseite liegen und schlugen eine nordwestliche Richtung ein. Es war wohl noch auf eine weitere Strecke von etwa zweihundert Meilen den Kansas entlang eine Art Straße vorhanden, allein die Eilwagengesellschaft hatte vorgezogen, eine eigene neue Route abzustecken, welche eine möglichst gerade Linie nach den Ansiedlungen am Cherry Creek bilden sollte. Diese überschritt die Quellwasser der verschiedenen, die Solomon-Gabelung des Kansas River speisenden Flüßchen südlichen Laufes und (gegen Ende der Route) einige von den Nebenflüssen des North Platte nördlichen Laufes. Da die Straße von einer Wasserscheide nach der anderen übersetzte und da die großen Ebenen stetig ungefähr fünftausend Fuß vom Missouri River zu den Rocky Mountains anstiegen, so gab es häufige und steile Steigungen und Senkungen.

Die Halteplätze waren notwendigerweise mit Rücksicht auf Wasser und Weideland gewählt worden. Es waren schlechthin kleine, aus einem großen und mehreren kleinen Zelten bestehende Lager, bemannt mit drei Personen — dem Stationswärter und einem Gehülfen, welche die zwölf Maultiere besorgten, mit denen die Station behufs frischen Vorspanns versehen war, und einem Koch, der die Mahlzeiten für die beiden anderen und die Passagiere bereitete. Das große Zelt diente als Schlaf- und Speisezimmer für die letzten, von denen wie von allen durch die Ebenen Reisenden erwartet wurde, daß sie ihr Bettzeug, das heißt in einem wasserdichten Tuche eingerollte Büffelhäute oder Decken, mit sich führten. Die Maultiere wurden bei Tag unter Aufsicht geweidet und des Nachts an Pfählen angebunden, zu welcher Zeit sie sich als äußerst lästige Genossen bewährten, indem die beständige Annäherung von umherspürenden Präriewölfen sie in panischen Schrecken versetzte.

Die Entfernung von Fort Riley bis zum Orte unserer Bestimmung betrug ungefähr fünfhundert Meilen, für deren Bewältigung wir siebeneinhalb Tage in Anspruch nahmen. Sie war in zwanzig

Stationen abgeteilt, von denen wir täglich drei bis vier zurücklegten. Wir machten uns bei Tagesanbruch auf den Weg und fuhren bis zu einbrechender Dunkelheit, um die vorgeschriebene tägliche Meilenzahl zu vollenden. Nur die ersten fünfundzwanzig Meilen weit war eine befahrene Straße vorhanden. Während der übrigen langen Fahrt dienten uns als Wegweiser durch das Urgelände die von dem Absteckungstrupp aus Steinen, Büffelknochen und Dünger errichteten Haufen, nebst den bei Versorgung der Stationen mit Zugtieren hinterlassenen Maultierspuren. Der Eilwagen hatte keine Federn und verursachte daher bei weitem zu viel Stoßen. Ich verließ denselben bei jeder Steigung, wurde aber dennoch wund und steif und war froh, mich am Ende jeder Tagesreise auf meinen Decken auszustrecken. Müde wie ich war, fühlte ich mich trotz der Härte meiner Lagerstätte des tiefsten Schlafes sicher. Auch schärfte die frische Prärieluft meinen Appetit für die zwei täglichen Mahlzeiten, auf die wir uns aus Mangel an Zeit beschränken mußten. Während des ganzen Weges waren wir vom herrlichsten Wetter begünstigt.

An den ersten zwei Tagen, nachdem wir Fort Riley hinter uns gelassen hatten, bekamen wir nur eine einförmige Reihenfolge von Plateaus zu Gesicht, häufig von Gebirgsrücken unterbrochen, deren Besäumung mit kanadischen Pappeln auf Wasserläufe schließen ließ. Wir wußten, daß wir uns in einer nur von Indianern und reißenden Tieren bewohnten Wildnis befanden. Die Gegenwart der letzteren wurde uns durch das nächtliche Geheul der Wölfe ringsumher in aller Form angekündigt. Am dritten Tage bemerkten wir, daß an die Stelle des gewöhnlichen Präriegrases die kurze, frühzeitig sprießende, unter dem Namen Büffelgras bekannte Gattung getreten war, die bereits ihr volles Wachstum erreicht hatte. Nachmittags, als wir eben ein neues, langgestrecktes Plateau erklommen hatten, schrie der Kutscher plötzlich: „Da sind sie!“ und wies mit der Peitsche auf eine lange schwarze Linie vor uns. Wir befanden uns in der Tat einer Büffelherde gegenüber. Wir nahten uns derselben rasch, und als wir näher kamen, erschien eine Reihe nach der andern vor uns, und wir bemerkten, daß wir uns mitten durch eine große Herde wilden Prärieviehs

bewegten. Bald konnten wir ihre plumpen zottigen Körper zu Tausenden erblicken, Stiere, Kühe und Kälber, nach allen Richtungen hin. Sie waren nicht in einer gemeinsamen großen Masse zusammengedrängt, sondern bildeten gleichsam unzählige Rotten, mit je einem kräftigen Stier als Führer. Sie weideten ganz ruhig, und unsere Fahrt mitten durch sie hindurch störte sie nicht im geringsten, obgleich wir uns mehreren Rotten bis auf zwanzig oder dreißig Schritte näherten. Nur hier und da gerieten einige von den Kälbern in Angst und setzten sich in ihren unbehilflichen Galopp. Wir waren mit Gewehren versehen und hätten viele von ihnen erlegen können, allein wir standen davon ab, denn es wäre ein unnützes Schlachten gewesen, da die Stationen reichlich mit frischem Fleisch versehen waren. Ich hatte von der beständigen Verfolgung von Büffelherden durch Wölfe gelesen und sah dies jetzt durch den Augenschein bestätigt. Wir zählten Stiegen einer großen, hellgrauen Gattung, die gleich einer Kette von Herdenhunden den Nachtrab der Herde einzeln umkreisten, bereit, sich auf einen unglücklichen Nachzügler zu stürzen.

Es nahm eine Stunde in Anspruch, die Herde zu durchkreuzen. Im Laufe des Nachmittags kamen wir an einer zweiten vorbei und an den beiden folgenden Tagen erfreuten wir uns desselben Schauspiels zu wiederholten Malen. Einige von den Fuhrleuten, welche lange Zeit in den Ebenen zugebracht hatten, behaupteten, wir wären auf die Vorhut der Millionen gestoßen, die jedes Jahr frühzeitig von Texas aufbrachen und, der deutlich ausgeprägten „Büffelspur" folgend, im Frühjahr und Sommer nach den britischen Besitzungen zogen, um im Herbst und zu Anfang des Winters zurückzukehren. Wir konnten ohne Übertreibung behaupten, daß wir tagelang mitten unter Büffeln reisten. Zu Ende des fünften Tages hatten wir den Büffelgrasgürtel überschritten und allmählich eine Höhe von beinahe viertausend Fuß erreicht, wobei die Luft beständig trockener wurde. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß wir eine dürrere Gegend betreten hatten. Der Boden war grobsandig, und eine Art niederen Kaktus begann vorzuherrschen. Die Wasseradern schwanden zu bloßen Streifen roten Sandes zusammen, so daß Wasser nur

durch Nachgraben zu gewinnen war. Weidenbüsche traten an die Stelle der Gürtel von kanadischen Pappeln längs derselben, und schließlich verschwanden selbst die Weiden. Präriehundedörfer, von ihren drolligen bellenden Insassen bewacht, waren im Überfluß vorhanden. Schwärme von Antilopen kamen in Sicht, von denen einige ausrissen, sobald sie des Postwagens ansichtig wurden, während andere, den Fuhrleuten zufolge, dem Zauber seiner roten Farbe erlagen und regungslos stillstanden, während wir ganz nahe an sie herankamen. Es war ein Hochgenuß, die trockene, frische und stärkende Luft einzuatmen. Die Durchsichtigkeit der Luft dehnte den Gesichtskreis beträchtlich aus und brachte eine Luftspiegelung nach der andern hervor. Von Nutzholzwaldungen umsäumte und mit Inseln besäte Seen erschienen rechts und links, während auf den Kopf gestellte Gebirgsketten uns mit Ehrfurcht erfüllten. Die aufsteigenden Trugbilder waren ganz merkwürdig.

Gegen Mittag des sechsten Tages nach unserer Abreise von Leavenworth bemerkte ich in großer Entfernung gegen Südwesten etwas, das zuerst wie eine Wolke am klaren Himmel aussah. Ich erkannte es alsbald als eine Bergspitze und schloß aus der Richtung, in der sie sich befand, daß es keine andere als die nach dem Forschungsreisenden Pike benannte sein könne. Dies war auch der Fall, und die mächtige Landmarke erschien auf diese Weise in der dünnen Luft auf eine Entfernung von nicht weniger als hundertfünfzig Meilen. Ich fühlte mich von dem Anblick ganz erhoben. Binnen einigen Stunden wurde gegen Nordwesten eine andere Spitze sichtbar, welche ich für den nach Pike's Gefährten Long benannten Zwilling der ersten ansah. Vor Einbruch der Dunkelheit ragten gerade gegen Westen zu noch viele andere Gipfel empor, die Umrisse der Hauptkette der Rocky Mountains bezeichnend.

Ein außerordentlicher Zwischenfall ereignete sich in der letzten Nachtstation, deren Wärter uns erzählte, daß er fünf Tage vorher, während er sich auf der Jagd nach Antilopen befand, wenige Meilen von der Station plötzlich fünf Körper von Weißen entdeckt habe, vier davon mit zerbrochenen Schädeln und anderweitig

verstümmelt. Bei näherer Untersuchung fand er, daß noch Leben in dem Unverletzten war. Er eilte nach der Station zurück, um einen Wagen zu holen und brachte den Mann ins Lager. Augenscheinlich hatte Mangel an Nahrung und Wasser den zu einem wahren Skelett zusammengeschwundenen Überlebenden an den Rand des Todes gebracht. Sorgsame Pflege brachte ihn soweit wieder zum Leben, daß er imstande war, zu erzählen, wie er in seinen kläglichen Zustand geraten war. Er und noch zwanzig Gefährten, alle aus dem nördlichen Illinois, waren vor sechs Wochen von Kansas City nach dem Pike's Peak aufgebrochen. Gleich so vielen anderen hatten sie törichterweise, auf Empfehlung einiger rücksichtsloser Zeitungen, beschlossen, dem Beispiel der Mormonen-Auswanderer nach Utah folgend, die Ebenen mit kleinen Handkarren zu durchkreuzen. So ausgerüstet wanderten sie den Kansas River hinauf und gelangten rasch und ohne Unfall bis an den zweihundert Meilen westlich von Fort Riley entfernten Punkt, wo die Straße ihr Ende erreichte. Von dort aus unternahmen sie es, sich querfeldein nach Cherry Creek durchzuschlagen, wobei sie ihre Karren zogen oder vor sich her schoben und sich der Führung eines Kompasses überließen. Nach einigen Tagen wurden sie von einem Schneesturm überrascht, der zwei Tage dauerte und sie den heftigsten Leiden aussetzte, indem sie vom rechten Wege abgerieten und aufs Geratewohl umherwanderten. Ihre Vorräte gingen zu Ende, und von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, fiel einer nach dem andern zu Boden und blieb zurück, um einsam in der Wildnis sein Leben auszuhauchen. Als die Überlebenden auf zwölf zusammengeschmolzen waren, gingen sie, durch ihre Leiden zur Unmenschlichkeit getrieben, einen entsetzlichen Vertrag ein, sich von einander zu nähren, wobei das Los entscheiden sollte. Einige von den Opfern erschossen sich, während andere von den übriggebliebenen Kannibalen kaltblütig getötet wurden. Der gerettete Mann hatte drei Brüder in dem Trupp und gab zu, daß er an ihren Leibern sein Leben gefristet hatte. Spätere Nachforschungen meinerseits und durch andere ergaben die Wahrheit seiner Erzählung. Zehn Tage nachher brachte man ihn nach Denver, körperlich hergestellt, doch zerrütteten Verstandes. Er bestand darauf, sein Name sei

Blau, während eine Nachfrage in seiner Heimat ergab, daß er Grün hieß.

Während unserer letzten Tagereise gestaltete sich die Aussicht auf die Berge immer großartiger, da wir allmählich das letzte und höchste Plateau der Ebenen erklommen, welches die Wasserscheide zwischen dem Kansas- und dem South Platte-Flusse bildete. Zu Mittag hatten wir den höchsten Grat erreicht, und gegen Norden, Süd und West lag vor uns ausgebreitet eines der großartigsten Schauspiele in der ganzen Welt. Zwischen meinem Standpunkte und dem großen Gebirgsrücken lag, deutlich erkennbar, das Becken des South Platte mit dem halben Dutzend seiner Nebenflüsse von Ost und West. Das Tal schien fünfzig bis siebzig Meilen weit zu sein, war jedoch von vielen dazwischen liegenden Bergkämmen durchschnitten. Dreihundert Meilen weit erstreckte sich das mächtige Gebirge nach rechts und links, im Süden von den hohen Kegeln des Pike's Peak und des Spanischen Peakgebirges und im Norden von der gleich einem Strebepfeiler emporragenden Masse des Long's Peak flankiert. Sie glichen einer ungeheuren Wand, die den Kontinent wie mittels einer unübersteiglichen Schranke zerteilte. Von ihren Gipfeln bis zur Hälfte ihrer Höhe waren sie alle mit Schnee und weiter bis zum Fuße mit ununterbrochenen Waldungen bedeckt.

Die letzten fünfzig Meilen unserer Fahrt ging es beständig bergab, und wir rollten mit einer Schnelligkeit von acht bis zehn Meilen die Stunde dahin. Gerade als die untergehende Sonne die Gebirgskette glänzend beleuchtete, machte der Wagen zum letzten Male vor dem Blockhause in Denver Halt, in welchem die Eilwagengesellschaft ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Unsere Ankunft war unerwartet, allein die frohe Nachricht von dem Eintreffen des ersten Überland-Eilwagens verbreitete sich augenblicklich auf beiden Ufern des Cherry Creek, und die gesamte Bevölkerung rückte flugs aus, ihn zu bewillkommnen. Wir brachten eine Post von mehreren hundert Briefen und Zeitungen mit, und die Verkündigung dieser Tatsache rief ein dreifaches Hurra auf die Expreß-Kompagnie hervor. Es war eine große Wohltat, denn die letzten Nachrichten vom Missouri River waren beinahe fünf

Wochen alt. Natürlich war ich der Mittelpunkt des Intereſſes und wurde mit Fragen überſchüttet. Irgend jemand ſchlug vor, ich ſolle ihnen allen die Neuigkeiten aus den „Staaten" zum beſten geben, worauf ich einen Holzklotz beſteigen und die Zuhörerſchaft eine halbe Stunde lang mit der Erzählung alles deſſen unterhalten mußte, was ſich während der vier Wochen vor meiner Abreiſe ereignet hatte. Dafür wurde mir der Dank der Verſammlung votiert, und ich erwarb mir ſofort das Wohlwollen ſämtlicher Anſiedler.

Siebzehntes Kapitel.

Am Cherry Creek. 1859.

Mein Beglaubigungsſchreiben von der Geſellſchaft an ihren örtlichen Vertreter, Dr. J. M. Fox, entſchied ſofort die wichtige Frage, wo ich mir befriedigende Koſt und Wohnung verſchaffen könnte. Der Doktor erbot ſich, mir beides in dem Amtsgebäude zu niedrigem Preiſe zu liefern, und dort wohnte ich und nahm meine Mahlzeiten während der nächſten drei Monate ein. Mein Wirt war aus Miſſouri gebürtig, etwa dreißig Jahre alt, hatte früher Medizin praktiziert, war aber ſeit einigen Jahren im Dienſte von Ruſſell, Majors & Waddell. Er war ein äußerſt intelligenter und entſchloſſener Menſch, nur ein wenig zur Lethargie geneigt, und ermangelte mir gegenüber niemals der aufmerkſamſten Gefälligkeit. Mehr als zwanzig Jahre ſpäter ſtand es in meiner Macht, ihm meine Dankbarkeit zu beweiſen, indem ich ihn in verſchiedenen Stellungen in meine Dienſte nahm, wovon er eine in dieſem Augenblicke bekleidet.

Ich will unſern Aufenthaltsort beſchreiben. Er war herrlich am Rande einer hohen, ſchroff aus dem Bette des Cherry Creek emporragenden Klippe gelegen, die eine großartige Ausſicht auf die Berge gewährte. Man ſtelle ſich eine einſtöckige Hütte der roheſten Art vor, aus Stämmen der kanadiſchen Pappel hergeſtellt, dreißig Fuß lang und fünfzehn Fuß breit und durch eine Blockſcheidewand in zwei gleiche Räume geteilt, von denen der vordere zu Bureauzwecken benutzt wurde und der andere zum Kochen, Eſſen und Schlafen diente. Das Dach beſtand aus mit Erde und Kies bedeckten Stämmen, und der Zugang fand durch zwei Türen ohne Schloß ſtatt. Fenſter irgendwelcher Art waren

nicht vorhanden; in der Tat war Fensterglas damals und auf Monate hinaus am Cherry Creek überhaupt nicht zu haben. Wenn Licht von außen nötig war, mußten die Türen offen gelassen werden. Mutter Erde lieferte den Fußboden, da keinerlei Bauholz aufzutreiben war. Mit einer solchen Schlafstätte mußten wir uns begnügen und wir breiteten allnächtlich in der Hinterkammer Büffelhäute auf den Boden, auf dem wir es uns mit Sätteln und (späterhin) Heu als Kopfkissen bequem machten. Das Mobiliar bestand aus einem roh gezimmerten, aus einer Packkiste hergestellten Tisch und kleinen Fässern, die als Sitze dienten. Unser Koch war ein Mischling aus Neu-Mexiko, der nur spanisch sprach. Seine Kenntnis der Kochkunst war ziemlich begrenzt, allein wäre sie auch umfangreicher gewesen, so würde uns dies nicht viel genützt haben, insofern als das ihm zu Gebote stehende Material anfangs sehr beschränkt war. Büffel- und Antilopenfleisch, Speck, eingemachtes Obst, Pfannkuchen und Brot machten wochenlang unsere gleichförmige Kost aus. Später kamen noch Kaffee, Tee, eingemachte Gemüse und Kartoffeln aus Neu-Mexiko hinzu. Die Eilboten und Fuhrleute teilten unsere Tafel und unsere Schlafstätte, und unmittelbar hinter dem Gebäude befand sich eine Einfriedigung für die Eilwagen und Maultiere, woher das klägliche Geschrei der „Langohren" zu uns drang und unsere nächtliche Ruhe regelmäßig störte.

Die Beschreibung von Denver und Auraria vom Hörensagen erwies sich dem Wesen nach als richtig; doch war Auraria, welches das linke Ufer des Cherry Creek bis zum Platte River hinunter einnahm, dem am rechten Ufer gelegenen Denver weit voraus. Es enthielt mehrere Dutzend zerstreuter Wohnungen jeder Art, ein- und zweistöckige Bauten aus grob behauenen Stämmen, Kombinationen von dugouts und Zelten, Lehmziegelbauten und Blockwände mit Segeltuchdächern darüber und dazwischen Wigwams, bunt durcheinander. In Denver waren kaum mehr als ein Dutzend Gebäude errichtet. Es schien, als ob Auraria seiner Rivalin sicher auf immer den Rang ablaufen würde, doch traf gerade das Gegenteil ein. Auraria enthielt sämtliche Geschäftslokale, einschließlich mehrerer äußerst spärlich mit Vorräten ver-

ſehener Läden, eine Schneider- und eine Schuſterwerkſtatt, ſelbſt einen Uhrmacherladen und, nicht zu vergeſſen, eine Druckerei, die von Omaha gebracht und erſt wenige Tage vor meiner Ankunft in Gang geſetzt worden war. Aus derſelben ging bereits ein ganz lesbares Wochenblatt, die „Rocky Mountain News", hervor, welches in der Folge zu einem blühenden und einflußreichen Unternehmen heranwuchs und noch heute unter demſelben Titel fortbeſteht. Sein damaliger Redakteur, William N. Byers, wurde ein hervorragender politiſcher Charakter im Territorium, wie auch im Staate Colorado.

Natürlich beſtanden die Bewohner beider Orte faſt ausſchließlich aus Mannsperſonen aus den verſchiedenen weſtlichen Staaten; die darunter befindlichen fünf Frauen und ſieben Kinder wurden als Raritäten betrachtet. Nur ſehr wenige waren augenſcheinlich daran gewöhnt, ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben, während andere ſich in dem Kampf ums Daſein als Kaufleute, Bauſpekulanten und Minengründer auf ihren geſunden Menſchenverſtand verließen; neben dieſen kam dann noch eine geringe Beimiſchung von Rechts- und Medizinkundigen in Betracht.

Ich brauchte nur einige Tage, um mit jedermann bekannt zu werden und ſämtliche zu ermittelnden „Goldnachrichten" zu ſammeln und mit der Feder zu verarbeiten. Es war eigentlich nicht viel darüber zu ſagen; ſeit mehreren Monaten war kein neuer Beweis von dem Daſein eines großen Mineralreichtums aufgetaucht, und infolgedeſſen machte ſich unverkennbare Entmutigung allgemein bemerkbar. Dr. Fox war aufs eifrigſte bemüht geweſen, ſich behufs Verſendung mittels des erſten zurückkehrenden Eilwagens einiges Waſch- und Klumpengold zu verſchaffen, allein es gelang ihm, nur etwa zwanzig Unzen zuſammenzubringen, nämlich alles, was in beiden Orten aufzutreiben war. Die einſichtsvollſten Leute ſchüttelten die Köpfe und geſtanden im Vertrauen ein, daß die Ausſicht beinahe hoffnungslos ſei. Nichtsdeſtoweniger dauerte der Zufluß von Goldſuchern fort. Jeden Tag und zu allen Tageszeiten trafen ſie vom Oſten auf der Platte-Route und vom Süden auf der Arkanſas-Route in Zügen von drei bis

zwanzig Fuhrwerken ein. Die Zahl der Zuzügler vermehrte sich bis zu mehreren Hunderten den Tag, und die unbebauten Teile der Stadtanlage waren mit den Zelten der neuen Ankömmlinge übersät. Die Wagenzüge brachten eine bedeutende Anzahl von „Hand-Kärrnern" mit, die sie an verschiedenen Punkten der Ebenen in der schrecklichsten Not aufgelesen hatten.

Der Monat Mai brach ohne das geringste Zeichen eines Fortschritts an. Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich immer mehr aller Gemüter, und das Aufgeben und Verlassen der Gegend wurde zum Gegenstand häufiger Besprechung. Diese Zerstörung aller meiner vertrauenssicheren und hochfliegenden persönlichen Erwartungen versetzte mich ebenfalls in die tiefste Verstimmung. In dieser Gemütsverfassung saß ich am zweiten Sonntage im Mai im Expreß-Bureau in Gesellschaft von Dr. Fox und Joseph Heywood, einem wohlbekannten Kalifornier, früher in Cincinnati ansässig. Wir besprachen eben die hoffnungslose Lage der Dinge, als ein kleines, schmächtiges, dichtbärtiges Individuum im Bergmannsgewande eintrat und nach Briefen frug. Man bot ihm einen Sitz an, und er ließ sich alsbald in ein Gespräch über die Hilfsquellen des Landes ein. Wider alle Erwartung schien er fest an dessen Mineralreichtum zu glauben. Über seine Erfahrungen in den Bergen befragt, von denen er eben angekommen zu sein behauptete, sagte er nach anscheinendem kurzem Zögern aus, daß er etwas über eine Woche vorher, von John H. Gregory und mehreren andern begleitet, in der Richtung der nördlichen Gabelung des Clear Creek, eines Zuflusses des South Platte, stromaufwärts gezogen sei und goldhaltige Erde in der Nähe von Quarzfelsenadern entdeckt habe, die in einer an das Tal des Flüßchens grenzenden Schlucht durch das Gebirge liefen. Die Erde, erklärte er, hätte ihm Gold im Werte von einem Dollar per Pfanne abgeworfen. Eine Kundgebung von Ungläubigkeit seitens seiner Zuhörer wahrnehmend, zog er zur Bekräftigung seiner Aussage eine Flasche hervor, die Staubgold im Werte von etwa vierzig Dollars enthielt, und zeigte uns auch mehrere Bruchstücke einer harten Substanz, die er als zersetzten goldhaltigen Quarz bezeichnete. Mr. Heywood trat mit einem der Stücke ins

Freie, um es mittels eines Vergrößerungsglaſes zu unterſuchen und rief alsbald Dr. Fox hinaus, dem er mitteilte, daß das in ſeiner Hand befindliche Exemplar ſo ſchöner Quarz ſei, wie er ihn je in den reichſten Quarzadern von Kalifornien geſehen hatte. Da inzwiſchen mehrere Perſonen in die Stube getreten waren und, von der Erzählung des Bergmanns hörend, geneigt ſchienen, deren Wahrheit in Zweifel zu ziehen, wurde derſelbe ziemlich aufgeregt, wiederholte ſeine Ausſage und erklärte auf das beſtimmteſte, er wolle irgend einer Anzahl von Leuten, die ihm nach der in Frage ſtehenden Örtlichkeit folgen würde, einen Dollar per Pfanne verbürgen; er fügte noch dazu, ſie könnten einen Strick mitbringen und ihn aufknüpfen, falls er ſich als Lügner erweiſen ſollte.

Dies war die erſte Nachricht von der Entdeckung goldhaltiger Quarzadern in den Bergen, welche nach den Städtchen am Cherry Creek gelangte. Die Schlucht, in der die Entdeckung gemacht wurde, erhielt den Namen „Gregory-Mine". Der Bergmann kehrte am folgenden Tage nach den Bergen zurück, begleitet von mehreren Aurarianern, welche dringend wünſchten, ſeine Erzählung beſtätigt zu finden. Mehrere Tage lang hörte man nichts weiter, doch am fünften Tage kam einer von dem Trupp, ein gewiſſer Bates, vormals aus Dubuque in Jowa, wieder und brachte ein ungefähr fünf Unzen Schuppen- oder Waſchgold enthaltendes Fläſchchen mit, deſſen Inhalt er behauptete, allein aus neunundbreißig Pfannen Erde gewaſchen zu haben, und zwar nicht weit von der Stelle, an der Gregory eine ergiebige Ader entdeckt hatte. Da Bates als ein verläßlicher Mann bekannt war, ſo fand ſeine Erzählung allgemeinen Glauben, während er von Tür zu Tür geleitet wurde, um ſie zu wiederholen. Überſchwängliche Hoffnung trat ſofort an die Stelle der herrſchenden Niedergeſchlagenheit. Die Leute riefen einander auf der Straße zu: „Nun iſt alles in Ordnung", „Wir haben's, es iſt doch da", „Das Land iſt geborgen", uſw.

Am folgenden Tage fand ein allgemeiner Auszug nach dem North Clear Creek ſtatt. Wer immer ſich für einen Aufenthalt in den Bergen hinreichende Mundvorräte verſchaffen konnte, machte

sich unverzüglich auf den Weg. Krämer sperrten ihre Läden zu, Schenkwirte brachen mit ihrem Whiskeyvorrat auf, die wenigen Handwerker, welche bei dem Bau von Häusern beschäftigt waren, ließen ihre Arbeit liegen. Der Kreisrichter und der Gerichtsvollzieher, Advokaten und Ärzte, ja selbst der Redakteur der „Rocky Mountain News“ schlossen sich dem allgemeinen Auszuge an. Natürlich blieb ich nicht zurück, sondern ritt auf einem stattlichen, von der Expreß-Kompanie entlehnten Maultiere landeinwärts, mein Bettzeug hinten aufgeschnallt und versehen mit einem dreitägigen Vorrat von altbackenem Brot und Speck, nebst gemahlenem, geröstetem Mais, der, mit Wasser gemischt, ein sehr kühlendes und nahrhaftes, in Neu-Mexiko vielgenossenes Getränk abgab.

Die Gregory-Schlucht war in der Luftlinie nicht weiter als dreißig Meilen von Cherry Creek entfernt, allein die einzige damals gangbare Route war sehr weitläufig und betrug volle fünfzig Meilen. Die ersten sechzehn Meilen waren nicht im geringsten beschwerlich. Der Boden stieg zwölf Meilen weit allmählich zu den sogenannten Fußhügeln hinan. Mein Maultier trabte gleichmäßig über die dazwischen liegenden, natürlichen Wiesen dahin, die in ihrem schimmernden Frühlingsgewande von frischem Gras und den mannigfaltigsten grellfarbigen Feldblumen vor uns ausgebreitet lagen. Die Fußhügel erwiesen sich als eine Kette von Anhöhen, tausend bis fünfzehnhundert Fuß hoch über der Prärie, mit Buschgras und einzelnen Kiefern bewachsen und von der Hauptkette durch ein schönes, etwa eine Meile breites Tal getrennt. Nachdem ich ein paar Meilen talaufwärts geritten war, kam ich an den Clear Creek, einen ungestümen Bergstrom, ungefähr fünfzig Fuß breit und vier bis sechs Fuß tief und reißenden Laufs. Mein Tier zeigte sich abgeneigt, das eiskalte Wasser zu durchkreuzen, und ich brachte es nur mit großer Schwierigkeit hinüber, nachdem ich es mehrere hundert Fuß stromabwärts hatte schwimmen lassen, wobei ich bis zu den Hüften durchnäßt worden war. Eine Meile von dem Übergang wandte sich der Pfad jählings einen sehr steilen Bergabhang hinan, der sich zu einer Höhe von wenigstens zweitausend Fuß über das Tal erhob und den zu erklimmen eine äußerst beschwerliche Aufgabe für mein Maultier

war, die mehrere Stunden in Anſpruch nahm. Mindeſtens noch hundert Goldſucher mühten ſich gleichzeitig die Höhe hinan, und einige verſuchten ſogar, mit Ochſen beſpannte Wagen hinaufzubefördern. Einmal oben angelangt, erwies ſich die übrige Reiſe verhältnismäßig mühelos über breite Gebirgsrücken, reich an Gras und Kiefernwaldungen, und es gelang mir, den Ort meiner Beſtimmung an demſelben Tage gerade bei einbrechender Dunkelheit zu erreichen. Ich litt den ganzen Nachmittag an heftiger Migräne und mußte mehrere Male Übelkeit halber anhalten. Die Atmoſphäre in der beträchtlichen Höhe — zwiſchen neun- und zehntauſend Fuß über dem Meeresſpiegel — übte wohl dieſe Wirkung aus, die ich ſpäter noch mehrmals auf Ausflügen durch das Gebirge empfand, doch ſchließlich ganz überwand. Ich frug mich nach Gregorys Lager durch, ſtellte mich ihm vor und erſuchte um eine Schlafſtelle für die Nacht. Er willfahrte meiner Bitte ſogleich und wies mir eine Ecke in ſeinem Zelte an. Mein Tier bedurfte keiner Pflege, da es unterwegs reichlich mit Gras und Waſſer verſorgt geweſen war, und nachdem ich es an einen Pfahl gebunden hatte, breitete ich meine Decken aus und war in einem Augenblick feſt eingeſchlafen.

Des Morgens erfaßte ich die Lage der Dinge binnen wenigen Stunden. Die „Gregory-Mine" war in einer Höhe von neuntauſend Fuß an dem ſteilen ſüdlichen Abhang einer ſchmalen Kluft gelegen, die, gleich dem ganzen Gebiet der Rocky Mountains, mit Ausnahme der höchſten Gipfel, mit Gras und Kiefern bewachſen war. Sie wurde von den Quellwaſſern der nördlichen Gabelung des Clear Creek beſpült, die einen Bach von nicht über ſechs Fuß Breite und zwei Fuß Tiefe bildete. Obgleich erſt zwei Wochen verfloſſen waren, ſeit Gregory das erſte Quantum goldführender Erde in ſeiner Pfanne ausgewaſchen hatte, war bereits eine große Anzahl von Leuten damit beſchäftigt, die Bergabhänge mit Picke und Schaufel aufzureißen. Dutzende von Hütten aus Kieſeräſten waren errichtet und Zelte aufgeſchlagen worden. Waſchtröge, „long toms",[1]) oszillierende Wellen waren in vollem Betrieb,

[1]) Gleichfalls ein Goldwaſchapparat.

Graben durchkreuzten die Schlucht und Verwerfungsklüfte waren im Bau begriffen — kurz, das getreue Bild eines geschäftigen, vielversprechenden Bergbaulagers stand vor meinen Augen.

Ich brachte beinahe eine Woche in der Gregory-Schlucht als Gast der Bergleute zu. Ich suchte jede zurzeit eröffnete Ader und jede Gerechtsame auf, war Zeuge des Ausgrabens, Förderns und Auswaschens von goldführender Erde, wusch selbst manche Pfanne voll aus, sah das Gold in den Rinnen der Waschtröge und war täglich zugegen, wenn die Arbeiter das zum Auslesen des feinen Goldes aus den Waschtrögen verwendete Quecksilber einsammelten und es in Retorten zu goldbeschwerten Kuchen erhitzten. Durch diesen augenscheinlichen Beweis vollkommen überzeugt, daß das neue Dorado wirklich entdeckt worden sei, kehrte ich nach Denver zurück und hielt mich für berechtigt, diese große Neuigkeit mit dem vollen Glauben und Nachdruck der Überzeugung zu verbreiten.

In den Städtchen am Cherry Creek war bereits eine merkliche Veränderung vorgegangen. Das Bauen wurde wieder aufgenommen, Kaufleute und Handwerker waren geschäftig, und Gold vom Clear Creek begann zu kursieren. Die Karawanen von Ankömmlingen aus dem Osten nahmen ihren Weg direkt nach den Bergen. Mehrere große, mit gemischten Vorräten und Waren beladene Züge waren eingetroffen und hatten die herrschenden übermäßigen Preise für Lebensbedürfnisse, z. B. fünfundzwanzig Cents das Pfund für Mehl, vierzig bis fünfzig Cents für Zucker, fünf Dollars den Scheffel für Korn usw., einigermaßen reduziert. Kurzum, eine allgemeine Rührigkeit und Geschäftigkeit war an die Stelle des Stillstandes getreten.

Ungefähr eine Woche nach meiner Rückkehr aus den Bergen bildete die Ankunft von Horace Greeley, dem berühmten Herausgeber der New Yorker „Tribune", in Begleitung von Albert D. Richardson, einem wohlbekannten Korrespondenten des Bostoner „Journal", ein bemerkenswertes Ereignis. Sie kamen in einem der Expreß-Eilwagen und waren von einem eigentümlichen und gefährlichen Unfall betroffen worden. Indem sie zwischen einer Büffelherde hindurchfuhren, hatten die Tiere, wahrscheinlich beim Anblick der rotfarbigen Kutsche in Wut geraten, diese angegriffen

und umgeſtürzt. Greeley hatte eine ſchwere Verwundung unterhalb des rechten Knies davongetragen, die ihn für mehrere Wochen lähmte, und beide Journaliſten waren allenthalben gequetſcht und zerſchlagen. Sie fanden Unterkunft im Denver Houſe, dem einzigen „Hotel“ in Denver, das kurz vor ihrer Ankunft für die Aufnahme von Gäſten fertiggeſtellt worden war.

Dieſes Etabliſſement war etwa ſechzig Fuß lang und dreißig Fuß breit. Seine vier Seiten beſtanden aus grob behauenen Stämmen, und das ſchräglaufende Dach aus Sparrenwerk war mit Segeltuch bedeckt. Im Innern waren weder Fußböden, noch Zimmerdecken, noch Wandbekleidungen, noch ſolide Scheidewände zur Abteilung des Raumes vorhanden; doch diente auf Rahmen genageltes Segeltuch dazu, ihn für verſchiedenartige Zwecke bis zur Höhe von ſieben Fuß abzugrenzen. Ein Schenktiſch für den ausſchließlichen Verkauf von ſtarken Getränken und ein Dutzend Spieltiſche, an denen Berufsverſtändige bei mannigfaltigen Spielen den Vorſitz führten, nahmen den vorderen Teil ein. Mehrere Individuen, die ſich in den beiden Orten herumgetrieben hatten und die ich anfänglich für bemittelte Leute hielt, welche auf die Gelegenheit warteten, von ihrem Gelde einen anſtändigen Gebrauch zu machen, kamen in dieſem Teile zum Vorſchein. An die Schenkſtube ſtieß ein anderer, durch Segeltuchverſchläge abgegrenzter Raum, in dem die Mahlzeiten eingenommen wurden. Unmittelbar dahinter waren ſechs Schlafkammern — auch nur mittels desſelben leichten Stoffes abgeteilt — zu beiden Seiten eines Ganges hergerichtet. Die Küche befand ſich auswärts, am Ende des Gebäudes unter einem Zelt, und ſtand unter der Oberaufſicht eines weißen Kochs. Außer den aus rohen Brettern hergeſtellten Spiel- und anderen Tiſchen, Bänken und Stühlen war keine Einrichtung vorhanden. Bettſtellen aus demſelben Material wurden beigeſchafft — jedoch ohne Matratzen und Kiſſen — und auch zinnerne Waſchbecken, welche die Gäſte ſelbſt aus im Gange aufgeſtellten Waſſerfäſſern füllten und nach Gebrauch auf den Erdboden ausleerten.

Im ganzen genommen war dieſes Hotel einzig in ſeiner Art: es entbehrte natürlich jeder Bequemlichkeit und geſtattete auch nicht

die geringste Ruhe. In Ermanglung eines Abschlusses nach oben konnte man bei den dünnen Scheidewänden jeden Laut aus irgend einem Teile des Gebäudes in dessen ganzer Ausdehnung vernehmen. Greeley wurde nach diesem Wirtshaus getragen — er konnte sein wundes Bein nicht gebrauchen — und in eine der oben beschriebenen Schlafkammern gebracht. Der „Tribune-Philosoph", als welcher er dem gesamten amerikanischen Publikum bekannt war, war von Natur mit der sanftesten Gemütsart begabt und verlor die Geduld nur bei seltenen Gelegenheiten und unter der stärksten Herausforderung. Sein mildes Antlitz trug in der Tat gewöhnlich den Ausdruck von Ergebung und Langmut. Allein in Anbetracht der Schmerzen, die seine Wunde ihm verursachte und des unaufhörlichen Getöses um ihn her, während der ganzen vierundzwanzig Stunden, und der besonderen Aufregung, welche das bei Tag und Nacht wenige Schritte von ihm vor sich gehende Trinken und Spielen in dem Apostel strenger Enthaltsamkeit und guter Sitten hervorrief, verloren diese christlichen Tugenden allmählich ihre Gewalt über ihn. Ich besuchte ihn mehrmals des Tages und nahm diese Veränderung in seinem Temperament deutlich wahr. Sie gab sich nachgerade dadurch zu erkennen, daß er seine Friedensstörer so heftig verwünschte, daß ich meinen Ohren nicht traute. Sein Ingrimm erreichte am dritten Abend seiner Qualen den Kulminationspunkt. Glücklicherweise befand ich mich bei ihm und wurde auf diese Art Augen- und Ohrenzeuge dessen, was geschah. Gegen zehn Uhr erhob er sich und bestand darauf, nach der Schenkstube zu hinken. Obgleich seine Anwesenheit im Hause allgemein bekannt war, rief sein Erscheinen Überraschung und augenblickliches Schweigen hervor. Er bat um einen Stuhl und begann: „Meine Freunde, ich leide seit fast einer Woche Schmerzen und an Schlaflosigkeit und bin zu Tode erschöpft. Ich bin ein Gast in diesem Hotel, bezahle einen hohen Preis für Kost und Wohnung und bin des Nachts zur Ruhe berechtigt. Doch wie kann ich mir diese verschaffen bei all dem Lärm um mich her?" Hieran reihte er eine der ergreifendsten Ermahnungen, die ich je gehört, und forderte seine Umgebung auf, ihre lasterhafte Lebensweise aufzugeben und nüchtern und arbeitsam zu werden. Er sprach beinahe eine Stunde

lang, während wir ihm mit gespannter Teilnahme und der vollkommensten Ehrerbietung zuhörten. Auch erreichte er seinen Zweck. Das Spielen hörte auf, und die Schenkstube wurde jede Nacht um elf Uhr geschlossen, so lange er dablieb.

Dabei fällt mir noch eine andere, mit Greeleys Aufenthalt in Denver in Verbindung stehende Anekdote ein. Ein deutscher Barbier namens Murat, der seine Kunst daselbst ausübte und ein Abkömmling des Königs von Neapel zu sein behauptete, wurde geholt, um Greeley zu rasieren. Als seine Arbeit beendigt war und er um seine Rechnung gefragt wurde, gab er unverfroren dritthalb Dollars als den regelmäßigen Preis für seine Leistungen außerhalb seiner Barbierstube an. Greeley warf ihm einen sanften Blick zu, zog seine Börse hervor und reichte ihm das Geld mit der Bemerkung: „Nun, ich kann wohl etwas an die Auszeichnung wenden, von königlichen Händen abgeschabt zu werden."

Nachdem er noch einige Tage länger ausgeruht hatte, fühlte Greeley sich kräftig genug, um einen Ausflug nach den Gregory-Minen zu unternehmen, und ich erbot mich, ihn und seinen Gefährten dahin zu geleiten. Er hatte seit fünfundzwanzig Jahren nicht zu Pferde gesessen und schrak vor der Notwendigkeit dies zu tun, zurück, entschloß sich jedoch endlich dazu. Wir fuhren bis zum Clear Creek und bestiegen dort drei Maultiere. Ich ritt an der Spitze des Zuges in den Fluß, wohin meine Begleiter mir ohne Zögern folgten. Das Wasser war wenigstens um einen Fuß gestiegen, seit ich es zuletzt durchschritten hatte, und mein Tier begann sogleich zu schwimmen, so daß ich bis zu den Hüften durchnäßt wurde. Die beiden andern Tiere folgten seinem Beispiel. Greeley bot einen sehenswerten Anblick. Erschreckt durch das plötzliche Untertauchen seines Maultiers, hatte er sogleich die Beine in die Höhe gezogen, um nicht naß zu werden. Durch diese Bewegung verlor er das Gleichgewicht und, um sich festzuhalten, schlang er die Arme um den Hals des Tieres. Offenbar gefiel diesem die Umarmung nicht, denn es begann sich dagegen zu wehren und trug seinen Reiter stromabwärts. Ich erfaßte die Situation beim Erreichen des andern Ufers, galoppierte den Fluß entlang und, abermals in denselben hineinreitend, gelang es mir, Greeleys

Tier in den Zügel zu fallen und es ans Ufer zu ziehen. Das Antlitz des Reiters trug einen unbeschreiblichen Ausdruck von Furcht, gemischt mit Belustigung über sich selbst. Als er, von Wasser triefend, das Ufer erstieg, begrüßte ihn eine Anzahl von Goldsuchern, die uns zugesehen hatten, mit einem dreifachen, donnernden Hurra, welches das charakteristische Lächeln auf sein Antlitz zurückrief.

Als wir auf dem Rückweg am Clear Creek anlangten, weigerte Greeley sich entschieden, noch einmal auf seinem Maultier hinüber zu schwimmen. Wie er selbst von sich sagte: „Meine dreitägigen rauhen Erlebnisse hatten mich vollständig mürbe gemacht und ich hatte weder Kraft noch Herz für den Übergang." Seine Weigerung erwies sich als sehr klug, denn als sein Maultier hinübergeführt wurde, riß der Sattelgurt und das ganze Gepäck, einschließlich der Schlafdecken, fiel ins Wasser und ging verloren. Die folgende Stelle aus einem seiner Briefe an die „Tribune" bezieht sich auf einen Unfall, der mir plötzlich zwischen dem Clear Creek und Denver zustieß:

„Ein Unfall, der leicht hätte ernstliche Folgen haben können, traf ein Mitglied unserer Gesellschaft, Herrn Villard von dem Cincinnatier „Commercial". Auf einige Entfernung vorausreitend, wurde er von seinem Maultier abgeworfen, dessen Sattel sich gelöst hatte, nach vorn gerutscht und umgeschlagen war, so daß der Reiter wuchtig auf den linken Arm fiel, der eine arge Quetschung davontrug. Herr Villard wurde hierauf noch eine Rute weitergeschleift, da er mit der Ferse im Steigbügel hängen geblieben war. Sein Maultier blieb sodann stehen, doch als ich von rückwärts heranritt, wagte ich nicht näher zu kommen, damit nicht etwa sein Tier aufgescheucht werde, und wartete auf den Freund, der auf seinen Ruf nach Hilfe von vorn herankam. Herr Villard wurde ohne weitere Verletzung befreit, doch wird er seinen Arm zeitweilig nicht gebrauchen können."

In der Tat mußte ich den verletzten Arm mehrere Wochen lang in der Schlinge tragen.

Greeley, Richardson und ich verbanden uns zu einer öffentlichen Auseinandersetzung der damaligen tatsächlichen Minenergeb-

niſſe. Dieſelbe war in vollkommen gutem Glauben vorbereitet und genau auf die von den Unterzeichneten ſelbſt beobachteten Tatſachen gegründet. Nichtsdeſtoweniger machten die politiſchen Gegner Greeleys ſie lange Zeit zum Gegenſtand des Spottes und von Schmähungen gegen ihn. Sein unverſöhnlicher Feind, der ältere James Gordon Bennett, griff ihn ganz beſonders deshalb im New Yorker „Herald“ an. Die Behauptung, daß wir uns hätten irreführen und beſchwindeln laſſen, wurde ſo beharrlich wiederholt, daß die tonangebenden Bergleute nachher beſchworene Ausſagen veröffentlichten, welche die Wahrheit unſeres Berichtes bezeugten. Der ſtetig zunehmende Augenſchein von dem Vorhandenſein großen Mineralreichtums in den Rocky Mountains hielt unſere Angabe auf die Dauer ſiegreich aufrecht.

Achtzehntes Kapitel.

Von den „Rockies" nach dem mittleren Westen. 1859—1860.

Meine persönlichen Aussichten waren nun gesichert, wenigstens was die Fortdauer meiner Arbeiten für das „Commercial" während des Sommers und Herbstes anbetraf. „Pike's Peak" war das allüberwiegende Tagesgespräch in der Presse durch die ganzen Vereinigten Staaten hindurch, und Nachrichten von dort wurden von Redakteuren und Verlegern eifrigst begehrt. Es fanden sich nacheinander noch mehrere Korrespondenten auf dem Schauplatze ein, doch war ich ihnen gegenüber durch meine frühzeitige Ankunft und meine Kenntnis der Gegend sehr im Vorteil.

Mit dem fortschreitenden Sommer strömten noch mehr Wanderer auf der Suche nach Reichtümern durch die Ebenen. Nicht weniger als fünfzig- bis sechzigtausend Glücksjäger langten vor dem ersten September in den Rocky Mountains an, und binnen wenigen Wochen waren vier bis fünftausend in die Gregory-Schlucht und die benachbarten Schluchten gedrungen. Es war solch ein Überfluß, daß viele sich genötigt sahen, ihren Weg sodann längs anderen Wasserläufen nach Nord und Süd und selbst bis zum und über den höchsten Bergrücken nach der von den Grand und Green Rivers bewässerten Region zu nehmen. Tausende folgten dem Lauf des South Platte bis zu seinen Quellen und erreichten von da den westlichen Abhang durch den Ute-Paß. Ehe der nächste Winter eintrat, war in der Tat der größere Teil des gegenwärtig innerhalb der Grenzen des Staates Colorado gelegenen Gebietes bereist und bearbeitet, und an vielen Orten waren

bleibende Bergbaulager aufgeschlagen worden. Fast jeden Tag trafen Berichte von neuen Funden in verschiedenen Teilen des Gebirges in den Städtchen am Cherry Creek ein. Sobald sie hinreichend bestätigt waren, um meine Reise dahin zu rechtfertigen, machte ich mich auf den Weg, um sie an Ort und Stelle zu beglaubigen. So befand ich mich meistenteils unterwegs. Gewöhnlich schloß ich mich Schürfern an, welche selbständige Entdeckungen gemacht hatten und nach dem Cherry Creek gekommen waren, um sich mit den zu deren Ausbeutung erforderlichen Vorräten und Werkzeugen zu versehen.

Mehrmals zog ich aber auch mit Auskundschaftstrupps ohne ein bestimmtes Ziel aus und außerdem besuchte ich in Zwischenräumen mehrere bereits etablierte Bergmannslager, wie das von Gregory, wieder. Auf diese Weise erstreckte sich der Bereich meiner Beobachtungen von Long's Peak bis zum Pike's Peak, auf dem östlichen sowohl als auf dem westlichen Abhang des Gebirges. Ich überstieg dessen Hauptkamm in beiden Richtungen zu wiederholten Malen und besuchte jene schönen, beinahe kreisrunden Täler, bekannt als der Süd-, der mittlere und der Nordpark und bestehend aus Bergwiesen, einzeln und gruppenweise mit Kiefern bestanden, durchschnitten von rauschenden Bergströmen und umgeben von schneegekrönten Gipfeln. Diese Ausflüge, obgleich sie zuweilen große Beschwerden mit sich brachten, waren jederzeit von Anfang bis zu Ende, höchst genußreich, und ich gedenke ihrer jetzt noch mit neuentbrannter Begeisterung. Die Berührung mit der ursprünglichen Natur in ihren erhabensten Gestaltungen übte eine wahrhaft erhebende Wirkung aus. Wir reisten jeden Tag, so lange und so weit es uns beliebte, und gönnten uns reichlich Zeit zu allem — zum Anstaunen von Naturwundern, zum Genuß der Landschaft, zum Fischen und Jagen und zum Schürfen. Die Gebirgsbäche wimmelten von Forellen und die Täler von Elens und anderm Hochwild, wir begegneten oft großen Herden von Elentieren. Wir schliefen stets auf dem Boden — und welch friedlicher Schlaf war das, — zehn bis zwölf Stunden jede Nacht! Ich könnte ein halbes Dutzend blühender Städte in Colorado namhaft machen, auf deren Baustätten ich kampierte, noch ehe sie

ſelbſt „belegt“ worden waren. Wir beſorgten unſere Kocherei der Reihe nach und taten uns mit Forellen und Wild gütlich. Im ganzen tat es mir immer leid, wenn meine journaliſtiſchen Verpflichtungen mich zwangen, nach dem Cherry Creek zurückzukehren, um neugeſammelten Stoff zu einem meiner regelmäßigen Berichte zu verarbeiten.

Mittlerweile geſtaltete ſich das Leben in Denver und Auraria gleichfalls von Tag zu Tag geſchäftiger, mannigfaltiger und intereſſanter. Beide Orte machten erſtaunliche Fortſchritte. Eine beträchtliche Anzahl von tragbaren Sägemühlen war angekommen, die einen reichlichen Vorrat an Bauholz lieferten. Auch ganze Wagenladungen von Kurzwaren für Gebäude, fertigen Fenſtern und Türen wurden zur Stelle geſchafft, und geſchickte Handwerker fanden ſich zahlreich ein. Die raſchen Beförderungsmittel vom Miſſouri durch die Eilwagengeſellſchaft — die Zeit war auf ſechs Tage reduziert worden — brachten auch einen anſehnlichen Zuwachs an Kapitaliſten. Bis zum Hochſommer wurde der Aufbau der Städte nach jeder Richtung hin mit bemerkenswertem Nachdruck betrieben. Täglich wurden neue Gebäude in Angriff genommen, und ihre Beſchaffenheit verbeſſerte ſich zuſehends. Die urſprüngliche Bauſtätte von Auraria war von Männern aus Nebraska belegt worden, jene von Denver von den Beteiligten, die infolge der bereits erwähnten Verſammlung zu Leavenworth hergekommen waren. Da eine Landesvermeſſung von Regierungs wegen niemals ſtattgefunden hatte, ſo war dieſes „Belegen“ wirklich nur eine unberechtigte Niederlaſſung aufs Geratewohl. Die „Squatters“[1]) hatten nicht geringe Mühe, ihre Anſprüche gegen die „Jumpers“[2]) zu verteidigen. Wie nicht anders zu erwarten war, wurden, ſobald die Zukunft des Landes geſichert ſchien, „Zuſätze“ zur Stadtanlage meilenweit von ihren Grenzen nach allen vier Weltgegenden ausgeſteckt. Die Denver-Kompagnie beſtand urſprünglich aus zwölf Mitgliedern, von denen jedes einen

---

[1]) Anſiedler ohne Rechtstitel auf fremden, nicht urbaren (und gewöhnlich der Regierung gehörenden) Ländereien.

[2]) Anſiedler, die ſich das Land anderer aneignen.

gleichen Anteil hatte. „General“ Larimer, aus Pittsburg gebürtig und ſpäter in Leavenworth anſäſſig, war der führende Geiſt. In Anbetracht des Umſtandes, daß ich die Gegend ſo eifrig angeprieſen hatte, wurde mir ein hundertachtundvierzigſtel Anteil an der Geſellſchaft zuerkannt. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß ich noch andere Stadtanlagen in verſchiedenen Teilen des Landes vermeſſen und beſtimmen half und deren Mitbeſitzer wurde.

Zu Ende Auguſt waren vollends fünftauſend Menſchen am Cherry Creek anſäſſig, darunter wenigſtens hundert Familien. Lange vorher hatte die Notwendigkeit, das Grund- und das perſönliche Eigentum der Einwohner zu beſchützen, zur Bildung von Stadtverwaltungen geführt. Obgleich die Bevölkerung aus allen Teilen der Vereinigten Staaten — es wäre kaum übertrieben zu behaupten, aus allen vier Himmelsgegenden — herbeigeſtrömt war, war ſie doch merkwürdig anſtändig und ordentlich. Ich behaupte ohne Zögern, daß der Prozentſatz von laſterhaften Elementen — Spielern, Dieben, Mördern und ſchlechten Weibern — dort niemals ſo groß war, wie in andern Bergwerkſtädten in Kalifornien, Nevada und Montana. Übergriffe in fremdes Eigentum und Verletzungen von Perſonen kamen nicht häufig vor, indeſſen war es ſo gut wie unmöglich, Vergehen in beiderlei Beziehung zu beſtrafen, infolge des gänzlichen Mangels an Gerichtshöfen und Gefängniſſen. Es war daher nicht zu verwundern, daß zur Aufrechthaltung von Ordnung und Sicherheit ſchließlich an Richter Lynch appelliert werden mußte. Landesverweiſung und Hängen waren ungefähr die einzigen anwendbaren Strafen. Während des Sommers und Herbſtes wurden jedoch nur fünfzehn Männer und Frauen aus der Gegend ausgewieſen, und nur zwei Männer wurden zur Strafe für Morde gehängt, die ſie bei Streitigkeiten in Spielhöllen und Bordellen begangen hatten. Ich wohnte einer der Hinrichtungen bei. Das Opfer war ein ſchöner junger Mann, nicht über dreiundzwanzig Jahre alt, von achtbaren Eltern, großer Intelligenz und feiner Bildung, aber durch Trunkſucht und andere ſchlimme Angewohnheiten zu dieſem ſchrecklichen Ende gebracht. Er gab zu, daß er den Tod verdiente, und ließ ſein Schickſal ſtandhaft über ſich ergehen.

Bis zum Spätsommer enthielten die beiden Städtchen verschiedene Hotels mit mehr oder weniger „modernen“ Einrichtungen, etwa vierzig Kaufläden, zahlreiche Handwerksstätten, wenigstens hundert ärztliche Offizinen und Anwaltsstuben, und andere augenscheinliche Beweise fortschreitender Ziviliſation, nebſt einer großen Anzahl von Trink- und Spiellokalen. Auch wurden mehrere vortreffliche Speisehäuser eröffnet, in denen sehr gute Mahlzeiten ohne Logis zu mäßigen Preisen — nämlich zu fünfundsiebzig Cents (anstatt zu anderthalb bis dritthalb Dollars) die Mahlzeit — zu haben waren. Die Expreßkompagnie war schon seit einiger Zeit nach einem andern Gebäude übergesiedelt, und ich hatte anderswo Kost und Wohnung gefunden. Ich darf nicht vergessen, ein aufregendes Erlebnis zu erzählen, das uns vor dem Umzug des Expreßbureaus aus dem ursprünglichen Blockhause zustieß. Die Gesellschaft machte ein Geschäft daraus, Briefe aus dem Osten zu bringen, für deren Beförderung sie fünfundzwanzig Cents das Stück anrechnete, wie dies in Kalifornien und andern Bergwerkstaaten gang und gäbe war. Anfänglich wurde die Taxe ohne Widerrede bezahlt, doch mit dem Zunehmen der Bevölkerung machte sich ein Gemurre geltend, das allmählich zu allgemeiner und lauter Unzufriedenheit und zu heftigen Angriffen in der Presse gegen die „Erpressung“ der Expreßkompagnie anwuchs. Die Bewegung gipfelte in Indignationsversammlungen, in denen Beschlüsse gefaßt wurden, welche die Gesellschaft öffentlich rügten und ihr mit Gewalt drohten, wenn sie nicht eine niedrigere Taxe einführen sollte. Mehrere Tage hindurch versammelten sich bei der Ankunft der Eilwagen Menschenhaufen vor und in dem Expreßbureau und verlangten ihre Briefe, ohne Zahlung dafür anzubieten. Ich stand neben meinem Freund, dem Expreßagenten, hinter dem Zahltisch, und es sah zweimal danach aus als ob er sich gegen Tätlichkeiten zu verteidigen haben würde. Glücklicherweise kam es zu einem Vergleiche, demzufolge die Taxe auf zehn Cents herabgesetzt wurde. Sie wurde gänzlich aufgehoben, als vor Ende des Sommers die Regierung mit der Gesellschaft einen Kontrakt behufs Beförderung der Post abschloß.

Im Spätsommer hörte der Zuzug von Ankömmlingen beinahe auf, und es trat eine Rückflut ein — das heißt eine Auswanderung heimwärts —, die stetig zunahm, so daß es zu Anfang des Herbstes den Anschein hatte, als würde die Gegend des größten Teils ihrer Bevölkerung rasch verlustig gehen. Dies war nicht zu verwundern, denn vier Fünftel der Einwanderer waren mittellos und in der Erwartung angekommen, daß es ihnen gelingen würde, einfach durch ihrer Hände Arbeit und mit gewöhnlichem Werkzeug aus den Goldsandbänken in kürzester Zeit ein Vermögen zu gewinnen. Doch waren die Alluvial-Goldniederschläge in Wirklichkeit äußerst spärlich und bald erschöpft, und die edlen Metalle in den Rocky Mountains waren in Quarz- und Bleiglanzadern verborgen, deren ergiebige Bearbeitung Kapital und kostspielige mechanische Vorrichtungen erforderte, welche aus dem Osten herbeigeschafft werden mußten. Nur einige kleine Quarzhammerwerke waren über die Ebenen geschleppt und in den Bergen aufgestellt worden. Unter diesen Umständen war die Masse der Goldsucher unvermeidlich zu Enttäuschungen verurteilt und trachtete den Rückweg nach den Oststaaten zu finden, so gut sie konnte. Es stellte sich heraus, daß der ganze Ertrag an Gold und Silber aus der Pike's Peak-Region im Jahre 1859 drei viertel Millionen nicht überstieg, während mehrere Millionen in Ausrüstungen und vergeudeter Arbeitskraft angelegt worden waren, um diesen mageren Erfolg zu erzielen.

Mein Glaube an die Zukunft der Region war unerschütterlich, doch nach Eintritt des Herbstes drängte sich mir die Erwägung der Frage auf, ob ich über den Winter dableiben oder nach dem Osten zurückkehren solle. Es war offenbar, daß allemal, wenn Schneefälle und das Zufrieren der Flüsse die Einstellung der Minenarbeiten in den Bergen notwendig machen sollten, allgemeine Geschäftsstille und mit ihr eine große Dürftigkeit an Neuigkeiten eintreten würde, so daß ich eine Fortsetzung meines Gehaltes von seiten des „Commercial" kaum erwarten konnte. Andrerseits behagte mir das Klima und das Ansiedlerleben; auch war ich, wie bereits erwähnt, an Grundbesitz beteiligt. Nach mehreren Wochen des Zweifels entschied ich mich dafür, den Winter östlich vom Missouri zu verbringen, hiezu von einem Projekt bewogen, das mir plötzlich

aufdämmerte und nur dort ausgeführt werden konnte. Es bestand darin, meine Beobachtungen und Erlebnisse in einem Buch zu verarbeiten, das gleichzeitig der neuen Flut von Goldsuchern, die sicherlich im kommenden Frühjahr wieder eintreten würde, als Führer durch die Pike's Peak-Region dienen sollte. Ich unterbreitete den Plan meinen Freunden unter den tonangebenden Geschäftsleuten, die ihn für sehr zweckmäßig hielten und mir ihre Unterstützung durch Subskription auf mehrere Exemplare und anderweitig zusagten.

Demgemäß beschloß ich, in der letzten Woche des Oktober den Rückweg über die Platte-Route anzutreten. Kurz vor meiner Abreise erhielt ich ein Angebot für meinen Anteil in der Denver-Ländereigesellschaft, nämlich zwölfhundert Dollars bar, eine goldene Uhr, einen Wagen mit zwei Pferden und eine Flinte! Der Vorschlag schien mir sehr verlockend, denn die Baustellen hatten mich nichts gekostet und der Barbetrag kam mir, der niemals mehr als ein Zehntel davon auf einmal zur Verfügung gehabt hatte, erstaunlich groß vor. Ich hatte keine Erfahrung in derlei Sachen und nicht den geringsten Spekulationsgeist, und da ich jung und voll Selbstvertrauen war, lag mir über meine laufenden Bedürfnisse hinaus wirklich nicht viel am Gelde. Wagen und Gespann übten gerade damals eine besondere Anziehungskraft aus, da ihr Besitz das Problem der Reisegelegenheit durch die Ebenen zu lösen bestimmt war. Ich schlug folglich nach kurzem Zögern ein. Die Ausrüstung zur Reise war rasch vollendet. Ich nahm zwei Passagiere mit, welche dreißig Dollars die Person für die Fahrt von sechshundertundfünfzig Meilen in einem gewöhnlichen Farmwagen bezahlten. Dies reichte gerade zur Bestreitung des Proviants für uns Reisende und einiger Scheffel Korn hin, die ich vorsichtshalber für die Pferde mitnahm. Wir reisten am 29. Oktober früh morgens von Denver ab. Ich war damals fest entschlossen, zeitig im Frühjahr wiederzukehren, allein erst nach Ablauf voller siebzehn Jahre sah ich den Ort wieder und dann nur infolge einer außerordentlichen Wendung in dem Laufe meines Glücksrades.

Wir verfolgten den Weg, der zur großen Heerstraße für die nach dem Pike's Peak Reisenden geworden war, den South Platte

hinunter bis zu ſeiner Vereinigung mit dem North Platte, ſodann den Hauptfluß entlang bis nach Fort Kearny, wo wir abbogen, um in ſüdöſtlicher Richtung die nach Fort Leavenworth führende Militärſtraße einzuſchlagen. Mit Ausnahme einiger ſandiger Strecken von je mehreren Meilen Länge war die Straße beinahe auf die ganze Entfernung bis zum Fort Kearny hart und eben, ſo daß wir fünfundzwanzig bis dreißig Meilen den Tag zurücklegten, ohne die Pferde zu übermüden, die ſich als prächtige Reiſemähren erwieſen. Die unzähligen Tiere, welche während des Sommers über dieſelbe Route gewandert waren, hatten auch nicht einen grünen oder trockenen Grashalm übriggelaſſen, aber glücklicherweiſe war eine Anzahl von Viehwirtſchaften entſtanden, wo, allerdings zu hohen Preiſen, Heu feil war. Auch machte ſich ein vollſtändiger Mangel an Brennholz fühlbar, ſo daß wir unſere Mahlzeiten mittels getrockneten Büffeldüngers kochen mußten, den wir ziemlich weit vom Fluſſe in Säcken ſammelten. Meine Gefährten erwieſen ſich als ſehr hilfreich bei Beſorgung der Pferde und Bereitung unſerer Morgen- und Abendmahlzeiten, und überhaupt vertrugen wir uns vortrefflich. Wir ſchliefen in und unter dem Wagen, in unſere Büffelhäute und Decken gehüllt; die Pferde wurden nebenan an Pflöcke gebunden. Wir waren von herrlichem warmen Wetter begünſtigt, bis uns innerhalb einer Tagereiſe von Fort Kearny des Nachts ein Schneeſturm überraſchte, der uns zwang, dreißig Stunden ruhig liegen zu bleiben. Kochen war natürlich außer Frage, und wir ſahen uns auf Speck und Schiffszwieback angewieſen. Die Pferde wurden gut zugedeckt und mit Korn gefüttert. Als der Sturm aufhörte, lag der Schnee achtzehn Zoll hoch auf dem Boden, wurde jedoch von der Sonnenwärme raſch geſchmolzen.

Wir ergänzten unſere Vorräte, ſoweit es nötig war, in Fort Kearny — einem Handels- und Militärpoſten mit einer Garniſon von drei Schwadronen Kavallerie — und drangen ſo ſchnell wie möglich (durch den Schneeſturm vor der bevorſtehenden Jahreszeit der „blizzards“ gewarnt) die noch übrigen hundertundachtzig Meilen vorwärts bis nach St. Joſeph am Miſſouri, dem Orte unſerer Beſtimmung. Nach einer Fahrt von drei Tagen erreichten wir

die erſten Anſiedlungen zu Marysville, einer im Entſtehen begriffenen Stadt am Blue River, achtzig Meilen von Fort Kearny entfernt. Hier fanden wir anſtändiges Unterkommen im Hotel und gute Stallung für die Pferde zu mäßigen, im Oſten üblichen Preiſen. Von hier an waren unſere Mühſeligkeiten zu Ende, denn gute Wirtshäuſer waren den ganzen Weg entlang in entſprechenden Entfernungen an der Landſtraße gelegen. Ungefähr dreißig Meilen von St. Joſeph ereignete ſich ein außerordentlicher Zwiſchenfall. Ein Buggy mit zwei Inſaſſen kam uns auf der offenen Prärie entgegen. Als es ſich näherte, glaubte ich einen von ihnen zu erkennen, und richtig war es keine geringere Perſon als Abraham Lincoln! Ich hielt den Wagen an, rief ihn beim Namen an und ſprang ab, um ihm die Hand zu ſchütteln. Er erkannte mich nicht mit meinem Vollbart und dem Anſiedlergewande. Als ich nun ſagte: „Kennen Sie mich nicht?“ und meinen Namen nannte, ſah er mich höchſt erſtaunt an und brach ſodann in ein Gelächter aus. „Ei, Gott ſteh' mir bei! Sie ſehen wie ein wahrhaftiger Pike's Peaker aus.“ Sein Erſtaunen über die unerwartete Begegnung war ebenſo groß wie das meinige. Er befand ſich auf einer Vorleſungstour nach Kanſas. Es war ein kalter Morgen und der Wind wehte ſchneidend vom Nordweſten her. Lincoln zitterte vor Kälte in dem offenen, nicht einmal mit einem Dach verſehenen Gefährte; er war mit einem kurzen Überrock bekleidet und ohne Bedeckung für ſeine Beine. Ich bot ihm eine meiner Büffelhäute an, die er dankbar annahm. Er verſprach natürlich, ſie mir zurückzuſtellen, doch ſah ich ſie niemals wieder. Nachdem wir zehn Minuten geplaudert hatten, trennten wir uns. Das nächſte Mal, als ich ihn ſah, war er der republikaniſche Kandidat für die Präſidentenwürde.

Wir erreichten St. Joſeph am nächſten Tag, vierundzwanzig Tage, nachdem wir Denver verlaſſen hatten — unter den Umſtänden eine ſehr ſchnelle Reiſe. Ich beſchloß, mein Geſpann nicht in Winterquartier zu geben, ſondern es zu verkaufen, obgleich ich nur einen geringen Preis dafür erzielen konnte. Ich benutzte dann den nächſten Zug nach St. Louis und Cincinnati. An beiden Orten bildete ich eine Art Anziehungspunkt, war der Gegenſtand

von ziemlich viel Aufmerksamkeit, namentlich in Geschäfts- und Zeitungskreisen, und brachte mehrere Wochen sehr angenehm zu.

Gegen Ende des Jahres begann ich an meinem in Aussicht genommenen Buche über die Pike's Peak-Region zu arbeiten. Der größte Teil des Stoffes, dessen ich bedurfte, war bereits in meinem Besitz, doch war es nötig, neue Daten zu sammeln, um demselben den für einen „Führer" erforderlichen verläßlichen Charakter zu verleihen. Zur Sicherung pekuniären Erfolgs beschloß ich überdies eine regelmäßige Werbungsrunde um Subskriptionen bei den Geschäftsleuten von St. Louis und Chicago und den Städten am Missouri River zu unternehmen. Demgemäß besuchte ich alle diese Orte und hatte alle Ursache mit dem Resultat zufrieden zu sein. Ich sicherte mir nicht nur Subskriptionen für ungefähr zehntausend Exemplare, sondern auch ziemlich viele, auf Ansetzblätter am Ende des Buches zu druckende Annoncen. Nachdem diese vorläufige Arbeit beendet war, ging ich frühzeitig in einem Hotel zu St. Louis an die Vorbereitung des Manuskripts und hatte es bis zu Mitte März für den Druck fertiggestellt.

Mein Unternehmen war unstreitig ein von jedem Standpunkte aus legitimes und versprach wirklich höchst befriedigende Resultate. In der Tat berechtigte mich die mir bereits zugesicherte Hilfe zu der Erwartung eines Gewinnes von mindestens mehreren tausend Dollars, und diese Aussicht erfüllte mich mit großer Geistesschwungkraft. Doch sollten alle meine schöne Hoffnungen unerfüllt bleiben. Zu einer unheilvollen Stunde fand ich mich bewogen, mit einer Firma, deren Geschäft es war, Stadt- und sonstige Orts-Adreßbücher für den ganzen Westen zu verlegen, einen Kontrakt für den Druck des Buches und die Lithographie der beigefügten Karten abzuschließen. Die Firma schien einen guten Ruf zu haben und war sicherlich im Besitz aller erforderlichen Druckmittel. Als jedoch das Buch halb fertig war, machte die Firma Bankerott, und ihre ganze Masse, einschließlich der Platten für mein Buch, wurde von ihren Gläubigern mit Beschlag belegt. Ein komplizierter Streit über die Masse war die Folge. Trotz meiner unaufhörlichen Bemühungen brachte ich es doch erst gegen Ende Mai zuwege, in den Besitz meines Manuskripts und der fertigen

Platten zu gelangen, und erst spät im Juni war das Buch fertig. Meinem Übereinkommen mit den Subskribenten und Anzeigern gemäß hätte es am ersten Mai abgeliefert werden sollen. Da die Frühjahrsauswanderung nach dem Pike's Peak, für welche das Buch berechnet war, ihr Ende erreicht hatte, so weigerten die Kontrahenten sich, dasselbe anzunehmen. Das Ende vom Liede war, daß zur Not genug Exemplare verkauft wurden, um die Kosten der ersten Auflage von zweitausendfünfhundert zu decken. Mit anderen Worten, anstatt des erwarteten finanziellen Erfolges schlug das Unternehmen fehl und gewährte mir keine Vergütung für die daran gewendete, monatelange Zeit und Mühe, nebstbei meine beschränkten Mittel noch bedeutend vermindernd. Ich konnte diese Enttäuschung lange Zeit nicht verschmerzen.

Anstatt als unabhängiger Kapitalist dazustehen, imstande künftighin nur solch literarischer Arbeit obzuliegen, die mir zusagte — ein glückseliger Zustand, dem ich vertrauensvoll entgegengesehen hatte —, sah ich mich abermals genötigt, mich um regelmäßige journalistische Beschäftigung zu bewerben. Zu meinem Glücke befanden wir uns in einem „Präsidentschaftsjahr“, dem aufregenden Vorläufer der schrecklichen Krise, welche das Land während der kommenden Jahre durchzumachen bestimmt war. Ich war von dem Cincinnatier „Commercial“ beauftragt worden, als sein Vertreter der republikanischen Nationalversammlung beizuwohnen, welche am 16. Mai in Chicago eröffnet wurde, und leistete der Aufforderung mit Freuden Folge. Was ich bei dieser denkwürdigen Gelegenheit sah und hörte, wird immerdar zu meinen teuersten und erhebendsten Erinnerungen zählen. Ich habe seither vielen nationalen Zusammenkünften der großen politischen Parteien beigewohnt, doch keiner, die sich auch nur im entferntesten mit den Teilnehmern an der Versammlung in Chicago, in bezug auf Intelligenz, Charakter, Ernst und Begeisterung vergleichen läßt. Sie enthielt die höchste Blüte unter den Führern der jungrepublikanischen Partei und war unstreitig, was sämtliche Gegenparteien — die Douglas-Demokratie, die Buchanan- oder Breckinridge-Demokratie und Bell und Everetts „amerikanische“ Partei — sie zu sein bezichtigten: eine partikularistische Versammlung, aus-

ſchließlich aus Vertretern der freien Staaten, mit Ausnahme der fünf angrenzenden Sklavereiſtaaten, zuſammengeſetzt. Die Verhandlungen waren von ſpannendem Intereſſe und im ganzen einträchtig. Dennoch machten ſich zweierlei abweichende Beſtrebungen in bezug auf die Sklavereifrage, eine radikale und eine konſervative, bemerkbar, welche zu dem dramatiſcheſten Zwiſchenfall während der Verſammlung Anlaß gab. Dies geſchah, als der Antrag von Joſhua R. Giddings, der Unabhängigkeitserklärung die Einleitung einzuverleiben, „daß alle Menſchen gleich erſchaffen ſeien" uſw. uſw., niedergeſtimmt wurde und George William Curtis, damals erſt ſechsunddreißig Jahre alt, ſich erhob, um denſelben mit einem unvergleichlichen Ausbruch von Beredſamkeit zu erneuern, der die Zuhörerſchaft unverzüglich mit ſich fortriß.

In einer Hinſicht bereitete mir die Verſammlung eine große Enttäuſchung. Ich war für die Aufſtellung von William H. Seward begeiſtert, der mir ſeit ſeiner großen Rede von 1858 über den „unaufhaltſamen Zuſammenſtoß" als der geeignetſte und natürliche Führer der republikaniſchen Partei erſchien. Die lauten Demonſtrationen ſeiner Anhänger und namentlich der New Yorker Delegation zu ſeinen Gunſten hatten mir auch die Überzeugung beigebracht, daß ſeine Kandidatur unwiderſtehlich ſein würde. Ich teilte daher vollſtändig den tiefen Verdruß der Delegationen von New York und anderen Staaten, als bei der dritten Ballotage Abraham Lincoln mehr Stimmen erhielt als Seward und hierauf einſtimmig nominiert wurde. Ich hatte das Vorurteil gegen Lincoln, mit dem mich meine perſönliche Berührung mit ihm im Jahre 1858 erfüllt hatte, nicht überwunden. Es ſchien mir unbegreiflich und empörend, daß der ungeſchlachte und alltägliche Politiker von Illinois, deſſen einzige Erfahrung im öffentlichen Leben in der Dienſtleiſtung als Mitglied der Staatslegislatur und im Kongreß während eines Termins beſtanden hatte, den Sieg davontragen ſollte über den ausgezeichneten und erprobten Staatsmann, in der Tat die hervorragendſte Perſönlichkeit des Landes.

Während des noch übrigen Sommers ſowohl wie auch während des Herbſtes bis zur Präſidentenwahl im November widmete ich meine ganze Zeit der Verfaſſung von Berichten über bemerkens-

werte politische Zusammenkünfte, für das „Commercial“ von Cincinnati, den „Missouri Democrat“, mit dessen wohlbekanntem Hauptredakteur, B. Gratz Brown, ich während meines Aufenthaltes in St. Louis genau bekannt geworden war, und für die New Yorker „Tribune“, mit der ich durch meine Bekanntschaft mit Horace Greeley in Verbindung trat. Ich stand fortwährend auf dem Sprunge und durchreiste Illinois, Indiana, Ohio und Michigan, mit gelegentlichen Streifzügen nach Kentucky, Wisconsin und Missouri — kurz, etwa vier- bis fünftausend Meilen. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß ich im Laufe von vier Monaten wenigstens fünfzig wichtigen Versammlungen beigewohnt habe. Obgleich eine höhere Art volkstümlicher Beredsamkeit zu den Seltenheiten gehörte, wurden doch sehr viele gute Reden gehalten. Ich hörte Lincoln, Douglas, S. P. Chase, J. C. Breckinridge, Carl Schurz, Schuyler Colfax, Tom Corwin und eine Schar geringerer Leuchten. Ich traf Hunderte von alten politischen Bekannten wieder und lernte buchstäblich Tausende von neuen kennen. Es war eine Gelegenheit, einzig in ihrer Art, die menschliche Natur im allgemeinen und das Kampfspiel praktischer Politik im besonderen zu beobachten und zu studieren. Im ganzen genommen genoß ich viel Vergnügen und erfreute mich überall herzlicher Gastfreundschaft. Dennoch war ich recht froh, als meine Arbeit zu Ende ging.

Am Tage der Wahl befand ich mich in Chicago. Obwohl kein großer Bewunderer des republikanischen Fahnenträgers, wünschte ich ihm natürlich doch Erfolg und war demgemäß von dem Resultat der Wahl äußerst befriedigt. Meiner Ansicht nach mußte der Sieg der republikanischen Partei offenbar eine nationale Krise herbeiführen. Ich glaubte in der Tat, daß das Land an der Schwelle höchst bedeutungsvoller Ereignisse stand, und es schien mir, als ob die Skavereifrage einer gewaltsamen Lösung entgegenginge. Allein ich hatte so wenig wie sonst jemand eine Ahnung davon, daß der größte und blutigste Bürgerkrieg, den die Geschichte kennt, in der allernächsten Zukunft ausbrechen sollte.

Neunzehntes Kapitel.

Mit Lincoln in Springfield. 1860—1861.

Ich begab mich von Chicago nach New York, teils um mich einige Wochen auszuruhen und zu unterhalten, wozu ich nach meiner beschwerlichen Arbeit während des Sommers und Herbstes gewiß berechtigt war, teils um mich neuerdings um eine bleibende Verbindung mit der hauptstädtischen Presse zu bewerben.[1]) Die gründliche praktische Schulung als Berichterstatter, die ich mir seit meinen letzten Versuchen in dieser Richtung angeeignet hatte, versprach die Erreichung meines Zieles sehr zu erleichtern. Gegen Ende November erhielt ich ein Anerbieten in ganz unerwarteter Form. Die Vereinigte Presse von New York[2]) machte mir den Vorschlag, daß ich mich nach Springfield, Illinois, verfügen und bis zur Abreise des erwählten Präsidenten nach Washington da bleiben solle, um sie mit regelmäßigen Depeschen über laufende Ereignisse an jenem Orte zu versehen, der für einige Zeit den politischen Mittelpunkt bilden sollte. Da man mir eine angemessene Vergütung anbot und auf meine Bedingung, daß es mir verstattet sein solle, mit westlichen Blättern per Post zu korrespondieren, einging, so übernahm ich diese neuartige und wichtige Sendung.

---

[1]) Er brachte einen ausführlichen Artikel über die Entwicklung des Bergbaues in den Rocky Mountains im Jahre 1860 mit, der schließlich vom „Herald" angenommen wurde. Damit erneuerte er seine Bekanntschaft mit Frederic Hudson, dem geschäftsführenden Redakteur.

[2]) Oder vielmehr der „Herald", durch Mr. Hudson, auf die Kunde von seinen Erfahrungen während der Lincoln-Douglas-Kampagne und seiner Bekanntschaft mit Lincoln. Nach den Regeln der Vereinigten Presse mußte der „Herald" seine Depeschen den anderen Mitgliedern der Vereinigung mitteilen.

Ich machte mich sofort auf den Weg nach Springfield. Da ich den Ort im Jahre 1858 und während der Präsidentschaftskampagne häufig besucht hatte, so war ich mit ziemlich vielen daselbst Ansässigen bekannt, einschließlich Lincolns; seines Rechtsassociés, des Richters Logan; des erwählten Gouverneurs Richard Yates und des Staatsauditors Jesse K. Dubois.

Springfield war damals eine kleine, aber recht anziehende Stadt von ungefähr neuntausend Einwohnern. Den Mittelpunkt des Geschäftsteils bildete der Marktplatz, in welchem das Parlamentsgebäude stand, mit den Amtsstuben des Gouverneurs und der Departementschefs, sowie der Spitzen der Deputiertenkammer. Die bewohnten Straßen gingen rechtwinklig vom Platze aus; sie waren ungepflastert und bei nassem Wetter, das während des Winters vorherrschte, schlechterdings unpassierbar. Ich stieg in dem einzigen anständigen Hotel des Ortes ab, das auch zum Hauptabsteigequartier von tausenden von Besuchern wurde, die aus Neugierde oder behufs politischer Besprechung und Stellenjägerei während der nächsten Monate nach diesem zeitweiligen Mekka gepilgert kamen.

Als ich Mr. Lincoln von dem Zwecke meines Aufenthaltes in Kenntnis setzte, hieß er mich sehr freundlich willkommen und ermächtigte mich, zu jeder Zeit behufs Erlangung irgendwelcher Auskunft, deren ich bedurfte, bei ihm vorzusprechen. Er stellte mich seinem Privatsekretär, John G. Nicolay, vor, der ihm eine höchst erfolgreiche Laufbahn verdankt. Mr. Lincoln hatte ihn erst nach seiner Erwählung in seine Dienste genommen; bisher war er ein einfacher, kärglich besoldeter Schreiber an einem der Staatsämter gewesen. Damals traf ich auch zum erstenmal mit John Hay zusammen. Ich erinnere mich jetzt nicht, ob er bei meiner Ankunft bereits als Hilfs-Privatsekretär bei Mr. Lincoln angestellt war oder nicht, jedoch geschah dies, ehe Mr. Lincoln Springfield verließ. Er war sehr jung — kaum zweiundzwanzig —, schön und von einnehmenden Manieren, hatte einige Zeit als Korrespondent des „Missouri Democrat" von St. Louis fungiert und zeichnete sich durch seinen fließenden und blumenreichen Stil aus; seine Laufbahn als Literat und Diplomat ist wohlbekannt. Er führte

ſpäter den Titel eines Oberſten, obgleich er nie in aktivem Dienſte ſtand. Nicolay und er betätigten ihre Dankbarkeit gegen Lincoln durch ihre umfangreiche Biographie desſelben, ein Werk, das unſtreitig eine höchſt wertvolle Quelle ſelbſtändiger Unterſuchung bildet, doch keineswegs als ein Muſter hiſtoriſcher Gerechtigkeit hingeſtellt werden darf.

Mr. Lincoln gelangte nach ſeiner Erwählung bald zur Überzeugung, daß ſein beſcheidenes, zweiſtöckiges Fachwerkwohnhaus für den Zudrang örtlicher Beſucher und ſolcher aus der Ferne ganz und gar unzulänglich war, und machte demgemäß gern von dem Anerbieten Gebrauch, den Saal des Gouverneurs im Kapitolgebäude zu benützen. Bei meiner Ankunft hatte er bereits begonnen, einen anſehnlichen Teil des Tages daſelbſt zuzubringen. Er erſchien täglich, mit Ausnahme der Sonntage, zwiſchen neun und zehn Uhr und hielt bis Mittag einen Empfang ab, zu dem ſämtliche Ankömmlinge zugelaſſen wurden, ohne auch nur der Förmlichkeit genügen zu müſſen, ſich vorher durch ihre Karten anmelden zu laſſen. Wer immer vorzuſprechen beliebte, konnte derſelben herzlichen Begrüßung ſicher ſein. Mittags ging er nach Hauſe zu Tiſche und erſchien ungefähr um zwei Uhr wieder. Hierauf wandte er ſeine Aufmerkſamkeit ſeiner Korreſpondenz zu und empfing Beſucher von hervorragender Stellung auf beſondere Verabredung entweder im Kapitol oder im Hotel. Gelegentlich, doch äußerſt ſelten, brachte er einige Stunden in ſeiner Advokatenſtube zu. Des Abends fanden ſich alte Freunde in ſeinem Hauſe ein, um Neuigkeiten und politiſche Anſichten auszutauſchen. Zuweilen, wenn wichtige Nachrichten erwartet wurden, ging er nach dem Abendeſſen nach dem Telegraphenamt oder den Zeitungsexpeditionen und blieb daſelbſt bis zu einer ſpäten Stunde. Überhaupt war kein erwählter Präſident ſo zugänglich für jedermann, wenigſtens während der erſten Wochen meines Aufenthaltes. Er fand jedoch zuletzt, wie nicht anders zu erwarten war, daß dieſe populäre Gepflogenheit große Beſchwerden mit ſich brachte und daß er mehr Zeit für ſich ſelbſt bedurfte, weshalb die Stunden, welche er dem Publikum widmete, nach und nach eingeſchränkt wurden.

Ich war beinahe täglich für längere oder kürzere Zeit bei seinen Empfängen an diesen Vormittagen zugegen, gewöhnlich als stiller Zuhörer, da ich mich zu anderen Stunden um Auskunft an ihn wenden konnte. Es war ein höchst interessantes Studium, die Art und Weise seines Verkehrs mit Besuchern zu beobachten. In der Regel legte er bemerkenswerten Takt in seinem Umgang mit jedem von ihnen an den Tag, ob es nun ungeschliffene Farmer aus Sangamon County waren, oder geschmeidige Handlungsreisende, gesetzte Kaufleute, verschlagene Politiker, oder Prediger, Advokaten und andere Berufsmänner. Er bekundete eine äußerst schnelle und scharfe Beurteilung individueller Charakterzüge und Eigentümlichkeiten und paßte sich denselben sogleich an. Er wich niemals einer schicklichen Frage aus oder ermangelte eine passende Antwort zu geben. Stets zu einem Argument bereit, dem niemals ein origineller Beigeschmack abging, gewann er in einer Auseinandersetzung in der Regel die Oberhand. Indessen hatte die Ungezwungenheit der Unterhaltungen mit seinen Besuchern eine bestimmte Grenze. Viele von denselben suchten ihn natürlich über seine künftige Politik als Präsident, der Sezessionsbewegung im Süden gegenüber, auszuforschen, allein er verriet seinen Standpunkt in keiner Weise. Der bemerkenswerteste und anziehendste Grundzug dieser täglichen „Levees" war jedoch die beständige Befriedigung seines natürlichen Hanges zum Geschichtenerzählen. Selbstverständlich hatten sämtliche Besucher davon gehört und waren auf das Privilegium begierig, Ohrenzeugen einer praktischen Illustration seiner hervorragenden Begabung in diesem Fach zu sein. Er wußte dies und machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihren Wünschen entgegenzukommen. Er war nie um eine Geschichte oder Anekdote verlegen, um eine Meinung zu erklären oder einen Punkt geltend zu machen, und deren Anpassung war stets untadelhaft. Er hatte einen augenscheinlich unerschöpflichen Vorrat, und die Geschichten klangen so natürlich, daß es schwer zu entscheiden war, ob er nur wiederholte, was er von anderen gehört, oder ob er selbst erfunden hatte.

Keinem seiner Zuhörer bereitete der Witz — und Witz war ein unfehlbarer Bestandteil seiner Geschichten — halb so viel

Genuß wie ihm ſelbſt. Es war in der Tat ein Vergnügen, die Wirkung, welche ſie auf ihn ausübten, zu beobachten. Ein hochgeſtimmtes Gelächter ließ ſein ſonſt melancholiſches Antlitz vor gründlicher Fröhlichkeit aufleuchten. Er ſchüttelte ſich am ganzen Leibe vor luſtiger Erregung, und wenn er von ſeiner Leiſtung beſonders erbaut war, folgte er ſeiner Gewohnheit, die von den Armen umſchlungenen Knie bis zu ſeinem Geſicht hinaufzuziehen, wie ich es 1858 von ihm geſehen hatte. Es tut mir leid, konſtatieren zu müſſen, daß er ſich bei dem Zuſchnitte ſeiner Geſchichten oft allzu große Freiheit geſtattete. Er ſchien darauf erpicht, auf rechte oder ſchlechte Weiſe ſeinen Treffer zu haben. Mit anderen Worten, er zögerte niemals, eine derbe oder ſelbſt entſchieden unflätige Geſchichte zu erzählen, wenn ſie ſeinem Zweck entſprach. Alle ſeine perſönlichen Freunde könnten hinſichtlich dieſes Punktes dasſelbe Zeugnis ablegen. Es iſt eine notoriſche Tatſache, daß dieſe Vorliebe für vulgäre Redeweiſe ihm ſelbſt im Weißen Hauſe anhaften blieb. Zu wiederholten Malen hörte ich ihn in „böswilliger Abſicht“ vorſätzlich irgendeine abſtoßende Erdichtung zum beſten geben, um ſich eines unwillkommenen Beſuchers zu entledigen. Immer wieder bemächtigte ſich meiner ein Gefühl des Widerwillens und der Demütigung darüber, daß eine ſolche Perſönlichkeit berufen ſein ſollte, die Geſchicke eines großen Volkes während der ſchrecklichſten Periode ſeiner Geſchichte zu leiten. Doch ſtellten ihn ſeine Leiſtungen während der nächſten Jahre als einen der großen Führer der Menſchheit in Bedrängnis hin, und gerade ſeine niedrigen Neigungen ließen ſeine beſſeren Eigenſchaften nur um ſo leuchtender hervortreten. Zu der Zeit aber, von der ich ſpreche, wäre ich nicht imſtande geweſen, mich zu überreden, daß der Mann möglicherweiſe wahre Geiſtesgröße und Seelenadel beſitzen könne. Ich möchte bei dem Leſer jedoch keineswegs die Vorſtellung erzeugen, daß er in ſeiner Unterhaltung hauptſächlich dem Alltäglichen und Gemeinen huldigte; denn trotz ſeiner häufigen Ausbrüche niedrigen Humors war er von Natur wirklich ſehr nüchtern und ernſthaft, ja ſogar in ſolchem Grade zur Schwermut geneigt, daß alle ſeine Biographen ihm eine ſtark melancholiſche Gemütsart zugeſchrieben haben.

Ich machte von seiner Ermächtigung, mich zu irgendeiner Zeit um Auskunft an ihn zu wenden, häufig Gebrauch. In zwei Fragen war das Publikum natürlich auf das höchste interessiert und erwartete von mir Aufklärung über dieselben, nämlich die Zusammensetzung seines Kabinetts und seine Stellung zur Sezessionsbewegung, welche täglich an Ausdehnung und Macht gewann. In bezug auf jene gab er mir bald indirekt zu verstehen, daß, wie jedermann erwartete, William H. Seward und S. P. Chase, seine Mitbewerber um die Nomination zur Präsidentenwürde, sich unter seinen konstitutionellen Ratgebern befinden würden. Er konnte wohl kaum umhin, ihnen Anerkennung widerfahren zu lassen, und weigerte sich standhaft, auf die Einwendungen zu hören, welche gegen dieselben, als „Extremisten", von leitenden Politikern aus den Grenzstaaten, namentlich aus Kentucky und Missouri, gemacht wurden. Was die übrigen Mitglieder des Kabinetts betrifft, so wurden dieselben viel später und nach einem langwierigen und ermüdenden Kampf mit den Delegationen verschiedener Staaten gewählt, die nach Springfield kamen, um die Ansprüche ihrer „Lieblingssöhne" geltend zu machen. Ich werde auf dieses Thema zurückkommen.

Niemand, der ihn die andere Frage erörtern hörte, konnte umhin, seine „andere Seite" zu entdecken und von seinem tiefen Ernst, seiner ängstlich besorgten Beachtung der öffentlichen Angelegenheiten und seinem gründlichen Bewußtsein der außerordentlichen Verantwortung, die seiner harrte, überzeugt zu sein. Er weigerte sich niemals, mit mir über die Sezession zu sprechen, vermied es jedoch zumeist, auf spezifische Fragen zu antworten, und beschränkte sich auf Allgemeinheiten. Ich war bei vielen Unterhaltungen zugegen, die er mit leitenden öffentlichen Persönlichkeiten über diesen Gegenstand hatte, wobei er dieselbe Zurückhaltung an den Tag legte. Er zögerte nicht, es auszusprechen, daß die Union aufrechterhalten werden sollte und, seiner Meinung nach, werden würde, und sich in lange Argumente zum Beweise seiner Behauptungen einzulassen, welche auf die Geschichte der Republik, die Gleichartigkeit ihrer Bevölkerung, die natürlichen Charakterzüge des Landes — wie die gemeinsame Küste, die

Flüſſe und Gebirge —, was alles zu politiſcher und handelstätiger Einigkeit nötigte, gegründet waren. Allein er war nicht zu bewegen, ſich über ſeine Handlungsweiſe angeſichts eines etwaigen Abfalls der Südſtaaten zu äußern, und erklärte nur, daß er als Präſident den Eid leiſten müſſe, die Konſtitution der Vereinigten Staaten aufrechtzuhalten, und daher gebunden ſei, dieſe Pflicht zu erfüllen. In derſelben allgemeinen Weiſe begegnete er den häufigen Fragen, ob er es als ſeine Pflicht betrachten würde, zur Waffengewalt gegen jene Staaten zu ſchreiten, die einen Abfall verſuchen ſollten. In bezug hierauf hörte ich ihn jedoch mehrmals den Zweifel ausſprechen, ob es ausführbar wäre, die Sklavereiſtaaten durch bloße Gewalt in der Union feſtzuhalten, falls ſie alle geſonnen ſein ſollten, ſich von ihr loszuſagen. Er wurde oft durch die Bemühungen radikaler ſklavereifeindlicher Männer in Verlegenheit geſetzt, ihm irgendwelche Verſicherung zu entlocken, die ſie in ihrer Hoffnung, daß die Kriſe die Abſchaffung der Sklaverei zur Folge haben würde, beſtärken könnte. Er antwortete nicht ihren Wünſchen gemäß und gab deutlich zu verſtehen, daß er nicht als „Abolitioniſt“ betrachtet zu werden wünſchte und an der Meinung feſthalte, daß der Konſtitution gemäß das Sklaveneigentumsrecht ſchutzberechtigt ſei und die in deſſen Beſitze Befindlichen nicht ohne gebührende Entſchädigung für dieſelben beraubt werden dürften. Bewußt oder unbewußt muß er, wie ſonſt jedermann, durch den Lauf der Begebenheiten in ſeinen Anſichten beeinflußt worden ſein. Da die politiſchen Leidenſchaften im Süden immer heißer entbrannten und tatſächliche Herausforderungen der bundesſtaatlichen Autorität durch Gewalttaten nach ſeiner Erwählung faſt zum täglichen Ereignis wurden, endlich in dem förmlichen Abfall von ſieben Staaten und der Gründung des ſüdlichen Staatenbundes unter Jefferſon Davis zu Montgomery in Alabama ſeinen Gipfel erreichte, ſo muß der urſprünglich ohne Zweifel von ihm gehegte Glaube, daß es ihm durch eine verſöhnliche Haltung als Präſident gelingen würde, die aufrühreriſchen Staaten zu beruhigen, ſtark erſchüttert worden ſein. Dennoch glaube ich, ſeine bis zum Zeitpunkt ſeiner Abreiſe nach Waſhington vorherrſchenden Anſichten richtig zu verdolmetſchen, indem ich erkläre, daß er

unentwegt an seinem Vertrauen auf die Erhaltung des Friedens zwischen Nord und Süd festhielt und nicht ahnte, daß seine Hauptverpflichtung darin bestehen würde, riesige Armeen und Flotten aufzustellen, wie auch die Mittel zu deren Erhaltung aufzutreiben, um die entschlossenste und blutigste Rebellion zugunsten der Sklaverei zu unterdrücken, deren Zeuge unser Planet jemals gewesen.

Die „Doktrin" Jacksons, daß „dem Sieger die Beute gehöre", war noch so allgemein der Glaubenssatz sämtlicher Politiker, daß ein Wechsel nicht nur in allen höheren, sondern auch in allen untergeordneten bundesstaatlichen Ämtern für ausgemacht galt. Auch erwartete man, daß es bei der andern altehrwürdigen Parteigepflogenheit einer Verteilung des Exekutivpatronats unter die verschiedenen Staaten bleiben würde. Dementsprechend fanden sich Deputationen aus allen nördlichen und den Grenzstaaten in Springfield ein, um ihre bezüglichen Ansprüche auf Anerkennung geltend zu machen. Einige von ihnen kamen nicht nur einmal, sondern mehrmals. Aus vielen Staaten tauchten mehrere Delegationen auf, welche wetteifernde Faktionen in den republikanischen Reihen vertraten und von denen jede den rechtmäßigen Anspruch zu haben behauptete. Beinahe jeder Staat stellte Kandidaten für das Kabinett und die wichtigsten diplomatischen und Departementsposten auf. Das Hotel war der Hauptversammlungsort der Stellenjäger. Die von ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke ins Werk gesetzten Finten, Kabalen und Kunstgriffe spielten sich fast alle innerhalb des Bereiches meiner Beobachtungen ab, da es meine Pflicht war, von ihrem Erfolg oder Mißlingen baldmöglichst Nachricht zu geben. In der Regel waren die verschiedenen Cliquen von Stellenjägern sehr geneigt, mich ins Vertrauen zu ziehen, allein es war nicht immer leicht, zwischen der Wahrheit in ihren Mitteilungen und dem zu unterscheiden, was sie ausschließlich zur Förderung ihrer Interessen der Presse durch mich zukommen zu lassen wünschten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß dem erwählten Präsidenten von den Amtsjägern übel mitgespielt wurde. Da er jedoch selbst ein entschiedener Anhänger des Grundsatzes vom bestimmten Amtswechsel war, so sah er es als seine Pflicht an, sich in diese

Heimſuchung zu ergeben. Die Ernennungen für das Kabinett waren beſonders verdrießlich für ihn. Es beſtand ein heftiger Wettſtreit zwiſchen Indiana und Illinois, der ihm um ſo größere Verlegenheit bereitete, als ſich unter mehreren Kandidaten aus ſeinem eigenen Staate lauter intime perſönliche Freunde befanden. Dazu kam die erbitterte Fehde zwiſchen den Grenzſtaaten Kentucky, Miſſouri und Maryland und die pennſylvaniſche Kabale für und gegen Simon Cameron. Inmitten aller ſeiner Verlegenheiten legte Lincoln in der Behandlung dieſer perſönlichen Probleme ſehr viel Geduld und Scharfſinn an den Tag. Seine unfehlbaren Geſchichten trugen gar oft dazu bei, verletzte Gefühle zu heilen und Enttäuſchungen zu lindern. Man merkte ihm jedoch allmählich die aufreibende Wirkung dieſer beſtändigen Prüfungen an, und ſein vergrämtes Ausſehen erregte ſchließlich allgemeines Mitleid.

Im Laufe des Monats Januar 1861 fand ſich ein gewiſſer W. S. Wood in Springfield ein, vormals Hotelaufſeher und Arrangeur von Vergnügungsausflügen, wie ich glaube, aus dem Innern des Staates New York, der auf Empfehlung von Thurlow Weed alle Vorkehrungen für die Reiſe des Präſidenten nach Waſhington beſorgen ſollte. Er war ein Mann von einnehmender Erſcheinung, vollſtändig von der Wichtigkeit ſeiner Miſſion erfüllt und geneigt, ebenſowohl dünkelhaft als herablaſſend aufzutreten. Da er gelaunt ſchien, mich zu ignorieren, ſo appellierte ich direkt an Mr. Lincoln, der ihn hierauf verſtändigte, daß ich der Begleitung des Präſidenten angehören ſolle. In der Tat war ich das einzige Mitglied der Preſſe, das bis nach Cincinnati einen Teil derſelben bildete, obgleich die Herren Nicolay und Hay es aus irgendwelcher unerklärten Urſache unterlaſſen haben, meinen Namen zu erwähnen.

Die denkwürdige Abreiſe fand kurz nach acht Uhr, Montag morgens am 11. Februar ſtatt. Es war ein klarer, friſcher Wintertag. Nur etwa hundert Perſonen, zumeiſt perſönliche Freunde, hatten ſich auf der Station eingefunden, um ihrem ausgezeichneten Mitbürger zum letztenmal die Hand zu ſchütteln. Es war nicht befremdlich, daß er den traurigen Gefühlen nachgab, die ihn bei Betrachtung deſſen, was hinter ihm lag und was ihm bevorſtand,

bewegen mußten, und denſelben in einer pathetiſchen förmlichen Abſchiedsrede an die verſammelte Menge in folgender Weiſe Ausdruck verlieh:

Meine Freunde! Niemand, der ſich nicht in meiner Lage befindet, vermag den Kummer zu ermeſſen, der ſich meiner bei dieſer Trennung bemächtigt. Dieſer Gemeinde verdanke ich alles, was ich bin. Hier habe ich mehr als ein Vierteljahrhundert verlebt; hier ſtand die Wiege meiner Kinder und hier liegt eines von ihnen begraben. Ich weiß nicht, wie bald ich Euch wiederſehen werde. Mir iſt eine Pflicht anheimgefallen, ſchwerer vielleicht als ſie irgend einem andern ſeit den Tagen Waſhingtons aufgebürdet wurde. Ihm wäre ſein Werk niemals geglückt, ohne die Hilfe der göttlichen Vorſehung, auf die er jederzeit vertraute. Ich fühle, daß mein Erfolg von demſelben göttlichen Beiſtande abhängt, der ihn unterſtützte, und gleich ihm ſetze ich meine Zuverſicht auf den Schutz des Allmächtigen; und ich hoffe, meine Freunde, Ihr werdet alle beten, daß mir jener göttliche Beiſtand zuteil werde, ohne den es kein Gelingen gibt, doch mit welchem der Erfolg geſichert iſt. Nochmals ſage ich Euch Allen ein herzliches Lebewohl.

Ich gebe dieſe Anrede hier wieder, da ſie ohne mich nicht in der genauen Form erhalten worden wäre, in welcher ſie vorgetragen wurde. Sie war gänzlich aus dem Stegreif gehalten, und da ich dies wußte, bewog ich Mr. Lincoln ſofort nach unſerm Aufbruch, ſie für mich auf einem Notizblatt niederzuſchreiben. Ich beförderte ſie mittels Draht von der nächſten Telegraphenſtation und bewahrte das Manuſkript in Bleiſtift lange Zeit, verlor es aber leider auf meinen Wanderungen im Verlauf des Bürgerkriegs.

Unſere Reiſegefährten zu Beginn waren (außer Mr. und Mrs. Lincoln und den drei Söhnen) W. S. Wood; J. G. Nicolay und John Hay; zwei alte perſönliche Freunde Lincolns, Richter David Davis aus Bloomington, ſpäter Beiſitzer am oberſten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, und N. B. Judd aus Chicago, dem das Miniſterium des Innern verſprochen war; Dr. W. S. Wallace, ein Schwager des Präſidenten; Lockwood Todd, ein Verwandter von Mrs. Lincoln, der während der nächſten Monate zu mehreren

wichtigen politiſchen Sendungen verwendet wurde; und Ward Hill Lamon, ein Rechtsanwalt aus Bloomington, nachher Gerichtsbezirksmarſchall für den Diſtrikt von Columbia und als ſolcher eine Art Hausmeier im Weißen Hauſe und ſchließlich der Verfaſſer einer Biographie von Abraham Lincoln. Dafür, daß er ihn darin als einen Freidenker bezeichnete, wurde Lamon vielfach und ungerechterweiſe angegriffen. Er hatte ein Banjo mitgebracht und unterhielt uns mit Negerliedern. Auch eine militäriſche Eskorte war da, beſtehend aus dem Oberſten Edwin Voſe Sumner, dem weißhaarigen Kommandanten eines Kavallerieregiments der regulären Armee, und aus dem Major David Hunter und den Hauptleuten John Pope und Hazard von derſelben Waffengattung. Oberſt Sumner, Major Hunter und Hauptmann Pope machten ſich während des Krieges als kommandierende Generale wohlbekannt. Noch eine „militäriſche" Perſönlichkeit, eine Art Schoßkind vor Mr. Lincoln, war der Oberſt E. E. Ellsworth, der, obgleich noch ein Jüngling, von unterſetzter aber breiter Geſtalt, mit einem ſchwarzen Lockenkopf und ſchönen Zügen, als Hauptmann einer Muſter-„Zuaven"-Milizkompagnie in Chicago ziemlich ſtadtbekannt geworden war. Eines der erſten Opfer des Bürgerkriegs, wurde er von einem Rebellen erſchoſſen, da er zu Alexandria in Virginien die Flagge der Vereinigten Staaten hißte.

Die Geſellſchaft hatte einen Separatzug zur Verfügung, zuerſt nur aus einem gewöhnlichen Paſſagierwaggon — Salon- oder Schlafwaggons gab es damals noch nicht —, einem Gepäckwagen und der Lokomotive zuſammengeſetzt. Die erſte Tagereiſe brachte uns von der Hauptſtadt von Illinois nach jener von Indiana. Ehe wir die Grenze dieſes Staates erreichten, waren die Ergebenheitsbezeigungen unbedeutend, mit Ausnahme von Decatur, wo eine große Volksmenge, an deren Spitze Richard J. Oglesby, dazumal Hotelbeſitzer, doch ſpäter einer der am Kriege beteiligten Generale, Gouverneur und Senator der Vereinigten Staaten, das künftige Staatsoberhaupt begrüßte, welches daſelbſt eine Abſchiedsrede hielt. An der Grenze beſtieg den Zug eine zahlreiche Delegation von leitenden Staatsangehörigen einſchließlich Schuyler Colfax, Henry S. Lane, Caleb B. Smith und Thomas H. Nelſon. In Lafayette harrte eine zahlreiche

Menge unserer Ankunft, und der erwählte Präsident mußte sich zeigen und eine Ansprache halten. In Indianapolis, wo die erste Tagereise endete, wurde er von dem Gouverneur Oliver P. Morton in aller Form bewillkommt und antwortete ihm in ausführlicher Weise. Seine Rede war durch die darin enthaltene erste öffentliche Andeutung bemerkenswert, daß er es für seine Pflicht als Präsident halten würde, das Eigentum der Vereinigten Staaten, einschließlich der von den aufrührerischen Staaten gesetzwidrig eingenommenen Forts, zurückzufordern und auch anderweitig die Autorität der Bundesregierung wiederherzustellen.

Die nächste Strecke unserer Reise reichte von Indianapolis bis Cincinnati; die dritte von Cincinnati bis Columbus; die vierte von Columbus bis Pittsburg; die fünfte von Pittsburg bis Cleveland; die sechste von Cleveland bis Buffalo, wo über Sonntag Rast gehalten wurde.

Am achten Tage wurde die Reise bis Albany fortgesetzt und tags darauf langten wir in New York an. Überall fanden förmliche Begrüßungen von seiten der Staats- und Stadtbehörden und großer, von Musikbanden begleiteter Volksmengen, nebst öffentlichen und privaten Empfangsgesellschaften statt. An verschiedenen Orten wurde durch Serenaden, Fackelzüge und Galatheatervorstellungen angenehme Abwechslung geboten. Überhaupt hatte der Präsident alle Ursache, sich durch die ihm zu Ehren veranstalteten Kundgebungen geschmeichelt und ermutigt zu fühlen. Indessen erforderte die Reise einen großen Aufwand seiner körperlichen und geistigen Kräfte, und er war nahezu aufgerieben, als wir in Buffalo eintrafen. Er muß im Lauf der Woche wenigstens fünfzigmal gesprochen haben. In seiner Herzensgüte — keineswegs aus Vorliebe für Schmeichelei, denn er gebärdete sich dabei wirklich höchst unbeholfen — verweigerte er es niemals, einer Aufforderung, sich zu zeigen, Folge zu leisten, wo immer der Zug anhielt. Während er auf diese Weise die öffentliche Neugier befriedigte, enttäuschte er durch seine Erscheinung die meisten von denen, die ihn zum erstenmal erblickten. Ich konnte diesen Eindruck deutlich auf den Gesichtern seiner ländlichen Zuhörerschaften lesen. Auch war dies nicht zu verwundern, denn sie

ſahen unzweifelhaft die allerunein nehmendſten Geſichtszüge, die linkiſchſte Geſtalt und das unbeholfenſte Weſen vor ſich. Lincoln ſah auch ſtets verlegen aus, wie ein Bauerntölpel vom Lande, der in vornehmer Geſellſchaft erſcheint, und ſeine unvorbereiteten Bemerkungen waren faſt immer ſteif und unglücklich gewählt. Die unrühmlichſte Leiſtung unterwegs war ſein Verſuch, in ſeiner Rede zu Pittsburg etwas über die Frage der Zolltarifgeſetzgebung zu ſagen. Was er vorbrachte, war wirklich nur unreifes, einfältiges Geſchwätz ohne Sinn oder Zielpunkt. Es ſtellte ihn als vollſtändigen Neuling in volkswirtſchaftlichen Angelegenheiten hin und beſtärkte mich in meinem Zweifel an ſeiner Befähigung für das hohe Amt, das er zu bekleiden berufen war. So nichtsſagend war ſein Gerede, daß die meiſten republikaniſchen Blätter, obgleich ſie es abdruckten, ſich jedes Kommentars enthielten.

Nach zehn Tagen der ermüdenden Einförmigkeit dieſer „Funktionen“ an den verſchiedenen Halteplätzen war ich der „wandernden Schauſtellung“ höchſt überdrüſſig, und ich bat daher bei unſerer Ankunft in New York, von meinen Verpflichtungen entbunden zu werden. Mein Geſuch wurde bewilligt und ich blieb zurück. Es ergab ſich, daß mir nur der Empfang in der Unabhängigkeitshalle zu Philadelphia verloren ging, indem die Reiſe durch die Inkognito-Nachtfahrt des Präſidenten von Harrisburg nach Waſhington abgekürzt wurde. Dieſer plötzliche Schritt ſeinerſeits rief zurzeit, ſelbſt bei ſeinen wärmſten politiſchen Anhängern, arge Enttäuſchung hervor, da er als ein Zeichen unbegründeter Furcht angeſehen wurde; allein die nachfolgenden Ereigniſſe und Entwicklungen bewieſen, daß ſein Verfahren ſehr klug geweſen war.

Drittes Buch.

Episoden aus dem Bürgerkriege.

Zwanzigstes Kapitel.

In Washington am Anfang des Bürgerkrieges. 1861.

Ich blieb bis zum 26. Februar 1861 in New York und begab mich hierauf ebenfalls nach der Bundeshauptstadt. Ich war mir meiner Befähigung zum politischen Schriftsteller und Beobachter nun so vollständig bewußt, daß ich beständiger und gut bezahlter Verwendung vollkommen sicher sein konnte, wobei mir noch der besondere Vorteil meiner genauen Bekanntschaft mit dem Präsidenten und seinen intimsten Freunden und Ratgebern zustatten kam. Auch war ich überzeugt, daß Washington das geeignetste und meistversprechende Feld für mich sei. Ich ersann das Projekt, eine Neuerung im Korrespondenzdienste von Washington aus zu versuchen, nämlich die gleichen politischen und sonstigen Neuigkeiten per Post und Telegraph an eine Anzahl von Blättern in verschiedenen Teilen des Landes zu befördern, die geographisch derart situiert waren, daß sie durch die gleichzeitige Veröffentlichung desselben Stoffes nicht miteinander in Konkurrenz geraten würden. Ich telegraphierte einen Vorschlag in diesem Sinne von New York aus an das „Commercial" in Cincinnati und die „Tribune" in Chicago, welche beide denselben unverzüglich annahmen. Die New Yorker „Tribune" und „Times", welche bereits einen

Spezialkorreſpondenten in Waſhington hatten, lehnten ab; dagegen erklärten der ältere Bennett und Frederic Hudſon vom „Herald“ ſich bereit, mich als telegraphiſchen Korreſpondenten anzuſtellen, und da ſie auf meine Bedingung eingingen, daß es mir freiſtehen ſolle, meinen Sympathien für die republikaniſche Partei in den Spalten des „Herald“ Ausdruck zu verleihen, ſo kam es zu einer Verſtändigung zwiſchen uns. Mein Unternehmen ſollte eine Art Ergänzung zur Vereinigten Preſſe bilden, deren damaliger Korreſpondent in Waſhington ſehr untüchtig war und nur ſeiner vieljährigen Dienſte wegen in ſeiner Stellung belaſſen wurde. Dies war in der Tat der Beginn der Neuigkeitsſyndikate oder Agenturen in Amerika, wie ſolche gegenwärtig in Waſhington und New York in großer Anzahl beſtehen. Ich glaube billigermaßen den Anſpruch erheben zu dürfen, als der Bahnbrecher in dieſer Spezialität betrachtet zu werden, obwohl die heutige Generation der Journaliſten ſich dieſer Tatſache nicht mehr bewußt iſt.

Demgemäß hielt ich meinen Einzug in Waſhington in der gehobenſten Stimmung. Der „Herald“ ſollte mir fünfundzwanzig Dollars die Woche bezahlen, das „Commercial“ und die „Tribune“ je fünfzehn, wodurch mein Verdienſt auf fünfundfünfzig Dollars die Woche, oder nahezu dreitauſend das Jahr erhöht wurde — wahrlich ein bedeutendes Einkommen für damals, wo ſelbſt Kabinettsminiſter nicht mehr als ſechstauſend Dollars Gehalt bezogen. Ich mietete eine ſchön möblierte Wohnung für nur zwölf Dollars den Monat und abonnierte mich auf Koſt in Willards, dem vornehmſten Hotel, für dreißig Dollars den Monat — Preiſe, die beinahe unglaublich niedrig ſcheinen werden, wenn man ſie mit den heutigen vergleicht. Ich fühlte mich völlig reich und ſehr unabhängig. Durch den verſammelten Kongreß, die Horden von Stellenjägern aus allen Teilen der Union und die vielen öffentlichen Perſönlichkeiten aus Nord und Süd, welche die Hauptſtadt in jenen kritiſchen Tagen aus rein patriotiſchen Beweggründen beſuchten, bot Waſhington ein äußerſt lebhaftes Ausſehen dar. Es zählte damals etwa ſechzigtauſend Einwohner — eine Zahl, welche die Durchreiſenden um zehntauſend vermehrten. Abgeſehen von den öffentlichen Gebäuden glich der Ort einem großen Dorfe,

Digitized by Google

angesichts des Überwiegens von einfachen niedrigen Ziegel- und Holzbauten, der breiten, meist ungepflasterten Straßen, der unansehnlichen Läden, des allgemeinen Mangels an Geschäftstätigkeit und eines ausgesprochen südlichen Zuges von Trägheit und Fahrlässigkeit. Von seinen zahlreichen Hotels waren einige sehr räumlich, aber alle wurden schlecht betrieben. Die Stadt konnte sich nicht einer einzigen anständigen Restauration rühmen, hatte aber unzählige Schankstuben. Es gab weder Omnibusse noch Straßenbahnwagen, und die schäbigen Mietfuhrwerke mit ihren zerlumpten schwarzen Kutschern waren geradezu ekelerregend.

So wenig Anziehendes Washington in allen diesen Beziehungen bot, war es dennoch der wichtigste Ort in der Union und nahm täglich an Wichtigkeit zu; die Augen der ganzen zivilisierten Welt waren voll gespannter und sorgenvoller Erwartung darauf gerichtet. Das politische Leben konzentrierte sich um das Kapitol und die drei vornehmsten Hotels, nämlich Willards, Browns und das National Hotel, namentlich um Willards, wo Mr. Lincoln bis zu seinem Einzug in das Weiße Haus sein Quartier aufgeschlagen hatte. Unter den Republikanern sowohl, wie auch unter allen Klassen ihrer Gegner verursachte die völlige Unsicherheit des Ausblickes in die Zukunft ein Gefühl von unklarer Besorgnis. Einerseits waren alle Versuche im Kongresse, die offene Sezessionswunde im Körper des Bundes mittels des von Crittenden beantragten Ausgleichs zu heilen, sowie auch die von den Senatoren Seward, Anthony und Powell und den Volksvertretern Vallandigham, Clingman und Corwin vorgeschlagenen Maßnahmen, mißlungen; der sogenannte Friedenskongreß war gleichfalls gescheitert. Andrerseits nahmen die sieben aufrührerischen Staaten die herausforderndste Haltung an und bestrebten sich mit äußerster Entschlossenheit, das während des Winters errichtete Gebäude des Südbundes zu befestigen und es durch Hereinzerren der Grenzstaaten zu erweitern und zu kräftigen. Selbst unter den Stützen der besitzergreifenden Regierung herrschte eine große Meinungsverschiedenheit bezüglich des weisesten, von ihr einzuschlagenden Verfahrens. Tonangebende Republikaner, wie Horace Greeley und Thurlow Weed, sprachen sich offen eher zugunsten einer friedlichen Trennung aus,

als daß ſie die Anwendung von Gewalt gegen die Rebellen ſeitens der Bundesregierung befürwortet hätten. Andere Führer waren bereit, zur Verſöhnung des Südens durch bundesmäßige und ſtaatliche Geſetzgebung in bezug auf die „eigentümliche Inſtitution“ (Sklaverei) weitgehende Zugeſtändniſſe zu machen. Die Maſſe der republikaniſchen Partei und die Mehrheit ihrer Vertreter im Kongreß war jedoch entſchloſſen und eifrig darauf bedacht, zur Niederwerfung des Aufſtandes im Süden und zur Aufrechthaltung der Union von der äußerſten Bundesgewalt Gebrauch zu machen; mehrere von den Hauptführern, mit Einſchluß Sewards, glaubten indeſſen noch immer, daß das Sezeſſionsfieber noch eine Zeitlang ſeinen Lauf nehmen, allein allmählich ſeine Kraft einbüßen und unter gehöriger Behandlung durch Lincoln abſterben würde, denn auch dieſer hielt an demſelben Glauben feſt. Die Ausſicht auf Erhaltung des Friedens ſchien ſtetig abzunehmen, doch waren nur die ausgeſprochenen Sonderbündler geneigt, dem Geſpenſt eines blutigen Zuſammenſtoßes gleichmütig ins Auge zu blicken. Die Unſicherheit der Lage wurde noch erhöht durch die von den Demokraten des Nordens an den Tag gelegte Teilnahme und Bereitwilligkeit, alle zur Beſänftigung des Südens nötigen Zugeſtändniſſe zu machen. Zahlreiche Maſſenverſammlungen, von denen die in Philadelphia unter dem Vorſitz des Bürgermeiſters Henry und in Albany unter dem des Gouverneurs Seymour abgehaltenen die anſehnlichſten waren, hatten in den nördlichen Staaten ſtattgefunden, um gegen „Zwangsgewalt“ zu proteſtieren, die „ſchwarzen Republikaner“ zu denunzieren und Anerkennung der „gerechten Forderungen unſerer Brüder im Süden“ zu verlangen. Ich wenigſtens war bald vollſtändig von der Unvermeidlichkeit eines höchſt blutigen Bürgerkrieges überzeugt — außer die neue Regierung verzichtete auf ihre Gewalt, ſoweit die aufrühreriſchen Staaten in Betracht kamen —, und ich gab dieſer Überzeugung in meiner Korreſpondenz unverhohlen Ausdruck.

Ich ſprach Mr. Lincoln vor der feierlichen Einſetzung zweimal auf einige Minuten, bei welcher Gelegenheit er in Erwiderung auf den Ausdruck meines Mitgefühls für ſeine Prüfungen aufſtöhnte: „Jawohl! es war ſchlimm genug in Springfield, aber das reinſte Kinderſpiel im Vergleich mit der Balgerei hier. Ich habe

kaum Zeit zu essen und zu schlafen und bin jagdbares Wild für jeden von dieser hungrigen Bande." Seine Frau trug nicht am wenigsten zu seinen Quälereien bei. Sie mengte sich nicht nur in die Verteilung von untergeordneten Stellen, sondern sogar in die Ernennungen zu Kabinettsämtern ein. Außerdem ließ sie sich die Annäherung und beständige Umgebung einer gemeinen Sippschaft von Männern und Frauen gefallen, welche ihre Empfänglichkeit für die selbst unverhüllteste Schmeichelei benutzten und dadurch leicht einen beherrschenden Einfluß auf sie gewannen. Unter den Personen, die auf diese Weise bei ihr zu Gnaden kamen, befand sich der sogenannte „Chevalier" Wikoff, dessen Name so häufig wie irgend einer in der damaligen Presse figurierte und der sich die Rolle einer Art weltbürgerlichen fahrenden Ritters anmaßte und überall Zutritt hatte, jedoch in Wirklichkeit nichts weiter war als ein besoldeter, gesellschaftlicher Spion oder Zuträger des New Yorker „Herald". Wikoff war in den besten Jahren, ein vollendeter Weltmann, mehrerer Sprachen kundig, von anmutiger Gestalt, eleganten Manieren und selbstbewußtem, herablassendem Wesen — kurzum gerade der Mann, zu dem eine nur an westliche Gesellschaft gewöhnte Frau wie zu einem höheren Wesen emporblicken mußte. Wikoff bewies die größte Dreistigkeit in seinem Appell an die Eitelkeit der Herrin des Weißen Hauses. Ich selbst hörte ihn sie über ihr Aussehen und ihre Toilette in so widerlicher Weise bekomplimentieren, daß sie hätte erröten und den unverschämten Menschen aus ihrer Nähe verweisen müssen. Statt dessen nahm sie Wikoff als Hausmeier im allgemeinen und im besonderen zu Gnaden an, als Führer in Sachen der gesellschaftlichen Etikette, als Ratgeber in häuslichen Anordnungen und persönlichen Bedürfnissen, einschließlich ihrer Toilette, und als stets willkommenen Gesellschafter für Besuche in ihrem Salon und bei ihren Ausfahrten.

Es wurden große Anstrengungen gemacht, die Einsetzung des Präsidenten zu einem imposanten Ereignisse zu gestalten. Die Stadt selbst zeigte durch die Spärlichkeit festlichen Schmuckes an, daß die Masse der Einwohnerschaft dem neuen Regiment feindlich gesinnt war. Doch waren viele Tausende, mit Einschluß von

Miliz und politiſchen Körperſchaften, aus dem Norden gekommen und trugen viel dazu bei, dem traditionellen Umzug vom Weißen Hauſe bis zum Kapitol am entgegengeſetzten Ende der Pennſylvania Avenue eine achtunggebietende Ausdehnung zu verleihen. Der Morgen war umwölkt und rauh; nichtsdeſtoweniger horchten wenigſtens dreißigtauſend Menſchen dem Verleſen der Botſchaft von der hiſtoriſchen Ecke des Kapitols. Wohl zwei Drittel der unermeßlichen Zuhörerſchaft verſtanden jedes Wort des deutlichen Vortrags des neuen Präſidenten. Weder dann noch zu irgendeiner Zeit des Tages fand die geringſte Störung ſtatt. Im Gegenteil, die Hauptperſon der feſtlichen Gelegenheit wurde mit lauten Zurufen begrüßt. Aus irgendwelchem Grunde hatte man feindſelige Kundgebungen und ſelbſt Gewalttätigkeit gegen den Präſidenten befürchtet und die kleine reguläre Kriegsmacht zur Unterdrückung von derlei Verſuchen in Bereitſchaft gehalten. Der alte General Scott, der infolge ſeiner Gebrechlichkeit ſeine Wohnung nur ſelten verließ, machte eine beſondere Anſtrengung, in der Nähe des Kapitols Dienſt zu verſehen, wo er häufige Meldungen von den Offizieren entgegennahm, welche die durch die Stadt verteilten Truppendetachements kommandierten; jedoch machte ſich nicht das geringſte Zeichen von Unfug bemerkbar. Abends wurde der übliche große Inaugurationsball gegeben, der, wie gewöhnlich, eine ſehr gedrängte, ſtark gemiſchte und im ganzen recht gewöhnliche Affäre war, obgleich die Zeitungen ſie am nächſten Morgen als die glänzendſte Feſtlichkeit prieſen, die je in der Bundeshauptſtadt ſtattgefunden hatte.

Die Antrittsrede, von der ihr Verfaſſer und diejenigen, auf deren Antrieb ihre urſprüngliche Faſſung verändert worden war, erwartet hatten, daß ſie eine ſturmſtillende Wirkung auf die politiſche Lage ausüben würde, wurde ſelbſt von den Republikanern keineswegs mit Begeiſterung aufgenommen und machte auf die Demokraten des Nordens und der Grenzſtaaten ſchlechterdings keinen Eindruck, während ſie von den aufrühreriſchen Staaten mit höhniſcher Verachtung behandelt wurde. Dieſe unbefriedigende Wirkung war nicht zum Verwundern. Die Botſchaft, um ſie in Kürze zu kennzeichnen, war ein ungleichartiges Gemiſch einerſeits

von Geltendmachung der Pflicht des neuen Bundeshauptes, seinem Eid gemäß der Konstitution Folge zu leisten, die Gesetze nachdrücklich durchzuführen und die Union aufrechtzuhalten, und andrerseits von Andeutungen und Versicherungen, daß er jede zu Zwistigkeiten führende Handlung vermeiden wolle und Amendements zur Konstitution begünstige, die zur Versöhnung des Südens beitragen könnten. Es wurde ihr daher dasselbe Schicksal zuteil, wie allen andern bereits erwähnten Ausgleichsversuchen, die innerhalb und außerhalb des Kongresses gemacht worden waren. Anstatt, wie er gehofft hatte, sich von der Verantwortung befreit zu sehen, für sein Gelübde, den Rebellenstaaten gegenüber seine Pflicht zu erfüllen, einstehen zu müssen, war der Präsident geradezu gezwungen, dieser gefürchteten Möglichkeit ins Auge zu blicken.

Dieselbe trat in Gestalt der Frage an ihn heran, ob Fort Sumter zu halten oder aufzugeben sei. Dieses war das letzte von den Bundesbollwerken im Hafen von Charleston, welches nicht in den Besitz der Aufständischen übergegangen war. Es war — weder verstärkt noch verproviantiert, nach einem schwachen Versuch, die Besatzung mittels des Dampfers Star of the West zu entsetzen — von der Regierung Buchanans der neuen Bundesbehörde als das hinderlichste Vermächtnis hinterlassen worden. Schon den folgenden Morgen nach seiner Einsetzung fand der Präsident auf seinem Schreibtisch im Weißen Hause eine Mitteilung vom Kriegsministerium, begleitet von offiziellen Berichten, denen zufolge Fort Sumter, auch ohne angegriffen zu werden, sich nur noch einige Wochen länger halten konnte und auch Fort Pickens in der Bucht von Pensacola sich in großer Gefahr befand, wenn nicht Verstärkungen und Proviant einträfen. Von Stund an war das Schicksal der beiden Forts der Gegenstand seiner ernstlichsten Besorgnis. Er wandte sich um Auskunft und Rat an General Scott und andere Offiziere der Armee und Marine. Er ließ Kuriere an den das Fort Sumter kommandierenden Major Anderson absenden, um dessen eignes Urteil darüber einzuholen, ob er imstande sein würde, sich zu halten. Er unterbreitete den Gegenstand seinem Kabinett zur Beratung. Der kommandierende General der Armee, Scott, vergessend, daß man

ihn nur um seine militärische Meinung fragte, riet das Aufgeben beider Forts aus politischen Gründen an. Bei der Kabinettssitzung vom 15. März empfahl die Mehrheit schriftlich die Räumung von Sumter und die Verteidigung von Pickens. Bei der nächsten, vierzehn Tage später, waren die meisten dafür, beide Plätze besetzt zu halten. Nach wochenlangem Zögern und Zweifeln kam der Präsident zu demselben Schlusse und würde auch ohne die Zustimmung des Kabinetts danach gehandelt haben. Sogleich wurden den Kriegs- und Marineministerien Befehle zur Ausrüstung von Entsatzexpeditionen gegeben.

Mittlerweile waren die Presse und das Publikum im Norden, die von diesen Maßnahmen keine Kenntnis hatten, der Meinung, die Regierung scheue vor entscheidenden Schritten zurück und überlasse sich einfach der Strömung der Ereignisse. Mit Ausnahme der Weigerung, die Bevollmächtigten des Sonderbundes zu empfangen, die eine Woche vor der Inauguration nach Washington gekommen waren, um über dessen Anerkennung zu verhandeln, war kaum eine auf die Rebellion bezügliche Maßnahme der Regierung „augenfällig". Natürlich erweckte dies große Gereiztheit und Entmutigung in patriotischen Herzen, und Washington war voll von entrüsteten Nordstaatlern, teils im Kongreß, teils außerhalb desselben, die ihrem Unmute über die vermeintliche Blindheit, Unfähigkeit oder Feigheit, was immer es sein mochte, Lincolns und seines Kabinetts Luft machten. Man war der Meinung, und sprach diese offen aus, daß der verblendete Glaube Sewards an die Möglichkeit einer friedlichen Lösung und dessen Furcht vor Zwangsmaßregeln bei dem Präsidenten die Oberhand gewonnen hatten. Die Verwaltung war allem Anschein nach von der Verteilung der „Spolien", in Gestalt von Bundesämtern, unter die Sieger ganz in Anspruch genommen, infolgedessen unter treugesinnten Männern eine arge Demoralisation einriß. Ihre Entmutigung wurde außerdem erhöht durch die fortwährenden Desertionen von Armee- und Marineoffizieren hohen und niederen Ranges und deren Übertritt zu den Rebellen, die Niederlegung von Regierungsämtern seitens vieler Südstaatler oder mit dem Süden Sympathisierender und durch die auffällig betriebene täg-

liche Abreise Südlicher von nationalem Ruf, wie Senatoren und Kongreßmitglieder und andere, um sich der Legislatur und Regierung zu Montgomery anzuschließen. Dazu kam noch, daß die offenbare allgemeine Lethargie in den treugesinnten Staaten, die zunehmende Meinungsverschiedenheit unter Republikanern über die südliche Frage und das immer ungestümer werdende Geschrei der nördlichen Demokraten nach Frieden um jeden Preis das Gelingen des Aufstandes von Tag zu Tag wahrscheinlicher machte, und daß, selbst wenn die Regierung sich zu Anstrengungen, denselben niederzuwerfen, entschließen sollte, die Mehrheit der Bevölkerung des Nordens sie dabei nicht unterstützen würde.

Die ganze Lage der Dinge veränderte sich aber, sozusagen, mit einem Schlage. Die Torheit und Raserei des Südens befreite den Präsidenten Lincoln von aller Verlegenheit. Die Expedition zum Entsatz von Sumter, die er seinem Versprechen in der Antrittsrede gemäß — daß „die mir übertragene Machtvollkommenheit gebraucht werden solle, der Regierung gehörige Besitzungen und Plätze zu halten, zu besetzen und zu verteidigen" — beschlossen hatte, entfesselte den Sturm, durch welchen die politische Atmosphäre mit einem Male von allem Nebel geklärt und dem Steuermann des Staatsschiffes der richtige Kurs für dasselbe bezeichnet wurde. Am 29. März angeordnet, sollte die Expedition am 6. April in See stechen, wurde jedoch durch verschiedene Hindernisse aufgehalten und verfehlte infolgedessen ihren Zweck. Allein gerade ihr Mißlingen wirkte wie eine Fügung der Vorsehung für die gerechte Sache. Denn wie ihre Abfahrt das Signal zum Angriff der Rebellen auf Fort Sumter gab, so verursachte ihr Fehlschlagen dessen Übergabe. Die Niederwerfung der Flagge der Vereinigten Staaten durch die Kanonen der Rebellen aber ließ die patriotische Windsbraut hereinbrechen, die alle Zwietracht, alle Parteikämpfe, alle Furcht und Apathie hinwegfegte und den gesamten Norden in dem Entschluß vereinigte, die Union um jeden Preis an Gut und Blut aufrechtzuhalten. Es ist behauptet worden, daß Lincoln die ganze Maßregel in sicherer Voraussetzung ihrer wunderbaren Wirkung geplant habe, doch dürfte dies billigermaßen zu bezweifeln sein.

Am 6. April erließ der Präsident eine Mobilisierung für 75000 Mann. Tags darauf erhielt ich eine Depesche von James Gordon Bennett, die mich sogleich nach New York beschied, und ich leistete der Aufforderung Folge, indem ich den Nachtzug benutzte. In dem Bureau des „Herald" angelangt, fand ich eine Einladung vor, ihn nachmittags nach seinem Hause in Washington Heights zu begleiten und dort zu übernachten. Der regelmäßigen Gewohnheit meines Wirtes gemäß fuhren wir Broadway und Fifth Avenue entlang durch den Zentralpark nach den „Heights". Ich war mit Bennett nur zweimal vorher zusammengetroffen und dann nur je auf einige Minuten, und die Gelegenheit, mehr über diese anrüchige Persönlichkeit zu erfahren, war mir daher nicht unwillkommen. Ich muß gestehen, daß sein schamloser Sittenausweis als Journalist und namentlich die hinterlistige Parteinahme seines Blattes für die Rebellion, sowie die schnöde Beschimpfung der Republikaner wegen ihrer sklavereifeindlichen Gesinnung mich das allgemeine Vorurteil gegen ihn in solchem Grade teilen ließ, daß ich seit einiger Zeit daran gedacht hatte, meine Verbindung mit dem „Herald" abzubrechen, obgleich das getroffene Übereinkommen, daß alle meine Depeschen ohne Veränderung oder Auslassung gedruckt werden sollten, genau eingehalten worden war. Mit seiner stattlichen, hohen und schlanken Gestalt, dem großen, geistvollen, mit einer Fülle blonden, gekräuselten Haares bedeckten Kopf und kräftigen regelmäßigen Gesichtszügen wäre sein Äußeres sehr eindrucksvoll gewesen, hätte nicht sein Schielen ihm ein unheimliches, abstoßendes Aussehen verliehen. In der Tat offenbarte der Verkehr mit ihm bald seine gefühllose, kalte, durchaus selbstsüchtige Natur und seine Unfähigkeit, hohe und edle Ziele zu würdigen.

Sein Wohnhaus war ein Fachwerkbau von ziemlich ansehnlicher Größe, von parkartigen Anlagen umgeben, und aus- und inwendig ziemlich anspruchslos. Während der Fahrt und beim Mittageſſen, dem außer uns nur noch sein einziger Sohn, ein schöner, intelligenter Jüngling von zwanzig Jahren, beiwohnte, beschränkte er sich in der Unterhaltung auf die Charaktereigenschaften und Handlungsweise des Präsidenten Lincoln und auf Fragen über die Umstände meiner Bekanntschaft mit ihm. Nach Tische

enthüllte er den eigentlichen Zweck, zu welchem er mich zu ſich beſchieden hatte. Vor allem wünſchte er dem Präſidenten durch mich Beſcheid ſagen zu laſſen, daß der „Herald“ künftighin unbedingt „für die gründliche Unterdrückung des Aufſtandes mit Waffengewalt und in möglichſt kurzer Zeit“ eintreten, ſowie irgendwelche „Kriegsmaßregeln“ ſeitens der Regierung und des Kongreſſes befürworten und unterſtützen würde. Ich war natürlich über dieſe Mitteilung ſehr erfreut und verſprach, dem Präſidenten dieſe Verſicherungen mündlich zu wiederholen. Der eigentliche Grund, aus dem der „Herald“ ſich zu dieſem vollſtändigen Wechſel in ſeiner Haltung gezwungen ſah, waren die unheilverkündenden Anzeichen von der Zeitung drohender Pöbelgewalt, welche ſeit einigen Tagen in New York aufgetreten waren. Ferner wollte Bennett dem Miniſter Chaſe durch mich die vielgerühmte Segeljacht Rebecca ſeines Sohnes als Geſchenk an die Regierung zum Zolldienſt anbieten laſſen und dafür ihrem Eigentümer die Ernennung zum Leutnant in derſelben Branche verſchaffen. Den letzten Wunſch fand ich recht ergötzlich, doch willigte ich ein, denſelben dem Miniſter zu unterbreiten, bei dem ich als Vertreter des „Commercial“ von Cincinnati, ſeiner kräftigſten Stütze in Ohio, freien Zutritt hatte. Mein Wirt zog ſich zeitig zurück und war am nächſten Morgen vor mir zur Rückfahrt bereit, auf der ich ihn abermals begleitete. Mr. Hudſon, der geſchäftsführende Redakteur, ein Mann von ſtattlichem Ausſehen und einer der höflichſten und gefälligſten Menſchen, denen ich je begegnet bin, teilte mir im Laufe des Tages mit, daß Mr. Bennett großes Gefallen an mir gefunden und meinen wöchentlichen Gehalt auf fünfunddreißig Dollars erhöht habe.

Ich reiſte am nächſten Tag mit dem Nachtzug nach Waſhington zurück. Die heute in fünf Stunden bewerkſtelligte Fahrt nahm damals deren zehn bis zwölf in Anſpruch. Sie war ſehr ermüdend, beſonders des Nachts, da ſie nicht weniger als fünf Waggonwechſel, drei Überfahrten mittels Fährboot über den Hudſon, den Delaware und den Suſquehanna, eine einſtündige Straßenbahnfahrt durch ganz Philadelphia und die langſame Durchkreuzung von Baltimore in mit Pferden beſpannten Eiſenbahnwagen in ſich

ſchloß. Wir langten um drei Uhr morgens in Perryville am öſtlichen Ufer des Suſquehanna an, von wo Paſſagiere mittels Fährboot nach dem gegenüberliegenden Havre de Grace befördert wurden. Wir verließen den Zug und begaben uns auf das Boot. Da es an Ort und Stelle liegen blieb, wandte man ſich um Aufſchluß an den Kapitän, welcher erklärte, daß er angewieſen worden ſei, bis auf weiteren Befehl zu bleiben, wo er war. Eine langweilige Stunde nach der andern verging, ohne daß man Aufklärung über die Urſache der Verzögerung erhielt. Man konnte ſich auf dem Boote nicht einmal niederſetzen, außer auf dem Boden. Bei Tagesanbruch verfügte ich mich nach dem Telegraphenamt auf der Station, fand aber niemanden anweſend. Der Telegraphiſt erſchien erſt um ſieben Uhr. Er erzählte mir, daß im Laufe der Nacht Depeſchen an die Verwaltung der Geſellſchaft in Philadelphia durchpaſſiert ſeien, mit der Meldung, daß die Brücken und hölzernen Viadukte zwiſchen Havre de Grace und Baltimore während der Nacht in Brand geſteckt worden waren und daß infolgedeſſen die Beförderung ſämtlicher Züge zwiſchen dieſen zwei Punkten eingeſtellt worden ſei. Der Telegraphiſt wußte nicht, wer die Brandſtifter waren, allein mir wurde es ſofort klar, daß die Parteigenoſſen der Rebellen in Maryland die Freveltat begangen hatten, um den Truppentransport aus dem Norden nach der Hauptſtadt einzuſtellen. Dieſer hatte in großem Maßſtabe erſt tags vorher mit dem ſechſten Regiment von Maſſachuſetts begonnen, das der große Kriegsgouverneur, John A. Andrew, binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Aufruf des Präſidenten, hatte — tauſend Mann ſtark — von Boſton ausmarſchieren laſſen. Auch eine gleiche Anzahl von Pennſylvanier-Freiwilligen war auf dieſem Wege befördert worden. Meine Vermutung erwies ſich als richtig, allein ich war weit davon entfernt, die blutigen Ereigniſſe des denkwürdigen neunzehnten April in Baltimore zu ahnen.

Ich befand mich in arger Verlegenheit. Einerſeits machte die Unterbrechung der Verbindung mit Waſhington mein Dortſein um ſo wünſchenswerter und notwendiger, um, falls die gewöhnlichen Mittel und Wege zur Beförderung von Nachrichten verſagen ſollten, deren ungewöhnliche ermitteln zu können. Andererſeits

ſah ich mich der Frage gegenübergeſtellt, wie dahin zu gelangen, da die unterbrochene Eiſenbahnlinie die einzige Verbindung zu Lande zwiſchen dem Norden und der Hauptſtadt bildete. Vor allem andern erbat ich mir indeſſen ein Frühſtück in einem der wenigen Häuſer des Weilers Perryville — denn ein Gaſthaus war nicht vorhanden — und erhielt eines, das aus Speck, Maiskuchen und unbeſchreiblichem Kaffee beſtand. Zunächſt ſah ich mich nach den Eigentümern mehrerer kleiner Boote um, die am Ufer angebunden lagen, und fand einen von ihnen, der ſich bereit erklärte, mich für einen Dollar nach Havre de Grace zu rudern, und der mich auch in einer Stunde daſelbſt ans Land ſetzte. Dieſer Ort war ein Dorf von einigen hundert Einwohnern, die in Gruppen auf der Straße ſtehend, die Einſtellung der Eiſenbahnzüge beſprachen. Sie beſtätigten die Verbrennung der Oberbauten und nicht wenige gaben ihre rebelliſche Geſinnung dadurch zu erkennen, daß ſie erklärten, darüber erfreut zu ſein. Ich bemühte mich irgend ein Fuhrwerk aufzutreiben, mittels deſſen ich nach dem etwa achtunddreißig Meilen entfernten Baltimore gelangen könnte. Ein Mietſtall war nicht vorhanden und die wenigen Privatbeſitzer von Wagen und Pferden fürchteten ſich vor dem Unternehmen da man nicht wußte, was eigentlich geſchehen war. Nachdem ich ein paar Stunden auf dieſe Weiſe vergeudet hatte, beſchloß ich mich zu Fuß auf den Weg zu machen, gerade wie ich ging und ſtand — meine Reiſetaſche war nach Waſhington aufgegeben —, und es dem Zufalle zu überlaſſen, unterwegs auf ein Transportmittel zu ſtoßen. Nachdem ich ungefähr ſechs Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich gegen Mittag das an der Straße gelegene Haus eines augenſcheinlich wohlhabenden Pflanzers. Meine Bitte um eine Mahlzeit wurde bereitwillig gewährt. Der Pflanzer, obgleich Sklavenhalter, erwies ſich als der Sezeſſion feindlich geſinnt. Zu meiner großen Genugtuung verſtand er ſich dazu, mich gegen die von mir angebotene Vergütung von fünfundzwanzig Dollars in einem Buggy von einem ſeiner Sklaven nach Baltimore fahren zu laſſen. Obwohl man mir in Havre de Grace und den ganzen Weg entlang erzählt hatte, daß die Gegend von Rebellen-Kavallerie wimmelte, begegnete uns weder ein Bewaffneter noch irgend ein Abenteuer, und wir

erreichten den Ort unſerer Beſtimmung kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Während wir durch die Stadt fuhren, bemerkte ich kein Zeichen von Aufregung; das Straßenleben ſchien ſeinen gewöhnlichen Gang zu gehen. Ich begab mich nach dem Eutaw Houſe, deſſen Eigentümer ich in New York als Hotelbeſitzer gekannt hatte. Vor allem ſammelte ich aus den Morgen- und Abendblättern die Einzelheiten der ſchrecklichen Begebenheiten des vorhergehenden Tages während des Durchmarſches der Truppen aus Maſſachuſetts und Pennſylvanien. Sie enthielten auch die beunruhigende Nachricht, daß der Eiſenbahnverkehr ſowohl mit dem Norden als dem Süden vollſtändig unterbrochen ſei. Das Problem, wie ich nach der Hauptſtadt gelangen ſollte, war daher für mich nur halb gelöſt, doch war ich zu ermüdet, um die Löſung der zweiten Hälfte ſogleich zu verſuchen, und ſuchte daher nach dem Abendeſſen ohne Verzug mein Lager auf.

Ich war früh auf den Beinen, um meinen Wirt über das beſte Mittel nach Waſhington zu gelangen zu Rate zu ziehen, denn ich war entſchloſſen, dies auf alle Fälle und ſobald wie möglich zu bewerkſtelligen. Da eine raſche Wiederherſtellung der Eiſenbahn ſehr zweifelhaft ſchien, empfahl er mir einen Wagen zu mieten, und ſchickte nach dem Beſitzer eines mit dem Hotel in Verbindung ſtehenden Mietſtalles, der es jedoch entſchieden ablehnte, mir zu irgend welchem Preiſe eine Fahrgelegenheit zu liefern. Mit andern Pferdeverleihern ging es uns ebenſo. Endlich fiel mir ein, den Verſuch zu machen, ein Reitpferd zu mieten, und dies gelang. Indeſſen mußte ich hundert Dollars als Unterpfand für die Zurückſtellung des Tieres bei dem Hotelbeſitzer hinterlegen und mich verpflichten, fünf Dollars per Tag nebſt ſämtlichen Koſten bis zur Zurückgabe zu bezahlen. Um neun Uhr ſaß ich im Sattel und ritt gemächlich, wie auf einem Spazierritt, nach den Vorſtädten, wo ich ſtatt der Hauptſtraße Nebenwege nach dem Relay Houſe einſchlug, der neun Meilen von der Stadt entfernten Anſchlußſtation der Haupt- und Waſhingtoner Linie der Baltimore- und Ohio-Eiſenbahn. Dort nahmen Reiter und Roß eine Mahlzeit ein und traten hierauf den über dreißig Meilen langen Ritt nach Waſhington an, wo ich um ſieben Uhr abends eintraf, ohne

unterwegs außer harmlosem Landvolk einem lebenden Wesen begegnet zu sein. Nachdem ich das Pferd eingestellt, ein Bad genommen und mich umgekleidet hatte, begab ich mich nach Willards Hotel zum Abendessen. Ich war erstaunt, die Vorhalle und die öffentlichen Sitzzimmer beinahe leer zu finden, und noch mehr, als der Buchhalter auf meine Frage: „Was gibt es Neues?“ antwortete: „Nun, da Sie abwesend waren, wird es eine Neuigkeit für Sie sein, daß dieses Hotel morgen geschlossen wird und diese Mahlzeit die letzte ist, welche Ihnen aufgetragen werden kann.“ Und so war es auch. Die große Karawanserei wurde auf unbestimmte Zeit geschlossen.

Seit meiner Abreise war in der Tat eine außerordentliche Veränderung in der Hauptstadt vorgegangen. Angesichts der Proklamation des Präsidenten, die wirklich einer Erklärung von dem Bestehen eines Bürgerkrieges gleichkam, der Aussicht, daß Washington zum Hauptangriffspunkt für Feindseligkeiten werden könnte, des Aufruhrs in Baltimore und der darauffolgenden Einstellung alles Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs mit dem Norden, war eine wahrhafte Panik eingetreten. Zwischen dem fünfzehnten und neunzehnten hatte die zügige Bevölkerung sich zu Zehntausenden nach Nord und Süd zerstreut und war trotz der Eisenbahnblockade noch immer mit Hilfe von allerlei Beförderungsmitteln im Aufbruch begriffen. Von den beinahe tausend Gästen, die zur Zeit der Inauguration in Willards Hotel untergebracht waren, blieben kaum vierzig übrig, und aus dieser Ursache wurde es geschlossen. Auch die andern Hotels waren leer. Indem ich des Morgens die Pennsylvania Avenue entlang schritt, konnte ich die in Sicht befindlichen Menschen beinahe an den Fingern abzählen. Sehr viele Privathäuser und eine Menge Kaufläden waren ebenfalls geschlossen und die ganze Stadt sah verlassen aus.

Ein mildernder Umstand dieses Auszuges war, daß zumeist Sezessionisten an demselben teilnahmen, deren Abreise unter den Verhältnissen die Regierung geradezu aus einer Verlegenheit befreite. Doch war anderweitige Ursache zu ernstlicher Beunruhigung vorhanden, die, wie ich bei meinen Besuchen im Weißen Hause,

in den Departements und öffentlichen Bureaus wahrnahm, von allen Treugesinnten, vom Präsidenten und den Kabinettsbeamten abwärts, geteilt wurde. Der Telegraph stand stille, keine Post kam an oder ging ab. Von der Nacht des zwanzigsten angefangen, bestand tatsächlich keinerlei Verkehr zwischen der Bundeshauptstadt und irgend einem Teil des Landes, und die Regierung blieb mehrere Tage ohne Nachrichten von irgendwelcher Seite. Es war ihr nur im allgemeinen bekannt, daß infolge der Zerstörung des Schienenweges zwischen Perryville und Washington der Plan adoptiert worden war, die Truppen aus dem Norden zu Wasser nach der Hauptstadt zu befördern. Es sah buchstäblich so aus, als ob die Regierung eines großen Volkes plötzlich auf eine Insel mitten in der See in einen Zustand völliger Abgeschiedenheit versetzt worden wäre, mit allen dieselbe begleitenden Beschwerden, Zweifeln und Gefahren. Diese außerordentliche Lage der Dinge erfüllte mich und alle patriotischen Gemüter natürlich mit der bangesten Sorge.

Ich konnte weder damals noch jemals begreifen, warum die Hände der Rebellen sich nicht nach einer so leicht zugänglichen Beute ausstreckten, deren Besitznahme wahrscheinlich den unmittelbaren Sieg des Aufstandes zur Folge gehabt hätte. Denn trotz der hunderte von Ausscheidungen aus dem Armee-, Marine- und Staatsdienst und der zahlreichen Auswanderung nach dem Süden war Washington noch immer voll von Verrätern unter den Ansässigen und den zurückgebliebenen Offizieren und Beamten, die einen Versuch, von der Hauptstadt für den Sonderbund Besitz zu ergreifen, eifrigst unterstützt haben würden. Es standen nicht mehr als zweitausend Bewaffnete und Uniformierte zur Verteidigung zur Verfügung, wovon die eine Hälfte aus einem bunten Gemisch kleiner Truppenteile von verschiedenen Regimentern und Waffengattungen und die andere aus den frischen Rekruten des sechsten Regiments von Massachusetts bestand. Man bemühte sich, die loyalen Einwohner und Regierungsbeamten zu einem Freiwilligenkorps zu organisieren, allein obgleich beinahe zweitausend solcher Freiwillige sich hatten anwerben lassen, war kein großer Verlaß auf sie. Überdies hatte sich an den höchsten Stellen Verräterei kundgegeben, vor der die Regierung beschützt werden mußte. Der Generaladjutant der

Armee, Cooper, Oberst Robert E. Lee, der erste Adjutant und vertrauteste Ratgeber des Generals Scott, und Commodore Buchanan, Kommandant der Schiffswerfte, waren aus dem Dienst geschieden und zum Feinde übergetreten. Diese und viele andere Desertionen übten rasch eine demoralisierende und lähmende Wirkung auf die verschiedenen Branchen des öffentlichen Dienstes aus. Der Präsident vertraute auf General Scott als Hauptstütze der Regierung, und doch konnte man sich der Tatsache nicht verschließen, daß der Oberbefehlshaber körperlich und geistig zu gebrechlich war, um der schrecklichen Notlage gewachsen zu sein. Wie aus den offiziellen Aufzeichnungen hervorgeht, erhöhte er noch die Befürchtungen des Präsidenten und seines Kabinetts, statt sie zu beschwichtigen, indem er den übertriebenen und selbst erdichteten und abgeschmackten Gerüchten von der Ansammlung aufständischer Truppen in der Nähe von Washington Glauben beimaß. Es waren nur wenige Offiziere übrig, auf die man sich verlassen konnte, und diese waren untergeordneten Ranges und keiner von ihnen hatte jemals mehr als eine Kompagnie kommandiert. Ich konnte die zunehmende Hilflosigkeit und Angst der Regierung deutlich wahrnehmen und wurde von der Besorgnis gequält, daß das Erscheinen von tausend entschlossenen Rebellen das Schicksal Washingtons ohne jeden ernstlichen Kampf besiegeln würde.

Die Stadt bot einen Anblick, als ob sie sich im Belagerungszustand befände. Detachements von Linientruppen bezogen die Wache in allen öffentlichen Gebäuden, Patrouillen machten die Runde und alle Zugänge zur Stadt wurden bewacht. Das Weiße Haus stand unter dem besonderen Schutz der „Clay" und „Frontier" Garden, zwei Korps von auserlesenen Freiwilligen, die von Cassius M. Clay, dem wohlbekannten Unionisten aus Kentucky, und vom General James H. Lane, später Senator der Vereinigten Staaten für Kansas, der sich während der Grenzunruhen in jenem Territorium einen bedeutenden Ruf als entschlossener Rauser erworben hatte, organisiert worden waren. Diese kampierten tatsächlich mehrere Tage im Erdgeschoß des Bundespalastes. Auch patrouillierten kleine bemannte Boote den Potomac ab. Sämtliche

Vorräte an Proviant und Fourage wurden von dem Kriegsministerium mit Beschlag belegt und andere Vorbereitungen zur Verteidigung wurden so eifrig als möglich betrieben. Man hielt auch Material bereit, um die Gebäude der Ministerien des Innern und der Finanzen binnen kürzester Frist verbarrikadieren zu können, deren massive Beschaffenheit und isolierte Lage eine hartnäckige Verteidigung durchführbar erscheinen ließ.

Nichts bewies die Unfähigkeit der militärischen Behörden so vollkommen, als ihre mißlungenen Versuche mehrere Tage hindurch, genaue Auskunft über die Bewegung von Truppen aus dem Norden zum Entsatz der Hauptstadt zu erlangen. Wenn man bedenkt, daß nur vierzig Meilen zwischen Washington und Annapolis liegen, das man zum Landungsplatz für die Entsatztruppen ausersehen hatte und wo in der Tat am 22. und 23. mehrere Regimenter ausgeschifft worden waren, und daß überdies die, zwanzig von den vierzig Meilen betragende, Eisenbahnstrecke von Washington bis Annapolis Junction nicht unterbrochen war und Züge auf derselben verkehrten, muß man verblüfft darüber sein, daß die Regierung nicht imstande war, sich von dem Herannahen der Hilfe zu unterrichten. General Scott tat weiter nichts, als einzelne berittene Kundschafter die Eisenbahn entlang zu senden, welche einzelne regelmäßig nur unzuverlässige Gerüchte zurückbrachten. Eine Schwadron regulärer Kavallerie unter einem unternehmenden Offizier, mit dem unbedingten Befehl bestimmte Nachrichten einzuholen, würde den gewünschten Zweck erreicht haben. Wie die Sachen standen, fiel kein Lichtstrahl in das uns umgebende Dunkel bis zum 25., und mittlerweile wuchsen die Ungeduld, der Mißmut und die Niedergeschlagenheit mit jeder Stunde. Niemand empfand dies so sehr wie der Präsident. Ich sprach ihn zu wiederholten Malen, und er war durch die unerklärliche Verzögerung der Ankunft von Hilfe aus den loyalen Staaten fast deprimiert. Ich hörte auch seine von Nicolay und Hay genau zitierte Äußerung bei Gelegenheit der Revue des sechsten Regiments von Massachusetts: „Ich fange an zu glauben, daß es keinen Norden gibt. Das siebente Regiment von New York ist eine Mythe. Die Truppen von Rhode Island (als auf dem Weg den Potomac

hinauf angemeldet) desgleichen. Ihr seid das einzig Wahre." Indessen erwies sich die „Mythe" am Donnerstag den 25. schließlich doch als wahr. Mittels eines angestrengten vierundzwanzigstündigen Marsches von Annapolis gelang es dem siebenten Regimente von New York und dem achten von Massachusetts, Annapolis Junction am Morgen jenes Tages zu erreichen. Ein Zug stand bereit, und binnen wenigen Stunden hatte das ganze siebente Regiment den Ort seiner Bestimmung erreicht. Ich kann das Wiederaufleben der Hoffnung und des Vertrauens, den Jubel nicht beschreiben, der mich und alle treugesinnten Herzen erfüllte, als dieses Musterkorps von New-Yorker Freiwilligen, beinahe tausend Mann stark, eine prächtige Musikbande voran, die Pennsylvania Avenue entlang marschierte. Nachdem es vor dem Präsidenten und seinem Kabinett Revue passiert hatte, ergriff es von Willards Hotel Besitz und blieb daselbst bis zu seiner Übersiedlung ins Lager. Dem siebenten Regimente folgten unmittelbar das achte von Massachusetts und zwei Regimenter von Rhode Island, begleitet von ihrem jugendlichen Gouverneur Sprague. Danach trafen fortwährend täglich neue Verstärkungen aus verschiedenen loyalen Staaten ein und binnen einem Monat war mehr als das gesamte Aufgebot von 75 000 Mann in der Hauptstadt versammelt. Doch dauerte es bis Mitte Mai, ehe die Eisenbahnverbindung mit dem Norden vollkommen wiederhergestellt war.

Von da an gewann Washington ein äußerst belebtes Aussehen. Mit Einschluß der regulären Truppen und der Dreimonatsrekruten war die Bevölkerung um mindestens achtzigtausend Soldaten vermehrt. Gegen Nord und Ost umgab die Stadt ein fast ununterbrochener Gürtel von Feldlagern. Das Gepränge und die ganze Eigentümlichkeit eines tatsächlichen Kriegszustandes machten sich durch marschierende Infanteriekolonnen, Kavallerieabteilungen und Artilleriebatterien unaufhörlich bemerkbar. Tausende trafen täglich aus dem Norden ein, um die Truppen zu besuchen, und drängten sich auf den Straßen, die von Soldaten jeder Waffengattung und in allerlei Uniformen wimmelten. Im ersten Stadium des Aufstandes gestattete die Regierung denjenigen, die bevollmächtigt waren, Regimenter anzuwerben,

vollständige Freiheit hinsichtlich der Uniformen. Von diesem Vorrecht machten viele aus im Ausland geborenen Elementen rekrutierte Korps umfassenden Gebrauch. Ich war überrascht, eines Tages in echt bayrische Uniform gekleideter Infanterie zu begegnen; ebenso gab es preußische Uniformen; sodann die „Garibaldi-Garde" in der legendenhaften roten Bluse und den Bersaglierihüten; „Zuaven" und „Turkos", wie die in der französischen Armee gekleidet, mit irgendwelchen wunderlichen amerikanischen Merkzeichen darauf gepfropft.

Da der Kongreß keine Sitzungen abhielt, so bestand meine Hauptverpflichtung darin, durch tägliche Besuche im Weißen Hause und bei den verschiedenen Departements Nachrichten zu sammeln. Es gelang mir unschwer, mich binnen kurzem mit allen Spitzen der Departements und deren ersten Unterbeamten auf den besten Fuß zu setzen. Zu gewissen Tageszeiten, zumeist gleich nach den Amtsstunden, konnte ich des Zutritts bei den Ministern stets gewiß sein, so oft ich sie zu sprechen wünschte. Ich fand die Herren Seward, Chase und Cameron am zugänglichsten und mitteilsamsten. Aus kurzer Erfahrung lernte ich, daß selbst die beiden erstgenannten trotz ihres so fest begründeten, großen, nationalen Rufes Zeitungsschmeicheleien keineswegs unzugänglich, aber gegen journalistische Kritik höchst empfindlich waren. Seward litt unter einer ausgesprochenen Schwachheit in dieser Beziehung. Der „Herald" ließ es sich jedesmal angelegen sein, überschwängliche Lobreden auf ihn zu halten, die mitunter in lächerliche Übertreibungen ausarteten, um seinen Korrespondenten den Weg zum Vertrauen des Empfängers zu bahnen, dem es nicht immer gelang, seine dankbare Genugtuung vor ihnen zu verbergen. Chase war weitaus weniger leutselig als Seward und hielt jedermann durch sein vornehmes, mitunter pomphaftes Betragen in gemessener Entfernung. Es bedurfte keines großen Scharfsinns, um zu ergründen, daß er eine sehr hohe Meinung von sich hatte und geneigt war, andere ziemlich unbedachtsam zu bekritteln. Nichtsdestoweniger bewunderte ich seine natürlichen Fähigkeiten und gründlichen Kenntnisse, besonders aber seine hohen und lauteren politischen Ziele. Unsere Bekanntschaft nahm allmählich einen vertrauten Charakter an, so

daß er sich sehr freimütig über öffentliche Persönlichkeiten und Angelegenheiten äußerte.

Cameron war der typische amerikanische Politiker, dessen sämtlichen Aussprüchen und Taten ein wohldurchdachter Endzweck zugrunde lag. Auch er stand den Zeitungsmännern ein wenig zu bereitwillig zu Diensten, und von allen Ministern benahm er sich gegen sie am herzlichsten und gesprächigsten. Er erweckte sogleich das Gefühl in ihnen, als seien sie mit einem alten Bekannten oder Freunde zusammengetroffen. Unstreitig war er der gewandteste politische Führer im Kabinett und obwohl ohne Zweifel so ehrgeizig wie irgend ein Mitglied desselben, machte er sich niemals solcher Unbesonnenheiten schuldig, als die politischen Lebensläufe von Seward und Chase verraten. Er hatte eine sehr schlaue Art und Weise, Journalisten durch Andeutungen und Folgerungen zur Veröffentlichung von Dingen zu vermögen, die er über andere zu hören wünschte, ohne selbst dafür verantwortlich sein zu müssen.

Der Marineminister, Gideon Welles, erwies sich bald als ein ziemlich schwieriges Problem für journalistischen Unternehmungsgeist, und die Vertreter der Presse beschränkten ihre Aufmerksamkeit auf seinen Beirat, Hauptmann C. V. Fox, einen ehemaligen Marineoffizier. Fox war plötzlich zu wohlverdientem nationalen Ruf patriotischer Tapferkeit gelangt, indem er seine Dienste zur Ausführung einer Expedition — vom Charakter: „es mag kommen wie es will" — zum Entsatz von Fort Sumter anbot, die von ihm selbst ausgedacht, vom Präsidenten gutgeheißen und auch wirklich ins Werk gesetzt worden war, jedoch infolge einer Reihe von widerlichen Zufällen mißlang. Er war ein Kraftmensch, mit merkwürdigem Erfindungsgeist, Mut und Energie begabt, doch voll persönlicher Vorurteile, die ihn wohl kaum als einen zuverlässigen Leiter öffentlicher Angelegenheiten erscheinen ließen. Ein schonungsloser Kritiker, kümmerte er sich wenig um die Regeln der Disziplin, Staatsklugheit und Höflichkeit und war von erstaunlichem Freimut in seinem Verkehr mit unserer Brüderschaft.

Sein Schwager, der Generalpostmeister Montgomery Blair, war ein gleich fester, unduldsamer und entschlossener Charakter

und von allen Mitgliedern der Verwaltung galten beide als die unversöhnlichsten Feinde der Rebellion, deren Unterdrückung seitens der Regierung ihnen bei weitem nicht schnell und nachdrücklich genug erschien. Blair war indessen ein besonders praktischer Politiker, der beharrlicher als irgendeiner an dem Glauben an die Rechtmäßigkeit der Ämterverteilung unter die am Ruder befindliche Partei festhielt. Ich lernte auch seinen Vater, Francis P. Blair, den Älteren, und seinen Bruder, Francis P. Blair, den Jüngeren, aus St. Louis — späterhin Kongreßmitglied und Bundesgeneral — kennen. Vater und Söhne bildeten ein höchst bemerkenswertes Trio von gemeinschaftlichem Charakter. Es gab zurzeit keine einflußreichere Familie in den Vereinigten Staaten. Auch sie waren häufiger Erwähnung und Lobrednerei in den öffentlichen Blättern keineswegs abgeneigt.

Durch den ganzen Norden herrschte natürlich die größte Neugierde über die Tätigkeit der um Washington gelagerten Freiwilligen, und ich wurde daher von meinen Arbeitgebern angewiesen, mir deren Beschreibung in meinen täglichen Berichten zur besonderen Aufgabe zu machen. Zu diesem Zwecke besuchte ich regelmäßig die Regimentslager in der Umgebung der Stadt und wurde von dem „Herald" ermächtigt, zur Erleichterung meines Dienstes ein Reitpferd zu kaufen. Meine täglichen Ritte waren in mancher Beziehung höchst genußreich. Von den Mai und Juni hindurch herrschendem herrlichen Wetter begünstigt, gewährten mir die Stunden, welche ich jeden Nachmittag im Sattel zubrachte, eine angenehme und gesunde Leibesübung. Auch bildeten mehrere von den Regiments-Hauptquartieren, deren Runde ich machte, ungewöhnliche Anziehungspunkte. Unter den Offizieren einiger der Regimenter von New York, Neu-England und aus dem Westen traf man die wahre Blüte der Jugend des Landes an, bemerkenswert durch Intelligenz, Vaterlandsliebe und Pflichttreue. Weder ermangelten sie der Eigenschaften, welche die Quelle der flüchtigeren Freuden frühen Mannesalters bilden. In ihren Zeltgehäusen herrschten Lustigkeit und Frohsinn während der dienstfreien Stunden des Tages, und Besucher wurden eingeladen, an allerlei Possentreiben teilzunehmen. Jedoch waren, der Wahrheit gemäß, nicht wenige von den

Regimentern aus recht niedrigen Elementen zuſammengeſetzt. Einige von den Truppenkörpern aus New York und Philadelphia waren in der Tat aus den verderbten Schichten der Bevölkerung rekrutiert worden und von den allerſchlimmſten Typen von Ortspolitikern befehligt. Die irländiſchen Regimenter von New York waren in dieſer Hinſicht berüchtigt. Ich war verpflichtet auch dieſe aufzuſuchen, tat es jedoch nur mit Widerſtreben und ſo ſelten als möglich.

Für mich als Europäer hatten die Regimenter, in denen ausländiſche Elemente vorherrſchten, beſonderes Intereſſe. Von dieſen waren vier ausſchließlich deutſch, nämlich das ſiebente, achte, zwanzigſte und neunundzwanzigſte Infanterieregiment der New Yorker Freiwilligen, während die ſogenannte „Garibaldi-Garde“ aus Italienern, Franzoſen, Ungarn, Deutſchen und anderen Nationalitäten zuſammengeſetzt war. Das achte ſtand unter dem Befehl von Louis Blenker, der nicht nur während des Aufſtandes von 1849 in Rheinbayern, ſondern auch als Freiwilliger unter König Otto in Griechenland einige Kriegserfahrung geſammelt hatte. Der Oberſt des zwanzigſten war Max Weber, ein ehemaliger Offizier der badiſchen Armee und Beſitzer des Hotels Conſtanz, in dem ich nach meiner Landung im Jahre 1853 abgeſtiegen war. Der Oberſt der „Garibaldi-Garde“ hieß D'Utaſſy, der angenommene romantiſche Name eines ungariſchen Juden deutſchen Namens. Er ſowohl als Blenker erſchienen abwechſelnd in den vorſchriftsmäßigen und in den ausländiſchen Maskeradenuniformen, die ſie für ihre Regimenter adoptiert hatten. Beide paradierten gerne zu Pferde in ihrem großartigen Aufputz, gefolgt von einem berittenen Stabe, durch die Straßen. Beide trugen den unverkennbaren Stempel von Abenteurern. Blenker, der eine kleine Meierei betrieben hatte, war von ziemlich achtunggebietender Haltung, beſaß vollendete Manieren und entwickelte ſich zu einem großen Stutzer. D'Utaſſy aber blieb ſtets nur ein anſpruchsvoller Prahlhans. Es ſchien erſtaunlich, daß Männer ſolcher Art mit der Organiſierung ganzer Regimenter betraut wurden; allein angeſichts der damaligen bedrängten nationalen Notlage und der Unerfahrenheit der Regierung in Kriegsangelegenheiten konnte ſich jedermann

mit einer wirklichen oder geschickt erdichteten militärischen Laufbahn unschwer Anerkennung verschaffen.

Da eben von diesen Herren die Rede ist, dämmert noch eine andere Erscheinung jener Tage in meinem Gedächtnis auf. Thomas Francis Meagher, der irländische Verbannte, wohlbekannt durch sein politisches Märtyrertum, wie auch durch seine große natürliche Beredsamkeit und literarische Begabung, kam als Hauptmann einer dem neunundsechzigsten Irländer-Regiment von New York zugeteilten Zuavenkompagnie nach der Hauptstadt. Er hatte eine ganz außerordentliche Uniform nach Zuavenmuster, buchstäblich mit Goldtressen bedeckt, für sich ersonnen, und ihn mit Siegesheldenmiene die Pennsylvania Avenue einherstolzieren zu sehen war des Anblicks wert.

Unter den regelmäßigen Besuchern der Lager befand sich Mrs. Lincoln. Es wäre natürlich ganz angezeigt gewesen, hätte sie als Frau des Oberhauptes der Nation ihren Sympathien für die Verteidiger der Union dadurch Ausdruck verliehen, daß sie sich unter ihnen bewegte. Allein in Wirklichkeit hegte sie nicht die geringste Zuneigung für dieselben, da sie aus Kentucky gebürtig war und daher im innersten Herzen die Sezession begünstigte. Sie besuchte die Lager schlechterdings nur der Schmeicheleien und Gastfreundschaft wegen, die ihr daselbst geboten wurden. Niemand war damit so verschwenderisch wie die Offiziere der irländischen Regimenter von New York, die sie daher vor allen andern mit ihren Besuchen beehrte.

Die Bereitwilligkeit der loyalen Staaten, der Regierung alle zur Unterdrückung des Aufstandes erforderlichen Soldaten, Geld- und sonstigen Mittel zur Verfügung zu stellen, unterlag seit der Übergabe des Forts Sumter nicht dem geringsten Zweifel. Doch das große Problem für den Präsidenten Lincoln und seine Haupthelfer bestand darin, von den so freigebig dargebotenen Hilfsquellen geeigneten Gebrauch zu machen. Im ganzen Norden gab es nur einige hundert Männer, die regelrecht für den militärischen Beruf erzogen waren, während tausende zu sofortigem Dienst als Offiziere verlangt wurden. Selbst bei neun Zehnteln von den treugesinnten Offizieren der regulären Armee reichte die praktische Erfahrung

nicht über das Kommando einer Kompagnie hinaus. Bei einem derartigen Mangel an befähigten Leuten war es nicht zu vermeiden, daß die Mehrzahl der Offiziere aus den Reihen der Zivilisten gewählt wurde, die nicht einmal eine Waffe zu handhaben wußten. Dennoch hätten ſowohl die Bundesregierung wie auch die Regierungen der einzelnen Staaten, wenngleich im Drange dieſer Notwendigkeit handelnd, bei der Wahl von Offizieren gewiß den ſtrengen Maßſtab körperlicher, geiſtiger und moraliſcher Tauglichkeit anlegen können. Allein unglücklicherweiſe ſah der Gewalthaber hier eine willkommene und reichhaltige Gelegenheit, politiſche Anhänger mit Offizierspatenten zu belohnen, und machte von dieſem vielumfaſſenden neuen Patronat nur zu bereitwillig Gebrauch, ohne Rückſicht auf die Tauglichkeit der Empfänger. In der Regel ſicherten die gewerbsmäßigen Politiker in allen Staaten ſich die neuen Ehren und Einkünfte. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß vier Fünftel von ſämtlichen Stabsoffizieren der Dreimonats-Regimenter, die ſich in Waſhington einfanden, dieſe Klaſſe von Leuten repräſentierten, und dieſelbe Gepflogenheit herrſchte bei den ſpäteren ungeheuren Aufgeboten von Freiwilligen, obwohl in viel geringerem Maßſtab.

Die Bundesbehörden machten es nicht beſſer. Bei der Anſtellung von Offizieren in den mit Ermächtigung des Kongreſſes neuerrichteten Regimentern der regulären Armee fanden die außerordentlichſten Ernennungen ſtatt. Anſtatt, daß man die höheren Stellen mit Offizieren beſetzte, welche der Fahne treu geblieben waren, wurde die Mehrheit der Oberſten, Oberſtleutnants und Majore aus dem Zivilſtande berufen. Die meiſten von den Ernannten waren gewöhnliche Politiker, ohne jedes andere Verdienſt als ihre Parteizugehörigkeit. Ich erinnere mich deutlich mehrerer auf dieſe Weiſe Begünſtigten. Einer der notoriſchen Fälle war des Kriegsminiſters Cameron Ernennung eines ergebenen politiſchen Anhängers und erſten Beamten im Kriegsminiſterium zum wirklichen Oberſten, der bis zur Inauguration der kränkliche, ausgedörrte, pedantiſche Direktor einer mittelmäßigen Schule in Pennſylvanien geweſen war. Offizierspatente für die Linie wurden ebenfalls ſyſtematiſch unter Günſtlinge verteilt. Ich machte in

dieſer Beziehung eine merkwürdige perſönliche Erfahrung. Es wurde mir durch den Miniſter Chaſe aus Artigkeit gegen das „Commercial“ von Cincinnati eine Hauptmannsſtelle in der regulären Armee angeboten und ich muß geſtehen, daß dieſes Angebot mir im höchſten Grade verlockend erſchien. Ungefähr zur ſelben Zeit wurde mein Intereſſe für die Bewerbung ſeitens eines jungen deutſchen Arztes aus Buffalo um ein Leutenantspatent erweckt, der ſehnlichſt wünſchte, das Seziermeſſer mit einem Schwerte zu vertauſchen. Ich ſprach ſeinetwegen mit Mr. Chaſe und wenige Tage nachher erhielt er, zu ſeinem höchſten Erſtaunen, ein Patent als Hauptmann in der Infanterie. Ich bedaure ſagen zu müſſen, daß mein Schützling meiner Empfehlung keine Ehre machte, denn er wurde wegen Feigheit auf dem Schlachtfelde entlaſſen, ehe er ein Jahr lang gedient hatte. Einer meiner Zeitvertreibe in jenen Tagen beſtand darin, den Privatlektionen in den Anfangsgründen militäriſcher Weisheit beizuwohnen, welche den zu den höheren Offiziersſtellen in den neuen Linienregimentern Ernannten von alten Exerziermeiſtern erteilt wurden. Die Schwierigkeiten, welchen dieſe Oberſten, Oberſtleutenants und Majore anfangs ſelbſt beim Schritthalten und Abſchwenken und ſpäterhin bei Handhabung der Waffen begegneten, führten zu äußerſt ergötzlichen Szenen. Ich glaube, es iſt urkundlich feſtgeſtellt, daß ſehr wenige von dieſen Angeſtellten der Regierung jemals irgendwelche wertvolle Dienſte geleiſtet haben.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Bull Run.

Die Kriegsvorbereitungen, deren Zeuge Herr Villard war, ließen in ihm den Entschluß reifen, Kriegskorrespondent zu werden. Um sich die dazu nötigen Kenntnisse zu erwerben, kaufte er eine Anzahl englische, französische und deutsche Werke über Strategie und Taktik sowie Geschichtswerke über die Kriege Friedrichs des Großen, Napoleons und Wellingtons und widmete seine ganze Mußezeit dem Studium dieser Bücher.

Von allen Schwierigkeiten, welche sich der Regierung entgegenstellten, war die größte die, geeignete Kommandeure für die loyalen Truppen auszuwählen, welche in der Nähe der Bundeshauptstadt und an andern Punkten formiert wurden. Generalleutnant Scott, der Sieger im Kriege mit Mexiko, der noch immer der oberste Befehlshaber der Landarmee unter der Leitung des Präsidenten war, konnte selbst die Pflichten des aktiven Führers nicht ausüben. Er war bereits beinahe fünfundsiebzig Jahre alt und zeigte körperlich und geistig die Folgen dieses Alters. Präsident Lincoln erkannte zwar die Notwendigkeit, ihn außer Tätigkeit zu setzen, scheute aber davor zurück, ihn abzusetzen, und griff zu dem Notbehelf, ihn nominell im Kommando zu belassen, aber die tatsächliche Leitung im Felde anderen zu geben. Die Funktion des Generalquartiermeisters — die nur der des Generalissimus im Felde an Wichtigkeit nachsteht — erhielt Brigadegeneral Meigs, das Kommando der zur Verteidigung der Hauptstadt gesammelten Truppen Brigadegeneral McDowell. Beide waren bis dahin Offiziere niederen Ranges im Ingenieurkorps, Meigs Kapitän, McDowell Major; sie wurden jetzt über die Köpfe der Offiziere

der regulären Armee fort zu Brigadegenerälen befördert. General McDowell lernte Herr Villard persönlich kennen. Er war ein gründlich gebildeter Mann und ein fester Charakter. Aber ihm fehlte die Fähigkeit schnellen Entschlusses und genügendes Selbstvertrauen.

Die öffentliche Meinung des Nordens verlangte ein schnelles und kräftiges Vorgehen gegen den Süden, da man meinte, ein solches würde die Rebellion sofort niederwerfen, und dieses Verlangen wurde stärker, als die Hauptstadt der Konföderation von Montgomery in Alabama nach Richmond in Virginien verlegt wurde. Man hielt es für einen Insult, die Zentralregierung der Bundeshauptstadt so nahe zu bringen, und besonders Horace Greeley wurde nicht müde, in seiner „New York Tribune“ täglich „Auf nach Richmond“ zu rufen. Obwohl alle kühl Denkenden und alle militärisch Geschulten es im Gegensatz dazu für gefährlich hielten, die Feindseligkeiten mit den Truppen zu beginnen, die nicht zu längerem als dreimonatigem Dienste verpflichtet waren, und zu einem Aufschub rieten, bis die zu dreijährigem Dienste angeworbenen Bundestruppen genügend einexerziert seien, gab man doch dem allgemeinen Verlangen nach. Am 29. Juni wurde in einem Kriegsrat, dem der Präsident mit seinem ganzen Kabinett beiwohnte, der Kriegsplan festgestellt, aber erst am 16. Juli befahl McDowell den Vormarsch: er hatte trotz aller Anstrengungen seine Armee nicht früher marschbereit machen können.

Herr Villard, der übrigens McDowells Befürchtungen nicht teilte und an einen schnellen Erfolg der Unionssache glaubte, erhielt durch Kapitän J. B. Fry, den Stabschef des kommandierenden Generals, die Erlaubnis, das Hauptquartier zu begleiten. Er schloß sich dem Stabe des Generals Tyler an, der die erste Division kommandierte und mit dieser die Führung hatte. Auf dem Marsch lernte er u. a. auch Oberst W. T. Sherman, den späteren Heerführer, kennen. Wie es ihm auf diesem Vormarsch erging, erzählt Herr Villard wie folgt:

„General Tyler bezog ein Lager in der Nähe des Gerichtshauses von Fairfax und einer der Herren seines Stabes bot mir Obdach für die Nacht in einem abgeteilten Zelte an. Zum ersten-

mal seit meinen Erlebnissen in Colorado schlief ich wieder auf dem Boden, ein Stück wasserdichten Zeuges unter mir und in eine Decke gehüllt, mit meinem Sattel als Kissen. Die Reveille wurde vor Sonnenaufgang geblasen und kurz nach fünf Uhr befanden wir uns wieder auf dem Marsch. Wir sahen dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde bei Centreville entgegen, einem kleinen Dorf mit zerstreuten Häusern, etwa sechs Meilen von Fairfax an der Fahrstraße nach Warrenton gelegen — doch fanden wir dasselbe geräumt. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner berichteten, daß die aufständischen Truppen sich hinter den Bull Run, einen kleinen Fluß ungefähr drei Meilen westwärts, zurückgezogen hätten. Bei Centreville wurde Halt gemacht, und die Division lagerte sich für den Täg um das Dorf herum. General Tyler hatte Befehl erhalten „die Straßen genau zu beobachten", und fühlte sich demgemäß berechtigt, eine Rekognoszierung in der Richtung der feindlichen Stellung zu unternehmen. Zu diesem Zwecke machte er sich daher, von einer Schwadron Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie begleitet, auf den Weg. Ich erhielt Erlaubnis mitzureiten. Wir schlugen eine in südlicher Richtung gegen die „Blackburn Furt" des Bull Run führende Straße ein. Gegen Mittag hatten wir einen Obstgarten auf einem, eine weite Aussicht auf die Umgegend gewährenden Plateau erreicht, von dem sich das freie Feld ungefähr eine Drittelmeile weit nach den dichtbewaldeten Ufern des Flusses hinabsenkte, an denen entlang die Aufständischen, den Nachrichten unserer Kundschafter zufolge, verborgen sein sollten. General Tyler beschloß, das Wild unten im Walde durch Artillerie aufzuscheuchen, und gab Befehl, die reguläre Batterie des Hauptmanns Rickett, von der Brigade des Obersten Richardson unterstützt, zur Stelle zu bringen. Die Batterie nebst ihrer Unterstützung nahm ihre Stellung ungefähr um drei Uhr ein, und eine Sektion protzte sofort ab und begann den Wald zu bombardieren. Dies waren die ersten gegen die Rebellen vor Washington abgefeuerten Kanonenschüsse und versetzten mich in gewaltige Aufregung. Das Feuer wurde nicht erwidert, weshalb der General dasselbe einstellen und Plänkler vorrücken ließ und den Abhang hinabritt.

Mit der Infanterie hatten ſich noch zwei Zeitungskorreſpondenten zu Fuß eingefunden — E. C. Stedman, der Dichter und Kritiker, und E. H. Houſe, der lange mit der New-Yorker „Tribune“ in Verbindung ſtand, wohlbekannt als Eſſayiſt und Kritiker bis zu ſeinem Aufgeben dieſes Berufes, als er zum amerikaniſchen Konſul in Japan ernannt wurde, wo er viele Jahre blieb. Da wir drei ſehr hungrig waren, ſtieg ich ab und übergab mein Pferd einem Offiziersdiener, worauf wir den Plänklern die Straße hinab zu einem vielleicht hundert Schritte vom Walde entfernten Meierhof folgten, in der Hoffnung etwas zu eſſen zu bekommen, allein wir fanden das Haus verſperrt und anſcheinend verlaſſen. Einen reichbeladenen Kirſchbaum erſpähend, erkletterte ich denſelben, um mich und meine Freunde mit Obſt zu verſehen, und hatte mich eben auf einem Aſt niedergelaſſen, als plötzlich, ſcheinbar nur wenige Schritte von uns, ein furchtbares Gekrach aus dem Walde hervorbrach, gefolgt von einem gewaltigen Schwirren und Klappern um uns her. Die Rebellen-Infanterie im Walde hatte eine Salve auf die Plänkler abgefeuert. Kaum eine Minute ſpäter folgte eine zweite Salve, begleitet von dem gleichen großen Krachen und all dem kleinen Getöſe um uns her. Da fuhr es uns durch den Kopf, daß dieſes durch tauſende von Kugeln verurſacht wurde, die an uns vorüber ſauſten und in die umherſtehenden Wirtſchaftsgebäude, Einfriedigungen und Bäume einſchlugen. Wir befanden uns in der Tat gerade in der Schußlinie einer ganzen Rebellen-Brigade. Zugleich mit der zweiten Salve machten ſich auch die dumpfen Exploſionen des Artilleriefeuers vernehmbar. Hierauf kam ein betäubender Krach — und ich ſah mich plötzlich, vom Baum herab, zu Boden geworfen. Stedman und Houſe ſchrien aus ihrem Verſteck hinter dem Farmhaus, wohin ſie ſich nach der zweiten Salve geflüchtet hatten, laut: „Sind Sie verletzt?“ hervor. Glücklicherweiſe war mir nichts zugeſtoßen.

Das Feuer wurde von den Rebellen heftig fortgeſetzt und von den Plänklern, wie den Regimentern und zwei Kanonen, die zu ihrer Unterſtützung den Abhang hinuntereilten, ebenſo erwidert. Da das Gewehr- und Artilleriefeuer des Feindes den ganzen Abhang beherrſchte, ſchien es uns nicht geheuer den Verſuch zu machen,

aus dessen Bereich zu entfliehen, weshalb wir in unserer geschützten Stellung hinter dem Hauptwirtschaftsgebäude verblieben, bis das Gefecht vorüber war. Unsere Leute waren in den Wald gedrungen, doch durch das unwiderstehliche Feuer aus den verborgenen Reihen der Rebellen in Unordnung zurückgetrieben worden. Obwohl ein zweites Regiment zu unserer Unterstützung herbeigeeilt war, schlugen die wiederholten Versuche, ihre Linie zu durchbrechen, alle fehl. Es war beinahe sechs Uhr, ehe unsere Truppen sich zurückzogen und wir aus unserer unbehaglichen Lage befreit wurden.

Das Ergebnis dieses Treffens waren etwa sechzig Tote und Verwundete auf jeder Seite. General Tyler wurde in der Folge vielfach wegen des unnötigen und fruchtlosen Opfers von Leben und gesunden Gliedern getadelt, da er nicht ermächtigt war, eine so nachdrückliche Rekognoszierung zu unternehmen. Doch ist es eine offene Frage, ob die Beweisführung für die Gegenwart des Feindes in bedeutender Stärke an der Blackburn Furt dem General McDowell nicht bei dem Entwurf eines geeigneten Planes für die nachfolgenden Bewegungen behilflich war. Was mich anbetrifft, hatte ich sicherlich einen starken Vorgeschmack von wirklichem Krieg bekommen. Obgleich kein Kombattant, hatte ich förmlich die Feuertaufe empfangen und zwar unter einem so heftigen Feuer, wie es mir, während meiner mannigfaltigen Abenteuer als Kriegskorrespondent, auszuhalten je beschieden war. Ich kann wahrhaftig behaupten, daß sowohl ‚Flinten- als Kanonenkugeln und Kartätschen' ihre Schrecken hinfort für mich verloren hatten."

Die Kanonade bei Blackburns Furt hatte eine Beschleunigung des Vormarsches der andern Divisionen verursacht, da man annahm, daß ein heftiges Engagement der ersten Division mit dem Feinde im Gange sei. Die gesamte Armee war in und um Centreville konzentriert, wo auch General McDowell am Abend des 18. eintraf. Der General fühlte sich dort auf Grund der erlangten neuen Information über die Wege und die Stellung des Feindes veranlaßt, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und statt der beabsichtigten Flankenbewegung von Süden eine solche von Norden

anzuordnen, die durch einen Frontangriff maskiert werden sollte. Am Abend des 18. instruierte er die Divisionskommandeure entsprechend, aber da die Ingenieure nicht vor dem Nachmittag des 20. mit ihren Rekognoszierungen fertig waren, wurde die Ausführung des modifizierten Planes erst am nächsten Tage begonnen. Um Mitternacht wurde die Armee alarmiert, und bald darauf waren die drei Divisionen, die den Angriff übernehmen sollten, zum Abmarsch fertig. Während des Kampfes, der sich um zehn Uhr vormittags entspann, verloren einzelne Divisionen die Fühlung mit den andern, Hunters und Heintzelmans Divisionen griffen den Feind an und trieben ihn auch anfänglich zurück, mußten aber beim weiteren Vorgehen ihre Linien zu weit ausziehen und boten so dem Feinde eine geschwächte Front dar, ohne imstande zu sein, von den andern Divisionen Unterstützung zu erhalten. Es kam dazu, daß ihre Truppen, die seit Mitternacht auf dem Marsch gewesen, erschöpft waren, während der Feind frische Truppen ins Feld stellen konnte. Johnston und Beauregard, die feindlichen Führer, zogen weitere Regimenter herbei, so daß nach und nach ihre Truppen denen der Union an Zahl und Frische überlegen waren, ganz abgesehen davon, daß sie auch besser geführt wurden. Als die Unionstruppen ihren Vormarsch wieder aufnahmen, fanden sie daher erfolgreichen Widerstand, und bei jedem erneuten Angriff wurden ihrer weniger und weniger.

Herr Villard hatte angenommen, daß der Division des Generals Tyler der Hauptanteil am Kampfe zufallen werde, und hatte sich daher dieser angeschlossen. Sie kam jedoch nur auf kurze Zeit zum Engagement mit dem Feinde, und auch Herr Villard war dem Feuer ausgesetzt; es war dies alles, was er von der denkwürdigen ersten Schlacht von Bull Run wirklich zu kosten bekam. Den Rückzug und die Art, wie Offiziere und Mannschaften sich vor den andrängenden Feinden zu retten suchten, sah er allerdings mit an. Er schildert dies in folgendem:

„Gegen vier Uhr fühlten die Rebellen sich stark genug, die Offensive zu ergreifen. Einer Brigade nebst Batterie unter Earle gelang es, die Bundestruppen in der Flanke und im Rücken anzugreifen und sie so vollständig in Verwirrung zu bringen, daß diese

ſich raſch durch die ganze Front verbreitete. Und nun kam das unſelige, ſchimpfliche Ende. Ohne ausdrücklichen Befehl zum Rückzug gab alles, was von den verſchiedenen Truppenkörpern übrig geblieben war, dem allgemeinen Antriebe, das Feld zu räumen, nach. Offiziere und Mannſchaft ſchienen nur von dem einen Gedanken beſeelt, ſich ſoweit als möglich vom Feinde zu entfernen. Drei Viertel derſelben gerieten bald in den Zuſtand eines bunten, von paniſchem Schrecken ergriffenen Pöbelhaufens. Allerdings wurden von dem oberſten Befehlshaber und mehreren ihm unterſtehenden Kommandanten energiſche Anſtrengungen gemacht, um einen geordneten Rückzug zuſtande zu bringen, allein vergebens. Die Armee war vollkommen demoraliſiert und die fliehende Maſſe ausſchließlich von dem Triebe der Selbſterhaltung beſeelt.

Als ich von Keyes' Brigade, der ſteinernen Brücke zu, davonritt, hatte dieſe Bewegung nach rückwärts noch nicht ihre volle Ausdehnung erreicht, doch die Straße nach Warrenton wimmelte bereits von Feldflüchtigen, die ſich gegen Centreville wandten. An der Brücke erkundigte ich mich bei jedem vorbeikommenden Offizier nach dem Hauptquartier des Generals McDowell, doch keiner konnte mir darüber Auskunft geben und ich beſchloß, an der Brücke die Entwicklung der Begebenheiten abzuwarten. Ich hatte der Flut der Ausreißer kaum länger als zwanzig Minuten zugeſehen, als einer der Offiziere vom Stabe Hunters die Straße herumtergejagt kam. Ich hielt ihn an, um meine Frage nach McDowell zu wiederholen, worauf er in großer Aufregung ausrief: „Sie werden ihn nicht finden. Vorne herrſcht die größte Verwirrung. Die Schlacht iſt verloren. Unſere Truppen geben überall nach und weichen ohne Befehl zurück. Reiten Sie nach Centreville zurück!" und weiter galopierte. Ich wartete noch ein wenig länger, bis andere Offiziere und der zunehmende Strom von retirierenden Soldaten die Nachricht von dem allgemeinen Rückzug beſtätigte, und nahm dann meinen Ritt wieder auf.

Eine Viertelmeile öſtlich von der Brücke fand ich die Fahrſtraße durch eine doppelte Reihe von Armeefuhrwerken verſperrt, ſo daß mein Pferd kaum an denſelben vorbei konnte. Eine halbe Meile weiter ſtieß ich auf eine unbewegliche Maſſe von Proviant-

und Munitionswagen, Ambulanzen und andern Fahrzeugen, die ſich, ſo weit das Auge reichte, erſtreckte und ferneres Vorrücken auf der Straße unmöglich machte. Glücklicherweiſe hatten die mit der Aufſicht Betrauten durch Niederreißen der Umzäunungen bereits einen Weg durch die Felder gebahnt, doch fiel mir ein, zu welch fernerem Unheil für die Unionsarmee dieſe Blockierung ihrer Hauptrückzugslinie führen könnte, und ich nahm es auf mich, einen vorbeikommenden Offizier des Quartiermeiſteramts auf dieſe Gefahr aufmerkſam zu machen, worauf dieſer ſofort ſein möglichſtes tat, das Gewirr aufzulöſen. Immer wieder mußte ich, der gleichen Hinderniſſe wegen, von der Straße ablenken und meinen Weg durch die Felder nehmen, ja mir ſelbſt einen bahnen, indem ich Umzäunungen niederriß. Zum Glück fand ich die kleine Kettenbrücke über den Cob Run nicht verſperrt. Nicht weit davon ſtieß ich abermals auf eine Blockade, in die auch mehrere Mietkutſchen verwickelt waren, worin ſich Kongreßmitglieder befanden, von denen ich mehrere kannte. Sie kamen von Waſhington und ſuchten nach der Front zu gelangen, um Zeugen des großen Sieges zu ſein, dem ſie infolge des günſtigen Verlaufs der Schlacht bis zum Nachmittag entgegengeſehen hatten. Von der Niederlage war ihnen nichts zu Ohren gekommen, und ſie wollten mir nicht glauben, als ich ihnen die ſchlimme Nachricht mitteilte.

Ich ritt weiter und hatte mich höchſtens fünf Minuten von ihnen getrennt, als ich durch Artillerieſalven, ganz nahe hinter mir, aufgeſchreckt wurde. Eine Kavallerieabteilung der Rebellen, mit einer Batterie-Sektion, entſendet, uns den Rückzug abzuſchneiden, war plötzlich aus dem Walde ſüdlich von der Straße aufgetaucht und begann dieſe zu bombardieren. Eine Granate traf die Pferde eines Proviantwagens. Granate auf Granate zerplatzte über und auf der Landſtraße und ein Teil der feindlichen Kavallerie ſprengte unter großem Geſchrei heran. Die Straße und angrenzenden Felder wurden augenblicklich zum Schauplatz einer regelloſen Flucht. Die Fuhrleute ſprangen von ihren Wagen herab und liefen davon ſo ſchnell ſie konnten. Selbſt Ambulanzwagen mit Verwundeten darin wurden im Stich gelaſſen. Die retirierenden Soldaten auf der ganzen Strecke von der ſteinernen

Brücke an waren von Schrecken ergriffen und rannten in hellen Haufen von hunderten und tausenden durch die Felder, indem sie ihre Waffen und Ausrüstung, wie Tornister, Proviantsäcke und Decken, wegwarfen. Binnen wenigen Minuten, nachdem der erste Schuß gefallen war, kam eine wilde, gedankenlose Horde zu Fuß zu Pferde und auf Maultieren an mir vorübergejagt. Viele von den Soldaten spannten die Zugtiere aus und galoppierten auf denselben davon. Die Kongreßmitglieder und andere Zivilisten stiegen ebenfalls aus ihren Privatgefährten und schlossen sich zu Fuße dem Wettlaufe nach der Sicherheit an. Unter den Flüchtigen befand sich auch ein sehr bekannter Zeitungskorrespondent, der ein heftig blutendes Artilleriepferd gefangen und ohne Sattel bestiegen hatte und dasselbe durch erbarmungsloses Prügeln zum schnellsten Laufe antrieb. Die entsetzten Haufen boten einen kläglichen und herabwürdigenden Anblick. Indem ich mich wieder in Gang setzte, von größerer Bangigkeit um das Schicksal der Armee erfüllt als vorher, ritt ich die ganze Strecke inmitten von Ausreißern, Soldaten und Offizieren jeden Ranges — ich bemerkte darunter Leute mit Majors- und Oberstleutnantsrangzeichen — und einem Beigemisch von Zivilisten, bis nach Centreville, wo ich kurz vor sechs Uhr anlangte, von dem Ritt beschmutzt, staubbedeckt und so müde, hungrig und durstig und von aller Welt angeekelt wie ein menschliches Wesen es nur sein konnte.

Zwischen acht und neun Uhr trafen die Überreste der Truppenkörper von den Brigaden Keyes', Burnsides und Shermans im Orte ein, und ich erfuhr von deren Offizieren, daß McDowell ihnen auf dem Fuße folge, und daß Halt gemacht werden sollte. Wir sahen dem Treiben auf der Straße bis nach neun Uhr zu, da meine Gefährten beschlossen, sich Nachtruhe zu gönnen, in dem Glauben, daß die Armee sich um das Dorf herum wieder sammeln würde. Ich hielt es für geratener, mich dessen womöglich im Hauptquartier zu versichern, und machte mich abermals auf den Weg, um dasselbe aufzusuchen. Ich traf es am entgegengesetzten Ende des Dorfes. General McDowell nahm in einem Gebäude Meldungen entgegen, so daß ich nicht zu ihm dringen konnte. Doch teilte mir Hauptmann Fry mit, daß Befehl gegeben worden

war, die retirierende Armee bei Centreville zum Stehen zu bringen, daß jedoch die augenfälligen Beweise von der hoffnungslosen Demoralisation der Truppen, die ihm auf dem Wege vom Schlachtfelde zuteil wurden, den General in seinem Entschluß wankend gemacht hätten. Dieser suchte indessen durch Beratung mit den Unterkommandanten und den Offizieren seines Stabes darüber ins Reine zu kommen, ob ein Sammeln noch immer ratsam und ausführbar sei. Kurz nach zehn Uhr, wenn ich mich recht erinnere, wurde mir mitgeteilt, daß der Rückzug nach Washington beschlossen worden sei und sogleich angeordnet werden würde. Ich war davon nicht überrascht, da ich im Lauf des Abends die Überzeugung gewonnen hatte, daß nichts anderes übrig blieb.

Ohne Zeit zu verlieren, eilte ich nach dem Stall, sattelte mein Pferd und trabte wenige Minuten später die Straße nach Fairfax entlang. Mein Zeitungsinstinkt war vollständig erwacht. Ich sah eine günstige Gelegenheit, meine Mitkorrespondenten durch einen Bericht über die Schlacht zu überflügeln, indem ich Washington sobald als möglich erreichte. Zu diesem Zwecke war es erforderlich, den Vorsprung vor den in Ordnung sich zurückziehenden Truppen, sowie den Proviant- und andern Trains zu gewinnen. Mein Pferd hatte drei Stunden gerastet, war gut gefüttert worden und würde dem Ritt von achtzehn Meilen sicherlich gewachsen sein. Allein schon wenige hundert Schritte vom östlichen Ende des Dorfes sah ich mich nicht nur durch unabsehbare Züge von Armeefuhrwerken auf der Straße, sondern auch durch Lager von Fuhrleuten und Soldaten zu beiden Seiten derselben aufgehalten. Ich mußte absteigen und mir im Dunkeln mit der größten Schwierigkeit durch und um diese Hindernisse einen Weg bahnen. Es war beinahe ein Uhr morgens als ich mich endlich imstande sah, auf der freien Straße mein Pferd wieder in schnellen Trab zu setzen. Dennoch kam ich auch auf dem übrigen Wege häufig an Rotten von Fahnenflüchtigen vorbei, die das Schlachtfeld früh am Nachmittag verlassen und seitdem von ihren Beinen den besten Gebrauch gemacht haben mußten. Manche schleppten sich mühsam fort, andere rasteten am Wege oder kochten Mahlzeiten an Lagerfeuern. Einige von den Rastenden machten sich, durch die Dunkelheit

vor Entdeckung geschützt, den Spaß, Rebellenschreie auszustoßen, um die Vorüberziehenden durch den Glauben zu erschrecken, daß sie in einen Hinterhalt geraten seien, und sie zu schleuniger Flucht vor drohender Lebensgefahr oder vielmehr vor Gefangenschaft anzutreiben. Der erste Versuch dieser Art täuschte auch mich, so daß ich mein Tier zu seiner größten Leistungsfähigkeit anspornte.

Gegen Tagesanbruch kam ich an einem pennsylvanischen Regiment von „Dreimonats"-Leuten vorbei, deren Dienstzeit tags vorher abgelaufen war und die darauf bestanden hatten, mitten im Schlachtgetöse aus der Frontlinie abzumarschieren. So wenig kriegerischer Geist hatte sich bei einem beträchtlichen Teil der Armee entwickelt! Über eine kleine Weile hörte ich Hufgetrappel hinter mir und, mich umblickend, sah ich einen berittenen Offizier im vollsten Laufe herankommen. Als er sich näherte, bemerkte ich, daß er barhaupt und sehr kahlköpfig war. Ich erkannte alsbald Oberst Ambrose E. Burnside des ersten Freiwilligen-Regiments von Rhode Island, der in der Schlacht eine Brigade unter Heintzelman kommandiert hatte. Hier war er nun, ohne Hut, ohne Säbel und ganz allein, auf seinem schönen schwarzen Streitroß den besten Gebrauch von der Zeit machend. Ich hatte in seinem Lager zu Washington seine Bekanntschaft gemacht und redete ihn daher an, da er vorübereilte. Er hielt nicht an, um ein Gespräch anzuknüpfen, sondern rief nur aus: „Ich eile voraus, um Rationen für mein Kommando zu besorgen." Dies kam mir jedoch höchst widersinnig vor, da derlei Obliegenheiten doch nicht von Regimentskommandeuren besorgt zu werden pflegen und es auch keinen Aufschluß über das Verbleiben seines Hutes und Säbels gab. Dieser Zwischenfall flößte mir ein natürliches Vorurteil gegen seine Zuverlässigkeit als General ein, welches ich durch meine späteren Wahrnehmungen seiner Handlungsweise als Korps- und Armeekommandant bestätigt fand.

Gegen fünf Uhr langte ich an den Verschanzungen auf der Straße nach Alexandria, ungefähr eine Meile südlich vom westlichen Ende der Langen Brücke über den Potomac, an. Hier wurde ich eine Weile aufgehalten, da mein halb militärisches Gewand und die militärische Ausrüstung meines Pferdes die

Schildwache zwang, dem ihr erteilten Befehle, weder Offiziere noch Mannschaft nach Washington durchpassieren zu lassen, nachzukommen. Schließlich wurde der diensthabende Offizier herbeigerufen und ließ mich weiterziehen. Es war halb sechs, bis ich den Mietstall erreichte, in dem mein Pferd Unterkunft fand und von wo aus ich mich nach meinem Quartier verfügte. Die Straßen der Hauptstadt waren so unbelebt wie gewöhnlich zu dieser frühen Stunde und die Mehrheit der Bewohner befand sich ohne Zweifel in Unwissenheit über die unheilvollen Ereignisse des vorhergehenden Tages.

Man wird leicht begreifen, in welchem Zustand körperlicher Erschöpfung ich mich nach achtzehnstündigen großen Strapazen und Aufregungen und einer einzigen Mahlzeit befand; allein ich fühlte mich nicht zum Ausruhen berechtigt, ehe ich meiner Verpflichtung gegen den „Herald" nachgekommen war. Während meines nächtlichen Rittes hatte ich mir ausgedacht, was mir als das beste Verfahren bei meinem Bericht über die Schlacht erschien. Meine Kenntnis von den Einzelheiten des Kampfes war sehr beschränkt, doch hatte ich genug Auskunft gesammelt, um eine verständliche und beinahe richtige Übersicht der Begebenheiten zusammenzustellen. Ich beschloß daher, vor allem einen gedrängten Bericht von etwa sechshundert Worten, behufs Beförderung mittelst Draht nach Öffnung des Telegraphenamtes um sieben Uhr, zu verfassen. (Von der heutzutage bei der Presse allgemein üblichen unbeschränkten Benutzung des Telegraphen hatte man in jenen Tagen noch keinen Begriff, und es stand mir nicht frei, ohne besondere Ermächtigung seitens des Chefredakteurs mehr durch den Draht zu befördern; diese zu erlangen, hätte aber einen verhängnisvollen Aufschub zu bedeuten gehabt.) Dann wollte ich mir sechs bis sieben Stunden Schlaf gönnen und nachmittags versuchen, mehr Stoff zu einem ausführlicheren, mit der letzten Abendpost abzusendenden Bericht zu sammeln. Ich brauchte nur eine halbe Stunde, um meine Depesche niederzuschreiben, so daß mir, ehe ich sie auf dem Haupttelegraphenamte aufgab, noch Zeit zu einem Frühstück übrig blieb. Die Depesche erreichte den Ort ihrer Bestimmung vor acht Uhr und wurde sogleich als Separat-

ausgabe gedruckt. Es war die erste Offenbarung, die dem New Yorker Publikum von dem Umfang des nationalen Unglücks zuteil ward, und erregte als solche das größte Aufsehen, obwohl man ihr anfangs keinen Glauben beimaß.

Nachdem ich mich nachmittags vergebens bemüht hatte, im Kriegsministerium etwas Neues für meinen brieflichen Bericht auszukundschaften — man wußte dort weniger als ich —, ritt ich nach dem Hauptquartier des Generals McDowell auf Arlington Heights und war so glücklich, Hauptmann Fry zu treffen, den ich überredete, mir das Wesentliche von seinen Erinnerungen und Eindrücken der Schlacht zu diktieren. Da ich erst kurz vor sechs Uhr nach Washington zurückkehrte, war nicht mehr Zeit genug meinen Bericht bis zur letzten Abendpost fertigzustellen, und ich bat telegraphisch um die Erlaubnis, denselben vollinhaltlich dem Draht zu übermitteln, die mir auch erteilt wurde. Ich begann meine Arbeit um halb sieben und hatte sie um halb elf vollendet. Zwei Laufburschen trugen die nacheinander beschriebenen Blätter nach dem Haupttelegraphenamt, so daß wenige Minuten nach Beendigung meiner Arbeit die letzte Lieferung nach New York abgegangen war. Ich war von dem, was ich geschrieben hatte, vollständig befriedigt und überzeugt, daß ich damit einen Treffer machen würde. Aber ach! als ich es gedruckt wiedersah, entdeckte ich zu meinem großen Verdrusse, daß so viel davon gestrichen oder verändert war, daß ich den verstümmelten Überrest nicht mehr mit Stolz als mein eigenes Produkt betrachten durfte. Der Grund zu dieser Behandlung lag darin, daß ich mich in eine ziemlich erbarmungslose Kritik in dem von Hauptmann Fry angedeuteten Sinne eingelassen hatte, die man zu veröffentlichen sich fürchtete. Ich war besonders strenge mit einigen von den New Yorker Regimentern und ihren Offizieren verfahren und der Redakteur wagte es nicht, meine Verdonnerungen, bloß auf mein Zeugnis hin, drucken zu lassen. Die Entschuldigungen und Komplimente in dem vom Redakteur an mich gerichteten erklärenden Briefe waren eine armselige Entschädigung für meine Enttäuschung.

Das Sammeln und Beglaubigen von eingehenderen Nachrichten über die Schlacht, die Berichtigung ursprünglicher Mit-

teilungen im Lichte derſelben und die Zuſammenſtellung der Verluſtliſten gaben noch für längere Zeit in Waſhington viel zu tun. Doch zu Anfang Auguſt hatten die Regierung ſowohl wie der Kongreß ſich zu noch entſchiedenerem Vorgehen zur Unterdrückung des Aufſtandes, und in weit größerem Maßſtabe als vorher, entſchloſſen. Offenbar mußte viel Zeit vergehen, ehe eine neue Armee aufgeſtellt und zu einer abermaligen Offenſivbewegung von Waſhington aus bereit gemacht werden konnte, und demzufolge ſchien es, daß in der Hauptſtadt einſtweilen nichts für mich zu tun ſein würde. Die Regierung teilte den allgemeinen Glauben, daß Miſſouri und Kentucky bald der Schauplatz von Kriegsoperationen ſein dürften. Ich ſchlug deshalb dem Redakteur des „Herald“ vor, mich nach einem dieſer beiden Staaten zu entſenden. Man forderte mich auf, zu einer perſönlichen Beſprechung nach New York zu kommen, und als deren Ergebnis bewilligte man mir einen vierzehntägigen Urlaub, nach deſſen Ablauf ich mich nach Louisville begeben ſollte, um den Gang der Ereigniſſe in Kentucky zu beobachten. Ich traf während der erſten Woche des Auguſt, 1861, in Louisville ein und mietete ein Zimmer im Galt Houſe, dem größten und beſten Hotel der Stadt, betrieben von Kapitän Silas Miller, der als erfolgreicher Kapitän von Dampfſchiffen auf dem Ohio und Miſſiſſippi durch den ganzen Südweſten ſich eines ausgedehnten Rufes erfreute.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

General Sherman in Kentucky.

Louisville, das sich sonst eines recht lebhaften Handelsverkehrs rühmen konnte, war damals, da der Verkehr zwischen Nord und Süd aufgehört hatte, viele Geschäftsleute und die Mehrheit der jungen Männer sich den Truppen der Konföderierten angeschlossen hatten, nichts weniger als lebhaft, die Straßen erschienen beinahe verlassen. Auch das Hotel war leer. Herr Villard lernte jedoch den Dichter George D. Prentice, der das „Louisville Journal" redigierte, sowie den Agenten der New Yorker Assoziierten Presse Tyler und dessen Gattin kennen und hatte so angenehmen Verkehr.

Die politische Situation des Staates war sehr aufregend und gab vielen Stoff für Korrespondenzen. Herr Villard irrte sich jedoch, als er annahm, die Einbeziehung Kentuckys in die offenen Feindseligkeiten würde gleichfalls viel Stoff ergeben. In diesem Staate standen Loyalisten und Begünstiger der Rebellensache einander gegenüber, ohne daß es der einen oder andern Partei gelang, entscheidende Maßregeln durchzusetzen. Man glaubte auch noch in maßgebenden Kreisen, „neutral" bleiben zu können. Die Bundesregierung verhielt sich eine zeitlang passiv, bis die immer größer werdende Sympathie der obersten Staatsbeamten und der Kommandeure der Staatstruppen mit den Konföderierten eine andere Haltung erheischte. Jetzt wurden von Washington aus Emissäre nach Kentucky gesandt, um dort für die Union zu rekrutieren. Das hatte auch einen teilweisen Umschwung der öffentlichen Meinung zur Folge, so daß nach der Staatswahl im August drei Viertel der neuen Legislatur aus Unionisten bestanden.

Indessen drangen die Rebellen die Regierung der Konföderierten durch Entsendung von Truppen den Staat zum Beitritt zu zwingen. Sie hatten insofern Erfolg, als im September von drei Seiten aus Rebellentruppen in Kentucky einmarschierten und Teile des Staats besetzten. Nur das Aufreißen einer Eisenbahnschiene seitens eines Loyalisten verhinderte, daß solche Truppen, die bereits von einer Strecke der Louisville und Nashville-Eisenbahn Besitz ergriffen hatten, Louisville erreichten. Nunmehr wurden die bis dahin geworbenen Unionstruppen trotz ihres offenbaren Mangels an Vorbereitung in Bewegung gesetzt. Doch kam es vorläufig zu keinen offenen Feindseligkeiten. Die Anführer auf beiden Seiten hielten die Truppen der Gegner für stärker, als sie waren, und wagten daher nicht, ihnen entgegenzutreten. Rebellen wie Unionisten richteten sich vielmehr darauf ein, Winterquartiere in Kentucky zu nehmen. So blieb Herrn Villard Ende September nichts mehr übrig, als die eigentümlichen Entwicklungen in Washington und in Louisville zu beobachten, die er nun in Verbindung mit militärischen Begebenheiten in Kentucky beschreibt.

„Infolge seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit sah General Anderson sich der Aufgabe und Verantwortlichkeit seines Kommandos nicht gewachsen und suchte bald, nachdem er sein Hauptquartier nach Louisville verlegt hatte, um Enthebung vom Dienste an. Seinem Wunsche wurde vom Präsidenten Lincoln nur mit Widerstreben entsprochen und eine amtliche Verordnung in diesem Sinne vom Kriegsministerium am 7. Oktober 1861 erlassen, die zugleich General Sherman an seiner Stelle ernannte. Der Wechsel war nicht günstig für mich, denn während General Anderson den Vertretern der Presse gegenüber sehr zugänglich und mitteilsam war, betrachtete General Sherman sie als eine Landplage und Gefahr im Hauptquartier wie im Felde und behandelte sie dementsprechend, damals sowohl, wie auch während seiner ganzen großen Kriegslaufbahn. Ich war zurzeit bezüglich meines Berufes natürlich nicht derselben Meinung, doch mußte ich, aufrichtig gesagt, schließlich eingestehn, daß er vollkommen recht hatte. Denn was ich einerseits von der natürlichen Begierde der Freiwilligen-Offiziere jeden Ranges (von denen so viele in ihrer

Heimat strebsame Politiker waren), sich selbst auf Kosten von Indiskretionen in den Zeitungen lobend erwähnt zu finden, und andererseits von der Gleichgültigkeit der Preßangehörigen gegen militärische Interessen bei der Veröffentlichung von Armeenachrichten zu sehen bekam, muß jeden Unparteiischen zu dem Schlusse führen, daß der von Kriegskorrespondenten sicher angerichtete Schaden jeden von ihnen etwa bewirkten Nutzen bei weitem überwiegt. Wäre ich kommandierender General, so würde ich keinen von dem Gelichter innerhalb meiner Truppenaufstellung dulden.

Unter diesen Umständen wäre es vollkommen nutzlos gewesen, mich dem General Sherman förmlich als Neuigkeitssammler zu nähern, doch kam ich auf andere und befriedigendere Weise mit ihm in Berührung. Gleich mir, fand er sich jeden Abend gegen neun Uhr im Bureau des Mr. Tyler ein, um die in dem Abendbericht der Vereinigten Presse erschienenen Nachrichten zu erfahren. Ich war ihm von dem Bull Run-Feldzuge her als Zeitungskorrespondent bekannt und ihm überdies von seinem Bruder John (damals Kongreßmitglied und später Senator für Ohio und Finanzminister) besonders empfohlen worden; da wir einander auf neutralem Boden begegneten und ich keine Fragen an ihn richtete, so standen wir bald auf dem besten Fuße. Er war sehr gesprächig und äußerte mit besonderer Vorliebe seine Meinung über die einlaufenden Nachrichten. Da saß er, eine Zigarre rauchend (ich sah ihn kaum je ohne eine solche), in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Daumen in den Ärmellöchern seiner Weste. Oder er schritt paffend im Zimmer auf und ab, den Kopf vornüber gebeugt und die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Jede militärische Neuigkeit rief eine Bemerkung seinerseits hervor und es war leicht ihn in ein langes Gespräch zu verwickeln, wenn der Gegenstand ihn interessierte. Er sprach sich ohne Rückhalt über Menschen und Dinge aus, vollständig auf Treu und Glauben seiner Zuhörer bauend, die in der Regel nur aus Mr. Tyler und meiner Wenigkeit bestanden. Wie man uns leicht glauben wird, betrachteten wir die in seiner Gesellschaft zugebrachten Stunden als einen Hochgenuß, obgleich wir uns von der künftigen Berühmtheit des Generals nichts träumen ließen. Ich habe seitdem oft gewünscht, daß ich mir von seinen

Ausſprüchen Notizen gemacht hätte. Seine Urteile über militäriſche und politiſche Führer wären beſonders der Bewahrung wert geweſen, denn faſt alle erwieſen ſich als richtig.

In ſeinen Unterhaltungen mit uns beſprach er auch die politiſche und militäriſche Lage Kentuckys und ſeine eigene, damit in Verbindung ſtehende Aufgabe, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß er mehr ſagte, als klug und ſchicklich war. Er geſtand offen, nachdem ihm das Kommando übertragen worden war, daß er es nicht gewünſcht hatte und daß ſeine neue Verantwortlichkeit ihn mit Bangen erfüllte. Mit der dem Genie angebornen lebhaften Einbildungskraft erkannte er deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten der Rolle, die er bei der Unterdrückung des Aufſtandes zu ſpielen beſtimmt war. Er war von denſelben ſchlechterdings entſetzt. Er ſah ſich an der Spitze von ungeübten Truppen von nicht mehr als zwanzigtauſend Mann, deren Zahl ſeiner Meinung nach hätte vielfach vermehrt werden müſſen. Er beſorgte, daß die Kriegsmacht der Rebellen im Staate die ſeinige an Stärke bei weitem übertraf, und konnte die Befürchtung nicht los werden, daß, wenn er angegriffen werden ſollte, keine Ausſicht auf Erfolg vorhanden war. Dieſer Gemütszuſtand ging nicht ſowohl aus Mangel an Selbſtvertrauen hervor als vielmehr, wie mir ſchien, aus ſeiner inbrünſtigen Vaterlandsliebe und ſeinem Verzweifeln an der Erhaltung der Union, angeſichts der fanatiſchen und blutdürſtigen Feindſeligkeit gegen dieſelbe, welche den ganzen Süden beherrſchte. Dieſe Furcht bemächtigte ſich ſeiner in ſo hohem Grade, daß, wie ich von denen erfuhr, die in fortwährendem dienſtlichen Verkehr mit ihm ſtanden, er buchſtäblich Tag und Nacht darüber brütete. Infolge derſelben verfiel er ſelbſt außerhalb ſeines Hauptquartiers in anhaltende Anfälle vollkommenen Schweigens. Er bewohnte im Galt Houſe eine Zimmerflucht im Erdgeſchoß. Stundenlang ſchritt er, rauchend und offenbar in bedrückende Gedanken vertieft, in dem zu derſelben führenden Gange auf und ab. Dies geſchah in ſolchem Umfange, daß es von den Gäſten und Bedienſteten des Hotels allgemein bemerkt und beſprochen wurde. Sein ſonderbares Benehmen verurſachte Geklatſch und man flüſterte ſich ſogar zu, daß er direkt geiſtig deprimiert ſei.

In diesem Zustande befand er sich, als der Kriegsminister Cameron, behufs einer Besprechung mit ihm, in Louisville eintraf. Derselbe kam von St. Louis, wo er General Frémont seine Verschwendung und willkürliche Machtanmaßung vorgehalten hatte, und wollte nun mit General Sherman reden, von dem es den Behörden in Washington schien, daß er angesichts seiner übertriebenen Theorien in bezug auf die Ausrottung der Rebellion im Mississippital zur Vernunft gebracht werden müsse. Cameron war von Samuel Wilkeson begleitet, dem Washingtoner Korrespondenten der New Yorker „Tribune“ — später beinahe zwanzig Jahre lang Sekretär der Northern Pacific-Eisenbahngesellschaft, — dem er gestattete, seinen amtlichen und vertraulichen Besprechungen mit dem General beizuwohnen, ohne jedoch Wilkesons journalistischen Charakter zu enthüllen. Die Unterredung ist in den Memoiren Shermans ausführlich beschrieben. Der General erklärte seinen strategischen Plan zur Unterwerfung des Sonderbundes auf einer Karte. Er bezeichnete die Operationslinien, welche die verschiedenen, in der Errichtung begriffenen Bundesheere im Süden zu verfolgen hätten. Auch berechnete er die für dieselben erforderliche Stärke und behauptete, daß zur Vernichtung der Kriegsmacht des Sonderbundes in den vom Mississippi und seinen östlichen und westlichen Zuflüssen bewässerten Rebellenstaaten nicht weniger als zweimalhunderttausend Mann nötig sein würden. Diese Behauptung war so sehr der damals noch herrschenden Idee von der beschränkten Widerstandsfähigkeit des Sonderbundes und der zu seiner Überwindung erforderlichen Mittel entgegen oder vielmehr voraus, daß sie den Minister verblüffte und ihn an dem gesunden Verstande des Generals zweifeln ließ. In der Tat teilte mir Wilkeson sogleich nach der Unterredung mit, daß Cameron dächte, der General sei durch übertriebene Furcht vor der Stärke der Rebellen aus seinem geistigen Gleichgewicht gebracht, und es ginge nicht an, ihm das Kommando zu belassen.

Das war nun allerdings eine große Neuigkeit, allein im öffentlichen Interesse fühlte ich mich nicht berechtigt, davon Gebrauch zu machen. Da jedoch mein Freund Murat Halstead, der Redakteur des Cincinnatier „Commercial“, der Familie Sherman sehr

zugetan war, so teilte ich ihm dieselbe in einem Privatbriefe an demselben Abend mit. Er konnte der Versuchung, die sensationelle Nachricht für sein Blatt zu verwerten, nicht widerstehen. Zu meiner peinlichen Überraschung und großen Entrüstung ließ er in der ersten Ausgabe nach Empfang meines Briefes einen kurzen Leitartikel erscheinen, der im wesentlichen die Überzeugung aussprach, „das Land würde mit Erstaunen und Bedauern vernehmen, daß der Brigadegeneral Sherman irrsinnig geworden sei." Auf diese Weise wurde ich die unschuldige Ursache der Veröffentlichung dieser grausamen falschen Angabe, welche dem General und seinen Freunden so viel Verdruß und Schmerz verursachte. Aber das schlimmste Resultat der Unterredung sollte noch folgen. Trotzdem daß Cameron die Verbindung Wilkesons mit der Presse verheimlicht hatte, so daß Sherman sich mit viel größerem Freimut äußerte, als er sonst getan hätte, wurde Wilkeson von dem Minister gestattet, sämtliche Einzelheiten des Gesprächs in der „Tribune" zu veröffentlichen. Obendrein waren die Mitteilungen von sarkastischen Bemerkungen begleitet über die Ängstlichkeit des Generals und seine ungereimten Forderungen von Truppen, wie aus seinem Ansuchen um zweimalhunderttausend Mann ersichtlich sei, ferner von unzarten Andeutungen, daß sein Verstand gelitten habe und man ihm nicht ohne Gefahr gestatten könne, ein wichtiges Kommando zu bekleiden. Das war nun eine schmähliche Beleidigung und eine augenfällige Illustration der damals in Regierungskreisen sowohl, wie auch im großen Publikum herrschenden Ahnungslosigkeit von dem Nachteil, der den öffentlichen Interessen und namentlich der militärischen Disziplin aus derlei niederträchtigen Ungehörigkeiten erwuchs. Wie vorauszusehen war, suchte General Sherman um Enthebung von seinem Kommando nach, und in den ersten Tagen des November wurde ihm dieselbe ohne Verzug bewilligt. In der Tat war man allgemein der Meinung, daß es der Zweck jener Veröffentlichung in der „Tribune" gewesen sei, ihn zum Rücktritt zu zwingen."

Es wurde eine neue militärische Abteilung, die „vom Ohio" formiert und Brigadegeneral Don Carlos Buell zum Kommandanten ernannt. Er schlug sein Hauptquartier in Louisville auf und

übernahm das Kommando in der zweiten Novemberwoche. Präsident Lincoln und das Kriegsdepartement wünschten, daß Buells Armee nach Ost-Tennessee vorgehe, um die dortigen Parteigänger der Union zu beschützen. Der General jedoch konnte sich nicht dazu entschließen, den Vormarsch zu beginnen, da er seine Leute für zu wenig vorbereitet erachtete, und er blieb trotz der dringendsten Vorstellungen bei seiner Weigerung. Herr Villard hatte also wenig Gelegenheit, kriegerische Ereignisse zu melden, zumal die Übermittlung von Nachrichten per Post oder Telegraph unmöglich war. Da ermittelte er, daß Personen, die regelmäßig zwischen Louisville und Nashville reisten, Briefe, Zeitungen und anderes mitzunehmen bereit waren, und durch ihre Dienste ermöglichte er es, Nachrichten von den Vorgängen im Süden an den New Yorker „Herald" gelangen zu lassen.

Die Monate November, Dezember und Januar gingen mit Korrespondenzen zwischen dem Kriegsdepartement und den Generälen Buell, McClellan und Halleck hin, und die Untätigkeit und Streiterei der Heerführer hätte wohl noch länger gedauert, wenn nicht die unerwarteten Erfolge des Generals Grant, der damals in Kairo kommandierte, und des Kontreadmirals Foote, der die Flottille der Flußkanonenboote befehligte, einen Umschwung herbeigeführt hätten. Diese beiden hatten nach längeren vergeblichen Anstrengungen von dem kommandierenden General Halleck Ende Januar die Erlaubnis erwirkt, das von den Rebellen zur Verteidigung des Tennessee-Flusses errichtete Fort Henry anzugreifen und, wenn möglich, zu nehmen, und am 6. Februar konnte Grant melden: „Fort Henry ist unser. Am achten werde ich Fort Donelson nehmen und zerstören." Wenige Tage darauf ergab sich in der Tat Fort Donelson mit seiner zahlreichen Besatzung und seinen bedeutenden Vorräten dem General. Der Triumph Grants entfachte den Enthusiasmus der Loyalisten aufs neue und verscheuchte alle Befürchtungen, welche die Unionsgenerale veranlaßt hatten, in der Defensive zu bleiben. Jetzt wurde ein schleuniges Vorrücken Buells nach Nashville notwendig. Nashville wurde am 23. erreicht. Herr Villard war zunächst nach Fort Donelson gefahren und begab sich von dort nach Nashville. Die

Stadt war nicht im Beſitze der Rebellen. Der Oberbefehlshaber der Rebellentruppen Johnſton hatte den ſtädtiſchen Behörden bereits am 17. Februar eröffnet, daß die Stadt nicht verteidigt werden könnte, und war abgezogen, nachdem die mit Materialien und Vorräten gefüllten Lagerhäuſer, deren Inhalt nicht mitgenommen werden konnte, den Einwohnern zur Plünderung überlaſſen worden. Herr Villard hatte dort zwei Wochen Zeit, ſeine Berichte zu ſchreiben, und war damit vollauf beſchäftigt.

Gelegentlich ſah er auch einmal den General Grant, der unerwartet zu Schiffe zu einer Konferenz mit General Buell von Clarksville anlangte. Von dem gewöhnlichen und durchaus nicht imponierenden Ausſehen des Generals war er ſehr enttäuſcht. Auch Andrew Johnſon, den ſpäteren Präſidenten der Vereinigten Staaten, bekam er zu Geſicht. Johnſon hatte ſich als Bundesſenator für Tenneſſee durch ſeine enthuſiaſtiſche Teilnahme für die Sache der Union hervorgetan, und als Naſhville gefallen war, ernannte ihn Präſident Lincoln zum Brigadegeneral der Freiwilligen und zum Militärgouverneur des Staates Tenneſſee. Er trat in Naſhville ſehr energiſch auf; aber Herr Villard bekam von ihm den Eindruck, daß er vermöge ſeines heftigen Temperaments und ſeines Hangs zum Trinken zur Erfüllung ſeiner Aufgabe unfähig war.

Der konföderierte General Johnſton zog von Naſhville nach Corinth, unterwegs die verſchiedenen Truppen der Rebellen ſammelnd. Infolgedeſſen beſchloſſen die Generale Halleck und Buell, daß ſich letzterer in Savannah am Tenneſſee-Fluſſe mit General Grant vereinigen ſollte. Am 14. März wurde der Befehl zum Abmarſch gegeben. Herr Villard begleitete die Armee in der Abteilung des Generals McCook. Der Marſch wurde durch die Notwendigkeit aufgehalten, über den angeſchwollenen Duck River eine Brücke zu bauen, welche Arbeit von den vielen im 32. Indiana-Regiment befindlichen Handwerkern in zehn Tagen ausgeführt wurde. Dieſes Regiment beſtand vollſtändig aus Deutſchen und wurde von Oberſt Auguſt von Willich kommandiert. Glücklicherweiſe wartete General Nelſon, einer der Diviſionsführer, die Beendigung des Brückenbaus nicht ab. Er durchſchritt mit ſeinen

Leuten den Fluß und kam daher vor dem Hauptkorps, und zwar am 5. April, in Savannah an. Der Marsch ging weiter nach Pittsburg Landing. Herr Villard befand sich in Nelsons Abteilung. So sah er denn selbst in Pittsburg Landing die zur Grantschen Armee gehörenden Offiziere und Mannschaften, die vor den Rebellen geflohen waren. Grant war bei Shiloh vom Feinde überrascht und seine Truppen beinahe aufgerieben worden. Am folgenden Tage, dem 7. April, konnten die Buellschen Korps zum Angriff vorgehen und die Niederlage in einen Sieg verwandeln. Die Schlacht war eine der blutigsten. Darüber spricht sich Herr Villard wie folgend aus:

„Ich hatte ziemlich viel Zeit darauf verwendet, die ‚Schrecken des Krieges', wie sie durch alle die furchtbaren Anblicke über das ganze Schlachtfeld hin sich kund taten, zu studieren oder — um nicht einen zu kräftigen Ausdruck zu gebrauchen — zu beobachten. Nur einmal noch, später während des Krieges, war ich Zeuge eines gleich grimmigen, erschütternden und widerwärtigen Schauspiels. Überall konnte man die blutigen Beweise von dem Umfang des Gemetzels wahrnehmen. Auf beiden Seiten lagen die Toten, in blauen und grauen Uniformen, in ihrer Starrheit, einzeln hier und buchstäblich in Reihen und Haufen dort, noch unberührt auf dem Schlachtfeld umher. Ich kam an mehr als tausend von ihnen vorbei. Ein vielleicht krankhaftes Verlangen, die Wirkung eines plötzlichen, gewaltsamen Todes auf Gesichtszüge und Gliedmaßen zu beobachten, hemmte meine Schritte. Ich war darüber verwundert, daß die Gesichter der meisten Opfer einen friedlichen und beglückten Ausdruck trugen und viele dalagen, als hätten sie sich bewußterweise zum Schlafe hingestreckt. Doch gab es auch viele grausige Ausnahmen, die Züge abstoßend von Schmerz und Haß verzerrt. Nur wenige schienen von schweren Geschossen getötet. Hunderte von Schwerverwundeten lagen gleichfalls umher, einige im letzten Todeskampf, andere ruhig ihrem Schicksal entgegensehend und ach! gar viele sich vor Schmerz krümmend und, von ihren entsetzlichen Wunden gequält, laut aufschreiend. Nicht weit von der Stelle, an der ich Sherman getroffen hatte, stand eine kleine Kirche, als das Bethaus von Shiloh bekannt (nach

welcher die Straße benutzt wurde, deren Inneres die jammervollste Szene in all ihrer traurigen Umgebung darbot. Die für die Leichenwagen bestimmten Stege waren entfernt worden und auf dem Boden ausgestreckt lagen in zwei Reihen siebenundzwanzig tote und sterbende Rebellen, Offiziere und Gemeine, auf den bloßen Brettern und unbedeckt. Kein menschliches Wesen war zu sehen, das unsern Barmherzigkeit erwiesen hätte. Man hatte sie ihrem Schicksal überlassen, da sie offenbar rettungslos verloren waren. Da ich die Feldhospitäler passierte, drängten sich mir noch andere schauderhafte Belege für die Blutarbeit in Gestalt von Haufen amputierter Gliedmaßen auf. Niemand konnte noch die Höhe der Verluste angeben, allein ich war überzeugt, daß die Zahl der Toten und Verwundeten auf unserer Seite sich auf acht- bis zehntausend belief, welche Schätzung der Wirklichkeit ziemlich nahe kam."

Die Kampagne gegen Corinth folgte. Gegen Ende des Monats April 1862 waren die Wirkungen der Tage von Shiloh beseitigt. Nur für Grant hatten sie die Folge, daß er des Kommandos über die Tennessee-Armee enthoben und zum Unterkommandeur der Gesamtarmee unter Halleck ernannt wurde. Das bedeutete, daß letzterer keine Verwendung für ihn hatte. Kommandeur der Tennessee-Armee wurde General George H. Thomas. Halleck, der die Stärke des Feindes überschätzte, ging nur vorsichtig und langsam vor. Tatsächlich kam es zu Renkontres zwischen einzelnen Abteilungen und dem Feinde, und auch die letzten Tage, bevor man Corinth gegenüberstand, der 28. und 29. Mai, waren nicht frei davon. Corinth wurde belagert, wenigstens nach der Meinung der Unionsgenerale. Letztere glaubten noch am frühen Morgen des 30. Mai, daß der Feind fortgesetzt Verstärkungen erhielte. Wenige Stunden später entdeckten sie, daß Corinth von den Rebellentruppen geräumt war.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Weitere Kämpfe im Weſten.

General McCook erhielt den Befehl, Corinth zu beſetzen. Am 8. Juni hatte Herr Villard Gelegenheit, mit einem aus Güterwagen beſtehenden Eiſenbahnzuge von dort nach Memphis in Tenneſſee zu fahren. Er kam gerade zu rechter Zeit, um den Kampf zwiſchen den feindlichen Flottillen vor Memphis und die Einnahme der Stadt durch die Unionstruppen mitanzuſehen. Auf die Nachricht, daß General Buell Befehl zum Weitermarſch erhalten, reiſte er am 11. Juni nach Corinth zurück. Es gelang ihm, ſich wieder McCook anzuſchließen. Die Aufgabe Corinths ſeitens des Feindes ſtand mit deſſen Abſicht in Zuſammenhang, die Rebellenarmee vom mittleren Miſſiſſippi nach Chattanooga in Tenneſſee zu bringen und eine Flankenbewegung gegen Buell auszuführen. Buell beſchloß, ſeine Armee ſchleunigſt nach Murfreesboro' zu konzentrieren. Herr Villard berichtet weiter:

„Einen Tag vor dem Ausmarſch McCooks nach Murfreesboro' erſchien Edward McCook, der Kavallerieoberſt, ganz unerwartet mit einem kleinen Gefolge zu Pferde zu kurzem Beſuch bei ſeinem Vetter. Beinahe zwei Monate lang, nachdem wir uns getrennt hatten, war er zur Bedeckung von Proviantzügen auf dem Tenneſſee River verwendet worden, doch der Diviſion des Generals Nelſon gefolgt, als dieſer nach McMinnville vorrückte. Er war mehrere Wochen hindurch mit der Auskundſchaftung, Verfolgung und Bekämpfung von Freiſchärlern beſchäftigt geweſen. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten, und da ich der einförmigen Märſche müde war, willigte ich ein und ritt mit ihm davon.

Meine Erlebniſſe während der folgenden Woche erinnerten mich beſtändig an das Lied in Schillers ‚Die Räuber‘ —

‚Ein freies Leben führen wir.‘

Der Oberſt kommandierte eine Brigade, nominell drei berittene Regimenter, in Wirklichkeit aber nur elfhundert Mann ſtark. Dieſe waren gut bewaffnet und verhältnismäßig gut beritten, da ihr Kommandant es ſich zur Regel gemacht hatte, die abgenutzten Pferde ſeines Detachements gegen gute, die er auf dem Lande fand, einzutauſchen. Indeſſen waren die Leute ſeit dem Frühjahr nicht neu bekleidet worden und ein bedeutender Prozentſatz derſelben hatte für Teile ihrer Uniformen Zivilgewänder ſubſtituiert, die ihnen ein recht gemiſchtes Ausſehen verliehen. Mehr als die Hälfte hatte ſich in Beſitz von verſchiedenfarbigen Stroh- und Filzhüten geſetzt und ungefähr zwanzig waren mit „Nußbraun“ oder „Sonderbundsgrau“ angetan und bildeten die „Rekognoszierungs-Rotte“ in Rebellenverkleidung behufs wirkſamerer Erfüllung ihrer gefährlichen Obliegenheiten.

Im ganzen genommen entſprach das buntſcheckige Ausſehen der Brigade den verſchiedenartigen Dienſtleiſtungen, zu denen ſie verwendet wurde. Es war buchſtäblich eine „fliegende Kolonne“, die, ſich raſch von Ort zu Ort bewegend, im Schritt, im Trabe und Galopp täglich zwanzig bis vierzig Meilen zurücklegte. Jeden Morgen wurden mehrere Detachements voraus-, ſowie nach rechts und links von der Haupttruppe zum Durchſtreifen der Gegend ausgeſchickt, um den Feind aufzuſpüren, Fourage zu requirieren und geeignete Lagerplätze zu ermitteln. Der Oberſt und ich ritten ſtets mit der Vorhut. Dreimal gab es eine Jagd auf Rebellenwild und lebhafte Hinterhaltsgefechte mit einigen Verluſten auf beiden Seiten. Jede Nacht biwakierten wir im Freien, nur unſere Regenmäntel zur Unterlage und durch Decken und aus Zaunlatten oder Baumäſten hergeſtellte Dachungen geſchützt, während unſere Sättel als Kiſſen dienten. Einige Ambulanzen und ein Dutzend Munitionswagen machten unſern ganzen Transport aus. Wir nährten uns buchſtäblich vom Lande und ließen, gleich einem Schwarm Heuſchrecken, nichts Eßbares übrig. Unſere Leute hatten ſich eine merkwürdige Fertigkeit darin angeeignet, mit Speiſe und Futter

vollständig aufzuräumen, und waren besonders schlau in der Entdeckung verborgener Vorräte und des Viehes, das von den Einwohnern weggetrieben worden war. Dabei wurden sie häufig von den Schwarzen unterstützt, von denen eine Schar, auf Maultieren reitend, sich nachgerade um uns gesammelt hatte und uns in die „Freiheit" folgte. Unsere Mahlzeiten waren natürlicherweise sehr unregelmäßig und zeichneten sich mehr durch Einfachheit als durch Abwechslung aus; doch, obgleich wir mitunter ohne eine Mahlzeit uns zur Ruhe legten oder des Morgens auf den Weg machten, schlugen wir uns ganz erträglich durch. Jedenfalls sagte mir das abenteuerliche Leben zu, das mir wie eine Wiederholung meiner Streifzüge in Colorado erschien.

Ein aufregender Zwischenfall machte einen besonders tiefen Eindruck auf mich. Während wir eines Nachmittags mit der Vorhut voranritten, bat einer der Leute um die Erlaubnis, zu einem gewissen Zwecke auszutreten. Er band sein Pferd an den Zaun und kletterte über diesen in ein Kornfeld. Ungefähr fünf Minuten später hörten wir einen Schuß aus dieser Richtung und in der Befürchtung, daß dem Manne etwas zugestoßen sei, hielten wir an und sandten ein Peloton nach ihm zurück. Bald danach kam einer davon herangaloppiert, mit der Meldung, daß sie den armen Teufel erschossen gefunden hätten. Da dies offenbar ein Fall heimtückischen Mordes war, kehrten wir sofort nach dem Schauplatz zurück, wo der Oberst ein Beispiel zu statuieren beschloß. Wir eilten nach dem Wohnhaus des Farmers, in dem sich nur Frauen und Kinder zu befinden schienen, konnten aus diesen nichts herausbringen, entlockten jedoch einem der Sklaven durch Drohungen das Geständnis, daß sein junger „Massa" den Schuß abgefeuert hätte. Hierauf wurden alle menschlichen Wesen und Tiere aus den Gebäuden gewiesen, diese in Brand gesteckt und binnen einer Stunde niedergebrannt. Dergleichen strenge und selbst strengere Wiedervergeltung war zur Notwendigkeit geworden, infolge der häufigen Meuchelmorde, die während des Sommers im mittleren Tennessee stattgefunden hatten. Der ärgste Frevel dieser Art war die Ermordung des Generals L. McCook (dessen ich als Oberst des neunten Regiments von Ohio

Erwähnung tat, während er krankheitshalber beurlaubt, in einer Ambulanz nach der Eisenbahnstation gebracht wurde. General Buell hatte Befehl erteilt, jeden als Freischärler betretenen Zivilisten sofort zu hängen, und das Kommando des Obersten McCook hatte bereits in fünf Fällen die Todesstrafe vollzogen."

General Buells Armee konzentrierte sich nach Murfreesboro zu: doch mußte sie, nachdem die Konzentration am 5. September vollendet war, von dort in Eilmärschen nach Nashville aufbrechen und von da wieder nordwärts vorgehen, da der Feind offenbar eine Flankenbewegung ausführte, um nach Zentral-Kentucky und speziell nach Louisville zu gelangen. Die Tatsache, daß Buell, statt selbst anzugreifen, sich von den Bewegungen Braggs leiten lassen mußte, untergrub sein ohnehin wankendes Ansehen gänzlich. Der Marsch, den Herr Villard im Gefolge des Generals McCook mitmachte, war außerordentlich beschwerlich. Am 27. September wurde Louisville erreicht, wo Herr Villard sein vor acht Monaten zurückgelassenes Gepäck vorfand. Am Tage nach seiner Ankunft in Louisville wurde Buell benachrichtigt, daß Präsident Lincoln ihn seines Kommandos enthoben und dieses dem General Thomas übertragen hatte. Auf Thomas' Empfehlung wurde diese Maßnahme jedoch widerrufen. Herr Villard erfuhr diese Vorgänge am 29. September, machte aber keinen Gebrauch davon, da er um Geheimhaltung ersucht worden war. Am 1. Oktober verließ die Armee Louisville, um General Bragg mit seinen Truppen aufzusuchen und anzugreifen. Der Zusammenstoß erfolgte am 8. Oktober in der Schlacht von Perryville oder auf den Chaplin Hills. Der Kampf war ein furchtbarer und dauerte, bis ihm die Nacht ein Ende machte. Er gestaltete sich in seinem nächsten Resultat zu einem entschiedenen Siege der Rebellenarmee. Als jedoch nach in der Nacht abgehaltenem Kriegsrat und ausgegebenen Ordres die Unionstruppen am nächsten Morgen zum Angriffe geführt werden sollten, zeigte es sich, daß General Bragg den Rückzug angetreten hatte. Herr Villard, der den Kampf von einem der bedrohtesten Punkte der Schlachtlinie mitangesehen hatte, erzählt folgendes von diesem grauenvollen Schlachtfelde:

„Ich brachte den Morgen des neunten damit zu, meinen ersten Bericht über die Schlacht zu verfassen, den ein mit einem Ambulanzzug von Verwundeten nach Louisville abgehender Chirurg auf der nächsten Eisenbahnstation zur Post zu geben versprach, und widmete den Nachmittag einem Ritt über das ganze Schlachtfeld. Ich konnte den Verlauf des Gefechts von den ersten Angriffspunkten seitens der Rebellen bis dahin, wo sie dasselbe abends abgebrochen hatten, leicht an den grausigen Reihen von Toten und Schwerverwundeten verfolgen. Auf unserer Seite lagen die meisten Opfer in Reihen längs unserer Front, wo der kräftigste Widerstand geleistet worden war. Der Schlachtlinie Jacksons entlang waren die Verluste offenbar gering gewesen, was zu dem Schluß berechtigte, daß der größte Teil seiner Division sein Heil in der Flucht gesucht hatte. Die Zahl der Gefallenen war am größten bei der Brigade Starkweather, während die Verluste von Harris und Lytle sich ungefähr das Gleichgewicht hielten. Fast alle unsere Verwundeten waren entweder während des Treffens oder in der Nacht fortgeschafft worden. Die Richtung des Vorrückens der Rebellen war buchstäblich durch blutige Fährten, eine Viertel- bis zu einer halben Meile lang, bezeichnet. Ich zählte mehr als fünfhundert ihrer Toten. Die meisten schienen augenblicklich durch Flinten- oder Kanonenkugeln getötet worden zu sein, doch viele ließen in ihren verzerrten Gesichtszügen erkennen, daß sie einen längeren oder kürzeren Todeskampf durchgemacht hatten. Ich fand etwa vierzig, die von Kanonenkugeln oder Kartätschen getroffen und verstümmelt worden waren, einige der oberen und unteren Gliedmaßen beraubt, andere mit Brust und Eingeweide bloßgelegt, einen, dessen Kopf halb weggerissen war und einen andern, dem er gänzlich fehlte. Unser Sanitätskorps war damit beschäftigt, hunderte von Verwundeten aufzulesen, die der Feind erbarmungslos auf dem Felde hatte liegen lassen. Diese hatten, seit sie gefallen waren, vor Schmerz, Kälte und aus Mangel an Speise und Trank unbeschreibliche Leiden ausgestanden. Die hoffnungslosen Fälle überließ man ihrem Schicksal da, wo sie lagen, und ich kam an Dutzenden von ihnen vorbei, die sich im letzten Todeskampfe wanden. Die Spur des Gemetzels legte schauder-

erregendes Zeugnis ab von dem blinden, einer fanatiſchen Hingebung für eine ungerechte Sache entſproſſenen Heldenmut, mit welchem die Rebellen dem Tod die Stirne boten, ja um ihn freiten. An drei Punkten ſtieß ich auf einem Raum von nicht mehr als fünfhundert Fuß Länge und Breite, der Reihe nach auf Schwaden von zwanzig bis fünfzig Leichen, die, von unſerem Kleingewehr- und Batterieſeuer niedergemäht, bewieſen, daß das mörderiſchſte Feuer ihnen keinen Einhalt zu tun vermochte. Es bot ſich fürwahr hier ein ebenſo entſetzliches Schauſpiel, als jenes auf dem Felde von Shiloh."

Der Ausgang des Kampfes und beſonders die Tatſache, daß Bragg unbehelligt ſeinen Rückzug bewerkſtelligen konnte, rief viele der Leitung ungünſtige Kommentare hervor, die von verſchiedenen Offizieren ſpeziell Herrn Villard gegenüber ausgeſprochen wurden. Bei dieſer Gelegenheit hatte Herr Villard auch eine lange Unterredung mit General Sheridan, den er bereits, als Sheridan noch Oberſt war, in der Corinth-Kampagne mehrfach getroffen hatte. Auf dem Weitermarſch der Armee ſtellte es ſich heraus, daß Bragg Kentucky aufgegeben hatte, und ſo entſchloß ſich Herr Villard am 15. Oktober, nach Louisville zurückzukehren. Er hatte ſeinen Weg über Perryville zu nehmen, um nach der nächſten Eiſenbahnſtation zu gelangen. Er erreichte dieſe am 17. jenes Monats.

Am 18. traf Herr Villard in Louisville ein. Er depeſchierte der „Tribune", daß die Kampagne zu Ende ſei, erhielt darauf die Aufforderung, ſo bald als möglich nach New York zu kommen, und fuhr am 20. dorthin ab.

Nach einwöchiger Ruhepauſe erbot ſich Herr Villard, eine vollſtändige Darſtellung der Operationen der Ohioarmee unter Buell zu ſchreiben, und erſuchte um die Erlaubnis, nach Waſhington zu reiſen, um dort die inzwiſchen eingetroffenen dienſtlichen Berichte einſehen zu können. Das Anerbieten führte dazu, daß Herr Villard zum Korreſpondenten bei der Potomac-Armee beſtimmt wurde. Er reiſte daher zunächſt nach der Hauptſtadt. Er ſchrieb dort die beabſichtigte Darſtellung, nachdem er mit vielen Schwierigkeiten Abſchriften eines Teiles der dienſtlichen Berichte erlangt hatte. Der Artikel erſchien am 12. November in der „Tribune",

zu der er vom „Herald“ übergegangen war, und füllte mehr als eine ganze Seite des Blattes. Natürlich erfuhr Herr Villard viel über die Kontroverse hinsichtlich der Absetzung und Wiedereinsetzung des Generals McClellan als kommandierender General der Potomac-Armee sowie über die mehrfachen Meinungsverschiedenheiten zwischen Präsident Lincoln und den Hauptmitgliedern seines Kabinetts. Mit dem Präsidenten selbst hatte er eine lange Unterredung. Sie fand nach der Publikation der Villardschen Beschreibung der Feldzüge Buells statt und eine Bezugnahme des Präsidenten auf diese Beschreibung machte sie zum alleinigen Gegenstand der Unterhaltung. Präsident Lincoln erkundigte sich nach Herr Villards Ansichten über die Hauptheerführer unter Buell, und Herr Villard sprach sich über diese ohne Rückhalt aus. Er war von der Vertrautheit des Präsidenten mit den Einzelheiten der Bewegungen und Schlachten, von denen er angenommen, daß sie überhaupt nicht zur Kenntnis Lincolns gekommen seien, überrascht. Am Ende des Gesprächs und nachdem Herr Villard auf eine entsprechende Frage mitgeteilt, daß er die Potomac-Armee begleiten werde, versicherte der Präsident, es werde ihn freuen, Herrn Villard wiederzusehen.

Als dann General Burnside im November 1862 aufbrach, um Lee entgegenzutreten, begab sich Herr Villard wieder zur Armee. Burnside hatte gegenüber dem Präsidenten und dem Kriegssekretär sowie dem Höchstkommandierenden auf Durchführung eines andern Feldzugsplanes bestanden, als dieser vorgeschlagen, und in den Debatten darüber ein Kompromiß erzielt, wich aber später doch von letzterem ab, und lediglich seiner unrichtigen Taktik ist der unglückliche Kampf bei Fredericksburg zuzuschreiben.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Schlacht bei Fredericksburg.

Herr Villard ſah die Vorbereitungen zum Sturm auf die von dem konföderierten General Lee beſetzten Höhen bei Fredericksburg, war auch am 10. Dezember Zeuge der vergeblichen Verſuche, Brücken über den Fluß zu ſchlagen, und ritt dann am nächſten Tage, als das Wagnis mit großen Verluſten gelungen war, mit den Truppen nach Fredericksburg. Auch einen Teil des Marſches nach den Höhen machte er mit, und er ſah, wie ein Korps nach dem andern zurückgeſchlagen wurde und wie ſchließlich ſämtliche Unionstruppen ſich zurückziehen mußten. Die einreißende Demoraliſation entging ihm ſo wenig, wie die ungeheure Größe der Verluſte. Er war daher erſtaunt, daß General Burnſide nach perſönlicher Beſichtigung der zurückgeworfenen Truppen und mehrfacher Konferenzen mit ihren Führern die Wiederholung des Sturmes anordnete. Glücklicherweiſe ließ ſich der General bewegen, davon Abſtand zu nehmen.

Darauf ſchreibt Herr Villard wie folgt: „Überzeugt von der Richtigkeit meines Urteils, daß keine weiteren Feindſeligkeiten ſtattfinden würden, und meinen Inſtruktionen gemäß, nach jeder wichtigen Aktion den Bericht über dieſelben, wenn tunlich, perſönlich nach New York oder Waſhington zu bringen, hatte ich mich entſchloſſen, nach einigen Stunden der Ruhe nach der Bundeshauptſtadt aufzubrechen. Ich wurde in dieſer Abſicht beſtärkt, als ich erfuhr, daß Burnſide alle die Schlacht betreffenden telegraphiſchen Mitteilungen nach dem Norden verboten hatte, denn dies gab mir Gelegenheit, durch ausſchließlich gebrachte erſte Nachrichten einen großen Treffer für die „Tribune“ auszuſpielen.

Ich suchte mein Quartier kurz vor elf Uhr auf und gab den Auftrag, mich zu rechter Zeit zu wecken, so daß ich mich um drei Uhr morgens auf den Weg nach Acquia Creek machen könnte. Ich trat meine Reise zu Pferde an und habe weder vor- noch nachher einen gleich schrecklichen Ritt gemacht. Es war stockfinster — in der Tat konnte ich über den Kopf meines Pferdes hinaus nichts unterscheiden. Es war keine deutliche Straße vorhanden, doch hatten die verschiedenen Armeezüge, in dem Bestreben den Schmutz zu vermeiden und sich auf festem Grund zu bewegen, Geleise von anscheinend unermeßlicher Ausdehnung gezogen, die aber alle in schlammigen Zustand versetzt waren. Ich wanderte daher zumeist durch ein Meer von Schlamm, von einem bis zwei Fuß Tiefe. Von Zeit zu Zeit stieß ich auf Knüppelwege, allein da die Knüppel lose waren, machten sie das Reiten nur um so schwieriger und gefährlicher. Viermal stolperte und fiel mein Pferd, mich einmal abwerfend, so daß ich in eine Pfütze zu liegen kam, aus der ich mit flüssiger Erde bedeckt auftauchte. Der Richtung, in welcher ich weiter holperte, vollständig unbewußt, mußte ich, da mir Niemand begegnete, mich ganz auf den Instinkt meines Tieres verlassen. Ich war deshalb nur zu froh, als der Tag anbrach und zusammengebrochene Wagen und Trümmer aller Art mich darüber beruhigten, daß ich nicht von meinem Wege abgeraten war. Ich hatte darauf gerechnet, denselben in drei bis vier Stunden zurückzulegen, erreichte Acquia Creek jedoch erst um neun Uhr.

Ich begab mich geradeswegs nach dem Zelt des Quartiermeisters, der dem Vorrats- und Transportmagazin vorstand. Es war derselbe Beamte, den ich auf meinem Weg nach dem Süden getroffen hatte. Er hatte Tags vorher das Dröhnen des Artilleriefeuers gehört und wußte, daß eine allgemeine Aktion stattgefunden hatte, war aber nicht von dem Ergebnis unterrichtet. Folglich war er froh und dankbar für die spärlichen Brocken von Neuigkeiten, die ich geneigt war, gegen ein reichliches, von seinem Koch für mich bereitetes Frühstück auszutauschen. Natürlich hegte ich die Hoffnung, daß mein Nachtritt mir einen Vorsprung vor meinen Rivalen, den Korrespondenten anderer nördlicher Blätter, geben

würde, und wurde in die gehobenſte Stimmung verſetzt, als ich erfuhr, daß keiner von ihnen vor mir angekommen ſei. Man ſtelle ſich daher meine Beſtürzung vor, als der Quartiermeiſter auf meine Frage, wann das nächſte Boot nach Waſhington abgehen würde, mir erklärte, er hätte vor Tagesanbruch vom General Burnſide Befehl erhalten, keinen Offizier oder Soldaten, oder ſonſt jemand der Armee Angehörigen, auch keinen Ziviliſten und namentlich keinen Zeitungskorreſpondenten ohne einen beſonderen Paſſierſchein vom Hauptquartier nach Norden ziehen zu laſſen.

Das war ein niederſchmetternder Schlag, denn es ſah nun nicht nur danach aus, als ſollte ich in meiner Hoffnung, meinen Konkurrenten zuvorzukommen, getäuſcht werden, ſondern auch daß mein Kommen nach Acquia Creek ſich als ein grobes Verſehen erweiſen würde, indem es mich von der Armee trennte und außerſtande ließ, vor Ablauf wenigſtens eines Tages zu ihr zurückzugelangen, infolge meiner eigenen äußerſten Ermüdung und der Erſchöpfung meines Tieres. Zu meinem weiteren Verdruß tauchte C. C. Coffin, Korreſpondent des Boſtoner „Journal“, der unter dem Namen „Carleton“ ſchrieb und mir als einer der intelligenteſten, tatkräftigſten und unermüdlichſten Berichterſtatter im Felde bekannt war, in dem Zelt des Quartiermeiſters auf, als ich eben mein Frühſtück beendete. Freilich bezog ſich das Verbot auf ihn ebenſo gut wie auf mich und er war ſtets ein munterer Geſellſchafter; allein man entdeckt niemals gern, daß andere Leute ebenſo ſchlau ſind wie man ſelbſt iſt.

Mein Ehrgeiz als Korreſpondent war indeſſen zu ſtark, als daß ich mich ſanftmütig in meine Lage ergeben hätte. Im Gegenteil lag mir nichts ferner, da ich meine Lebensgeiſter durch ein ausgiebiges Frühſtück erfriſcht hatte, und ich beſchloß mein möglichſtes zu tun, um Burnſide Trotz zu bieten und Coffin zu überliſten. Doch war der Entſchluß leichter als ſeine Ausführung, und ich ſchritt auf dem langen Dock — dem einzigen trockenen Fleck in Sicht — etwa eine Stunde lang auf und ab, mir vergeblich den Kopf zerbrechend, um ein Entrinnen aus der Falle, in die ich geraten war, zu erſinnen. Natürlich dachte ich zuerſt daran, heimlich auf einem der vier Fahrzeuge zu entwiſchen, welche am

Dock abluden, doch Nachfragen stellten heraus, daß nur eines davon direkt nach Washington fahren würde, nachdem es abgeladen hatte, und daß wenigstens vierundzwanzig Stunden vergehen würden, ehe das Schiff sich auf den Rückweg machte. Plötzlich jedoch schien mir die Möglichkeit einer Befreiung aus meiner Schwulität zu winken. Ich sah zwei Neger in einem kleinen Boot vom Dock wegrudern und ungefähr hundert Schritt davon ankern, um zu fischen. Der Gedanke fuhr mir durch den Kopf, daß ich sie bewegen könnte, mich ungefähr eine halbe Meile weit hinaus in den Fluß zu rudern, um einem der zahlreichen Dampfschiffe zu begegnen, die zwischen der Hauptstadt und Hampton Roads verkehrten. Bei Ausführung dieses Planes war es jedoch notwendig, Entdeckung und Nachahmung von seiten Coffins zu verhindern. Ich ging nach dem Quartiermeisteramt zurück, wo ich zu meiner großen Freude entdeckte, daß der Korrespondent des Bostoner „Journal" seiner Ermüdung erlegen und auf einem Feldbett fest eingeschlafen war. Ohne eine Minute zu verlieren, eilte ich zurück und rief die Neger an, welche auch unverweilt meinem Wunsch entsprachen und an das Dock heranruderten. Da ich es nicht für geraten hielt, meinen wahren Zweck zu enthüllen, im Falle irgend ein Bevollmächtigter mich sehen und anhalten sollte, bot ich jeden von ihnen einen Dollar an, damit sie mich mit ihren Angelruten fischen ließen. Sie willigten mit vergnügtem Grinsen ein und ich ließ mich in das Boot hinab. Ich sagte ihnen, daß ich weiter draußen fischen wollte, und veranlaßte sie, mich nach dem eigentlichen Flusse hinaus zu rudern, um ein Erkennen vom Docke aus unmöglich zu machen. Hierauf setzte ich sie davon in Kenntnis, daß ich an Bord des ersten vom Süden kommenden Dampfbootes gesetzt zu werden wünschte; dann zog ich zwei Fünfdollarbanknoten hervor und versprach ihnen dieselben als Belohnung, falls sie meinem Verlangen willfahren würden. Der Betrag war offenbar überwältigend und sie willigten ohne Zögern in meinen Vorschlag ein.

Wir ruderten langsam den Fluß hinab und innerhalb einer Stunde kam ein Dampfboot in Sicht, das sich als ein von der Regierung gemieteter Frachtdampfer entpuppte. Nachdem wir so nahe wie tunlich herangekommen waren, rief ich eine auf dem

[illegible] der Kapitän zu [illegible] Boot genommen [illegible] Unterhaltung hatte, [illegible] zu bewirken. [illegible] der Seite des [illegible] daß der [illegible] das Boot [illegible] sprang [illegible] ihnen, [illegible] was sie [illegible] ließ sich jedoch erweichen, [illegible] und ihm versicherte, daß ich genug Einfluß besäße, um ihn zu beschützen, falls sein [illegible] sollte. Da ich nun sicher war, den Vorsprung vor allen meinen Konkurrenten zu haben, befand ich mich in der glänzendsten Stimmung. Die einzige Schattenseite dabei war, daß der Dampfer sehr langsam fuhr, nur etwa acht bis neun Meilen gegen den Strom zurücklegend, sodaß ich nicht darauf rechnen konnte, Washington vor sieben oder acht Uhr abends zu erreichen. Es blieb mir somit hinreichend Zeit, mich und meine Kleider zu reinigen, was mein nächtlicher Ritt höchst notwendig gemacht hatte, ein paar Stunden zu schlafen und, was am wichtigsten war, meinen Bericht über die Schlacht für augenblickliche Beförderung mittels Post und Telegraphen fertig zu stellen. Ich hatte ihn um sieben Uhr beendigt, doch erreichten wir das Dock in Washington erst um ein Viertel auf neun. Ehe ich das Boot verließ, dankte ich dem Kapitän auf das wärmste für seine Freundlichkeit und bat ihn eine Fünfzigdollarbanknote als Anerkennung des großen Dienstes, den er mir geleistet hatte, anzunehmen. Er war sehr erstaunt und lehnte das Geschenk zuerst ab, ließ sich jedoch überreden, als ich in ihn drang, es für seine Frau und Kinder anzunehmen.

Ich eilte so schnell als möglich nach dem Bureau der „Tribune“, wo ich jedoch den Bescheid erhielt, daß es unnütz sein würde zu versuchen, meinen Bericht durch den Telegraphen zu

senden, da der Regierungszensor am Haupttelegraphenamt vom Kriegsminister Befehl erhalten hätte, keine Nachrichten von Fredericksburg befördern zu lassen, die ihm nicht vorher unterbreitet und von ihm gutgeheißen worden wären. Es war indessen noch Zeit, einen expressen Boten mit dem Nachtzug abzusenden, was ich auch tat. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß meinem Bericht dasselbe Schicksal widerfuhr, wie jenem über die erste Schlacht von Bull Run. Ich hatte darin in den stärksten Ausdrücken erklärt, daß die Armee am Potomac abermals eine große allgemeine Niederlage erlitten hatte, daß man einen unverzeihlichen, mörderischen Verstoß begangen hatte, indem man versuchte, den Feind durch einen direkten Angriff zu überwältigen, und daß die Sache der Union von dem größten, ihr noch zugestoßenen Mißgeschick bedroht sei, angesichts der gefährlichen Stellung, in welcher die Niederlage die Armee zurückgelassen hatte. Der Redakteur scheute sich, die „Tribune" die ausschließliche Verantwortlichkeit dafür übernehmen zu lassen, was dem loyalen Publikum ohne Zweifel zu großer Bestürzung gereichen würde, und aus Furcht, daß ich mich in meiner Meinung geirrt haben könnte, wurde mein Bericht beträchtlich gemildert, aber am folgenden Morgen als Separatausgabe gedruckt.

Da ich nun meinen Verpflichtungen vollständig nachgekommen war, begab ich mich zum Abendessen nach Willards Hotel. Am Eingange begegnete ich dem Senator Henry Wilson von Massachusetts, allen örtlichen Korrespondenten als der beharrlichste Neuigkeitsjäger in Washington bekannt. Er wußte, daß ich mich der Potomac-Armee angeschlossen hatte, vermutete sofort, daß ich von der Front kam, und begrüßte mich mit den Fragen: „Kommen Sie von der Armee? Was gibt es Neues? Haben wir gesiegt?" Ich antwortete ihm: „Senator, Sie wissen, daß alle Nachrichten die ich etwa habe, Eigentum meines Blattes sind, doch will ich Ihnen um der guten Sache willen anvertrauen, daß Burnside geschlagen ist und sich in einer so mißlichen Lage befindet, daß ich glaube, Sie könnten dem Lande keinen größeren Dienst erweisen, als indem Sie sich sofort nach dem Weißen Haus begeben und dem Präsidenten raten, falls er noch nicht weiß, was sich am

Rappahannock ereignet hat, unverweilt die Wahrheit zu verlangen. Sie mögen ihm auch ferner erklären, daß, da ich ihm als wahrheitsliebender Mann bekannt bin, ich ihm ohne Zögern durch Sie mitteilen lasse, daß meinem wohlerwogenen Urteil zufolge er nicht auf eine Berichterstattung warten, sondern augenblicklich den Befehl erteilen solle, daß die Armee sich auf das nördliche Ufer zurückziehe." Nachdem wir noch einige Worte gewechselt hatten, machte der Senator sich auf den Weg zum Präsidenten. Ich ging nach dem Abendessen zum Bureau der „Tribune" zurück, war aber kaum daselbst eingetreten, als der Senator wieder erschien und, mich beiseite nehmend, mir mitteilte, daß er den Präsidenten gesprochen hätte, der wünschte, daß ich ihn sofort nach dem Weißen Hause begleite. Natürlich entsprach ich diesem Wunsch, obgleich ich noch meine Feldbekleidung anhatte und mich kaum sehen lassen konnte. Es war beinahe zehn Uhr. Unterwegs vertraute mir der Senator an, daß er dem Präsidenten meine Botschaft nicht ausgerichtet hätte.

Wir trafen Mr. Lincoln in dem alten Empfangszimmer im zweiten Stockwerk, gegenüber der Einfahrt. Er begrüßte mich mit einem herzlichen Händedruck und sagte: „Ich bin Ihnen für Ihr Kommen sehr verbunden, denn wir sind äußerst besorgt und haben wenig gehört." Hierauf ersuchte er mich, ihm, soweit meine persönliche Kenntnis reichte, eine allgemeine Übersicht der Begebenheiten zu geben, was ich so vollständig tat, wie dies in wenigen Minuten möglich war. Über eine halbe Stunde lang folgte er meinem Bericht mit einer Frage nach der andern. Er erkundigte sich bezüglich der Verteidigungswerke der Rebellen unserem rechten Flügel gegenüber, ihrer Beherrschung der Stadt und des Flusses, des physischen und moralischen Zustandes unserer Truppen vor und nach dem Kampf, der Möglichkeit des Erfolges eines neuen Angriffs seitens eines oder des andern unserer Flügel, des Umfangs unserer Verluste und der Stimmung unter den Generalen. Er hütete sich wohl, eine Frage zu stellen, die eine Kritik irgend jemandes in sich geschlossen hätte, obgleich ich mich erkühnte, unter meinen Auseinandersetzungen des Tatbestandes ziemlich viel Tadel mit einzustreuen. Seine Fragen und sein

Geſichtsausdruck bewieſen jedoch, daß er glaubte, ich trachte ihm die Wahrheit zu ſagen, und daß er zunehmende Beſorgnis empfand. Als er die Unterredung beendete, indem er abermals ſeinen Dank ausſprach, erkühnte ich mich, mit dem größten mir zu Gebote ſtehenden Ernſt zu bemerken: „Herr Präſident, es ziemt mir natürlich nicht, Ihnen Rat zu erteilen, allein ich hoffe, daß mein aufrichtiger Bürgerſinn als Entſchuldigung dienen möge, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu ſagen, daß es nicht nur meine Überzeugung, ſondern auch die jedes Generals iſt, den ich während des Kampfes und nach demſelben zu ſprechen Gelegenheit hatte, daß ein Erfolg außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt und daß das größte Unheil, von dem unſere Truppen noch betroffen wurden, über die Potomac-Armee hereinbrechen würde, ſollte der Angriff erneuert und die Armee nicht unverweilt auf das nördliche Ufer zurückgezogen werden. Verzeihen Sie, Herr Präſident, wenn ich nicht umhin kann, noch ferner zu bemerken, daß Sie dem Lande keinen größeren Dienſt erweiſen könnten, als indem Sie dem General Burnſide Befehl erteilen, ſich unverzüglich von dem ſüdlichen Ufer zurückzuziehen, wenn er dies nicht bereits getan hat.“

Der Präſident nahm keinen Anſtoß an meinen Worten, bemerkte jedoch mit melancholiſchem Lächeln: „Nun, ich hoffe, die Sache ſteht nicht ganz ſo ſchlimm,“ worauf wir uns empfahlen. Der Senator war von der Gefahr der Lage vollkommen durchdrungen und ſehr davon befriedigt, daß ich mich ſo freimütig ausgeſprochen hatte. Ich ſelbſt war dankbar für die Gelegenheit, an höchſter Stelle eine Anſtrengung zur Rettung der Armee zu machen, und ging mit dem Gefühl davon, eine patriotiſche Pflicht erfüllt zu haben. Ich bin ſtets auf meine Handlung ſtolz geweſen, obgleich ſie keine Wirkung hatte. In der Tat ließ man Burnſide ohne Einmiſchung von Waſhington aus über das Schickſal der Armee entſcheiden; doch glücklicherweiſe ward ihm nach zweitägigem Schwanken und Zögern ſchließlich die Tatſache klar, daß Sicherheit nur im Rückzug zu ſuchen ſei, und die Potomac-Armee kehrte in der Nacht vom 15. auf den 16. unbeläſtigt auf das nördliche Ufer zurück.“

„Die Tatsache, daß die Potomac-Armee von Fredericksburg aus ihren Rückzug bewerkstelligen konnte, ohne verfolgt zu werden, ist nur daraus zu erklären, daß General Lee weder den Umfang ihrer Verluste noch den Grad ihrer Demoralisation erkannte. Er war der Meinung, daß die Schlacht am nächsten Morgen erneuert werden würde. Seine Armee war vor Beginn des Kampfes nicht halb so stark gewesen, wie die Burnsides. Unsere Verluste betrugen an Toten 124 Offiziere und 1160 Mann, an Verwundeten 654 Offiziere und 8946 Mann, an Vermißten oder Gefangenen 20 Offiziere und 1749 Mann (wovon, da der Feind nur 900 Gefangene beanspruchte, die Hälfte ohne Zweifel geblieben war), im ganzen 12653. Das Verhältnis von Offizieren an Toten und Verwundeten war ungewöhnlich groß und wurde in keiner der anderen Schlachten des Bürgerkriegs wieder erreicht. Der Verlust der Rebellen ist nur unter dem allgemeinen Titel von Toten und Verwundeten, mit 458 und 3743 beziehungsweise, oder einer Gesamtheit von 4201, angegeben. Die von uns gemachten Gefangenen brachten die Zahl auf ungefähr 5000 oder vierzig Prozent unserer Verluste. Das Korps Jacksons verlor drei Fünftel der Gesamtsumme, nämlich 328 Tote und 2354 Verwundete und mehr als die Hälfte der von uns gemachten Gefangenen. Unsere Divisionen, die ihn angegriffen hatten, verloren zusammen 4284. Nach Abzug der Verluste Jacksons und Franklins von den Gesamtsummen stellt sich die entsetzliche Tatsache heraus, daß unser Verlust auf dem rechten Flügel mehr als viermal so viel betrug, als jener des Feindes, was das unnütze Hinschlachten unserer Soldaten in blutigem Relief erscheinen läßt.

Hiermit schließe ich nur zu gerne die grauenhafte Geschichte von dem entsetzlichen Unglück, für das Ambrose E. Burnside bis zum Ende aller Tage verantwortlich bleiben wird."

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Der Flottenangriff auf Charleston.

Ein paar Tage lang war Henry Villard als der erſte der von der Front Zurückgekehrten eine viel geſuchte Perſönlichkeit in Waſhington. Armeeoffiziere, Kongreßmitglieder und viele andere beſtürmten ihn mit Fragen, und ſeine Mitteilungen trugen denn auch viel dazu bei, daß ein Kongreßkomitee zur Unterſuchung der Fredericksburg-Kampagne eingeſetzt wurde. Herr Villard war überzeugt, daß vor der Hand an weitere Feindſeligkeiten zwiſchen der Potomac-Armee und der von Nord-Virginien nicht zu denken ſei, und erſuchte daher den Chefredakteur, ihn nach der Küſte von Süd-Carolina zu ſenden, um den kombinierten Armee- und Marineangriff auf Charleston mitmachen zu können. Dem Anſuchen wurde willfahrt und Herr Villard fuhr daher in der erſten Januarwoche 1863 nach New York und von dort am 14. Januar an Bord des Dampfers „Arago" nach dem Hafen von Port Royal. Seine Erwartungen, daß es bald zu lebhaften Engagements kommen würde, erfüllten ſich jedoch nicht. Die Vorbereitungen dazu ſeitens der Marine waren durchaus nicht, wie er angenommen hatte, vollendet; es war vielmehr von den acht Panzerſchiffen, die von Norden erwartet wurden, erſt ein einziges anweſend. Erſt Ende März war die Flotte vollzählig. Inzwiſchen mußte ſich Herr Villard damit begnügen, in ſeinen Berichten an die New Yorker „Tribune" die Gegenden, die er ſah, zu beſchreiben und gelegentlich von der Formierung eines Regiments von Farbigen zu melden. Dieſe letztere Neuigkeit erregte im Norden bedeutendes Aufſehen, ein Teil der konſervativen republikaniſchen Preſſe nannte ſie eine Ente, die „Copperhead"-

Preſſe aber ſprach von einer Aufreizung der Sklaven zum Aufſtand. Über die beabſichtigten Operationen und die Verteilung der Streitkräfte wurde Herr Villard zwar infolge ſeiner intimen Beziehungen zu Admiral Dupont und Kapitän Rodgers informiert, aber nur gegen ſein Verſprechen, nichts davon zu melden. Endlich am 31. März durfte er berichten, daß nur ungünſtige Seen den Beginn des geplanten Angriffs aufhielten und daß dieſer unmittelbar bevorſtände. In einem Briefe vom 6. April meldete er, wie die Flotte, mit der „Bibb" in der Führung, ſich in Bewegung ſetzte:

„An Bord der Bundes-Fregatte „New Ironſides".

Am 6. April 1863, morgens 9 Uhr.

Ein ſtiller Morgen war es, und ruhig lag die See, als ich zu früher Stunde das Quarterdeck der „Bibb" betrat. Alles deutete darauf hin, daß wir am Jahrestage der Schlacht von Shiloh unſere Geſchütze auf Fort Sumter richten würden. Gegen ſieben Uhr morgens verabſchiedete ich mich von meinen liebenswürdigen Gaſtfreunden auf der „Bibb", und wenige Minuten ſpäter befand ich mich auf dem Spardeck der „New Ironſides". Admiral Dupont und ſein Stab, der ſich aus dem Flottenkapitän C. R. P. Rodgers, Leutnant zur See und Geſchützoffizier A. S. Mackenzie, dem Flaggenoffizier S. W. Preſton, Seekadett M. L. Johnſon, Aide-de-camp und Signaloffizier, und Herrn A. McKenly, dem Sekretär, zuſammenſetzte, hatten am Morgen von dem Schiffe „James Adger" aus unſere Fregatte betreten. Zwar war es nicht die Pflicht des Admirals, auf einer der Panzerfregatten zu ſein, aber die chevalereske Sympathie, welche den hohen Vorgeſetzten mit ſeinen Untergebenen verband, veranlaßte ihn, mit ihnen die bevorſtehenden Gefahren zu teilen.

Beim Anblicke der Panzerfregatte wurde man eher mit Furcht und Schrecken, als mit Bewunderung erfüllt. Es ließe ſich nicht behaupten, daß die Fregatte Anſpruch auf Schönheit, Symmetrie, gefällige Form und Eleganz der Einrichtung hätte erheben können, aber ſie machte auf den Beſchauer den Eindruck eines Kriegswerkzeuges, einer tadelloſen Zerſtörungsmaſchine durchweg. Sowohl äußerlich als auch innerlich deuteten Bau und Ausrüſtung Zoll um Zoll an, daß dieſes Fahrzeug für den Krieg

und nur für den Krieg bestimmt war. Vollständig abgetakelt, die Seiten mit Schmierfett fast bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, dazu die gähnenden ehernen Schlünde der Geschütze, machte das Schiff den Eindruck, als ob es zur Führerin all der mehr oder weniger formlosen Turmschiffe ringsumher ausersehen sei. Außer der Eisenbekleidung war das Verdeck hinten mit Rohhäuten geschützt, nach vorn mit einer Lage von Sandsäcken. Zum Schutze gegen Granaten und andere Geschosse, die den ungepanzerten Bug und Stern durchbohrt haben würden, waren Barrikaden von Sandsäcken von drei bis vier Fuß Dicke placiert worden, und zwar so, daß sie, von Deck zu Deck reichend, auf dem Geschütz- und Munitionsdeck aufgehäuft waren. Auch die Kabinen waren mit diesen Säcken angefüllt, so daß erstere von den Offizieren nicht benutzt werden konnten. Sämtliches Schiffsmobiliar war nach den unteren Schiffsräumen gebracht worden. Um die Widerstandsfähigkeit des Sandes zu erhöhen, wurde derselbe in feuchtem Zustande erhalten, indem aus Schläuchen beständig Wasser in den Kabinen über die Säcke gegossen wurde. Auf dem Geschützdeck erglitzerten die 11zölligen Dahlgren- und die 200pfündigen Parrot-Kanonen, die dem Ganzen ein, man möchte sagen, festliches Aussehen verliehen. Überall lagen Gewehre, Säbel und Pistolen aufgehäuft umher. Die Zugänge zu den Pulvermagazinen waren geöffnet. Die Schiffsärzte hatten Messer, Zangen und Sägen in Bereitschaft. Alles in allem übte auf den, der das düstere Pathos der Vorbereitungen zu einer bevorstehenden Schlacht zu empfinden weiß, das Flaggenschiff trotz des fehlenden Komforts eine gewisse Anziehungskraft aus.

Ich war kaum zwei Stunden an Bord, als das Signal „Fertig zum Abdampfen!" für alle Panzerschiffe außerhalb der Barre gegeben wurde. Gleichzeitig brachten Trommeln und Pfeifen die Bemannung auf Posten, und wenige Minuten später war jedermann auf seinem vorgeschriebenen Platze. Das Schiff selbst aber war bereit, jeden Moment zur Aktion vorzugehen. Das Hauptkommando über das Schiff war dem Commodore Thomas Turner und dem Leutnant Commander George E. Belknap übertragen worden. Gleichzeitig war auch der Kommandant des

Kanonenboots „Dawn", Leutnant Commander Barnes, zum Spezialdienſt bei dieſer Gelegenheit auserſehen worden. Das Paſſieren der Barre war mit nicht geringer Gefahr verbunden, da wegen der Seichtheit des Waſſers Strandung zu befürchten war, aber alle Fahrzeuge paſſierten die Barre wohlbehalten und ankerten innerhalb derſelben gegen zehn Uhr.

Die Panzerſchiffe hatten ihren Kurs durch den Hauptſchiffskanal genommen. Man hatte erwartet, daß die Schiffe, ehe ſie in die Schußlinie von den Forts Sumter und Moultrie gerieten, ſich auf eine Diſtanz von drei Meilen von der Barre bewegen müßten. Vier Feſtungswerke drohten ihnen an der Küſte von Morris Island, von denen ſich das eine am Lighthouſe Inlet befand, ein zweites unweit Lawſord Beacon, ein drittes am Morris-Leuchtturm, und das vierte in der Nähe von Cummings Point. Man hatte allgemein erwartet, daß erſtgenanntes Werk das Paſſieren der Barre verhindern würde, und aus dieſem Grunde wurde die geſamte Mannſchaft unter Deck beordert. Vergeblich waren die Befehlshaber des Geſchwaders und die Piloten bemüht, die Umriſſe des Werks zu erſpähen, und ſchließlich einigte man ſich dahin, daß dieſes Werk überhaupt nicht vorhanden ſei. Dagegen waren die Mauern und Brüſtungen verſchiedener Forts deutlich wahrzunehmen. Um ſich nun die Ebbe zu nutze zu machen, gingen die Panzerſchiffe vor Anker, eine kluge Vorſichtsmaßregel, indem auf dieſe Weiſe ſcharfe Beobachtungen angeſtellt zu werden vermochten, ſoweit etwaige Hinderniſſe im Schiffskanal entweder vermieden oder hätten zerſtört werden müſſen. Kurz nach elf Uhr aber ſtellte ſich Nebel ein, ſo daß im Laufe einer Stunde die Küſte unſichtbar wurde.

Vom Spardeck des Schiffes aus bot ſich nun dem Auge ein wahrhaft einziges Panorama. Nachdem man keine weiteren Befürchtungen bezüglich der Nähe feindlicher Batterien hegte, wurden auf Kommando die Luken aller Panzerſchiffe geöffnet, und die Verdecke wimmelten von Menſchen, ſo daß ſich die Turmſchiffe und die Whitney-Battery wie kleine dichtbevölkerte Inſeln mit niedrigen Hügeln ausnahmen. In nordweſtlicher Richtung wurden durch den Nebel hindurch die Feſtungsmauern von Fort Sumter

sichtbar. Seewärts gewahrte man am fernen Horizont in einem weiten Halbkreis aufgestellt die Fahrzeuge „Powhatan", „Canandaigua", „Huron", „Housatonic", „Wissahickon", „Unadilla", „Flambeau", „Ladona", „Flag", „Bibb", „Ben Deford" und andere Schiffe. Am Strande von Morris Island waren Tausende von Rebellen wahrzunehmen, die mit sichtlichem Erstaunen all diesen Vorgängen zusahen. Die ehernen Schlünde des Feindes verkündeten von den Forts und den Batterien von Zeit zu Zeit, daß der Feind bereit sei, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. In meiner Umgebung schien man ob der erlittenen Enttäuschung recht ungehalten zu sein, bald aber verlor sich diese üble Stimmung, und man trieb allerhand Kurzweil, was mit dem Ernste der Situation kaum in Einklang zu bringen war. Die Mannschaft schien ungewöhnlich heiter zu sein und gab sich solchen Spielen hin, wie man sie bei Seeleuten zu finden gewohnt ist.

Spät am Nachmittage kamen General Seymour und Major Duane, Chef des Ingenieurwesens, an Bord, wo eine kurze Konsultation mit dem Admiral stattfand. Es wurde bekannt, daß eine Brigade der Division des Generals Ferry sich auf dem Wege nach Folly Island befände und Belagerungsgeschütze mit sich führe, ferner daß die Armee sich während des Angriffs des Panzergeschwaders passiv verhalten werde. Letzteres sei unbedingt sicher.

Unter meinen Schiffskameraden äußerte sich der Geist ungezwungener Heiterkeit. Überall auf Deck sang man heitere Matrosenweisen. Gruppen hier und dort vertrieben sich die Zeit mit allerlei Späßen. Nichts ließ vermuten, daß man am Vorabend eines heißen Kampfes stände, der an Schrecklichkeit keine Parallele in der Geschichte haben dürfte. Diese vergnügten Menschen an Bord machten eher den Eindruck, als kehrten sie von einer langen Übungsfahrt zurück.

Der Admiral und sein Stab hatten die Kabinen des Commodore Turner und seiner Offiziere im Stern des Schiffes inne, da aber diese Kabinen mit Sandsäcken gefüllt waren, so schliefen wir alle auf Matratzen auf dem Geschützdeck. Dort

waren auch die Hängematten für die Mannſchaft angebracht worden. Obwohl in dieſem einen Raume an die vierhundert Offiziere und Mannſchaften untergebracht waren, herrſchte während der Nacht die größte Stille.

7. April, abends.

Um die Mittagsſtunde wurde das Signal zu einer allgemeinen Muſterung auf dem Geſchützdeck gegeben. Vom Admiral abwärts bis zum Schiffsjungen knieten alle gottergeben nieder und erflehten Stärke für die bevorſtehende Prüfung in dem von dem Commodore Turner inbrünſtig geſprochenen kurzen Gebet. Nie in meinem Leben werde ich jene Szene vergeſſen, als die wackeren vierhundert zu Gruppen formierten, kampfbereiten Männer vor ihrem Schöpfer knieten, umgeben von all den ſchrecklichen Kriegswerkzeugen. Zehn Minuten nach zwölf Uhr verabſchiedete ſich der wackere Kapitän Barrymore, Kommandant des Aviſos „Dandelion", und mit ſeiner Abreiſe war das letzte Glied der Kette, welche uns mit der Außenwelt zuſammenhielt, geſprengt. Gleichzeitig wurde der Befehl zum Lichten der Anker erteilt. Um halb ein Uhr wurde das Signal zur Abfahrt an Bord des Flaggenſchiffs aufgehißt.

Geraume Zeit war es mir ein Rätſel, wie während des Gefechts die Panzerſchiffe miteinander Verbindung unterhalten würden, aber bald überzeugte ich mich davon, daß mittels eines höchſt ſinnreichen, von den Offizieren der „Ironſides" und dem Admiralitätsſtabe erſonnenen Arrangements dieſe Frage leicht gelöſt wurde. Man hatte nämlich eine enge Öffnung in der Platte neben dem Großmaſtloche angebracht, in welcher eine lange Stange mit kleinen Flaggen befeſtigt war, von denen jede ihre Bedeutung hatte und die mit Leichtigkeit die Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Fahrzeugen ermöglichten. Die Turmſchiffe vor uns hatten eine kleine Verzögerung verurſacht, aber zehn Minuten vor zwei Uhr ſetzte ſich die geſamte Linie in Bewegung. Als die Flügel der Schrauben ſich zu drehen begannen, telegraphierte uns General Seymour ein „Gott ſegne euch!" zu.

Gleichzeitig wurde das Signal „In die Quartiere!" gegeben. Einige Sekunden lang herrſchte ein ziemliches Durcheinander, aber

bald trat an Stelle des Chaos die allerbeſte Ordnung und Ruhe auf dem Geſchütz- und Munitionsdeck. Unmittelbar nach gegebenem Befehle waren, mit Ausnahme des Leutnants Town vom Armee-Signalkorps, ſeiner beiden Aſſiſtenten und meiner Wenigkeit, alle zur Aktion bereit. Es war nichts von jenem lärmenden, dann raſch ſchwindenden Enthuſiasmus zu beobachten, wie ich ihn ſo häufig in der Armee wahrgenommen habe, einem Enthuſiasmus, dem nur zu ſchnell gänzliche Verzagtheit folgt; es war vielmehr der ruhige Entſchluß und der unbedingte Gehorſam, der in erſter Reihe zum Erfolge im Gefecht führt. Obwohl auf beiden Verdecken an die vierhundert Mann untergebracht waren, wurde dennoch eine bewundernswerte Ruhe beobachtet.

Die eiſernen Querſchotten im vorderen und hinteren Teile des Geſchützdecks, welche die eiſenbekleideten Schießſcharten bilden, wurden zunächſt geſchloſſen, worauf man wiederum die Rohhäute und Sandſäcke in den unteren Räumen mit Waſſer anfeuchtete. Das Steuerhaus wurde nochmals mit dicker Fettpütze bedeckt. Nachdem dieſe letzten Sicherheitsmaßregeln getroffen worden, gab der Commander Belknap Befehl zum Schließen der Portluken. Dieſer Befehl wurde ſofort vollſtreckt, und von dieſem Augenblicke an mußte ſich die Mannſchaft unter Deck mit dem Licht zufrieden geben, das durch die Luken hinunter in den Schiffsraum drang. Auf ein zweites Signal des Befehlshabers hin nahmen die Schiffskanoniere Aufſtellung an ihren Geſchützen. Gleichzeitig wurden die Gitter über den Luken befeſtigt, ausgenommen eine kleine Öffnung nach hinten zu, welche den auf dem Spardeck gebliebenen Leuten Ein- und Ausgang gewährte. Unſere Fahrgeſchwindigkeit betrug zurzeit etwa vier Seemeilen die Stunde. Die kleinen Fahrzeuge vor und hinter uns machten energiſche Anſtrengungen, ſich mit ihren ſtumpfen Bügen den Weg durch die Waſſer zu bahnen, und beobachteten dabei vortreffliche Ordnung. Immer näher rückten wir heran, und immer deutlicher gaben ſich die Verteidigungswerke der Rebellen zu erkennen. Schon waren wir imſtande, die Geſchütze auf Fort Wagner zu zählen (letzteres lag in faſt unmittelbarer Nähe des Morris-Leuchtturms), ſowie die auf Cummings Point; auch die Fenſter

der Häuſer in St. Vincent und Moultrieville waren leicht zu zählen. Fünf Minuten vor halb drei Uhr wurde es uns zum erſten Male klar, daß beim Ebbe- und Flutwechſel wir uns auf ernſtliche Schwierigkeiten gefaßt machen müßten. Unſer Schiff lehnte ſich nach der Portſeite hin, ſo daß die Maſchinen zum Stillſtand gebracht werden mußten, ſollte das Schiff den vorgezeichneten Kurs innehalten. Wenige Minuten ſpäter nahmen wir dann auch unſern Kurs wieder auf.

Die erſten vier Turmſchiffe hatten bereits Fort Wagner paſſiert, wir ſelbſt befanden uns auf gleicher Höhe mit genanntem Fort. Tatſächlich waren wir imſtande, den Geſchützen in die Schlünde zu ſchauen. Die Kanonen aber beobachteten Schweigen. Wir wußten nicht, was wir davon halten ſollten. Vorwärts dampften wir, den erſten Kanonenſchuß ungeduldig erwartend. Endlich, es war etwa um drei Uhr, wurden von Fort Moultrie aus die Feuerzungen zweier Geſchütze ſichtbar und gleichzeitig ſauſten zwei Projektile über den Bug des „Weehawken", des an der äußerſten Spitze unſeres Geſchwaders befindlichen Turmſchiffes, das ſich augenſcheinlich auf weniger als eine halbe Meile dieſem Fort genähert hatte. Damit war tatſächlich das Gefecht eröffnet. Zunächſt waren alle Leute vom Spardeck unter Deck beordert worden, worauf die letzte Luke geſchloſſen ward. Der Steuermann Godfrey, der Admiral, Kapitän Rodgers und Commodore Turner verfügten ſich nach dem Steuerhauſe. Über das Geſchützdeck hin erſchallte das Kommando, die Fünfzehnpfünder in Bereitſchaft zu halten, und in der nächſten Sekunde war die ganze Schiffsbatterie ſchußfertig. Dann folgte eine mehrere Minuten währende, intenſive Spannung. Mit den anderen betrat ich das Steuerhaus. Durch die Luke, welche geöffnet worden war, um den Aufzug der Munition zu ermöglichen, ſahen wir, was draußen ſich abſpielte. Die meiſten an Bord aber müſſen, wenigſtens momentan, bei dem Gedanken Unbehagen empfunden haben, während eines tödlichen Kampfes mit dem Feinde in dem herrſchenden Dunkel umher zutappen.

Indeſſen währte dieſes Hangen und Bangen nur kurze Zeit. Denn ſchon ertönte die dritte Stunde der Wache, als ein dumpfer

Knall, ähnlich dem Schlage eines Schmiedehammers auf den Ambos, an der Bugpforte vernommen wurde. Es war gewissermaßen ein Gruß des Feindes von Fort Sumter her, das jetzt 1200 Ellen von uns entfernt lag. Ein zweiter und dritter Gruß, noch heftiger als der erste, ließen die Seiten unseres Schiffes erzittern; und bald darauf hörten wir über uns das Surren und Pfeifen der Voll- und Hohlgeschosse. Noch immer vermochten wir die rasch aufeinanderfolgenden Schüsse deutlich zu unterscheiden; noch hatte sich das Krachen der einzelnen Schüsse nicht zu anhaltendem Kanonengebrüll vereinigt. Doch horch! Schon erdröhnt ein Widerhall, der einer Anzahl Donnerschläge gleicht. Dann aber erschüttert ein nicht enden wollendes Gebrüll die Luft so gewaltig, daß unser Schiff erzittert. Ein Blick durch eine Öffnung auf der Portseite läßt die Ursache des schrecklichen Getöses erkennen. Die ersten vier Turmschiffe hatten den Vereinigungspunkt der konvergierenden Schußlinien von der Cummings Pointer Batterie, von Fort Sumter und Moultrie und von der Batterie „Bee" erreicht. Ein Turmschiff nach dem andern war ruhig und ohne einen Schuß abzugeben, vorwärts gedampft, bis sie am äußersten Konzentrationspunkte der Schußlinien angelangt waren. Augenscheinlich hatte der Feind mit seinem Hauptfeuer bis zur Annäherung des Gegners gewartet; als der „Weehawken" aber auf sechshundert Ellen dem Fort Sumter nahe gerückt war, wurde plötzlich von diesem Fort aus Feuer auf unser Geschwader eröffnet. Fast gleichzeitig wurde auf Cummings Point und Moultrie das Feuer aufgenommen, mächtige Rauchwolken und ein Hagel von Projektilen folgten, und die fehlgegangenen Granaten ließen das Wasser hoch aufspritzen, dessen Schaum die Türme förmlich dem Blicke entzog. Immer und immer wiederholte sich diese Schreckensszene in ihrer verhängnisvollen Schönheit. Als von den Forts und Strandbatterien aus gleich kleinen feuerspeienden Vulkanen ein vernichtender Geschützfeuerstrom folgte, krampfte sich momentan mein Herz zusammen, denn ich glaubte, die Monitorflottille in Atome zerschmettert zu sehen. Als indessen auf ein vom Flaggenschiff gegebenes Signal hin die Turmschiffe das Feuer aus schwerem Geschütz zu erwidern begannen, da war es mir klar, daß es sich

nicht länger um einen einseitigen Kampf handelte, und so faßte ich von neuem Vertrauen.

Inzwischen war die „Ironsides" vergeblich bemüht, mit den voraussahrenden Turmschiffen gleiche Fahrgeschwindigkeit zu behaupten. Um 3 Uhr 37 Minuten wurden wir plötzlich von dem Kommando „An die Steuerbordanker!" aufgeschreckt. Diesem Befehle folgte fast unmittelbar das Kommando „Steuerbordanker los!" Unser Schiff hatte abermals dem Steuer den Gehorsam verweigert und machte Miene, mit seiner Portseite in Untiefen zu geraten. Sofort hatte der Feind unsere peinliche Lage erkannt, denn schon benutzte er diese Gelegenheit, seine bisher auf die Turmschiffe gerichteten Geschütze zeitweilig auf unser Schiff zu dirigieren. Schneller als wir sie zu zählen vermochten, schlugen die feindlichen Geschosse gegen die Seiten unseres Fahrzeuges. Glücklicherweise richteten die Anker unser Schiff auf, und in wenigen Minuten setzten wir unsern Kurs fort. Kaum hatten wir uns um etwa hundert Ellen Fort Sumter genähert, da erwies sich das Schiff abermals unlenksam, so daß die Anker nochmals herabgelassen werden mußten. Alsbald erteilte der Admiral den uns folgenden Turmschiffen den Befehl, von den Bewegungen des Flaggenschiffes keine weitere Notiz zu nehmen, vielmehr uns zu passieren und auf die Forts loszusteuern.

Die beiden uns unmittelbar folgenden Turmschiffe „Catskill" und „Nantucket" jedoch, die sich nur schwer steuern ließen, streiften unser unlenksames Schiff an der Backbord- und Steuerbordseite, machten sich aber wieder frei und dampften ungeordnet mit dem „Nahant" und „Keokuk" voran.

Die „Ironsides" war fast hilflos der Strömung preisgegeben. Bald ging sie ein wenig voran, bald bewegte sie sich rückwärts, bald fuhr sie fest, bald rollte sie nach rechts und links. Offiziere und Mannschaften wurden unruhig. Die feindlichen Geschütze gaben beständig Feuer auf uns. Nicht einen einzigen Schuß hatten wir erwidert. Wahrlich, es lag etwas Erhabenes in unserer stolzen Verachtung des Rebellenfeuers, aber unsere Kanoniere grollten. Endlich aber — es mochte halb fünf Uhr sein —, als sich unser Fahrzeug nach der Steuerbordseite legte, wendete sich die

Backbordbreitseite dem Fort Moultrie zu. Diese Gelegenheit ließ Commodore Turner nicht unbenutzt. „Schießscharten geöffnet! Scharf gezielt! Feuer!“ gefolgt von einer heftigen Lufterschütterung, und der erste und einzige Offensivversuch der „Ironsides“ während des ganzen Kampfes war gemacht. Kurz darauf machte die starke Ebbe das Weiterkommen des Schiffes gänzlich unmöglich, und so mußte der Befehl zum Rückzuge gegeben werden. Nie zuvor war ein Befehl zögernder erteilt, niemals einem Befehle zögernder gehorcht worden. Die größte Enttäuschung bemächtigte sich aller. Aber es war uns keine andere Wahl geblieben, und so dampften wir langsam zurück, nachdem wir den Turmschiffen signalisiert hatten, sich rückwärts aus dem Gefecht zu ziehen, und dem Flaggenschiffe zu folgen. So ankerten wir unter den Kanonen von Fort Wagner.

Während aber die „Ironsides“, von der Ebbe eingehemmt, zur passiven Zielscheibe geworden war, wurden die anderen acht Panzerschiffe nacheinander in eine heiße Seeschlacht verwickelt, die trotz der Kürze ihrer Dauer in der Geschichte unseres Landes fortleben wird. Ich habe bereits einen Versuch gemacht, die Wucht und das damit verbundene Getöse des konzentrierten Feuers der Rebellenwerke zu schildern. Ganze Seiten ließen sich mit der Schilderung füllen, ohne von der schrecklichen Wirklichkeit auch nur einen annähernden Begriff zu geben.“

Herr Villard sprach mit allen Kapitänen der Panzerschiffe, als sie sich an Bord versammelt hatten. Sie waren übereinstimmend der Ansicht, daß es nach den gemachten Erfahrungen Torheit sein würde, den Angriff zu erneuern. Zwei Panzer („Keokuk“ und „Passaic“) waren vollständig, drei andere („Nahant“, „Nantucket“ und „Patapsco“) teilweise kampfunfähig gemacht. Der Admiral beschloß, die „Bibb“ mit seinem Bericht und denjenigen aller ihm unterstellten Kommandeure sofort nach Washington zu senden, und Herr Villard erhielt die Erlaubnis, die Fahrt mitzumachen. Er hoffte, damit allen anderen Korrespondenten zuvorzukommen, und war sehr enttäuscht, als er den Vertreter der „New York Times“ gleichfalls an Bord kommen sah. Am 13. erreichten beide New York, Villards Bericht wurde noch an demselben Tage in

einer Extraausgabe der „Tribune“ veröffentlicht und dann am nächſten Morgen in der regulären Ausgabe wiederholt. Dabei konſtatierte die Redaktion beſonders, daß Herr Villard der einzige Korreſpondent geweſen, der die Attacke auf einem der angreifenden Schiffe mitgemacht hatte, daß er mit großen Schwierigkeiten vom Admiral die Erlaubnis dazu für ſich und die übrigen Korreſpondenten erwirkt, daß aber letztere es abgelehnt hatten, davon Gebrauch zu machen. Seine Tätigkeit wurde indeſſen auch von anderer Seite als der Redaktion der „Tribune“ gewürdigt, wie ſich aus einem von Kapitän Rodgers an ihn gerichteten Briefe vom 25. April 1863 ergibt. In dieſem Briefe betont der Flaggenkapitän, daß Herrn Villards Bericht über den Angriff auf Charleston viel zur Bildung einer öffentlichen Meinung beigetragen und daß Herrn Villards perſönlicher Mut während des Kampfes in Verbindung mit der Hingabe an ſeinen Dienſt ihm das Vertrauen und die Achtung aller betreffenden Offiziere erworben hat. Rodgers wiederholte dieſes Lob in einem an den Fachredakteur der „Tribune“ gerichteten Briefe.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Weitere Kriegserlebniſſe.

Am 3. Mai verließ Herr Villard New York, um ſich der weſtlichen Armee wieder anzuſchließen. Er fuhr direkt nach Cincinnati und blieb dort zehn Tage, um den Prozeß gegen einen des Verrats angeklagten Parteigänger der Sezeſſion abzuwarten, nahm aber dann ſeine Reiſe wieder auf, da er erſucht worden war, über den Prozeß vor deſſen Beendigung nichts zu veröffentlichen, und erreichte nach fünf weiteren Tagen das Hauptquartier des Generals Roſecrans, der inzwiſchen General Buell als Kommandeur der weſtlichen Armee gefolgt war, in Murfreesboro' in Tenneſſee. Deſſen Armee hatte am letzten Tage des Jahres 1862 und an den erſten Tagen des Jahres 1863 gegen General Bragg bei Stone's River gefochten, und der Kampf war ein derart blutiger und ſchwerer geweſen, daß Roſecrans außerordentlich große Verluſte erlitten und zeitweilig an einen Rückzug gedacht hatte. Er zögerte nun monatelang, wieder vorzugehen, um erſt Verſtärkungen heranziehen und ſeine Truppen mehr einüben zu können. So lag die Armee noch untätig, als Herr Villard in Murfreesboro' eintraf. General Roſecrans machte auf ihn nicht den beſten Eindruck. Der General bot ihm ſo überſchwenglich Gaſtfreundſchaft und alle möglichen Bequemlichkeiten an, daß Herr Villard die Überzeugung erhielt, jener wolle ſich beſonders beliebt machen, um in den Zeitungsberichten ſpeziell gelobt zu werden. Herr Villard lehnte daher die Annahme der ihm gebotenen Vorteile ab und ſchloß ſich ſeinem alten Freunde General McCook an. Roſecrans blieb auch verſchiedener Anweiſungen von Waſhington aus ungeachtet bei ſeiner Weigerung zu neuen Aktionen, bis

er einer Order vom 16. Juni gegenüber nicht mehr seinen Standpunkt festhalten konnte. Am 24. Juni meldete er den Beginn des neuen Vormarsches. Am Abend zuvor hatte er den Korpskommandeuren seinen Schlachtplan dargelegt, und General Garfield, sein Stabschef (der spätere Präsident der Vereinigten Staaten) hatte Herrn Villard von dem, was bevorstand, informiert. Was ihm auf diesem Marsche geschah, schildert Herr Villard in folgender Weise:

„Da die Armee nur mit zwölftägiger Ration und mit möglichst wenig Gepäck abrücken sollte, so arrangierte ich es so, daß mein Koffer mit dem Hauptquartierzuge des Korps McCooks befördert werden sollte, und führte nicht mehr mit mir als einige Toilettengegenstände und zwei Garnituren Unterwäsche, welche ich in den Satteltaschen unterbrachte. General Garfield hatte sich bereit erklärt, während der Kampagne im Generalhauptquartier für mich Sorge zu tragen; da aber nach seinem Dafürhalten das McCooksche Korps wahrscheinlich als das erste mit dem Feinde zusammenstoßen würde, so beschloß ich, es wenigstens auf einige Tage zu begleiten. Als ich in Erfahrung brachte, daß General Johnsons Division vorausrücken würde, nahm ich eine Einladung, eine Nacht in seinem Hauptquartier zuzubringen und folgenden Tages mit ihm zu reiten, gerne an.

Erst kurz nach Mitternacht wurde der Befehl zum Abrücken der Armee erteilt. Die Division wurde um vier Uhr alarmiert und war um fünf Uhr marschbereit, rückte aber erst um acht Uhr ab. Die Monotonie der täglichen Routine in Murfreesboro' hatte ich gegen das Ende hin herzlich satt bekommen und so begrüßte ich freudig den bevorstehenden Wechsel, welchen der aufregende Feldzug mit sich bringen sollte. Meine Gesundheit war die denkbar beste und ich war in gehobenster Stimmung; ich erwartete und erhoffte eine lange Periode ununterbrochener Tätigkeit. Aber es war beschlossen, daß meine neue Karriere eine kurze sein und gleich nach Beginn zu Ende gehen sollte. Die größte Enttäuschung, die meiner während des Bürgerkrieges harrte, stand unmittelbar bevor.

Die zweite Division marschierte zuerst sechs Meilen über den Shelbyviller Schlagbaum hinaus und schlug dann einen links

liegenden Landweg ein, der nach dem verwahrlosten Örtchen Old Millersburg führte und weiter hinaus nach ‚Liberty Gap', einem mehrerer enger Hohlwege durch die rauhen Hügel nördlich des Duck River. Fünf Kompagnien berittene Infanterie ritten der Division voraus, unmittelbar gefolgt von General Johnson, seinem Stabe und meiner Person. Von dem Feinde war nicht eher etwas zu sehen oder zu hören, als bis wir am Nachmittage den ‚Gap' erreichten, welcher, wie die berittene Infanterie berichtete, vom Feinde stark besetzt war. Ein lebhaftes Scharmützel entwickelte sich und da das Terrain für einen Kavallerieangriff sich ungeeignet erwies, so befahl der General, daß die erste Brigade unter dem Kommando des Generals Willich das Terrain säubere. General Willich hatte sein Kommando in kurzer Zeit zum Kampfe in Bereitschaft und rückte mit einer starken Schützenkette vor, sowie mit mehreren Kompagnien zur Bedeckung. Dazu kamen noch ein Regiment links und ein anderes rechts vom Wege, sowie zwei Regimenter und eine Batterie Artillerie in Reserve. Die feindlichen Plänkler retirierten zu ihrer Deckung auf die hohen Hügel, welche den Zugang zum ‚Gap' bildeten. Da ein direkter Angriff kaum durchführbar war, umging Willich mit seinen Regimentern die feindlichen Flanken und trieb dann gegen einbrechende Dunkelheit mit Hilfe eines Teiles einer anderen Brigade den Feind aus seiner Stellung, worauf die Hügel mit Elan erstürmt und viele getötet, verwundet oder zu Gefangenen gemacht wurden. Gleichzeitig ward das Lager des Feindes erbeutet. Unsere Verluste an Toten und Verwundeten waren gering. Unsere Truppen legten große Bravour an den Tag.

Bis zu diesem Tage hatte das Wetter wochenlang nichts zu wünschen übrig gelassen. Kurz nach Sonnenaufgang aber bewölkte sich der Himmel und gegen Mittag fiel ein Regen, der sich im Laufe des Nachmittags zu einem anhaltenden Guß entwickelte. Es war der Anfang eines der schlimmsten Regenstürme, die jemals diesen Landteil heimgesucht hatten. Der Regen hielt tatsächlich fast ohne Unterbrechung vierzehn Tage lang an. Im Handumdrehen wurden die Wege fast unpassierbar und die hierdurch entstandene Unmöglichkeit eines weiteren Vordringens der Armee

vereitelte den ſtrategiſchen Erfolg General Roſecrans'. Ich führte keinen Regenmantel bei mir, ſondern einen gewöhnlichen Soldatenmantel, der wenig Schutz gewährte. Gegen Einbruch der Nacht war ich buchſtäblich naß bis auf die Haut. General Johnſon war erbötig, ſein Zelt mit mir zu teilen, und ließ ein mächtiges Feuer unter einem über dem Eingange zum Zelt angebrachten Vordache oder „Fly" anmachen. Da ich meine Unterkleider nicht zu wechſeln vermochte, indem ſelbſt die in der Satteltaſche befindliche Garnitur naß war, ſo mußte ich die Nacht in durchnäßten Kleidern zubringen. In wenigen Stunden hatte ich einen Fieberanfall und verbunden damit im ganzen Körper rheumatiſche Schmerzen. Zudem litt ich die ganze Nacht hindurch an heftigem Kopfweh. Folgenden Morgens hatte ich ein ſolch hochgradiges Fieber und der Rheumatismus war ſolch akuter Natur, daß ich mich nicht bewegen konnte. Der General ließ den Chefarzt der Diviſion holen, der alsbald erſchien und nach gründlicher Unterſuchung die Erklärung abgab, daß ich einen ſtarken Malariafieberanfall hätte und außerdem am entzündlichen Rheumatismus litt. Er fügte hinzu, daß mein weiteres Verbleiben bei der Armee ein Ding der Unmöglichkeit ſei und daß er mir nur raten könne, mich nach Murfreesboro' oder Naſhville ins Hoſpital zu begeben. Er erklärte ſich bereit, mich mittels Ambulanztrains nach erſtgenanntem Orte bringen zu laſſen. Dieſer Zug ſollte kurz darauf mit unſeren am vorherigen Tage verwundeten Leuten abgehen. Der Gedanke, daß ich ſchon nach dem erſten Tage der Kampagne das Feld verlaſſen ſollte, quälte mich, als ſich aber meine Sinne zu verwirren begannen, die Füße mich nicht länger tragen wollten und mir nur die Wahl blieb, zurückgeſandt oder allein in einer wilden feindlichen Gegend zurückgelaſſen zu werden, ſo beſchloß ich, mich in das Unvermeidliche zu fügen.

Kurz darauf fuhr eine Ambulanz vor, in welche ich mittels einer Tragbahre gehoben wurde. In dem Wagen befanden ſich bereits zwei verwundete Offiziere, von denen der eine aufrecht zu ſitzen imſtande war, ſo daß ich Raum genug fand, um ausgeſtreckt zu liegen. Ein Arzt gab uns das Geleit. Inzwiſchen fiel ununterbrochen heftiger Regen, ſo daß infolgedeſſen, ſowie der

vielen Artillerie und Wagenzüge wegen der Fahrweg in solch miserablen Zustand geriet, daß unser Gespann den ganzen Vormittag hindurch im Schritt gehen mußte, ehe wir den Schlagbaum erreichten. Die Fahrt war überaus elend und ich würde viel gelitten haben, wäre ich nicht halb bewußtlos gewesen. Der Abend war längst herangebrochen, als wir Murfreesboro' erreichten, wo ich in einem Militärlazarett untergebracht wurde, welches sich in einem großen Backsteingebäude befand, das ehedem kaufmännischen Zwecken diente. Unterwegs hatte ich einen heftigen Anfall von Gallenbeschwerden mit Übelkeit verbunden, der sich während der Nacht wiederholte, mich erheblich schwächte und es mir unmöglich machte, irgendwelche Nahrung zu mir zu nehmen. Der aufsichtsführende Arzt nahm spezielles Interesse an meinem Falle und erbot sich, mich folgenden Tages in einem Eisenbahnhospitalwagen nordwärts zu schicken, welcher mit Kranken und verwundeten Offizieren und Soldaten nach Louisville abzufahren bereit stand. Unumwunden erklärte er mir, daß meine Genesung geraume Zeit beanspruchen werde, und riet mir ernstlich, mich dieser Gelegenheit zu bedienen. Demgemäß wurde ich auf den Eisenbahnzug gebracht, der am folgenden Morgen von Murfreesboro' abging und mit welchem wir folgenden Tages in Louisville eintrafen. Während dieser langen Eisenbahnfahrt verschlimmerten sich sowohl das Fieber als auch die rheumatischen Schmerzen, und als ich an meinem Bestimmungsort ankam, hatte meine Krankheit einen hohen Grad erreicht. Der Besitzer des Galt House war telegraphisch benachrichtigt worden und so wurde ich bei meiner Ankunft abgeholt und nach seinem Hotel gebracht.

Hier mußte ich bis zum 21. Juli das Bett hüten, worauf ich mich hinreichend erholt hatte, um per Boot nach Cincinnati gebracht zu werden, wo ich im Burnet House Unterkommen fand. Das Hauptereignis des Tages war die außerordentlich kühne Invasion des feindlichen Guerillaanführers Morgan in den südlichen Teil von Indiana und Ohio. Es war dies das bemerkenswerteste Wagnis dieser Art seit Beginn des Krieges. Seine aus mehreren tausend berittenen Leuten bestehende Streitmacht durchschwamm zu Pferde den Ohio nicht weit von Louisville und

ſchickte ſich dann zu ihrem Raubzuge an, indem ſie ſich zunächſt nordwärts wandte, dann öſtlich durch das ſüdöſtliche Indiana und quer durch den ganzen Staat Ohio, ungefähr halbwegs zwiſchen Cincinnati und Columbus. Dieſe plötzliche Invaſion verurſachte die größte Aufregung und Beſtürzung nicht nur in dieſen Staaten, ſondern in dem geſamten Nordweſten. Energiſche Anſtrengungen wurden ſeitens der Miliz und der Truppen von den Rekrutenlagern in Cincinnati, Indianapolis und Columbus gemacht, die Rebellen aufzufangen; indeſſen bewegten ſich die Guerillas mit ſolcher Geſchwindigkeit und ſtörten den Telegraphen- und Eiſenbahnverkehr derartig, daß die Truppen nicht rechtzeitig konzentriert zu werden vermochten, um dem Anſturm Einhalt zu gebieten. Mehrere aus Miliz und Truppen beſtehende Detachements jedoch hatten verſchiedene Zuſammenſtöße mit kleineren Abteilungen des Feindes, töteten und verwundeten eine nicht unbedeutende Zahl und machten auch Gefangene. Erſt als die Guerillas ſich dem Ohio im öſtlichen Teile des Staates näherten, wurde eine beträchtliche Streitmacht, mit Morgan an der Spitze, in die Enge getrieben und gefangen genommen, während die übrigen über den Fluß entkamen.

Nachdem ich mich genügend erholt hatte, beſchäftigte ich mich damit, für die „Tribune" per Poſt und Telegraph Berichte über die Invaſion zu ſchreiben; zu dieſem Zwecke begab ich mich nach Columbus, der Staatshauptſtadt, wo ich einen längeren Bericht über den Einfall der Rebellen anfertigte. Von Columbus ging ich nach Yellow Sulphur Springs unweit Springfield, Ohio, um vierzehn Tage lang Schwefelbrunnen zu trinken; aber ſtatt mich dort gänzlich zu erholen, bekam ich plötzlich wieder Wechſelfieber und war kaum imſtande nach Cincinnati zurückzukehren, wo ich abermals nahezu drei Wochen lang das Bett hüten mußte. Es hatte den Anſchein, als wolle das Fieber in Typhus umſchlagen, glücklicherweiſe aber kam es nicht dahin. Ich war Rekonvaleszent, als die Nachricht eintraf, daß zwiſchen den Armeen Roſecrans' und Braggs eine zweitägige Schlacht in Chickamauga ſtattgefunden habe, welche für uns mit einer ſchweren Niederlage endete. Bislang hatte ich gehofft, mich wieder unſerer Armee anſchließen zu

können, ehe der Zusammenstoß mit dem Feinde stattgefunden; um so größer war meine Enttäuschung, daß ich dieser Schlacht nicht als Augenzeuge beiwohnen konnte. Ich machte jedoch, so gut wie es eben ging, von den Berichten der Lokalpresse für die „Tribune" Gebrauch. In Cincinnati verblieb ich bis zum 29. September, worauf ich mich wieder ins Feld begab."

In etwas über eine Woche, nachdem Herr Villard die Cumberland-Armee verlassen, zwang diese in der sogenannten Tullahoma-Kampagne Braggs Truppen, das mittlere Tennessee aufzugeben. Rosecrans bemühte sich, den Feind zu verfolgen, sobald dessen Rückzug bekannt geworden; allein die Ungunst der Witterung und der schlechte Zustand der Wege machten es ihm unmöglich. General Halleck und das Kriegsdepartement in Washington erachteten die Schwierigkeiten, die sich seinem weiteren Vormarsch nach Chattanooga in den Weg stellten, nicht für so groß, wie er, und am 5. August erhielt er den peremptorischen Befehl zum Aufbruch dorthin. In der Tat überwand Rosecrans jene Schwierigkeiten. Am 8. September entdeckte Oberst Wagner, der Chattanooga gerade gegenüber Aufstellung genommen, Anzeichen dafür, daß der Feind die Stadt räumte. Letzterer konzentrierte seine Kräfte auf dem Wege, den die Unionstruppen nach Besetzung Chattanoogas zu nehmen hatten. Der Zusammenstoß beider Armeen erfolgte am 19. September in der zweitägigen Schlacht am Chickamanga. Herr Villard war dabei nicht zugegen. Nach dem von ihm geprüften Urkundenmaterial sagt er von der Schlacht: „Der Beginn des Kampfes war so zufällig, wie seine spätere Ausdehnung. Rosecrans, der noch nicht kampfbereit war, hatte noch keinen Plan dafür entworfen, und Bragg operierte nach einem vorher überlegten Programm, das durch die späteren Vorgänge gegenstandslos wurde. Anfänglich nur ein Rencontre zwischen kleinen Truppenkörpern, wuchs der Kampf durch das allmähliche Vorschieben weiterer Kräfte zur Unterstützung der bereits engagierten zu einem allgemeinen Konflikt." Er überdauerte die Nacht und setzte sich am 20. September fort. In der Nacht wurden die Unionstruppen derart in Konfusion gebracht, daß zwei ihrer Brigaden

auf eine dritte ſchoſſen. Über die Reſultate dieſer blutigen Schlacht ſchreibt Herr Villard:

„Mit dieſem Nachtgefecht, einer der außerordentlichſten Epiſoden des Krieges, wurde der erſte Kampftag zum Abſchluß gebracht. Es war in der Hauptſache ein blindes Draufgehen auf beiden Seiten von Anfang bis zu Ende. Weder die kommandierenden Generale noch die verſchiedenen Korpsführer hatten viel zu befehlen. Sie beſchränkten ſich darauf, einen Truppenteil nach dem anderen ins Gefecht vorzuſchicken, worauf ſie deren Befehlshaber nach Gutdünken ſchalten und walten ließen, indem das dicht bewaldete Gefechtsterrain und daher die Unmöglichkeit, miteinander Fühlung zu halten, die allergrößten Schwierigkeiten bereiteten. Wie ſich ſpäter General Longſtreet in ſeinen Memoiren äußerte, waren es die Diviſionsgenerale, die die Schlacht ſchlugen. Aus den offiziellen Kriegsberichten iſt erſichtlich, daß nicht nur Diviſions-, ſondern auch Brigade-, ja ſelbſt Regimentskommandeure auf eigene Fauſt ins Treffen gehen mußten. Dieſelben Berichte geben zu, daß in keiner anderen großen Schlacht des Rebellionskrieges ſo viel Beſchwerden von Kommandeuren beider Armeen darüber geführt wurden, daß ihnen beim Angriffe keine Unterſtützung gegeben wurde, daß ihre Flanken exponiert waren, ihnen Deckung im Rücken fehlte, ſo daß ſie zum Rückzuge genötigt waren, weil ſie tatſächlich von allen Seiten und im Rücken attackiert wurden. Es wurde mehrfach berichtet, daß in den Reihen der Union wie der Konföderierten Lücken bis zur Breite von fünf Viertelmeilen entſtanden ſeien. Aus dieſem Grunde holten ſich die Befehlshaber nur geringe Lorbeeren für ihre taktiſchen Leiſtungen auf dem Schlachtfelde. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß in dieſem Gefecht mehrere Offiziere, ſo namentlich General Willich, ſich durch beſondere Tapferkeit hervortaten. In ſeinem Bericht ſagt Major Williams vom 89. Illinois-Infanterieregiment, nachdem er geſchildert, wie ſein Regiment des furchtbaren feindlichen Feuers wegen zu ſchwanken begann: „In dieſem Augenblick trat General Willich vor und ſtellte ſich an die Spitze des Regiments. Es fiel zurzeit ein heftiger Kugelregen. Willich beglückwünſchte das Regiment zu ſeinem früheren tapferen Anſturm, beſchwichtigte deſſen

omentane Aufregung, instruierte es im Vorrücken und Feuern nd zeigte, wie man Ordnung in Reih' und Glied halten müsse, orauf er mit dem Regiment einige Übungen vornahm. Seiner nvergleichlichen Kaltblütigkeit gelang es, Ordnung und Vertrauen iederherzustellen, so daß das Regiment auf sein Kommando in ester Ordnung vorrückte." Unter dem ärgsten Feuer ein Regiment u exerzieren, ist gewiß ein ungewöhnliches Beispiel des größten nd besonnensten Mutes."

Der erste Tag des Kampfes ergab für keinen der beiden Teile einen Vorteil über den anderen; der zweite Tag endete mit er Niederlage und dem Rückzug der Unionstruppen. Noch vor ollständiger Beendigung der Schlacht gab General Rosecrans sie erloren, da der rechte Flügel und das Zentrum seiner Armee eschlagen waren. Er überließ die Truppen ihrem Schicksal und itt nach Chattanooga, ohne sich um den linken Flügel zu kümmern, er unter General Thomas' Führung auf dem „Snodgraß Hill" standhielt. Die Ausdehnung und Bedeutung der Schlacht wird im folgenden beschrieben:

„Gemäß den amtlichen Berichten verloren wir an den beiden Tagen 140 Offiziere, einschließlich des Brigadegenerals (Lytle) und 1517 Unteroffiziere und Gemeine, der Verlust an Verwundeten belief sich auf 609 Offiziere und 9147 Unteroffiziere und Gemeine, während 248 Offiziere und 4503 Unteroffiziere und Gemeine zu Gefangenen gemacht wurden, ein Gesamtverlust von 16164 Mann. Das Verhältnis von je einem Offizier auf je 16 Mann ist ein ungewöhnlich großes. Auf der feindlichen Seite hatten mehrere Truppenteile keine Verlustlisten eingereicht, so daß korrekte Gesamtverlustlisten nicht erhältlich gewesen sind. Nach sorgfältigster Abschätzung verloren die Rebellen etwa 18000 Mann. Da 2000 Gefangene in unsere Hände fielen, muß der Verlust des Feindes an Toten und Verwundeten fast so hoch wie unser Gesamtverlust geschätzt werden, wohingegen der feindliche Verlust an Toten und Verwundeten mindestens ein Drittel größer gewesen sein dürfte als unser entsprechender Verlust. Das war die natürliche Folge der beharrlichen Offensive des Feindes an beiden Tagen. Drei Generale unseres Gegners wurden getötet und

vier verwundet. Betreffs unſerer Verluſte an Geſchützen gehen die Berichte der Chefs des Artilleriewesens auf beiden Seiten weit auseinander. So berichtet der Chef des General Roſecrans den Verluſt von nur 36 Geſchützen, wohingegen Braggs Chef behauptet, 52 unſerer Geſchütze genommen zu haben.

Die Schlacht von Chickamauga wird als eine der blutigſten, die jemals geſchlagen worden, in der Geſchichte fortleben. Die Zahl der Toten und Verwundeten an beiden Tagen betrug 25 Prozent der engagierten Truppen der Unionsarmee und 33 Prozent der Konföderierten. Aber auf beiden Seiten war der Prozentſatz an Verluſten bei den einzelnen Truppenteilen in der Tat weit höher. So betrug er in verſchiedenen Regimentern und Brigaden 40 bis 50 Prozent und darüber, mit noch höheren Prozentſätzen, was Offiziere anbetrifft, ſo daß Regimenter von Kapitänen und Leutnants befehligt werden mußten und Brigaden von Majoren. Der relativ größte Verluſt wurde gegen das Ende des zweiten Schlachttages erlitten; die größten Verluſte aber hatten innerhalb zweier Stunden die den Snodgraß-Hügel ſtürmenden Truppen ſowie die Verteidiger dieſes Hügels und einige Brigaden kurz vor eintretender Dunkelheit zu verzeichnen. Auf ſeiten der Konföderierten litten Buſhrod Johnſons und Cleburnes Diviſionen und auf der der Unioniſten Steedmans am meiſten."

Am 29. September, als Herr Villard ſich gerade bereit machte, Cincinnati zu verlaſſen und nach Chattanooga zu fahren, trafen dort die Generale Hooker und Butterfield ein, die gleichfalls Chattanooga zu erreichen hatten. Sie luden ihn ein, in ihrem Zuge mitzufahren, und er nahm die Einladung an. Am 2. Oktober traf die Geſellſchaft in Bridgeport ein; die Reiſe, die ſonſt in vierzehn Stunden zurückgelegt werden konnte, hatte zwei und einen halben Tag gedauert. Beinahe gleichzeitig trafen die Generale Carl Schurz und Steinwehr mit ihren Truppen an den Ufern des Tenneſſee ein.

In Chattanooga ſprach ſich Roſecrans eingehend über das Unglück von Chickamauga aus. Er betrachtete ſich als das Opfer der Waſhingtoner Behörden. Auch Garfield hielt mit

seinem Urteil nicht zurück, das sich allerdings von dem seines Vorgesetzten sehr wesentlich unterschied. Herr Villard hatte nämlich in Anbetracht, daß die Berichte über die Vorgänge von Chickamauga voller Widersprüche waren, beschlossen, genaue Informationen darüber zu sammeln und eine Beschreibung der Schlacht zu verfassen. Die beiden Generale erklärten sich sofort bereit, ihm dazu die in ihrem Besitze befindlichen Schriftstücke zur Durchsicht zur Verfügung zu stellen, und ergänzten dann deren Inhalt mündlich. Rosecrans wurde bald darauf seines Kommandos enthoben und durch Generalmajor George H. Thomas ersetzt. Garfield reiste nach seinem Heimatsstaate Ohio zurück, wo er bei der Wahl als Kandidat aufgestellt war.

Die Ankunft des Generals Grant in Chattanooga und die Übernahme des Generalkommandos durch diesen folgte. Herr Villard machte dessen Kampagne im Hauptquartier des Generals Willich mit. Er sah den Kampf im Chattanooga-Tal und die „Schlacht über den Wolken" (Lookout Mountain) am 24. November 1863. Mit einer ausführlichen Beschreibung dieser für die Unionisten glorreichen Schlacht schließt der die Erlebnisse des Herrn Villard im Bürgerkriege behandelnde Teil der Memoiren. Es folgen andere Ereignisse seines tatenreichen Lebens, von ihm selbst, obwohl, wie im Vorwort erklärt, in der dritten Person geschrieben.

Viertes Buch.

Eisenbahnerbauer und -Präsident.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In Washington, Boston und Deutschland. 1863—1873.

Im November 1863 sah sich Herr Villard, da er abermals am Fieber litt, genötigt, seine Verbindung mit der im Felde stehenden Armee zu lösen. Er brachte den Winter in Washington zu, wo er zu Anfang des Jahres 1864 im Verein mit Horace White, der die „Chicago Tribune" in genannter Stadt vertrat und der den Posten eines Clerk des Senatsausschusses für Militärangelegenheiten bekleidete, sowie mit Adams S. Hill, der damals Chef des Bureaus der „New York Tribune" in Washington war und der seit den letzten dreißig Jahren eine Professur für Rhetorik auf der Harvard Universität innehat, die erste Nachrichtenagentur als Konkurrentin der Assoziierten Presse gründete. Indem er Zeitungsleiter und Redakteure in eigener Person besuchte, gelang es ihm, die „Chicago Tribune", den „Missouri Democrat", den „Cincinnati Commercial", den „Rochester (N. Y.) Democrat", den „Springfield (Mass.) Republican" und den „Boston Advertiser" für das neue Unternehmen zu gewinnen, das den bittersten Angriffen seitens der Assoziierten Presse ausgesetzt war, weil letztere ihr Monopol gefährdet sah. Aber Herr Villard war von allem Anfang erfolgreich. Als Repräsentant dieser

neuen Agentur schloß er sich im Mai des Jahres 1864 der Potomac-Armee an, die unter Befehl des Generals Grant in Culpepper Court House stand. Er war der erste Korrespondent, der die Nachricht von den blutigen unentschiedenen Kämpfen in der „Wilderneß" nach Washington brachte. Er kehrte zur Armee zurück, als letztere die „Peninsula" erreichte, und überschritt mit ihr den James River, war Augenzeuge der Belagerung von Petersburg bis zur Explosion der Minen (30. Juli 1864), als er auf dringlichen Wunsch seiner Angehörigen nach Deutschland reiste.

Er langte in seinem Geburtsort Speyer kurz vor dem Tode seiner älteren, an der Schwindsucht leidenden Schwester Anna an, die wenige Tage zuvor ihr neugeborenes Kind durch den Tod verloren hatte. Die Mutter des Herrn Villard war fünf Jahre früher gestorben. Fast den ganzen Winter verbrachte er in Gesellschaft seines Vaters und seiner noch lebenden Schwester, die mit einem in Nürnberg garnisonierenden Offizier verheiratet war. Am letzten Tage des Monats März 1865 segelte er von Liverpool ab, in der Erwartung, rechtzeitig genug einzutreffen, um Augenzeuge des letzten Kampfes zwischen Grant und Lee zu sein, und war nicht wenig überrascht, als er bei seiner Ankunft in Boston am 15. April erfuhr, daß Richmond gefallen sei, Lee sich ergeben habe und der Präsident Lincoln ermordet worden war.

Horace White, der Freund Villards, der inzwischen Chefredakteur der „Chicago Tribune" geworden war, bot ihm die Stelle des regelmäßigen Washingtoner Korrespondenten besagten Blattes an, welche dieser akzeptierte und ein Jahr lang bekleidete. Anfangs Januar 1866 heiratete er die einzige Tochter William Lloyd Garrisons und nahm seine junge Gattin mit sich nach Washington. Wie er Fräulein Garrison kennen lernte, möge hier in seinen eigenen Worten geschildert werden.

„Während meiner Ferien im April 1863 trug sich eine Episode zu, die bestimmt war, mir den Weg meines ganzen späteren Lebens vorzuzeichnen. Als der leitende Redakteur der „Tribune", Sidney Howard Gay, mir einen zweiwöchigen Urlaub zuerkannte, bedankte ich mich hierfür und fügte die Frage

hinzu, wo ich denſelben zubringen ſolle. „Sind Sie jemals in Boſton geweſen?“ fragte er mich. Als ich dieſe Frage verneinte, ſagte er: „Beſuchen Sie unter allen Umſtänden den „Hub“. Demgemäß befolgte ich ſeinen Rat, nachdem ich es mir einige Tage in New York bequem gemacht hatte. Ich traf am Donnerstag dem 21. April in Boſton ein und brachte den nächſten Tag damit zu, daß ich mich in der Stadt umſah. Am 23. ſprach ich bei Frau Severance vor, der ich einen Empfehlungsbrief von ihrem Gatten überreichte, der das Amt des Zollkollektors in Port Royal bekleidete. Frau Severance war nicht zu Hauſe, dagegen empfing mich deren Tochter Julia, die liebenswürdig genug war, mich zum Beſuche der Turnſchule des Dr. Diocletian Lewis einzuladen, um dort den Übungen einer Klaſſe junger Herren und Damen beizuwohnen. Ich nahm die Einladung an und wohnte mit der jungen Dame dem Schauturnen bis zum Ende bei. Dort wurde ich dem Dr. Lewis und anderen vorgeſtellt, darunter auch dem Sohne des Herrn William Lloyd Garriſon, des berühmten Bekämpfers der Sklaverei. Letzterer lud mich ein, mit ihm am Sonntag eine Predigt des liberal geſinnten, freireligiöſen Paſtors Samuel Johnſon von Salem anzuhören und nach dem Gottesdienſte mit ſeiner Familie zu ſpeiſen, um auf dieſe Weiſe mit ihr bekannt zu werden. Freudig akzeptierte ich die Einladung.

Im Laufe unſeres Geſpräches erwähnte ich mein hohes Intereſſe an der Frémontſchen Kampagne im Jahre 1856 und betonte, daß ich, den meiſten Europäern gleich, die Sklaverei als elende Schmach und abſcheulichen Schimpf für die amerikaniſche Republik erachtete. Ich ſagte, daß das unerklärliche und verdammenswerte Vorurteil in den nördlichen Staaten gegen die inſpirierten Patrioten, die die Abſchaffung der Sklaverei trotz beharrlicher, bitterer Verfolgungen und perſönlicher Gefahr verlangten, mich mit Ekel und Abſcheu erfülle. Für jene hatte ich ſtets die aufrichtigſte Sympathie und Bewunderung; ſchon aus dieſem Grunde war ich hocherfreut über den Empfang eines Empfehlungsſchreibens von George W. Smalley an Wendell Phillips, welches ich bis dahin noch nicht abgegeben hatte. Selbſt-

redend machte es mir große Freude, Gelegenheit zu haben, mit ſeinem edlen Geſinnungsgenoſſen bekannt zu werden.

Der junge William Lloyd und deſſen jüngerer Bruder, ein etwa fünfzehn Jahre zählender Knabe, ſprachen der Abmachung gemäß bei mir vor und geleiteten mich zu Herrn Johnſon, der in einer öffentlichen Halle predigte. Die Schweſter der beiden war ebenfalls anweſend und ſchloß ſich uns nach dem Gottesdienſte an, worauf wir uns alle nach deren Behauſung begaben. Dort wurde ich von deren Eltern herzlich bewillkommt und fühlte mich ſofort bei ihnen wie zu Hauſe. Frau Garriſon war eine ſchöne Erſcheinung mit freundlichen Geſichtszügen, augenſcheinlich aber etwas zurückhaltend und ſchüchtern. Das Äußere des Herrn Garriſon war für mich eine vollſtändige Überraſchung. Der Eindruck, welchen dieſer entſchloſſene und furchtloſe Vorkämpfer für Abſchaffung der Sklaverei in der Öffentlichkeit machte — ein Eindruck, den auch ich wie ſo viele andere von ihm gewonnen —, ließ mich vermuten, daß ſein Äußeres im Einklang mit ſeinem Charakter ſtehen müſſe. Mit anderen Worten: ich hatte mir eine heroiſche Figur mit kräftigem Körperbau vorgeſtellt, mit dichtem Haarwuchs, Vollbart und mit feurigen, herausfordernden Augen. Schier ſpaßhaft war der Eindruck, den ich in Wirklichkeit gewann. Ich hatte vor mir einen Mann von mittlerer Statur, vollſtändig kahlköpfig, mit glattraſiertem Geſicht und freundlich blickenden, bebrillten Augen. Sein Geſichtsausdruck war nicht grimmig, vielmehr ſehr wohlwollend. In der Tat, er nahm ſich eher wie ein typiſcher Prediger Neuenglands aus, als wie der unbeugſame Agitator, der er in Wirklichkeit war. Sein Inneres ſtimmte vollkommen mit ſeinem Äußeren überein. Er war nachſichtig und die Milde ſelbſt, ſowohl was ſein Benehmen als auch ſein Geſpräch anbetraf. Da er ſelbſt Journaliſt war, intereſſierte er ſich ganz beſonders für meine Erfahrungen als Kriegskorreſpondent, die ich während des Diners und auch nachher auf Wunſch der Familie zum beſten geben mußte. Man hörte mir höchſt aufmerkſam zu.

Folgenden Tages, zu früher Stunde, ſprach der jüngſte Sohn Garriſons, Frank, bei mir vor, um mir auf einer Tour durch

den älteſten Teil Boſtons als Führer zu dienen. Wir beſtiegen die Kuppel des Legislaturgebäudes und dann das Bunker Hill-Denkmal. Wenn ich mich recht entſinne, geleitete er mich ebenfalls in die Wohnung des Herrn Wendell Phillips, dem ich Herr Smalleys Empfehlungsſchreiben einhändigte. Letzterer unterhielt mit dem großen Redner enge, nahe Beziehungen, ſeitdem er ihn gegen Gewalttaten ſeitens eines Boſton-Pöbels geſchützt hatte, und heiratete ſpäter die Adoptivtochter Wendell Phillips'. Herr Phillips bewohnte ein ſehr kleines Haus, ſo klein, daß es ihm kaum den allergewöhnlichſten Komfort gewährte. Er hieß mich herzlich willkommen und ich unterhielt mich eine Stunde lang mit dieſem berühmten Manne, deſſen feſſelnde Perſönlichkeit einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Die übrigen Tage meines Aufenthalts in Boſton verbrachte ich häufig in Geſellſchaft der Familie Garriſon, beſuchte mit ihr nebſt anderen Ortſchaften auch Readville, etwa fünfzehn Meilen ſüdlich von Boſton, wo die 54. und 55., aus Farbigen beſtehenden Maſſachuſetts-Regimenter (die erſten, die im Staate Maſſachuſetts organiſiert worden waren), ein Lager bezogen hatten. Der älteſte Sohn des Herrn Garriſon, George Thompſon, war in die Armee gegen den ausdrücklichen Wunſch ſeines Vaters eingetreten, der ſtets ein Befürworter der Doktrin der abſoluten Widerſtandsloſigkeit („non-resistance") geweſen war. Schließlich aber hatte Herr Garriſon doch ſeine Zuſtimmung gegeben, und ſo wurde George Quartiermeiſter im 55. Regiment. In Readville erregte Oberſt Robert G. Shaw vom 54. Regiment ganz beſonderes Aufſehen, und niemand ahnte damals, wie bald er ſein prächtiges, junges Leben verlieren ſollte. Er fiel beim Angriffe auf Fort Wagner.

Als ich vom Lager in mein Hotel zurückkehrte, fand ich einen Brief von Herrn Gay vor, in welchem mir mitgeteilt wurde, er habe zuverläſſige Information erhalten, daß die Armee Roſecrans' ſchon anfangs Mai aggreſſive Bewegungen machen werde, und zwar von Murfreesboro' aus, und gleichzeitig frug Herr Gay an, ob ich gewillt ſei, meinen Urlaub abzukürzen und mich ſofort nach Tenneſſee zu begeben, um über die bevorſtehende Kampagne zu

berichten. Es war bereits Mitternacht, als ich zu einem endgültigen Entschlusse gelangt war, und so schrieb ich, bedauernd, meinen Urlaub kürzen zu müssen, in Erwiderung auf den Brief des Herrn Gay, daß ich übermorgen zum Dienst antreten würde. Diesem zufälligen Besuche in Boston habe ich das größte Glück meines Lebens zu verdanken — meine Vermählung mit Fräulein Fanny Garrison, der einzigen Tochter des großen Abolitionisten, deren geistige und persönliche Vorzüge mich bei der ersten Begegnung gefesselt hatten.

Mit dem Nachtzuge kehrte ich nach New-York zurück."

Im Juni 1866 wurde Herr Villard von der „New York Tribune" beauftragt, sich nach Europa zu begeben, um dort Berichte über den bevorstehenden Krieg zwischen Preußen und Österreich zu schreiben. Ein zweiter Spezialkorrespondent war George W. Smalley. Das Anerbieten bereitete ihm große Freude und so reiste er anfangs Juli ab; seine Gattin gab ihm das Geleit. Damals war das atlantische Kabel noch nicht gelegt, und gemäß den letzten Nachrichten vor der Abreise Villards hatten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Mächten noch nicht begonnen. Bei seiner Ankunft in Southampton war er nicht wenig überrascht, als man ihm mitteilte, daß die Schlacht von Königgrätz geschlagen worden, daß die Preußen bereits auf dem Marsche nach Wien seien, daß die Friedensunterhandlungen schon eingeleitet worden und der Krieg so gut wie beendet sei. Trotzdem begab er sich nach Böhmen und besuchte mehrere Schlachtfelder, folgte den Spuren der preußischen Armee in Böhmen und Mähren, und traf in Nikolsburg ein, wo sich nach Einstellung der Feindseligkeiten das Hauptquartier des Königs Wilhelm und des Kronprinzen befand und auch Bismarck anwesend war. Herr Villard brachte dann einige Zeit in Wien zu, wo ihm seitens des Vereinigten Staaten-Gesandten Herrn J. L. Motley die freundlichste Aufnahme zuteil wurde.

Während des Winters 1866—1867 hielt sich Herr Villard mit seiner Gattin und ihrem jüngsten Bruder in München auf. Seine Schwester war inzwischen dorthin verzogen. In Übereinstimmung mit den Wünschen der „Chicago Tribune" begab sich

Herr Villard im März des Jahres 1867 mit seiner Gattin nach Paris, um als Spezialkorrespondent über die Weltausstellung zu berichten. Beide blieben dort bis zum folgenden Februar, abgesehen von einem kurzen Besuch in England, wo sie mit William Lloyd Garrison zusammentrafen, der damals in England sehr gefeiert wurde. Herr Villard brachte auch mehrere Wochen an dem Krankenlager seines Vaters zu, der noch während der Anwesenheit seines Sohnes anfangs September des Jahres 1867 aus dem Leben schied. Im Februar folgenden Jahres machten Herr Villard und Gattin ihre erste Tour nach Italien von Paris aus. Unterwegs besuchten beide John Stuart Mill in Avignon, worüber Herr Villard einen längeren Bericht für die „Chicago Tribune" schrieb. Gleichzeitig sandte er einen Bericht an dasselbe Blatt, über einen heftigen Ausbruch des Vesuvs, wobei ihm von dem bekannten Professor und Astronom Professor Palmieri dessen Observatorium zur Verfügung gestellt wurde.

Im Mai des Jahres 1868 kehrten Herr und Frau Villard nach den Vereinigten Staaten zurück und bezogen Wohnung im Hause des Herrn Garrison in Roxbury, einer Vorstadt Bostons, bis zum Herbst des Jahres 1870; in diese Zeit fällt die Geburt deren einziger Tochter und ältesten Sohnes. Herr Villard wurde Mitarbeiter des „Boston Daily Advertiser" und verschiedener anderer Blätter, für die er editorielle und andere Beiträge schrieb, und veröffentlichte auch einen Artikel über Bismarck in der „North American Review". Im Herbst des Jahres 1868 wurde er zum Sekretär der American Social Science Association gewählt, mit einem Bureau in Boston, eine Stelle, welche er zwei Jahre innehatte. In Verbindung hiermit kam er mit hervorragenden Männern des Landes in Berührung und ward so in den Stand gesetzt, nach verschiedenen Richtungen hin das öffentliche Interesse zu fördern. Von dem, was er geschaffen, war seine bahnbrechende Tätigkeit in betreff der Zivildienstreformen eine seiner hervorragendsten Leistungen. Er war bei der Organisierung der ersten diesbezüglichen Reformgesellschaften in Boston, New York und Philadelphia in hervorragender Weise behilflich. Die ersten öffentlichen Versammlungen zu diesem Zwecke in Boston und New

York wurden hauptsächlich von ihm zustande gebracht, um der ersten Zivildienstreformvorlage, die zurzeit dem Kongreß vorlag, Gehör zu verschaffen. Thomas A. Jenckes, der Verfasser dieser Vorlage, Kongreßmitglied von Rhode Island, hatte sich persönlich mit der Erläuterung dieser Vorlage befaßt.

Mit dem Antritte seines Amtes als Sekretär der „Social Science"-Gesellschaft widmete Herr Villard seine Aufmerksamkeit der Untersuchung und dem Studium des öffentlichen und korporativen Finanzwesens, einschließlich dem der Eisenbahnen und Banken. Ganz besonders interessierte er sich für die Eisenbahnsekuritätenbranche, und die Kenntnisse, welche er sich nach dieser Richtung hin erwarb, bereiteten ihn gewissermaßen auf seine spätere Geschäftskarriere vor, obzwar ihm damals noch nicht der Gedanke gekommen, sich auf diesem Gebiete zu betätigen. Seine Aufmerksamkeit wurde ebenfalls auf die in Europa weit verbreiteten sogenannten Hypothekenbanken gelenkt, von denen man in den Vereinigten Staaten so gut wie nichts wußte; und er verfaßte und veröffentlichte eine diesen Gegenstand berührende Schrift, in welcher er deren Einrichtung in diesem Lande befürwortete.

Das Klima von Boston sagte ihm nicht zu; er litt an solch heftigem Katarrh, daß er sich veranlaßt sah, im Herbst 1870 in Deutschland ärztlichen Rat einzuholen. Während seines Aufenthalts daselbst unterbreitete er der Verwaltung einer großen Berliner Bank einen Plan zur Etablierung von Hypothekenbanken in den Vereinigten Staaten. Dieser Plan fand günstige Aufnahme, und das erwähnte Bankinstitut erklärte sich bereit, das erforderliche Kapital in der in Europa üblichen Weise aufzubringen, vorausgesetzt, daß ein besonderer Freibrief in einem der älteren Staaten der Union erwirkt werden könne. Nach seiner Rückkehr nach Boston anfangs des Jahres 1871 gelang es ihm, gewisse Personen für den Plan zu interessieren, und so wurde beschlossen, die Legislatur von Massachusetts um einen Freibrief anzugehen. Ein diesbezügliches Gesuch wurde abgelehnt und aus der Sache wurde nichts; aber die Beziehungen, in welche Herr Villard mit den Finanzkreisen in Deutschland getreten war, erwiesen sich in der Folge von großem Wert für ihn.

Seine Gesundheit ließ während des Jahres 1871 abermals viel zu wünschen übrig, und so entschloß er sich im Herbst mit seiner Familie zu seiner Erholung wieder nach Deutschland zu reisen. Während seines Aufenthalts in Wiesbaden im folgenden Winter suchten ihn mehrere Bostoner Bekannte auf, damit er ihnen bei den Unterhandlungen in betreff einer Eisenbahnanleihe in Frankfurt a. M. und Berlin behilflich sei. Damit erweiterte sich denn auch sein Bekanntschaftskreis unter der deutschen Finanzwelt. Herrn Villards Familie, die sich inzwischen um einen zweiten Sohn vermehrt hatte, verbrachte den Sommer des Jahres 1872 in der Schweiz und den Winter 1872—1873 in Heidelberg, wo mehrere seiner Verwandten ansässig waren. Kurz nach seiner Ankunft daselbst hatte er einen Schlaganfall solch ernster Natur, daß die Ärzte rundweg erklärten, er müsse sich fortan aller geistigen Arbeiten enthalten, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Indessen sollten die Ärzte die Unrichtigkeit ihrer Prophezeiung selbst nicht erleben!

Während Herr Villard sich gemach von seinem schweren Leiden erholte, machte ihm an einem Tage des Monats Februar 1873 ein Bekannter seine Aufwartung, der in derselben Stadt wohnte. Der Besucher befragte Herrn Villard um Rat betreffs einer verunglückten Geldanlage in amerikanischen Eisenbahnbonds. Er erklärte, eine beträchtliche Zahl siebenprozentiger Bonds der Oregon- und California-Eisenbahngesellschaft von Oregon gekauft zu haben, und zwar auf die Versicherung eines Bankinstituts hin, welches die Bonds zur öffentlichen Subskription angeboten hatte. Da dem Herrn Villard besagte Eisenbahngesellschaft gänzlich unbekannt war und er selbst nicht viel von Oregon wußte, so war er nicht in der Lage, die erwünschte Auskunft zu geben. Auf seinen Rat hin erhielt der Besucher von dem Schutzausschuß der Aktionäre in Frankfurt die nötige Information bezüglich der in Frage stehenden Eisenbahngesellschaft. Die erlangte Information genügte, um Herrn Villard davon zu überzeugen, daß die Sachlage keine günstige sei, worauf der Vorsitzer und ein anderes Mitglied des Ausschusses Herrn Villard zu besuchen beschlossen, um mit ihm die Angelegenheit zu besprechen. Gleichzeitig wurde er von den Herren ersucht, sich dieser Körperschaft anzuschließen, wozu er

ſich nach einiger Zögerung bereit erklärte, nachdem ihm verſichert worden, daß man nur wenig von ihm verlangen werde. Damit begann ſeine geſchäftliche Laufbahn. Es iſt klar, daß er während der zwanzig Jahre, die er bis dahin in Amerika verlebt, Finanzfragen nicht ſtudiert hatte, aber die als Pionier in Colorado und als Kriegskorreſpondent geſammelten Erfahrungen hatten ſeine Entſchloſſenheit und Energie bedeutend entwickelt. Dazu geſellten ſich noch ſein praktiſches, geſundes Urteil und ſeine ausgedehnten und ſorgfältigen Beobachtungen in nationalen Angelegenheiten, ſeine große Bekanntſchaft in den Vereinigten Staaten, dann der Anteil, welchen er an dem Hypothekenbankprojekt nahm, ſowie die ſoeben erwähnten Bondunterhandlungen. Alles dies bereitete ihn hinlänglich für ſeinen neuen Wirkungskreis vor.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Oregon-Eiſenbahnen. 1873—1879.

Im Laufe des Sommers 1873 hatte das Frankfurter Komitee eine Delegation nach Oregon entſandt, um die Bahn und die Ausſichten im Staate gründlich zu unterſuchen. Nachdem die Delegation zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß die Geſellſchaft es tatſächlich unterlaſſen habe, die Zinſen zu zahlen, trat der Ausſchuß im Oktober an ſeine Arbeiten heran. Es waren nahezu elf Millionen Oregon & California-Bonds für etwas über 70 Prozent in Deutſchland und England verkauft worden, von denen erſteres weitaus den größten Teil an ſich gebracht hatte. Aus dem Bericht der Delegaten ging aber hervor, daß die Geſellſchaft nur die Hälfte des nominellen Betrages der Bonds in barem Gelde erhalten hatte. Ferner beſagte der Bericht, daß von der Strecke von 375 Meilen von Portland bis zur Staatsgrenze Kaliforniens, nur 200 Meilen vollendet und im Betrieb ſeien, und daß in Anbetracht der geringen Bevölkerung und der beſchränkten Entwicklung des weſtlichen Teiles von Oregon die Bahn nur etwa ein Drittel der nötigen Zinſen abwerfe und in abſehbarer Zeit nicht mehr als das zu gewärtigen ſei.

Die erſte dem Komitee vorgelegte Frage ging dahin, ob es von dem Rechte der Bondinhaber unter der Hypothek Gebrauch machen, d. h. ſich mittels Präkluſionsverfahrens in Beſitz der Bahn ſetzen, oder ſich auf einen Kompromiß mit der Bahngeſellſchaft einlaſſen ſollte, welche von Ben Holladay, der einer früheren Generation als Beſitzer von Überland-Poſtlinien nach Kalifornien und von Dampferlinien an der pacifiſchen Küſte genügend bekannt war, kontrolliert wurde. Nach längerer Diskuſſion einigte man

ſich, letzteres Verfahren einzuleiten. So wurde die Ausarbeitung eines Vertrages mit der Bahngeſellſchaft notwendig, wonach die Intereſſen fundiert und andere Zwecke verfolgt werden ſollten. Da keines der Mitglieder des Ausſchuſſes der engliſchen Sprache mächtig war, ſo laſtete der größte und ſchwierigſte Teil der Arbeit auf den Schultern des Herrn Villard. Den ganzen Winter des Jahres 1873 hindurch verblieb er in Frankfurt, und ſo wurde ihm ſchließlich auch der Auftrag, ſich als Repräſentant des Komitees nach den Vereinigten Staaten zu begeben, den Vertrag mit Hinzuziehung eines amerikaniſchen Rechtsbeiſtandes anfertigen zu laſſen und perſönlich darauf zu achten, daß er in Oregon vollſtreckt werde. Zu dieſem Zwecke reiſte Herr Villard im April 1874 mit ſeiner Familie nach New York ab.

Dort traf er mit Ben Holladay zuſammen. Mit ihm und deſſen Rechtsbeiſtand S. L. M. Barlow, ſowie mit dem Bundes-Senator Mitchell von Oregon hatten Herr Villard und ſein Rechtsanwalt Profeſſor James B. Thayer, der Harvard-Rechtsſchule zugehörig, einen langwierigen Kampf, der ſich um die Einzelheiten des Kompromiſſes drehte. Holladay erwies ſich als echter Typus eines weſtlichen „Pioniers“ vergangener Tage, ungebildet, roh, anſpruchsvoll, herausfordernd, falſch und verſchlagen. Herr Villard erkannte auch gar bald, daß der große Reichtum Holladays eigentlich nur in der Einbildung exiſtierte, und daß es mit ſeinen Finanzen ſogar äußerſt traurig ausſah. Daß es einem Mann von ſolchem Charakter ſo leicht geworden war, über Millionen ausländiſchen Kapitals zu verfügen, war Herrn Villard ein Rätſel, das ihn geradezu verblüffte. Die Erklärung hierzu fand er ſpäter in der Unehrlichkeit der Geſchäftsleute an der pacifiſchen Küſte, die dieſe den europäiſchen Bankiers gegenüber, die die Aktien negozierten, an den Tag gelegt hatten.

Im Mai begab ſich Herr Villard in Begleitung Richard Köhlers, eines deutſchen Eiſenbahningenieurs, nach Oregon. Letzterer war zum Lokalfinanzagenten der Aktionäre in Portland unter den Vertragsbeſtimmungen ernannt worden, iſt ſeither dort verblieben und jetzt (1900) Generalbetriebsleiter der Southern Pacific Railroad Co. für deren Bahnlinien in Oregon. Herr Villard brachte

mehrere Wochen in Kalifornien zu, wo er die materiellen und finanziellen Zustände der Pacifischen Bahnlinien genau untersuchte, die, unabhängig von der Central Pacific-Bahn, mit dem Erlös von Sekuritäten gebaut worden waren, die man gleichfalls in England und Deutschland auf den Markt gebracht hatte. Da stellte es sich heraus, daß eine dieser Linien, von der 3000000 Dollars in siebenprozentigen Bonds verkauft worden waren, überhaupt noch nicht gebaut war, und daß die zehnprozentigen Einkommenbonds derselben Gesellschaft, welche ausländische Bankiers als Primasekuritäten besaßen, tatsächlich wertlos waren. Die Entdeckung dieses Betruges trug wesentlich dazu bei, das Ansehen Herrn Villards in den finanziellen Kreisen Europas zu befestigen.

Mitte Juli trat Herr Villard mit seinem Begleiter (Köhler) von San Francisco aus via „Overland Route" die Reise nach Oregon an, wobei mehrere hundert Meilen mit der Postkutsche zurückgelegt werden mußten. In Roseburg, dem Endpunkte der Oregon & California-Bahn, traf er mit Ben Holladay und seinem Stabe zusammen. Mit hoher Begeisterung erfüllten ihn auf der Reise durch Oregon nach Portland die Szenerien in den California-Yoncalla und Willamette-Tälern. Einen tiefen Eindruck machten auf ihn die vielen Anzeichen eines ungewöhnlichen Bodenreichtums längs der Route. Überraschend wirkte auch die malerische Lage Portlands und dessen Umgebung, desgleichen die sehr große Zahl stattlicher Geschäftsbauten und schöner Privathäuser, sowie das rege Geschäftsleben Portlands. Hier hielt er sich gerade lange genug auf, um seine Geschäfte abzuwickeln und kürzere Ausflüge in das Innere des westlichen Oregon zu machen. Er hatte damals sich nicht träumen lassen, was ihm vorbehalten sei, noch daß er die Stadt je wiedersehen werde. Bald nach seiner Rückkehr zur atlantischen Küste reiste er nach Deutschland, um über den Erfolg seiner Mission zu berichten. Sein langer, für das Komitee gedruckter Bericht enthielt ausführliche Schilderungen der von ihm im westlichen Oregon gewonnenen Eindrücke, die ihm die Versicherung gestatteten, daß die Aussichten in Oregon sich für die Aktionäre gewiß günstiger gestalten würden. Die bestimmteste Versicherung in dieser Beziehung lag in der Zunahme

der Bevölkerung. In Verbindung damit machte er dem Komitee den Vorschlag, in den atlantischen Staaten ein Bureau zu etablieren, um von dort aus die Einwanderung nach Oregon zu befördern. Seine Vorschläge fanden Beifall und er wurde beauftragt, zur Verwirklichung seiner Pläne zu schreiten.

Übrigens hatte die Rückkehr Herrn Villards nach Amerika im Jahre 1874 noch einen anderen Grund. Anfangs des vorhergehenden Winters war er dringend ersucht worden, sich einem anderen Komitee anzuschließen, das zum Schutze der Aktionäre der Kansas Pacific-Eisenbahngesellschaft gebildet worden war. Letztere war nämlich infolge der Finanzkrise jenes Jahres genötigt gewesen, um die Fundierung zweijähriger Zinsen von drei Klassen Bonds nachzusuchen, welche die Summe von $ 12000000 repräsentierten. Der größere Teil dieser Bonds befand sich in deutschen Händen. Herr Villard wurde zum Delegaten dieses Komitees ernannt, mit der Weisung, die Fundierungsangelegenheit genannter Gesellschaft in den Vereinigten Staaten zum Abschluß zu bringen. Bei seiner Ankunft in New York fand er ein Telegramm aus Portland von dem Finanzagenten Köhler vor, welches besagte, daß es zwischen ihm und Ben Holladay der Vollstreckung des verabredeten Kompromisses wegen zu ernstlichem Zerwürfnis gekommen sei. Weiter hieß es, Holladay habe sich in mehr als einer Beziehung des Vertrauensbruches schuldig gemacht. Dazu komme noch der Umstand, daß Holladay Geldmangels wegen größere Barzahlungen unterlassen, für die er persönlich haftbar gewesen. Und schließlich hieß es, Holladay sei weder gewillt, noch fähig, den Kompromiß durchzuführen. Auf Herrn Villard wirkte diese Hiobspost sehr entmutigend. Er mußte sich sagen, daß die ganze Arbeit, welche nahezu ein Jahr beansprucht hatte, umsonst gewesen. Kurz entschlossen suchte er jedoch einen Ausweg aus diesem Dilemma. Er wußte nur zu wohl, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, in Anbetracht der Tatsache, daß zwischen Deutschland und Oregon siebentausend Meilen lagen, zum Schutze der Interessen der deutschen Aktionäre ein gerichtliches Verfahren einzuleiten. Dies verbot schon der beträchtliche Kostenaufwand und große Zeitverlust. Deshalb brachte

er einen anderen Kompromißplan in Vorschlag, wonach sich Holladay, ohne viele Worte zu machen, verpflichten sollte, nicht nur auf die Kontrolle der Oregon & Californiа-Bahn, sondern auch auf die zweier anderer Transportgesellschaften unter gewissen Bedingungen Verzicht zu leisten. Ein großes Opfer wäre damit für die Klienten des Herrn Villard nicht verbunden gewesen. Eine der beiden Transportgesellschaften war die Oregon Central-Bahn, die sich überhaupt nicht rentierte und die, von Portland in südwestlicher Richtung ausgehend, eine Länge von nur fünfzig Meilen hatte. Die andere Gesellschaft, die Oregon Steamship Company, besaß eine Anzahl Dampfer, welche zwischen Portland und San Francisco fuhren und die einzige Verbindung zwischen Oregon und der Außenwelt bildeten. Holladay hatte von demselben Syndikat ausländischer Bankiers, welches die Oregon & California-Eisenbahnbonds übernahm, einen Vorschuß von einer Million Dollars auf Oregon Central-Bonds hin erhalten. Mit dieser Summe war die unproduktive Strecke gebaut worden. Ferner hatte man Holladay die Summe von $ 800000 auf das Eigentum der Dampfergesellschaft hin geliehen, das kaum einem Viertel des Darlehens an Wert gleichkam. Alles dies hatte Holladay auf betrügerische Weise fertiggebracht, und der Agent des deutschen Syndikats in San Francisco war ihm dabei behilflich gewesen.

Holladay kam nach dem Osten, um dort, wie es seine Gewohnheit war, den Winter zu verbringen, und erklärte sich mit den Vorschlägen einverstanden, nachdem er geraume Zeit bemüht war, günstigere Bedingungen zu erzielen. Da aber nicht nur die Zustimmung der Oregon & Californiа-Bahn, sondern auch die der beiden Gläubigergruppen zum neuen Kompromiß erforderlich war, so sah sich Herr Villard veranlaßt, im Frühjahr des Jahres 1875 nochmals nach Europa zu reisen, um diese Zustimmung zu erlangen. Den ganzen Sommer hindurch und bis spät in den Herbst hinein unterzog er sich der schwierigsten Arbeit und besuchte wiederholt Frankfurt und London, ehe es ihm gelang, die Zustimmung aller interessierten Parteien zu gewinnen. Dem Vertrage gemäß, der schließlich formuliert wurde, sollte Holladay gänzlich von der Leitung der drei erwähnten Korporationen

zurücktreten und seine Interessen in deren Aktienkapital denen und den beiden respektiven Gläubigergruppen ausliefern. Es war vorgesehen worden, daß, soweit wie die Verwaltung der Gesellschaften in Betracht kam, beide Parteien Hand in Hand miteinander arbeiten sollten. Obzwar die Dampfschiffahrtsgesellschaft erfreuliche Einnahmen aufzuweisen hatte, so waren doch ihre hölzernen Schiffe alt, langsam und zu klein, außerdem waren die Betriebskosten beträchtlich und die Schiffe selbst kaum mehr zu gebrauchen. So war es klar, daß um das Geschäft zu erhalten, an Stelle der alten Dampfer neue treten mußten. Zu diesem Zwecke war in dem Plane stipuliert worden, daß die Aktionäre für neue Fahrzeuge Sorge tragen müßten. Als Gegenleistung sollten dieselben so lange im Besitz der Aktien der Dampfergesellschaft bleiben, bis die Forderungen der Gläubiger bezahlt worden seien. Einen beträchtlichen Teil der Forderungen hatte man bereits aus den Einnahmen beglichen. Die Aktionäre hatten ebenfalls ein Vorrecht zur Übernahme der Forderungen der Gläubiger gegen die Oregon Central-Bahn für ein Viertel der Summe des Darlehens erwirkt.

Die Basis dieser Kombination war, daß die drei Transportgesellschaften, falls sie Hand in Hand miteinander arbeiteten, imstande sein würden, den größten Teil ihrer Verluste zu decken, nachdem deren Einnahmsquellen durch verschiedene Verbesserungen und weitere Ausdehnungen vermehrt worden waren. Das Resultat wäre alsdann, daß nach und nach die Klienten des Herrn Villard die ausschließliche Kontrolle über das Ganze erhalten würden. Um diesen Zweck zu erreichen, war es notwendig, einen Einwandererstrom nach Oregon zu leiten, dann aber die Oregon & California-Bahn mit dem Central Pacific-Bahnsystem in Verbindung zu bringen und die Oregon Central-Bahn soweit zu verlängern, daß sie sich rentiere, und schließlich auch schnellere und größere und daher verhältnismäßig weniger kostspielige Dampfer in den Dienst der Linie zu stellen.

Sein Glaube an die Zukunft des westlichen Oregon war so fest, in der Tat weit fester, als die Hilfsquellen es rechtfertigten, daß er das vollste Vertrauen in die glückliche Lösung seiner

ſchwierigen Aufgabe ſetzte. Sein Plan fand ſowohl in England als auch in Deutſchland ſolchen Anklang, daß eine der Bedingungen zur Annahme desſelben dahin ging, daß er für die Verwirklichung des Projekts perſönlich verantwortlich gemacht werde und die Leitung der Geſellſchaften übernehme. Es war ihm nichts anderes übrig geblieben, als auf dieſe Bedingungen einzugehen. Er gedachte mit ſeiner Familie auf mehrere Jahre nach Portland überzuſiedeln, doch kam es anders. Im November 1875 war er nach New York zurückgekehrt, wo er ſich alsbald zur Verwirklichung des Planes anſchickte. Herr Villard hatte bereits im vorhergegangenen Frühjahr im Oſten für die Oregon & California-Bahngeſellſchaft ein Einwanderungsbureau eröffnet. Von dieſem Bureau aus agitierte er energiſch für die Einwanderung nach Oregon teils durch Zuhilfenahme der Preſſe, teils durch Flugſchriften, welche Beſchreibungen der Zuſtände des Landes aus ſeiner Feder enthielten. Dieſen Pamphleten wurde die weiteſte Verbreitung gegeben. Er hielt zunächſt Umſchau nach einem neuen Dampfer und kaufte anfangs Frühjahr von der Old Dominion-Dampfergeſellſchaft den „George W. Elder", der alsbald nach San Francisco in See ſtach. Inzwiſchen war Holladay wieder nach dem Oſten gekommen, um mit Herrn Villard den Vertrag endgültig abzuſchließen, aber diverſe Formalitäten verzögerten dieſen Schritt, ſo daß der letztgenannte nicht vor Ende April des Jahres 1876 nach der paciſiſchen Küſte zurückzukehren vermochte. Er traf zwei Wochen ſpäter in Portland ein, wo er ſofort zum Präſidenten der Oregon & Caliſornia-Bahn ſowie auch zu dem der Oregon-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaften gewählt wurde, deren Verwaltung und indirekt die der Oregon Central-Bahn er alsbald übernahm. Er verblieb mehrere Monate in Oregon, wo er ſich mit den Geſchäften der verſchiedenen Geſellſchaften vertraut machte und ſich durch eingreifende Reformen im Eiſenbahndienſte die Gunſt nicht nur der Bürgerſchaft von Portland, ſondern auch der Geſamtbevölkerung des Staates erwarb. Seine emphatiſche Erklärung, dem Regime Holladays, der die Bürger zu politiſchen Zwecken ausgebeutet, ein Ende zu machen, gewann ihm allgemeines Vertrauen. Was ihm an freier

Zeit verblieb, benutzte er dazu, den östlichen und westlichen Teil des Staates gründlich zu besichtigen, und er gewann dabei mehr und mehr die Überzeugung von der zukünftigen Größe Oregons. Die günstigen Aussichten, die sich ihm in seiner neuen Stellung darboten, spornten ihn zu immer neuer Tätigkeit an.

Im Herbst desselben Jahres hatte Herr Villard beabsichtigt, sich mit seiner Familie in Portland seßhaft zu machen, er wurde aber infolge von unerwarteten Komplikationen betreffs der Kansas Pacific-Bahngesellschaft im Osten zurückgehalten. Wegen mehrjähriger gänzlicher Mißernten im Staate Kansas hatten sich die Einnahmen genannter Bahn nicht nur nicht vermehrt, sondern beträchtlich vermindert, so daß sie außerstande war, die Vertragsbedingungen unter dem Fundierungsplan einzuhalten. Die Folge war, daß mit Zustimmung der Aktionäre in Frankfurt für das Eigentum der Bahngesellschaft eine Zwangsverwaltung eingesetzt wurde. Herr Villard wurde als einer der beiden Masseverwalter für Amerika in Vorschlag gebracht. Er sträubte sich anfangs seiner neuen und verantwortlichen Stellung in Oregon wegen dagegen, besann sich aber schließlich eines anderen und erklärte sich mit der Ernennung einverstanden, weil ja doch hauptsächlich durch seinen Einfluß die temporäre Interessenfundierung in Deutschland gutgeheißen worden war. Seine Ernennung zum Konkursverwalter wurde denn auch am 3. November 1876 vom Bundes-Distriktsgericht des östlichen Kansas bekannt gegeben. Zunächst inspizierte Herr Villard die Hauptbahnlinie und deren Zweiglinien in Gemeinschaft mit den Bahnbeamten. Alsdann führte ihn sein Weg nach Denver, dem westlichen Endpunkte der Bahn, wo er seit dem Jahre 1859 nicht mehr gewesen. Welch ein Wechsel der Dinge! Vor siebzehn Jahren hatte Herr Villard Denver verlassen, das damals aus etwa hundert Holzhütten und Blockhäusern bestand und kaum tausend Seelen zählte. Ganz bescheiden durchquerte er damals mit einem gewöhnlichen Fuhrwerk die weite Ebene und jetzt sollte er in einem Separat-Eisenbahnzuge nach der prächtigen Stadt Denver mit ihren 30—40 000 Einwohnern zurückkehren. Auf derselben Fahrt wurde

ihm ein zweiter Beweis dafür erbracht, welche Veränderungen in diesem kurzen Zeitraum vorgegangen waren. Während er im Sommer des Jahres 1859 auf der Fahrt nach den Felsengebirgen riesigen Herden von Büffeln begegnete, gewahrte er jetzt nur noch deren verbleichtes Gebein, das man nach dem Osten verschickte, um es zu allerhand Artikeln verarbeiten zu lassen. Der amerikanische Büffel war inzwischen beinahe ausgestorben.

Während des folgenden Winters und Frühjahrs 1877 war Herr Villard emsig mit den Angelegenheiten der Oregon- und Kansas Pacific-Bahnen beschäftigt. In Übereinstimmung mit dem Oregoner Programm fuhr er mit seiner Einwanderungspropaganda fort und ging gleichzeitig seine Kommittenten in Europa um Gelder zum Ankaufe neuer Dampfer und zum Weiterbau der Oregon Central-Bahn an. Aber ungeachtet aller seiner Argumente, welche er auf den rapid zunehmenden Verkehr zur See und die Mangelhaftigkeit der bisher benützten Schiffe gründete, gelang es ihm nur, zwei weitere Dampfer zu sichern, von denen er den einen käuflich erwarb, während der andere erst erbaut werden mußte. Für letzteren mußte er einen persönlichen Kontrakt abschließen. Für Eisenbahnbauzwecke wurde ihm nichts zugestanden. Was die Kansas Pacific-Bahnangelegenheit anbelangt, konnte wegen der andauernd geringen Einnahmen nichts geschehen, doch wurde ein amerikanischer Ausschuß von Aktionären organisiert, der ihn kräftig unterstützen und sich später mit dem deutschen Komitee über einen Reorganisationsplan beraten und einigen sollte.

Anfangs Sommer des Jahres 1877 begab sich Herr Villard mit den Seinen zu längerem Verbleib nach Colorado, um später Oregon zu besuchen. Nach mehrwöchigem Aufenthalt im erstgenannten Staate setzte er mit seiner Familie die Reise nach San Francisco fort. Hier fand er bei seiner Ankunft ein Telegramm vom Bundeskriegsdepartement vor, des Inhalts, daß in aller Eile ein Regiment Infanterie per Bahn abgesendet worden, um den rebellischen Indianerstamm der Modocs zu bekämpfen, und daß seine Dampfergesellschaft eines ihrer Schiffe

zur sofortigen Weiterbeförderung des Regiments nach Portland in Bereitschaft haben möge, sobald dieses an der Küste eingetroffen. Herr Villard überwachte persönlich die nötigen Vorbereitungen und fuhr im kalten Nebelwetter, wie sich dies an der kalifornischen Küste im Sommer oft einstellt, über die Bai, um das Regiment zu empfangen. Schon in Colorado hatte er sich eine heftige Erkältung zugezogen, aus der sich noch am selben Tage in Oakland eine Lungenentzündung entwickelte. Wohl war er noch imstande, mit seiner Familie das Abendessen einzunehmen, verlor aber um Mitternacht das Bewußtsein. (Kurz darauf folgten bange Nächte, in welchen Kearney's „Sandlot" Anarchisten den Versuch machten, die Stadt in Brand zu stecken.) Beide Lungenflügel waren angegriffen, und eine Woche später gaben die Ärzte alle Hoffnung auf, den Patienten am Leben zu erhalten, so daß sich Frau Villard veranlaßt sah, ihre Verwandten auf telegraphischem Wege zu benachrichtigen, daß nach dem Ausspruch der Ärzte ihr Gatte kaum noch eine Stunde zu leben habe. Die größte ärztliche Geschicklichkeit und seine kräftige Körperkonstitution retteten ihn indessen, doch schwächte ihn die lange Krankheit derart, daß der geplante Aufenthalt in Oregon aufgegeben werden mußte und die Familie nach New York zurückkehrte.

Während Herr Villard zwischen Leben und Tod schwebte, wurde ein konkurrierender Dampfer dem Verkehr mit Portland einverleibt, was eine beträchtliche Verringerung der Einnahmen der Dampfschiffahrtsgesellschaft zur Folge hatte. Dieser Umstand entmutigte seine Kommittenten in Europa in solch hohem Grade, daß es ihm erst recht schwer wurde, einen weiteren Kapitalzuschuß zu erlangen. Anfangs war man wohl mit seiner Taktik, der Konkurrenz die Spitze zu bieten, einverstanden, als der Kampf aber sechs Monate gewährt hatte, wurde er von Europa aus genötigt, einen Kompromiß zu schließen, welcher im Frühjahr 1878 in Kraft trat. Diese für die Dampfschiffahrtsgesellschaft so trüben Aussichten führten zu einer Reibung zwischen dem Ausschuß der Oregon & California-Bondbesitzer und den europäischen Gläubigern der Dampfschiffahrtsgesellschaft, indem die Frage auf-

geworfen wurde, wer für die Koſten der neuen Dampfer aufzukommen habe. Dieſer Zwiſt endete mit der Auflöſung der gemeinſamen Intereſſen, die gemäß dem zweiten Holladayſchen Übereinkommen im Jahre 1876 geſchaffen worden waren. Mit gegenſeitiger Zuſtimmung wurden die Beziehungen, welche damals exiſtierten, abgebrochen, ſo daß die Gläubiger der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft ſchließlich die Kontrolle der Linie übernahmen. Die Bondbeſitzer aber machten von ihrem Bezugsrechte auf die Oregon Central-Bahn Gebrauch und brachten genügende Geldmittel auf, um dieſelbe um fünfzig Meilen zu verlängern. Herr Villard blieb nicht nur Präſident der Oregon & California-Bahn, ſondern auch der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft, doch war es ihm von vornherein klar, daß dies Verhältnis auf die Dauer nicht beſtehen könne.

Gänzlich unerwartete Komplikationen hatten auch ſeine Beziehungen zu der Kanſas Pacific-Bahn im Gefolge. Seit einer Reihe von Jahren war dieſe Bahn bemüht — tatſächlich ſeit ihrer Verbindung mit der Union Pacific-Bahn mittels einer Zweiglinie von Denver nach Cheyenne —, einen Teil des Geſchäfts an ſich zu reißen, welches in den Staaten Utah, Nevada und California von der Union Pacific-Bahn erzielt wurde. Die Kanſas Pacific-Bahn war nach ihrer Behauptung dazu berechtigt, in Übereinſtimmung mit einem Kongreßgeſetze, demgemäß beide Bahnen Subſidien empfingen. Die Union Pacific-Bahn hatte jedoch bisher aufs entſchiedenſte ſich geweigert, auf ein pro rata-Verfahren einzugehen. Zunächſt wandte ſich die Kanſas Pacific-Bahngeſellſchaft um Beiſtand an den Kongreß und an die Gerichte und verfocht ihre Anſprüche ſo energiſch, daß die Union Pacific-Aktionäre, von denen Jay Gould der bedeutendſte war, ſich mit dem Plane einverſtanden erklärten, durch den Gould ſelbſt die Kontrolle über die rivaliſierende Bahn zu erlangen gehofft hatte. Jay Gould und Sidney Dillon, letzterer Präſident der Union Pacific-Bahn, ließen ſich zu dieſem Zwecke auf Unterhandlung mit einer Anzahl St. Louiſer Kapitaliſten ein, die im Beſitze einer Mehrheit der Aktien der Kanſas Pacific-Bahn waren, ſowie mit Herrn Villard, dem Repräſentanten der Bondbeſitzer, brachten aber eine ſolch beträchtliche Reduktion des Kapitals

und der Zinsen der Bonds in Vorschlag, daß das Anerbieten vom Komitee abgelehnt wurde. Vergeblich war Gould bemüht, Villard auf seine Seite zu bringen, indem er ihm einen profitablen Anteil in einem zu bildenden Syndikat zwecks Reorganisierung der Kansas Pacific-Bahn in Aussicht stellte. Nach einer kurzen Pause eröffnete Gould abermals Unterhandlungen und erklärte sich nach mehreren Konferenzen mit dem Plane Herrn Villards und des New Yorker Komitees der Bondbesitzer einverstanden. Gould ging sogar so weit, daß er behufs Reorganisierung ein Geheimkartell („Pool") im Interesse der Sekuritäten der Gesellschaft bildete einschließlich fast aller Aktien, mit Ausnahme der ersten Hypothekenbonds. Als Beweis des Vertrauens, welches er ihm schenkte, setzte Gould Herrn Villard zum Kustos all dieser deponierten Wertpapiere ein, welche nach den Marktquotierungen eine Summe von über zehn Millionen Dollars repräsentierten. Ungeachtet dessen änderte Gould seine Meinung, kehrte sich nicht an die Abmachung und versuchte, die Bondbesitzer zu zwingen, sich seinen frühern Bedingungen zu fügen, und intrigierte derart, daß die Direktoren in St. Louis, die anfangs auf seiten der Bondbesitzer standen, zu Gould übergingen.

Um die Bondbesitzer einzuschüchtern, veranlaßte Gould den Bau einer neuen Bahn zwischen Cheyenne und Denver, um die Kansas Pacific-Bahn zu zwingen, ihr Hauptgeschäft, den Denver Verkehr, mit der Union Pacific-Bahn zu teilen. Er nötigte die Gesellschaft ein Gesuch um Enthebung des Herrn Villard als Massenverwalter einzureichen, dieses Gesuch dahin motivierend, daß dieser als Repräsentant der Hypothekenbondinteressen nicht unparteiisch gehandelt habe. Dieser Schachzug war Gould gelungen, denn Herr Villard konnte und wollte nicht in Abrede stellen, daß er sich nach jeder Richtung den Bondbesitzern gefällig erwiesen habe, da er doch deren Repräsentant war. Gould ging noch um einen Schritt weiter, indem er durch einen Teil der Presse, den er zu beeinflussen wußte, Herrn Villard und das New Yorker Komitee auf die roheste Weise angreifen und verleumden ließ. Das New Yorker Komitee und der deutsche Ausschuß hielten jedoch zueinander und veranlaßten, daß ein Präklusionsverfahren eingeleitet

wurde. Der Hauptzweck, welchen Gould verfolgte, war, wie er ſo häufig Herrn Villard verſicherte, wenn er ihn auf ſeine Seite bringen wollte, die Verſchmelzung der Kanſas Pacific- mit der Union Pacific-Bahn auf dem Aktientauſchwege durchzuſetzen, wobei Kanſas Pacific-Hypothekenbonds gegen die anderen Sekuritäten im „Pool" ausgegeben werden ſollten. Da Gould von den Direktoren in St. Louis Kanſas Pacific-Aktien im Betrage von vielen Millionen gekauft hatte und deren Marktwert weniger als 12½ betrug, während zur ſelben Zeit Union Pacific-Aktien im Markte zwiſchen 60 und 70 ſchwankten, da ferner mit der Ausgabe neuer Bonds ihm ebenfalls ein großer Profit ſicher war, unterliegt es keinem Zweifel, daß er auf eine Millionenernte abzielte. Der Beginn des großen „Boom" in Wallſtreet im Jahre 1879, als die Wiederaufnahme von Hartgeldzahlungen herannahte, erſchien Gould als die günſtigſte Gelegenheit, neue Sekuritäten auf den Markt zu bringen, und er beſchloß daher, um dieſe Gelegenheit nicht zu verlieren, ſich mit den Bondbeſitzern zu einigen.

Eines Tages, anfangs des Jahres 1879, ſprach Gould im Bureau des Herrn Villard vor und erklärte dieſem, er ſei des langen Haders müde und bereit, auf die Bedingungen des Komitees einzugehen. Diesmal hielt er ſein Wort, und das Reſultat war, wie er es vorausgeſehen hatte, ein außerordentlich rapides Steigen der Aktien der Kanſas Pacific-Bahn. Den Ausgleichungsbedingungen zufolge wurden zwei der drei erſten Hypotheken für voll anerkannt, während bei der dritten die Zinſen von ſieben auf ſechs Prozent reduziert wurden. Als die Maſſenverwalter ernannt wurden, brachten die Bonds der erſteren im Markte fünfzig und die der letzteren weniger als dreißig. Sie ſtiegen rapid auf pari und darüber; letztgenannte Bonds, auf welche ſeit ſechs Jahren keine Intereſſen bezahlt worden waren, ſtiegen ſogar auf 140. Gould hatte abſichtlich kein Geheimnis aus ſeinem Plane gemacht, die Kanſas Pacific- mit der Union Pacific-Bahn zu verſchmelzen; und ſo wurden die Aktien erſterer, welche vor vier Jahren noch zu drei verkauft worden, ſo hoch quotiert wie letztere und ſtiegen dann noch weit über pari. Kurze Zeit nach der Konſolidierung

verkaufte Gould ſeine ſämtlichen Aktien. Wie es hieß, hatte er bei dem Verkauf einen Reingewinn von $ 10000000 und darüber erzielt, eine Transaktion, die eine der hervorragendſten Epiſoden jener Spekulationsperiode bildete. Der Ausgang des Kampfes mit Gould, dieſem gewiſſenloſeſten und gefürchtetſten Ränkeſchmied, geſtaltete ſich zu einem Triumphe für Herrn Villard. Sein Sieg und ſeine Pflichttreue gegenüber ſeinen Kommittenten erhoben ihn zu einer einflußreichen Stellung in amerikaniſchen Finanzkreiſen und vermehrten erheblich ſeinen Ruf im Auslande.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Die Oregon Railway & Navigation Co. 1879—1880.

Die freundlichen Beziehungen zwiſchen Herrn Villard und den maßgebenden Leitern der Union Pacific-Bahn zeitigten nach einer anderen Richtung hin gute Früchte. Seit ſeinem erſten Beſuche Oregons hatte er von Zeit zu Zeit mit den Kreiſen, welche ſowohl in San Francisco, als auch in New York die Central Pacific-Bahn kontrollierten, einen gemeinſchaftlichen Plan erörtert betreffs der Herſtellung einer Verbindung der Bahnen in Oregon mit dem Central Pacific-Bahnſyſtem. Die Leiter der letzteren Bahn waren nicht abgeneigt, dieſe bis nach Oregon zu erſtrecken, vorausgeſetzt, daß dieſer Staat ihnen Subſidien gewähren würde. Sie hatten im Jahre 1876 einen diesbezüglichen Vorſchlag unterbreitet, doch fand letzterer keinen Beifall, und ſo ließ man das Projekt wieder fallen. Nichts war einleuchtender, als daß ein direkter Bahnverkehr zwiſchen Oregon und den übrigen Landesteilen den Lokaltransportlinien zum größten Vorteile gereichen müßte, und ſo kam es Herrn Villard in den Sinn, ſeine neuen Freunde bei der Union Pacific-Bahn zu veranlaſſen, dieſe von Ogden bis zum Columbia River auszudehnen. Es war gerade ein Zeitpunkt, der ſich für neue Eiſenbahnunternehmungen eignete, da ſich überall großes Verlangen nach Eiſenbahnſekuritäten bekundete. Unter Aufſicht des Generals Grenville M. Dodge hatte die Union Pacific-Bahn vor mehreren Jahren Präliminarvermeſſungen vom weſtlichen Terminus ihrer Bahn bis zum Columbia-Fluſſe vornehmen laſſen. Den Bericht dieſer Vermeſſungsexpedition ſtudierte Herr Villard,

sorgfältigst das wichtigste Material herausgreifend, und fügte diesem hinzu, was er selbst am oberen Columbia beobachtet, worauf er einen Plan ausarbeitete, welchen er Jay Gould und Sidney Dillon vorlegte. Beide waren mit dem Plane einverstanden, und nach mehreren Beratungen wurde ein schriftliches Übereinkommen zur Bildung einer Bahnbaugesellschaft ausgearbeitet, die das Projekt zur Verwirklichung bringen sollte. Diesem Übereinkommen gemäß sollte die Union Pacific-Bahn die Hälfte der Kosten tragen und Herr Villard und seine Freunde die andere Hälfte. Herr Villard wurde, wie er es vorgeschlagen, beauftragt, sich zunächst des kontrollierenden Interesses der „Oregon Steam Navigation Co." zu versichern, deren Hauptsitz Portland war und deren Geschäfte florierten. Besagte Gesellschaft monopolisierte den Schiffahrtsverkehr auf dem oberen und unteren Columbia- sowie auf dem Snake-Flusse, wobei ihr der Umstand zugute kam, daß sie im Besitze des Zwischentransportes mittels kleiner Bahnen war, welche die Schiffahrtshindernisse im Columbia-Flusse an den Kaskaden und den Dalles-Fällen umgingen. Mit dieser Absicht verließ Herr Villard im April 1879 New York, um Oregon seinen üblichen Frühjahrsbesuch abzustatten.

Inzwischen hatte die Oregon Steamship Co. abermals mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Der „Pool" mit dem ursprünglichen Gegner war etwa sieben Monate in Kraft, als sich der erste Konkurrent an der Portland-San Francisco-Linie zeigte. Mehrere kalifornische Spekulanten hatten den alten Raddampfer „Great Republic" aufgekauft, welcher längst nicht mehr im Dienste war, dabei aber eine beträchtliche Tragfähigkeit besaß. Dieses Fahrzeug hatten sie reparieren und in den Dienst einstellen lassen, augenscheinlich zu Erpressungszwecken. Die Folge war, daß schon in kurzer Zeit die Passagier- und Frachtraten derart reduziert wurden, daß die Einnahmen bis auf einen Punkt fielen, der jeden Nutzen ausschloß. Die europäischen Gläubiger, die seit geraumer Zeit auf ihr vorgeschossenes Kapital nebst Zinsen nichts erhalten hatten, wegen der Anschaffung neuer Dampfer sowie wegen der großen Verluste, welche der erste Konkurrent verursacht hatte, verloren nunmehr alle Hoffnung. Anfangs des Jahres 1879 wurde Herr

Villard benachrichtigt, daß die europäiſchen Gläubiger gewillt ſeien, ihre Guthaben mit Verluſten zu verkaufen. Er drang in ſie, von ihrem Vorhaben abzuſtehen; als ſie aber darauf beſtanden, machte er ſeinen erſten Verſuch, ein Konſortium in New York zu bilden, welches die Offerte der Gläubiger akzeptieren ſollte. Dies gelang ihm mit Leichtigkeit, und das Geſchäft wurde abgeſchloſſen, ehe er ſich nach dem Weſten begab. Er atmete auf, als ſeine Abhängigkeit von den Gläubigern zu Ende war, denn die Aufgabe, eine Anzahl europäiſcher Bankiers, die ſich enttäuſcht ſahen, zu befriedigen, war im Laufe der Zeit immer ſchwieriger geworden. Der Erfolg dieſes neuen Wagniſſes des Herrn Villard und ſeiner Freunde hing von der Einſtellung der Oppoſition ab. Auf ſeiner Reiſe über den Kontinent hörte er zu ſeiner Überraſchung die Nachricht, daß der Dampfer „Great Republic" an der Mündung des Columbia geſtrandet und vollſtändig zerſtört worden ſei, glücklicherweiſe ohne Verluſt von Menſchenleben. Dieſe Kunde veranlaßte ihn, die Zweckmäßigkeit eines Planes zu prüfen, wonach unter den Auſpizien der neuen Schiffsbaugeſellſchaft eine See- und Flußſchiffahrtsgeſellſchaft aus der Oregon Steamſhip Company und der Oregon Steam Navigation Company gebildet werden ſollte. Noch ehe er in Portland eintraf, war er feſt entſchloſſen, ſeinen Zweck zu erreichen. Dies war der Keim ſeines großen Werkes, der Oregon Railway & Navigation Company.

Im Jahre 1862 war die Oregon Steam Navigation Company mit einem Kapital von $ 2000000 gegründet worden, und zwar von einer Vereinigung einzelner Beſitzer von Dampfbooten, welche den Willamette- und den Columbia-Fluß befuhren. Bald darauf wurde das Aktienkapital auf $ 5000000 erhöht, nachdem aus den Einnahmen der Geſellſchaft Geld für diverſe Neuanſchaffungen entnommen worden war. Es war dies eine Korporation mit begrenzter Mitgliedſchaft, von der fünf Mitglieder die Majorität der Aktien beſaßen. Dieſe fünf Leute, hervorragende Bürger von Portland, bildeten den Direktionsrat und leiteten tatſächlich die Geſchäfte. Im Jahre 1871 trafen dieſelben mit einer Anzahl Repräſentanten der Northern Pacific-Bahn zuſammen, die die Küſte beſucht hatten, um den weſtlichen Endpunkt der Bahnlinie feſt-

zustellen. Gleichzeitig wünschten sie, Vorbereitungen zum Bau einer Strecke in Washington oder Oregon zu treffen. Die Direktoren der Navigation Company witterten aber eine Eisenbahnkonkurrenz, welche dem Dampferverkehr auf dem Columbia-Flusse schaden müßte, und so machten sie der Delegation der Northern Pacific den Vorschlag, dieselbe möge die Navigation Company auskaufen. Die Delegation nahm eine Abschrift des Vorschlags mit sich nach dem Osten. Nach diesem Pakt sollte die Kaufsumme $ 2000000 betragen oder 40 Prozent des nominellen Wertes von $ 5000000 der Gesamtaktien der Navigation Company. Mehrere Monate später wurde in Philadelphia ein Arrangement zustande gebracht, wonach Jay Cooke & Co. für Rechnung der Northern Pacific-Bahn drei Viertel der $ 5000000 Navigationsaktien zu 40 Prozent kaufen sollten, und zwar die Hälfte des Betrages in bar und die andere in Northern Pacific-Bonds zum Kurse von 90. Die Direktoren in Portland behielten das andere Viertel und beteiligten sich weiter an der Leitung.

Jay Cooke & Co. hatten die drei Viertel der erwähnten Aktien als Sicherheitsstellung für das von ihnen der Northern Pacific-Bahn vorgestreckte Geld in ihrem Besitze, als diese Firma im Jahre 1873 fallierte. Da die Aktien derselben einen Teil der Aktiven der bankerotten Firma bildeten, so verteilten die Administratoren der Firma die Aktien in kleinen Partien auf die vielen Gläubiger als Teilzahlung für ihre Forderungen. Die Empfänger dieser Aktien wußten nichts von der Navigation Company, und so gelangten die Aktien zu sehr niedrigen Preisen auf den Markt. Die Direktoren in Portland benutzten diese Gelegenheit, um die Kontrolle über die Gesellschaft zurückzukaufen, und sie und deren Freunde waren im Frühjahre des Jahres 1879 wieder im Besitze von mehr als vier Fünftel der Aktien.

Nach seiner Ankunft in Portland, Ende April, sprach Herr Villard bei Herrn J. C. Ainsworth, dem Präsidenten der Navigation Company, vor, und fragte an, ob er und seine Associés gewillt wären, ihre Aktien zu verkaufen. Nach einiger Beratung benachrichtigten sie ihn, daß sie nicht abgeneigt wären sich von ihren Aktien zu trennen, doch verlangten sie einen hohen Preis

dafür, und ersuchten ihn, ehe zu den Unterhandlungen geschritten werde, deren gesamtes Eigentum zu inspizieren und zu diesem Zwecke nochmals das obere Columbia- und Walla-Walla-Gebiet zu besuchen. In Begleitung eines der Direktoren brachte er zehn Tage mit der Inspizierung zu, wobei er von neuem die günstigsten Eindrücke von dem Land, besonders aber von dem oberen Columbia-Gebiet gewann. Er war fest von den Erfolgen der Navigation Company und ihren günstigen Aussichten für die Zukunft überzeugt. Bei seiner Rückkehr nach Portland wurde ihm ein Inventar des Eigentums der Gesellschaft vorgelegt, aus welchem hervorging, daß dasselbe $ 3320000 repräsentierte, einschließlich einer Flotte von Raddampfern, sowie 21 Meilen Portagebahn. Ein Bericht über die Einnahmen während mehrerer Jahre wurde unterbreitet, mit der Offerte, 40320 Aktien zum Nennwerte zu verkaufen. Zwar waren die Direktoren der Ansicht, Herr Villard habe sich zu viel zugemutet, da aber der Nettogewinn zwölf Prozent von $ 5000000 während des verflossenen Jahres betrug und eine beträchtliche Zunahme während des laufenden Jahres bevorstand, so erblickte er in der Offerte eine günstige Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen wollte. Die Direktoren erklärten sich mit einem Plane einverstanden, den er am oberen Columbia-Flusse erdacht, nachdem er sich von den Schwierigkeiten überzeugt hatte, welche sich bei dem stets wachsenden bedeutenden Getreideversand der Schiffahrt durch verschiedene natürliche Hindernisse in den Weg stellten, Hindernisse, welche eine dreiteilige Fracht und die Benutzung dreier besonderen Boote notwendig machten. Diesem Plane gemäß sollte eine neue Gesellschaft gebildet werden, die die Oregon Steamship Co. und die Oregon Steam Navigation Co. absorbieren und, mit genügendem Kapital versehen, eine schmalspurige Bahn bauen sollte, und zwar von den unteren Kaskaden aus, das linke Flußufer hinauf, wo unweit der Mündung des Snake-Flusses ein Konnex mit der bereits vorhandenen schmalspurigen Bahn nach Walla-Walla herzustellen war. Nach Ansicht des Herrn Villard würde diese Bahn mit Besitznahme des Columbiatals, dieses einzigen Ausgangs des östlichen Oregon und Washington nach dem Stillen Meere hin, gegen Eisenbahn- und Navigations-Konkurrenz geschützt

und gesichert sein — eine weit wichtigere Sache als die Frage des möglichst billigen Weizentransports.

Nach mehrtägigen Unterhandlungen einigte man sich dahin, die neue Gesellschaft unter dem Namen „Oregon Railway & Navigation Company" mit einem Aktienkapital von $ 6000000 zu organisieren und sechsprozentige Bonds zum selben Betrage auszugeben. Herr Villard sicherte sich für $ 100000 bar das Kaufrecht bis zum 1. Oktober auf 40320 Aktien der Oregon Steam Navigation Co. zum Nennwerte zahlbar 50 Prozent in bar, 20 Prozent in den Bonds und 30 Prozent in den Aktien der neuen Gesellschaft. Es wurden ihm $ 1000000 in Aktien und $ 1200000 in Bonds für die Erwerbung des Gesamteigentums der Oregon Steamship Co. und für einen vierten großen neuen Dampfer bewilligt, ferner $ 2000000 in Aktien und $ 2500000 in Bonds, um das nötige Bargeld für Ainsworth und dessen Freunde aufzubringen, so daß $ 1800000 in Aktien und $ 1500000 in Bonds für den Ankauf von 35 Meilen der Walla-Walla-Bahn und für den Bau der neuen Bahn längs dem Columbia-Flusse übrig blieben. Für die Summe von $ 10000 erlangte er auch das Kaufrecht bis zum 1. Oktober auf die Walla-Walla-Bahn zu einem mäßigen Preise.

Die Direktoren der Schiffahrtsgesellschaft bezweifelten, ob Herr Villard so viel Bargeld aufzutreiben imstande sein würde, und hielten ihn für einen waghalsigen Narren, weil er $ 100000 für das erwähnte Kaufrecht deponierte, eine Summe, die sie sicher einzustecken erwarteten. Ende Mai verließ Herr Villard Portland, hocherfreut über seine Erfolge, und traf am 8. Juni in New York ein. Der Plan, welchen er mit sich genommen hatte, stimmte nicht mit dem überein, den die Union Pacific-Leute gutgeheißen hatten, da der Plan selbst aber so vielversprechend war, so hegte er keinen Zweifel an dessen bereitwilligster Aufnahme. Zunächst legte er ihn Herrn Jay Gould vor, der sich der Sache gegenüber sehr kühl verhielt und ihn wenige Tage später benachrichtigte, daß weder er noch seine Freunde etwas mit der Sache zu tun haben wollten. Keineswegs entmutigt, vielmehr erfreut darüber, daß sich nunmehr beider Wege trennten, ersuchte Herr

Villard seine Freunde, sich an dem Austausch der Sekuritäten der Oregon Steamship Co. gegen solche der Oregon Railway & Navigation Co. zu beteiligen und auf die erforderlichen Barzahlungen für die Bonds zu 90 mit einem Bonus von 70 Prozent in Aktien zu subskribieren. Er war so erfolgreich, daß er schon nach zehn Tagen die Direktoren in Portland telegraphisch ersuchen konnte, deren Aktien bis zum 1. Juli einzusenden, worauf alles, was an Bar, Bonds und Aktien darauf fällig sei, prompt bezahlt und ihnen zugeschickt werden würde. Alles dies geschah tatsächlich und außerdem konnten die restierenden Forderungen der ausländischen Gläubiger der Dampfergesellschaft beglichen werden, und es verblieb der neuen Gesellschaft noch genug Bargeld, um den vierten Dampfer zu beschaffen und mit dem Bau der Eisenbahnlinie längs des Columbia-Flusses zu beginnen, zu welchem Zwecke die nötigen Vermessungen so rasch als möglich vorgenommen würden. Sowohl in Amerika als auch in europäischen Finanzkreisen erregte die schnelle Erledigung dieser Transaktion das größte Aufsehen. Sein Werk brachte Herrn Villard weit mehr Ehre und Ansehen ein, als er erwartet und als ihm lieb war. Heutzutage würde man vielleicht von einer ähnlichen Leistung nicht viel Aufhebens machen — jetzt, wo von Konsortien Millionen und Abermillionen zur Reorganisierung von Bahngesellschaften und zur Bildung von industriellen Kombinationen zustande gebracht werden; in jenen Tagen aber erschien die Transaktion des Herrn Villard als ein beispielloses Unternehmen.

Aus nachstehendem dürfte erhellen, daß die Entgegennahme der Sekuritäten der neuen Gesellschaft beim Publikum ebenfalls einen „Rekord" schuf. Herr Villard hatte sich überarbeitet und begab sich deshalb, nachdem er die neue Gesellschaft gegründet hatte, mit seiner Familie nach Europa, um dort mehrere Monate der Ruhe zu pflegen. Die Aktien waren im Laufe des Sommers auf der New Yorker Börse eingeführt worden. Er kehrte erst Ende November zurück. Bei seiner Ankunft am New Yorker Dock sah er in der wartenden Menge einen seiner Anwälte, der ihm mit einem Papier zuwinkte. Dieses Papier war der Bericht

eines Maklers, der besagte, daß die Aktien, die vor fünf Monaten als Bonus hergegeben worden waren, jetzt zu 95 verkauft wurden. Dies rapide Steigen erklärte sich aus der Tatsache, daß der Reingewinn der beiden vereinigten Schiffahrtsgesellschaften groß genug war, um die Zahlung von den Zinsen der Bonds und 8 Prozent Dividenden auf die Aktien zu rechtfertigen. Tatsächlich hatte man mit dieser Zahlung bereits begonnen. Diese erstaunliche Zunahme trug selbstredend dazu bei, das Ansehen des Herrn Villard in Wallstreet noch mehr zu heben. Und doch war es erst der Anfang einer Reihe ähnlicher Erfolge.

Der große, vom Columbia und seinen Nebenflüssen drainierte Landkomplex bildete an sich, soweit seine Ausdehnung in Betracht kommt, tatsächlich ein Reich. Die materielle Entwicklung dieses Komplexes hing gänzlich von den vorhandenen und zukünftigen Transportfazilitäten innerhalb seiner Grenzen ab. Herrn Villards Herrschaft über diese (und dadurch über die ganze Zukunft dieses vielversprechenden Landes) wurde durch seinen persönlichen Erfolg fast eine absolute. Er war sich der Pflichten, die ihm seine große Aufgabe der neuen Korporation und der Bevölkerung von Oregon und Washington gegenüber auferlegte, völlig bewußt. Mit aller ihm innewohnenden Energie gab er sich der Ausübung dieser Pflichten hin. Vor seiner Reise nach Europa hatte er einen Kontrakt zum Bau des vierten Dampfers namens „Columbia" abgeschlossen, der in jeder Beziehung das prächtigste Fahrzeug dieser Art war, das jemals von dem bekannten Schiffbaubesitzer John Roach gebaut worden war. Nachdem er sich von der Verwendbarkeit der Edisonschen Glühlichter überzeugt hatte, bestand er darauf, die „Columbia" mit solchen versehen zu lassen. Anfangs war Herr Roach mit dieser Idee durchaus nicht einverstanden, lenkte aber schließlich ein. So war die „Columbia" tatsächlich das erste Fahrzeug, welches elektrisch beleuchtet in See ging. Bemerkt sei übrigens, daß auch die Marineassekuranz diese moderne Art der Beleuchtung anfänglich beanstandet hatte.

Der Versand von Eisenbahnbaumaterial für die Columbia-Linie nahm ebenfalls die Aufmerksamkeit des Herrn Villard in hohem Grade in Anspruch. Da man beschlossen, die beiden

Gesellschaften mit derjenigen, die die Kontrolle ausübte, zu verschmelzen, hatte Herr Villard die Aufgabe vor sich, die Minorität der Aktien der Oregon Steam Navigation Co. zu erwerben, was ihm große Schwierigkeiten verursachte. Dazu kamen noch andere in Verbindung mit der Wiederaufnahme der Bautätigkeit seitens der Northern Pacific-Bahn im Territorium Washington, welche das Monopol der Oregon Railway & Navigation Co. am oberen Columbia gefährdete. Der ersteren Gesellschaft war es gelungen, hinreichend Kapital aufzubringen, um den Teil der Hauptlinie zu bauen, der sich vom Pend d'Oreille-See bis zur Vereinigung des Columbia mit dem Snake-Flusse erstreckte und geraume Zeit unter dem Namen Pend d'Oreille-Zweigbahn bekannt war. Die Verlängerung dieser Linie längs des rechten Columbia-Ufers, parallel mit der Linie der Oregon Railway & Navigation Co. auf dem gegenüberliegenden Ufer, mußte letzterer gefährlich werden, und es läßt sich nicht leugnen, daß sich genannte Gesellschaft einen Eingriff in die Rechte der Northern Pacific-Bahn, auf beiden Ufern zu bauen, erlaubt hatte. Anfangs des Jahres 1880 trat Herr Villard in Unterhandlungen mit der Northern Pacific-Bahn bezüglich der Erwerbung des Wegerechts auf dem linken Ufer, wofür er ihr einen höchst liberalen Verkehrskontrakt versprach. Dagegen sollte sich die Gesellschaft verpflichten, nicht auf dem anderen Ufer zu bauen. Man entschied sich indessen nur dahin, daß er mit Joseph D. Potts von Philadelphia, einem der Direktoren, an der pacifischen Küste zusammentreffen sollte, um mit ihm das Terrain zu besichtigen und sich womöglich mit ihm über ein beide Teile zufriedenstellendes Arrangement zu einigen. Beide trafen sich denn auch und einigten sich über gewisse Bedingungen, die sie ihren respektiven Gesellschaften empfehlen sollten. Anfangs Herbst wurde in New York mit den Vorbereitungen zu einem Kontraktabschluß begonnen, welcher die erwähnten Vorschläge enthielt. Den größeren Teil des Sommers brachte Herr Villard an der Küste zu und beschleunigte nach Kräften die Bauten der verschiedenen Bahnlinien. In Anbetracht der Unterhandlungen mit der Northern Pacific-Bahngesellschaft bezüglich der Benutzung seiner Columbia-Linie und des überraschend

zunehmenden Flußschiffahrtsverkehrs beschloß man an Stelle des schmalspurigen Geleises das Normalgeleise treten zu lassen. Auf einer Forschungstour durch das östliche Oregon und das südöstliche Washington, welche Herr Villard mit den Herren George M. Pullman und William Endicott jr. veranstaltet hatte, kam man zu dem Entschluß, sofort mit dem Bau einer Anzahl Zweigbahnen zu beginnen, welche sich der Flußlinie dienlich machen sollten. Auf dieser Tour hielt er an verschiedenen Punkten Ansprachen in Ansiedlerversammlungen, bei welcher Gelegenheit er den Leuten seine Pläne auseinandersetzte, ihnen Bahnfazilitäten zu gewähren versprach und ihnen nur riet, immer mehr Weizen anzupflanzen. Bei dieser Gelegenheit fragte er bei den Ansiedlern an, welche Raten für Weizen bis zum Schiff ihnen genehm sein würden, und er konnte ihnen niedrigere Raten versprechen, als die, welche sie genannt hatten. Er bezeichnete sein Verfahren als ein „wohltätiges Monopol", und seine Handlungsweise bestätigte dies; denn nach Vollendung des Bahnsystems der Oregon Railway & Navigation Co. wurden die Transportkosten für Getreide bis zur See sofort um 40 Prozent und darüber verringert.

Um das nötige Kapital für die Änderung der Geleisweite und für den Bau der erwähnten Zweigbahnen aufzubringen, wurde das Aktienkapital der Oregon Railway & Navigation Co. um $ 6 000 000 erhöht, das den Aktionären al pari offeriert wurde, die sich auch gern damit einverstanden erklärten, da die Marktpreise der Aktien vor der neuen Ausgabe auf 180 gestiegen waren. In seinem ersten Jahresbericht, welchen Herr Villard als Präsident im Sommer des Jahres 1880 veröffentlichte, kündete er an, daß 115 Meilen der Bahn längs dem Flusse vollendet und die Steigungsarbeiten an den Zweigbahnen im südöstlichen Washington fertiggestellt worden seien.

Während seines Aufenthalts an der Stillen Küste im Jahre 1880 beschäftigte sich Herr Villard mit dem Projekt einer neuen Gesellschaft, welchem die Erschließung und Ausbeutung mineralischer, landwirtschaftlicher und anderer natürlicher Hilfsquellen in Oregon und Washington und an der nördlichen Pacific-

küſte überhaupt, im Verein mit der Oregon Railway & Navigation Co., zugrunde lag. Dieſe neue Geſellſchaft wurde die „Oregon Improvement Company“ benannt und zur Ausgabe von fünf Millionen Aktien und fünf Millionen Bonds ermächtigt. Letztere wurden zum Nennwerte mit dem geſamten Aktienbetrage als Prämie offeriert. Die Anhänger des Herrn Villard ſubſkribierten mit der größten Bereitwilligkeit. Mit dieſem Unternehmen hatte Herr Villard noch bedeutenderen Erfolg als mit der Oregon Railway & Navigation Co., indem die Subſkriptionen mit einem Aufgeld von vierzig bis fünfzig Prozent verkauft wurden, noch ehe die Liſten geſchloſſen waren und die Aktien an der New Yorker Börſe in wenigen Monaten bis auf 91½ ſtiegen. Im weſtlichen Waſhington kaufte die neue Geſellſchaft eine Kohlenbahn und -mine und betrieb beides. Gleichzeitig erſtand ſie von der Northern Pacific-Bahn einen großen, für den Ackerbau höchſt geeigneten Landkomplex, der im öſtlichen Waſhington, dem ſogenannten Palouſe-Diſtrikt gelegen war. Auch ließ ſie drei neue große Kohlentransportſchiffe von der atlantiſchen Küſte kommen, in San Francisco ein großes Kohlenwerft errichten und brachte ſchließlich das Aktienkapital der Pacific Coaſt Steamſhip Co. an ſich, in betreff deren Einnahmen mit der Oregon Railway & Navigation Co. für die San Francisco-Portland-Linie ein Kartell eingegangen worden war. Da die letztgenannte Geſellſchaft mit der Improvement Co. ſehr viel geſchäftlich zu tun hatte, wünſchte Herr Villard weder Präſident noch Direktor derſelben zu werden, überwachte aber alle Kapitalanlagen, von denen an anderer Stelle die Rede ſein wird.

Zu Beginn des Sommers 1880 traten hinſichtlich ſeiner Beziehungen zu der Oregon & California-Bahngeſellſchaft Änderungen ein. Während ſeines Aufenthalts in Deutſchland im Jahre 1879 hatte ſich nämlich Herr Villard mit dem Frankfurter Komitee der Bondinhaber dahin geeinigt, der Oregon Railway & Navigation Co. den Vorſchlag zu machen, alle Intereſſen der Bondinhaber beider Oregonbahnen anzukaufen, wogegen ſie das Kapital nebſt ſechs Prozent Zinſen in Höhe der Hälfte des Nennwertes ihrer Oregon & California-Bonds garantieren ſollten. Ein aus den Herren Pullman und Endicott beſtehendes Komitee — die Genannten waren

Direktoren der Oregon Railway & Navigation Co. — erhielt den Auftrag, die Bahnen zu inspizieren und über den Vorschlag Bericht zu erstatten, doch zog Herr Villard letzteren zurück, als eine schottische Gesellschaft mit dem Bau einer schmalspurigen Konkurrenzbahn im Willamette-Tale begann. Da die Navigation Co. Schiffe auf dem Willamette-Flusse im Betrieb hatte, die den Bahnverkehr beeinträchtigten, erachtete es Herr Villard als seine Pflicht, sein Amt als Präsident der Oregon & California-Bahn niederzulegen und gleichzeitig als Mitglied des Ausschusses auszuscheiden, was er denn auch zur besagten Zeit tat. Indessen knüpfte er bald wieder Beziehungen mit genannter Gesellschaft an. Zwischen 1879 und 1880 war die Kontrolle der Majorität der Bonds der Oregon & California-Gesellschaft nach und nach aus den Händen deutscher in die englischer Kapitalisten übergegangen und letztere hatten in London eine Bewegung zur Reorganisierung der Bahnen inszeniert. Der Plan kam denn auch zustande und wurde mit Wissen des Herrn Villard und seiner Gutheißung einstimmig in einer Spezialversammlung der Bondinhaber genehmigt.

Zwecks Aufbringung von Kapital zur Vollendung der Oregon & California-Bahn bis zur kalifornischen Grenze, wo sie planmäßig sich mit der Central Pacific-Bahn vereinigen sollte, wurde die Ausgabe neuer sechsprozentiger Bonds — die Kosten pro Meile auf $ 20000 berechnet — angeordnet. Es waren zwölf Millionen Dollars bevorzugter und sieben Millionen Dollars gewöhnlicher Aktien gegen die siebenprozentigen Bonds auszutauschen. Unter Leitung der Improvement Co. mit Hinzuziehung des Herrn Villard wurde die Bildung eines Emissionskonsortiums für sechs Millionen Dollars der neuen Bonds vollzogen, worauf er abermals zum Präsidenten der Oregon & California Company gewählt wurde. Letztere hatte die Oregon Central-Bahn absorbiert. Der Weiterbau an der Hauptlinie in südlicher Richtung von Roseburg aus wurde sofort aufgenommen und energisch betrieben.

Dreißigſtes Kapitel.

Die Vollendung der Northern Pacific-Bahn. 1880—1883.

Im September des Jahres 1880 wurden die Unterhandlungen mit der Northern Pacific-Bahngeſellſchaft von Herr Villard im Verein mit Herrn Thomas F. Oakes wieder aufgenommen. Letzterer war von Herrn Villard veranlaßt worden, ſeinen Poſten als Generalſuperintendent der Kanſas Pacific-Bahn niederzulegen und den eines Vizepräſidenten und Oberleiters der Oregon Railway & Navigation Co. anzunehmen. Wohl waren die Northern Pacific-Leute lau und ſchwer zu befriedigen, doch wurde der Kontrakt am 20. Oktober unterzeichnet. Herr Villard und ſein Anhang hatten mit Ausnahme der Zuſtimmung der anderen Partei, nicht auf dem nördlichen Columbia-Ufer zu bauen, ſich alle weſentlichen Bedingungen, auf denen ſie beſtanden, geſichert. Dieſe Zuſtimmung hätte die andere Partei auch nicht geben können, ohne den größeren Teil der ihr gemachten Landſchenkung in Oregon und Waſhington einzubüßen. Die Northern Pacific-Bahn erkannte das Wegerecht der anderen Bahngeſellſchaft am ſüdlichen Ufer an, ebenfalls den Beſitztitel für den Grund und Boden, auf welchem die Bahngebäude ſtanden, verzichtete auf alle Schadensanſprüche und, was das Wichtigſte war, erklärte ſich zu einer Gebietsteilung bereit, wonach der Columbia- und der Snake-Fluß die Teilungslinie ſein ſollten, mit dem Zugeſtändnis, daß eine Bahn durch das Palouſe-Gebiet von der Oregon Railway & Navigation Co. gebaut werde. Als Gegenleiſtung erklärte ſich letztgenannte Geſellſchaft bereit, innerhalb dreier Jahre eine normalſpurige Bahn vom

weſtlichen Ende der Pend d'Oreille-Zweigbahn an der Mündung des Snake-Fluſſes bis nach Portland zu vollenden. Ferner war die Geſellſchaft gewillt, der Northern Pacific-Bahn das Recht, ohne die Verpflichtung, zur Benutzung dieſer Linie für ihre Züge zu einem feſtgeſetzten Tarif per Meile zuzugeſtehen. Schließlich war die Geſellſchaft bereit, zu feſten und mäßigen Raten Bahnbaumaterial der Northern Pacific-Bahn zu befördern, ſowie den Verkauf von dreihunderttauſend Acres Land zu $ 2,50 per Acre, welches Land Eigentum der Northern Pacific-Bahn längs der Palouſe-Linie war, an die Oregon Improvement Co. zu effektuieren.

Herr Villard und ſeine Freunde waren hocherfreut, und nachdem es kein Geheimnis mehr war, daß der Kontrakt unterzeichnet ſei, ſtiegen die Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. um ein Beträchtliches. Hätte die Unterhandlung noch etwas länger gedauert, ſo iſt es zweifelhaft, ob die Northern Pacific-Bahn überhaupt ihre Zuſtimmung zum Kontrakte gegeben hätte. Der Verwaltung der letzteren war es kein Leichtes geweſen, Geld zur Wiederaufnahme der Bahnbauten in öſtlicher und weſtlicher Richtung aufzutreiben, ebenſowenig wie für die Bauten längs des Columbia-Fluſſes. Sie ſcheute ſich vor einem hitzigen Kampfe mit einem kräftigen und jungen Gegner, wie es die Oregon Railway & Navigation Co. war, die über anſcheinend unbeſchränkte Geldmittel verfügte und an deren Spitze ein kühner und aggreſſiver Führer ſtand. Innerhalb eines Monats nach Abſchluß des Kontraktes änderte die Geſellſchaft ihre bisherige Defenſivſtellung, veranlaßt durch den Verkauf von 40 Millionen Dollars ihrer erſten Hypothekenbonds an ein mächtiges Konſortium, an deſſen Spitze Drexel, Morgan & Co., Winslow, Lanier & Co. und A. Belmont & Co. ſtanden. Dieſe, in ihrer Größe damals beiſpielloſe Transaktion brachte der Geſellſchaft $ 36000000 ein, eine Summe, die damals hinreichend ſchien, um die Hauptbahn gänzlich fertig zu ſtellen und vollſtändig auszurüſten.

Herr Villard wurde erſt wenige Tage ſpäter hiervon in Kenntnis geſetzt, als das rieſige Geſchäft bereits abgeſchloſſen war. Jetzt wurde es ihm klar, warum ſeine eigene Offerte gelegentlich der Unterhandlungen mit dem Präſidenten Billings — $ 10000000

für die Northern Pacific-Bahn gegen deren Hypothekenbonds anzubringen — anfangs freundliche Aufnahme fand, hinterher aber abgelehnt wurde. Er erkannte sofort, welch verhängnisvolle Folgen die der anderen Gesellschaft zugeführte finanzielle Verstärkung für die von ihm repräsentierten Interessen haben könnte. Und die Befürchtung, seine Gesellschaft könnte mit dem Weiterbau der Hauptbahn der Northern Pacific, den Columbia hinunter, einen vernichtenden Schlag erleiden, hatte ihre vollste Berechtigung. Er sah ein, daß die bloße Drohung einer solchen Gefahr genügen würde, den Marktwert der Sekuritäten seiner Gesellschaft zu schädigen und die Erlangung weiterer Kapitalien für diese erheblich zu erschweren. Gegen diese drohenden Konsequenzen ersann Herr Villard in kurzer Zeit ein Radikalmittel. Er führte den kühnsten Coup in seiner gesamten Geschäftskarriere aus. Sein Plan war nichts Geringeres als in den Besitz einer genügenden Anzahl von Northern Pacific-Aktien zu gelangen, um damit die Leitung dieser Gesellschaft zu beeinflussen und deren Aktienanteil permanent mit der Majorität der Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. zu verschmelzen, die ihm und seinem Anhang gehörten. Auf diese Weise hoffte er dauernde Harmonie zwischen den beiden Korporationen zu erzielen.

Diesen Zweck im Auge haltend, entwarf er einen Plan zur Bildung einer neuen Gesellschaft, die sowohl das kontrollierende Interesse der Northern Pacific-Bahn, als auch das der Oregon Railway & Navigation Co. für sich erwerben sollte. Wohl wissend, daß auf Jahre hinaus Kapital für den Bau von Zweigbahnen für das gewaltige unentwickelte Territorium beider Bahnen notwendig werden müsse, erweiterte er sein Projekt dahin, daß die neu zu bildende Korporation für die beiden anderen gewissermaßen eine Art Finanzgesellschaft bilden solle. Herrn Villards langjährige Erfahrungen in Wall Street mußten ihm sagen, daß es ihm nimmermehr gelingen könne, den erforderlichen großen Aktienvorrat beider Gesellschaften auf offenem Markt und zu annehmbaren Bedingungen zu kaufen, falls es bekannt werden würde, daß eine so mächtige Gesellschaft zu einem derartigen Zwecke gebildet worden sei. So kaufte er denn zunächst in aller

Stille und mit eigenen Mitteln und durch Ausnützung seines Kredits so viel wie er vermochte. Nur wenige seiner intimsten Freunde wußten um dieses Vorgehen. Im Februar des Jahres 1881 aber, und nachdem seine eigenen Mittel erschöpft waren, wandte er sich um weitere Geldmittel an seine Freunde, wohl darauf bedacht, den Zweck seines Vorhabens nicht zu verraten. Sein Vertrauen in sein Projekt war so absolut, daß er die größten Verantwortlichkeiten übernahm und nicht zögerte, den kühnsten Appell an das persönliche Vertrauen seiner Anhänger zu wagen, indem er sie ersuchte, ihm ihr Geld anzuvertrauen, ohne daß er ihnen den Zweck angebe, zu dem er des Geldes bedürfe. Demgemäß sandte er an etwa fünfzig Personen ein Geheimzirkular, worin er darum nachsuchte, daß sie ihm zur Aufbringung eines Fonds von $ 8000000 durch Zeichnungen behilflich sein sollten; er selbst sei gewillt, einen beträchtlichen Teil zu zeichnen. Gleichzeitig besagte das Zirkular, er wünsche mit diesen Geldern die Basis zu einem Unternehmen zu gewinnen, über das er sich am 15. Mai 1881, oder schon früher, näher auslassen werde. Es sollten drei Abschlagszahlungen gemacht werden.

Das Zirkular brachte eine erstaunliche Wirkung hervor. Das Neue und Geheimnisvolle des Vorschlags übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Ein Drittel der einzelnen Personen und Firmen, denen das Zirkular zugegangen war, erklärte sich bereit den vollen Betrag zu zeichnen, noch ehe den andern zwei Dritteln die Subskriptionsliste vorgelegt war. Dann aber erfolgte ein förmlicher Ansturm auf die Subskriptionsliste. Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Ausgabe des Zirkulars war mehr als das Doppelte des erforderlichen Betrages gezeichnet. Die Verteilung geschah so gleichmäßig als möglich; trotzdem war kaum ein einziger Subskribent mit dem ihm zugewiesenen Betrage zufrieden. Alle verlangten mehr, und das Bureau des Herrn Villard war mit Personen angefüllt, die für größere Beträge zu subskribieren wünschten, einschließlich hervorragender New Yorker Bankiers, von denen einige energisch protestierten, weil ihnen Mehrzeichnungen verweigert wurden. Von allem Anfang brachten die Subskriptionen eine Prämie von 25 Prozent; dann stiegen sie auf 40 und

50 Prozent, mit anderen Worten, man war bereit fünfzehnhundert Dollars für jedes bewilligte Tausend zu zahlen. Ungeachtet der momentan herrschenden großen Geldknappheit wurden die acht Millionen Dollars prompt eingezahlt.

Die Subskribenten erhielten folgende persönliche Quittung von Herrn Villard:

„Erhalten am heutigen Tage von ..... die Summe von ..... Dollars als sein Beitrag, der den Besitzer dieses zu einem entsprechenden Interesse an den Transaktionen eines Kaufkonsortiums berechtigt, welches mit einem Kapital von $ 8000000 gegründet wird und sich schriftlich verpflichtet, mit den gleichinteressierten Parteien, für die Erwerbung von Grund-, persönlichem und gemischtem Eigentum zwecks Ankaufs von und der Verschmelzung mit der Oregon Railway & Navigation Co. oder der Oregon Improvement Co., oder beider zu wirken oder als Basis der Bildung einer neuen Gesellschaft zu dienen. Es ist als verstanden und abgemacht zu betrachten, daß der Unterzeichnete dem Inhaber dieses für die Benutzung der Gelder, für welche diese und ähnliche Quittungen ausgestellt werden, und zwar am 15. Mai 1881, nicht aber früher, Rechenschaft ablegen, und daß der Inhaber dieses zu gleichen Teilen zu dem Profit und Vorteilen aller Art mit allen gleichinteressierten Parteien im Verhältnis zu seinem Betrage berechtigt sein wird. Diese Quittung ist nicht übertragbar, ausgenommen mit schriftlicher Zustimmung des Unterzeichneten."

Die versprochene Rechenschaftsablegung wurde bis zum 24. Juni verschoben, worauf die Subskribenten, einer Einladung des Herrn Villard Folge leistend, sich in dessen Bureau einfanden, wo sie zum ersten Male die genauen Details seines Planes zur Gründung einer neuen Gesellschaft behufs des bereits erwähnten doppelten Zweckes erfuhren. Der Plan fand eine solch günstige Aufnahme, daß seiner gleichzeitigen Aufforderung, weitere $ 12000000 zu zeichnen, entsprochen wurde. Es wurde unmittelbar darauf die neue Gesellschaft in Oregon organisiert, und zwar unter dem Namen „Oregon & Transcontinental Co.", mit einem

Aktienkapital von $ 50000000, wovon $ 30000000 in Aktien ausgegeben und für die einbezahlten $ 20000000 baren Geldes unter die Subskribenten verteilt wurden.

Diese in ihrer Art einzige und beispiellose finanzielle Tat brachte Herrn Villard den Ruf ein, welchen er am allerwenigsten begehrte. Wallstreet bezeichnete das Ganze als „blinden Pool", und die Übertreibungen und Erdichtungen, in denen sich die Zeitungen des ganzen Landes über die Sache gefielen, trugen dazu bei, Herrn Villard auf eine Weise ins Gespräch zu bringen, die ihm höchst verhaßt war. Die neue Korporation war die erste jener Gesellschaften, die jetzt „proprietary" genannt werden und die seither so zahlreich geworden sind. Das Zustandekommen derselben wurde von hervorragenden Bankiers als Geniestreich bezeichnet, und Männer von höchstem Ruf bewiesen die praktische Durchführbarkeit des Plans, indem sie sich dem Verwaltungsrat anschlossen, wie denn auch die Liste der Aktionäre Namen von Klang aufwies. Indessen sollte der neuen Gesellschaft eine große Enttäuschung nicht erspart bleiben, noch ihrem Urheber die allerschwerste Prüfung. Noch ehe das Kaufkonsortium seine Geschäfte erledigt hatte, stellten sich plötzlich im Schoße der Gesellschaft Schwierigkeiten ein. Bei der Gründung derselben lag es keineswegs in der Absicht des Herrn Villard, die leitende Verwaltung der Northern Pacific-Bahn ihres Postens zu entheben, vielmehr wünschte er zwischen dieser Gesellschaft und der Oregon Railway & Navigation Co. die engsten Beziehungen herzustellen. Präsident Billings lehnte jedoch alle Annäherungen ab und wollte auch von einer Repräsentation Villards im Verwaltungsrat der Northern Pacific nichts wissen, sei diese auch noch so gering. Hierauf erklärte sich Herr Villard bereit, die Aktien Billings und seiner Mitdirektoren käuflich zu erstehen, aber auch dieses Anerbieten wurde abgelehnt. Die Direktoren der Northern Pacific-Bahn sahen sehr wohl ein, daß als Resultat ihrer Weigerung sie bei der nächsten Wahl ihren Sitz verlieren würden, und so versuchten sie, sich mit einer sofortigen Verteilung der noch in den Kassen vorhandenen $ 18000000 Stammaktien zu waffnen. Als Herr Villard hiervon erfuhr, erwirkte er einen Einhaltsbefehl gegen die Ausgabe.

Nach verſchiedenen gerichtlichen Schritten wurde ein Kompromiß erzielt. Man einigte ſich über einen neuen Verwaltungsrat, dem die Mehrheit der Repräſentanten der Oregon & Transcontinental Co. angehören ſollten, und in der im September ſtattfindenden Jahresverſammlung wurden Henry Villard zum Präſidenten, T. F. Oakes zum erſten Vize- und Anthony J. Thomas, einer der Exekutivbeamten der Oregon & Transcontinental Co., zum zweiten Vizepräſidenten gewählt. So fand ſich Herr Villard in etwas über zwei Jahren nach der Gründung der Oregon Railway & Navigation Co. gezwungen, eine 2700 Meilen lange Eiſenbahnkette quer über den Kontinent zu ſchmieden, indem er die vorhandenen Glieder durch Neubauten miteinander verband.

Zunächſt erachtete es die neue Verwaltung als ihre Pflicht, die Hauptlinie der Northern Pacific mit möglichſter Energie weiter zu bauen. Zu dieſem Zwecke war ein Überſchuß von nicht weniger als $ 34000000 vorhanden, das Ergebnis des Verkaufs der $ 40000000 erſter Hypothekenbonds. Trotz dieſes anſcheinenden Geldüberfluſſes ſah ſich die neue Verwaltung ſchon im erſten Jahre von ernſten finanziellen Verlegenheiten bedroht, welche auf zwei Urſachen zurückzuführen waren. Zunächſt mußten für Terrainplanierungen, Brücken- und Tunnelbauten in Montana große Summen herbeigeſchafft werden. Alle dieſe Arbeiten mußten an Stellen vorgenommen werden, welche von den Endpunkten der Geleiſe weit entfernt lagen. Hierfür aber konnte kein Geld dem Baufonds entnommen werden, indem letzterer nur zum Fertigſtellen der Bahnen ſelbſt beſtimmt war. Eine der Bedingungen der Hypothek ging dahin, daß der Ertrag der Bonds erſt nach Vollendung einer Bahnſtrecke und Annahme von der Bundesregierung in Abſchnitten von 25 Meilen ausgezahlt werden ſollte. Eine weitere Störung war durch das anhaltende Siechtum des Präſidenten Garfield und die Zögerung ſeines Nachfolgers, des Präſidenten Arthur, Kommiſſäre zur Inſpizierung der Bahnabſchnitte zu ernennen, verurſacht worden. Dieſe Zögerung Arthurs erklärte ſich daraus, daß zurzeit der Kongreß ſich mit Vorlagen beſchäftigte, denen zufolge die Bahngeſellſchaft der Landbewilligung verluſtig gehen ſollte. Erſt im September konnte Arthur dazu

bewogen werden, eine Kommission zum gedachten Zwecke zu ernennen, nachdem Herr Villard verschiedene hervorragende Republikaner veranlaßt hatte, sich in der Angelegenheit an den Präsidenten zu wenden. Letzterer gab den Argumenten Roscoe Conklings endlich nach und ernannte die Kommission. Seit länger als einem Jahre war die Gesellschaft genötigt gewesen, monatlich $ 2000000 für Bahnbauten und -Ausrüstungen auszugeben, ohne aus dem Ertrage der Bonds entschädigt zu werden. Für Herrn Villard waren dies bitterböse Tage. Mehr als einmal gestaltete sich die Situation zu einer so ernsten, daß ein gänzlicher Zusammenbruch unausbleiblich schien, und nur der Einfluß des Herrn Villard, der seinen persönlichen Kredit ausnützte, verhinderte dies. Dabei war ihm die Oregon & Transcontinental-Bahngesellschaft hilfreich zur Seite gestanden, Beweis genug, von welch praktischem Werte die Gründung derselben gewesen. Ungeachtet dieser finanziellen Hindernisse wurde der Weiterbau auch nicht um eine Stunde verzögert.

Während des ganzen Jahres 1882 und bis in den Hochsommer des Jahres 1883 hinein widmete sich Herr Villard unentwegt seiner doppelten Pflicht, indem er nicht nur für die zum Weiterbau der Bahn erforderlichen Gelder sorgte, sondern auch die Bahnbauten verschiedener unter seiner Präsidentschaft stehender Gesellschaften, soweit Terrainplanieren, Legen der Geleise, Tunnelieren und die Brückenbauten in Betracht kamen, tunlichst beschleunigte. Er tat alles was in seiner Macht stand, um die aufsichtsführenden Ingenieure und die Bauunternehmer zu bewegen, dafür zu sorgen, daß die Hauptlinie der Northern Pacific und die Bahn der Oregon Railway & Navigation Co. den Fluß entlang bis Ende Sommer des Jahres 1883 fertiggestellt werde. An der Oregon & California-Bahn wurde ebenfalls rüstig gebaut. Zudem hatte Herr Villard mittels der Oregon & Transcontinental Co., in Übereinstimmung mit deren Programm, im Jahre 1883 den Bau von nahezu 500 Meilen Zweigbahnen der Northern Pacific Co. in Minnesota, North Dakota, Montana und im westlichen Washington, einschließlich der wichtigen Yellowstonepark-Zweigbahn, in die Hand genommen. Die Arbeiter

der verschiedenen Gesellschaften bildeten ein förmliches Heer, indem sie über 25000 Mann zählten, Eisenbahnarbeiter, Handwerker, Taglöhner ꝛc., darunter 15000 Chinesen. Die Gesamtauslagen für alle Zwecke beliefen sich monatlich auf $ 4000000. Was Herr Villard anstrebte, war niemals zuvor in der ganzen zivilisierten Welt versucht worden, nämlich das Bauen neuer Bahnen in einer Gesamtlänge von nahezu 2000 Meilen innerhalb zweier Jahre, also nahezu drei Meilen durchschnittlich per Tag. Und in diese Arbeit war eine Menge von Tunnels, Brücken und hölzernen Viadukten mit eingeschlossen. Nie zuvor hatte hierzulande ein Mann ein solch gigantisches Unternehmen geleitet, dessen Wirkungskreis sich vom oberen Mississippi bis zum Stillen Meere und vom Puget-Sund bis zur nördlichen Grenze Kaliforniens erstreckte.

Nach längeren Unterhandlungen mit den Beamten der Union Pacific-Bahn anfangs des Jahres 1883 gelang es schließlich Herrn Villard diese zu veranlassen, deren Oregon Short-Linie so schnell wie möglich bis zum Snake-Flusse zu verlängern, wofür er sich verpflichtete, die Baker City-Zweigbahn der Oregon Railway & Navigation Co. bis zu einem Vereinigungspunkte mit der verlängerten Strecke bauen zu lassen. Das Bauprogramm letztgenannter Gesellschaft war so erweitert worden, daß die Ausgabe von $ 60000000 Aktien im Jahre 1882 notwendig ward, und die nunmehrige Vereinbarung mit der Union Pacific-Bahn machte die dritte Ausgabe zum gleichen Betrage notwendig, so daß der Gesamtbetrag des ausstehenden Aktienkapitals die Summe von $ 24000000 ausmachte. Da der Reingewinn der Gesellschaft während der ersten drei Jahre ihres Bestehens von weniger als einer Million auf nahezu drei Millionen gestiegen war, so hatte er keine Schwierigkeiten mit den nachfolgenden Ausgaben. Diese Gesellschaft war damals die einzige in den Vereinigten Staaten, die für alle Kosten aufzukommen imstande war, ohne daß es nötig gewesen wäre, nach der ersten Bondemission auch nur einen einzigen Bond wieder auszugeben. Darauf durfte deren Präsident mit Recht stolz sein.

Während der Jahre 1882 und 1883 brachte Herr Villard mehrere Monate an verschiedenen Punkten längs der Bahn zu,

wo er die Bauabschnitte inspizierte. Im April des Jahres 1883 erging an ihn das Ersuchen, an einem bestimmten Tage nach Portland zu kommen, was eine beschleunigte Reise über den Kontinent notwendig machte. Dank der Liebenswürdigkeit der resp. Bahnbeamten wurde ihm auf der Strecke Chicago—San Francisco ein Sonderzug zur Verfügung gestellt, welcher nur alle zweihundert Meilen behufs Lokomotivenwechsels anhielt. Diese Eilfahrt lenkte die Aufmerksamkeit der gesamten westlichen Bevölkerung auf sich, und die Zeitungen des Landes ließen es sich angelegen sein, regelmäßig über die Bewegungen des Zuges zu berichten. Überall längs der Route hatten sich Menschenmassen eingefunden, um den Zug zu sehen und dessen Insassen freudig zu begrüßen. Die Distanz wurde in weniger als der Hälfte der Zeit, welche ein gewöhnlicher Personenzug brauchte, zurückgelegt, die schnellste Fahrt, die bis dahin gemacht worden.

Herr Villard hatte bisher in Portland noch immer viel zu tun gehabt, aber sein Aufenthalt daselbst nach dieser Eilfahrt nahm seine Aufmerksamkeit und seine Zeit in weit erhöhtem Maße in Anspruch. Dort setzte er einen Kontrakt zur Verpachtung der Oregon & California-Bahnen an die Oregon & Transcontinental Co. auf, welcher anscheinend günstige Bedingungen für letztgenannte Gesellschaft enthielt. Der Pachtkontrakt wurde alsdann den Aktionären beider Gesellschaften unterbreitet und von ihnen gutgeheißen. Der Bau der Bahnverlängerung von Roseburg hatte weit mehr gekostet als in den Kostenanschlägen vorgesehen war, und so kam es, daß der Ertrag der neuen Bonds erschöpft war, noch ehe man an das kostspielige, über die Siskiyou-Berge führende untere Ende der Bahn geschritten war. Der Pachtkontrakt bestimmte, daß die Linie von dem Pächter fertiggestellt werde, und zwar mit dem Rest der autorisierten ersten und allen zweiten Hypothekenbonds der Oregon & California-Bahn. Herr Villard schloß auch einen Pachtkontrakt für das schmalspurige Bahnsystem im Willamette-Tal ab, welches mit schottischem Kapital gebaut worden war. Alsdann vervollkommnete er die Organisation einer separaten „Terminal Company" für Portland, der die Aufgabe wurde, die letzten notwendigen Bauten anzuordnen, näm-

lich einen großen Bahnhof, eine Brücke über den Willamette-Fluß, Maschinenwerkstätten, Güter- und Lokomotivenschuppen, Dockanlagen ꝛc. ꝛc., lauter Dinge, welche die drei Bahngesellschaften, nämlich die Oregon & Transcontinental, die Oregon Railway & Navigation und die Northern Pacific benötigten, deren gemeinsamer Endpunkt Portland sein sollte. Die Kosten der „Terminal Company" für den gedachten Zweck waren auf ungefähr $ 3000000 veranschlagt, und diese Summe sollte mit Hilfe von Bonds aufgebracht werden, für welche die drei Bahngesellschaften garantierten. Da Portland damals nicht ein einziges anständiges Hotel aufzuweisen hatte, kaufte Herr Villard einen geeigneten Platz für ein Hotel modernen Stils, mit dessen Bau eine der ersten Architektenfirmen New Yorks beauftragt wurde. Die Vollendung dieses Gebäudes verzögerte sich mehrere Jahre, heute aber ist dieses Hotel, „The Portland" benannt, nach Plänen des Herrn Villard errichtet, eine der prächtigsten Bauten dieser Art an der pacifischen Küste nördlich von San Francisco.

Oregon besaß damals eine Erziehungsanstalt, welche sich „Universität" nannte, indessen nur höchst bescheidenen Ansprüchen genügte. Weder der Staat noch das Publikum im allgemeinen ließen dieser Anstalt ihre Unterstützung angedeihen, und die Anstalt war derartig verschuldet, daß sie höchstwahrscheinlich geschlossen worden wäre, hätte ihr nicht Herr Villard seine Hilfe zuteil werden lassen, indem er auf einen Appell des „Board of Regents" hin die schwebende Schuld deckte. Gleichzeitig beschenkte er die Anstalt mit einer Anzahl Bücher, womit der Grund zu einer Bibliothek gelegt wurde. Im Mai des Jahres 1883 erklärte er sich zu einer Schenkung von $ 50000 bereit, vorausgesetzt, der Staat sei willens, eine genügende Steuer zur Instandhaltung der Anstalt zu erheben. Nachdem sich der Staat mit dieser Bedingung einverstanden erklärt hatte, zahlte Herr Villard die offerierte Summe aus, und zum Danke hierfür wurde eine Halle nach ihm benannt. Ungefähr zur selben Zeit verhütete er durch sein Eingreifen die Schließung der Universität von Washington, indem die Legislatur des Territoriums gleichen Namens es verabsäumt hatte, Bewilligungen für die Anstalt zu

machen.[1]) Er ließ auch diversen Wohltätigkeitsanstalten an der pacifischen Küste seine Unterstützung zuteil werden.

Ehe Herr Villard eine ausgedehnte Reise über die fertig- und teilweise nicht fertiggestellten Teile der Hauptlinie der Northern Pacific-Bahn nach St. Paul antrat, hielt er in Portland vor einer zahlreichen Zuhörerschaft eine Ansprache, in deren Verlauf er sich dahin äußerte, daß der Bau der Bahnen der Oregon Railway & Navigation Co. bedeutendere Fortschritte gemacht habe, als man erwartet, und daß namentlich die Columbia-Fluß-Bahn schon am vorhergehenden November, also um drei Monate früher fertig gebaut worden, als ursprünglich bestimmt war. Und da nun auch die Arbeiten an der Northern Pacific-Bahn erfreuliche Fortschritte gemacht hätten, so hoffe er schon jetzt mit Bestimmtheit sagen zu können, er werde anfangs Herbst wieder nach Portland kommen und der erste Passagier sein, der den ersten durchgehenden Zug von St. Paul nach Portland verlassen werde. Herr Villard ließ sich in seiner Ansprache auch über die Bedingungen der Abmachung mit der Union Pacific-Bahn aus, welche sich auf die geplante Vereinigung der Baker City-Zweigbahn der Oregon Railway und Navigation Co. mit der Oregon Short-Linie bezogen. Deshalb sei er in der Lage, nicht nur eine, sondern zwei Eisenbahnverbindungen mit dem Osten in sehr kurzer Zeit in Aussicht zu stellen. Nach Schluß der Ansprache wurde dem Redner seitens seiner Zuhörerschaft eine große Ovation zuteil. Was Herr Villard in seiner Ansprache versprochen, hielt er pünktlich bei seiner nächsten Ankunft in Portland.

Von einer Anzahl Bahnbeamter begleitet, trat Herr Villard seine Reise nach dem Osten an. Zu jener Zeit war zwischen dem östlichen Ende des Geleises am oberen Missouri unweit Gallatin und dem westlichen Ende bei Clark's Fork am Columbia eine Lücke von vierhundert Meilen vorhanden, eine Strecke, welche er teils zu Wagen, teils zu Pferde zurücklegen mußte. Bei einer

---

[1]) Durch diesen Akt des Herrn Villard wurde die Anstalt zwei Jahre lang aufrecht erhalten. Die Legislatur aber hat ihn niemals für seine Unkosten entschädigt.

Gelegenheit fuhr er in einem leichten einspännigen Wagen über eine grasbedeckte Anhöhe, die in weniger als einer halben Meile auf dreihundert Fuß anstieg, welche die Quellen des Columbia und des Missouri voneinander trennt. Er war überrascht von dem Bodenreichtum der Ländereien der Gesellschaft im östlichen Washington, sowie von dem Holzwerte der Wälder in Idaho und Montana. Auf seiner Reise wurde in ihm der Wunsch rege, eine wissenschaftliche Expedition durch das ungeheure, noch unerforschte, der Northern Pacific-Bahngesellschaft von der Regierung zuerkannte Gebiet auszurüsten. Dieser Gedanke erhielt später faßliche Gestalt, indem eine Vermessung dieses Gebiets unter Aufsicht Professor Raphael Pumpellys vorgenommen wurde. Auf seiner Reise wurde Herr Villard in allen Städten und Ansiedlungen längs der Route aufs herzlichste begrüßt, andererseits aber machte er auch deprimierende Erfahrungen. Nach mehreren Konferenzen mit den Superintendenten und Unternehmern, die die verschiedenen Bauten leiteten, und nachdem er sich selbst von den mannigfachen lokalen Schwierigkeiten persönlich überzeugt hatte, war es ihm klar geworden, daß die Baukosten sich auf eine weit höhere Summe belaufen würden, als in den Voranschlägen des Chefingenieurs vorhergesehen war. Unmittelbar nach seiner Ankunft in St. Paul, nachdem er drei Wochen unterwegs gewesen und auch die Arbeiten an den Zweiglinien in Dakota und Minnesota besichtigt hatte, erteilte er dem Chefingenieur den Befehl, einen Spezialbericht über die zum Fertigbau der Hauptlinie während des Sommers notwendigen Gelder zu unterbreiten.

Während seines Aufenthalts in St. Paul war Herr Villard hauptsächlich und fast ausschließlich mit der Bildung einer „Terminal Co." im Interesse der Northern Pacific-Bahn beschäftigt. In St. Paul besaß die Gesellschaft nur ungenügenden Grund und Boden, und in der Schwesterstadt Minneapolis so gut wie keinen. In beiden Städten fehlte es an genügenden Fazilitäten zur bevorstehenden Umgestaltung der Northern Pacific von einer Lokalbahn in eine transkontinentale Linie. Der Grund hierfür lag in der Tatsache, daß die Strecke der Gesellschaft, welche den bei Brainerd die Verbindung der Hauptbahnlinie mit den beiden Schwesterstädten bildete,

Digitized by Google

nur teilweises Eigentum der Northern Pacific war. So kam er auf den Gedanken, die Verbindungslinie an sich zu bringen, und demgemäß wurde eine Reorganisierung der Verbindungslinie unter dem Namen der St. Paul & Northern Pacific Company vorgenommen. Für den Ankauf des erforderlichen Grund und Bodens und notwendige Dinge, wie Verbesserungen, wurden neue Bonds ausgegeben. Aus seinem Plane machte er solange ein Geheimnis, bis die erforderlichen Grundstücke, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, von dritter Partei auf sein eigenes Konto hin erstanden worden, da Herr Villard sehr wohl wußte, daß, falls sein Plan öffentlich bekannt geworden, es unmöglich sein würde, die Grundstücke zu annehmbaren Preisen zu kaufen. Nachdem er erstanden, was für den gedachten Zweck ausreichte, übertrug er das erworbene Eigentum auf die St. Paul & Northern Pacific Company zum Kostenpreise nebst Zinsen. Die käuflich erworbenen Grundstücke hatten $ 300000 gekostet, stiegen aber im Werte auf mehrere Millionen Dollars. Ohne deren Erwerbung hätte man wahrscheinlich die Northern Pacific in beiden Städten erdrosselt. Die uneigennützige Handlungsweise wurde von dem Verwaltungsrat der Northern Pacific ausdrücklich anerkannt und in Form eines Beschlusses zum Ausdruck gebracht. Die St. Paul & Northern Pacific Company wurde mit großem Geschick von demselben Syndikat finanziert, das die ersten Hypothekenbonds der Northern Pacific-Bahn übernommen hatte.

In St. Paul empfing Herr Villard eine Deputation kanadischer Beamter der Provinz Manitoba, mit deren Regierung er seit längerer Zeit hinsichtlich der Auflösung des gesetzlich anerkannten Monopols der Canadian Pacific in Verhandlungen gestanden. Dieses Monopol absorbierte nach Osten und Westen hin das Transitgeschäft besagter Provinz. Da gemäß den kanadischen Gesetzen keine Bahn näher als fünfzehn Meilen von der internationalen Grenze entfernt gebaut werden durfte, um die Konkurrenz der amerikanischen Bahnen in der Provinz zu verhüten, so wurde man sich über den Bau einer Zweigbahn der Northern Pacific von der Hauptlinie bis zur Grenze einig und über den Bau einer zweiten Zweigbahn von Winnipeg, der Provinz-Hauptstadt, bis zu dem verbotenen Gürtel,

worüber Paſſagiere und Fracht durch gewöhnliche Zuchtwagen befördert werden ſollten. Der Plan erwies ſich indeſſen als nicht durchführbar und mußte fallen gelaſſen werden, nachdem der Bau der Linie vom Süden her und der Grenze zu in Angriff genommen worden war. Herr Villard ſah den von ihm begangenen Irrtum mit Bedauern ein. Das Unternehmen wurde von der St. Paul, Minneapolis & Manitoba-Bahngeſellſchaft, welche damals Verbündeter der Canadian Pacific war, käuflich erworben.

Als Ende Juni Herr Villard in New York eintraf, ging ihm der Bericht des Cheſingenieurs über die Koſten zur Fertigſtellung des neuen Teiles der Hauptlinie zu. Dieſer Bericht war für Herrn Villard inſofern eine unangenehme Überraſchung, als darin angeführt war, daß ſich die Koſten der Vollendung der Hauptbahn auf mindeſtens vierzehn Millionen Dollars mehr belaufen würden, als in den Koſtenanſchlägen vorgeſehen. Dieſe Enthüllung war für ihn ein ſchwerer Schlag, und zwar aus verſchiedenen Gründen. Zunächſt diskreditierte dieſer Bericht alle ſeinen Freunden gegebenen Verſicherungen, daß die in den Koſtenanſchlägen angeführten Summen für den Fertigbau der Bahn genügen würden — Verſicherungen, denen die Berechnungen und Angaben des Ingenieurdepartements zugrunde lagen. Es war nun klar, daß er neue finanzielle Schwierigkeiten zu gewärtigen habe. Gleichzeitig mußte er ſich ſagen, daß die Wertpapiere der diverſen Geſellſchaften nachteilig affiziert werden mußten. Zum erſten Male machten ſich die Anzeichen einer Reaktion bemerklich, wenigſtens ſoweit die Preisſteigerung, ganz beſonders in Bahnaktien, in Betracht kam, welche ſeit der Wiederaufnahme der öffentlichen Barzahlungen bisher ununterbrochen angedauert hatte. Die Aktien ſeiner Geſellſchaften waren der allgemeinen aufſteigenden Tendenz gefolgt und waren auf dem Markte geradezu tonangebend. Die Vorzugsaktien der Northern Pacific ſtiegen im September 1882 über ihren Nennwert und die der Oregon & Transcontinental auf nahezu pari, und in beiden fand ein enormer Umſatz ſtatt, der ſich an manchen Tagen bis auf ſiebzigtauſend Aktien dieſer und dreißigtauſend jener Geſellſchaft

belief.[1]) Selbst die vorsichtigsten Bankiers glaubten, daß ein weiteres Steigen zu gewärtigen sei. Sie waren der Ansicht, daß der riesige Landbesitz weit mehr Geld abwerfen müsse, als der Gesamtbetrag der ersten Hypothekenbonds, und daß nach Vollendung der Bahn die Vorzugsaktien eine achtprozentige Dividende abwerfen und daher weit über ihren Nennwert steigen würden. Deren Amortisierung aus dem Ertrag des für ihre Einlösung speziell verpfändeten Terrains würde sodann rasch folgen. Versicherungen, daß diese Einlösung der Prioritäten ein Steigen der Stammaktien zur Folge haben müßte, waren allenthalben zu hören, und es ward prophezeit, deren Wert werde das doppelte und dreifache ihres Nominalwerts erreichen.

Obzwar beunruhigt infolge des Baudefizits und ein Fallen der Aktien befürchtend, verlor Herr Villard keinen Augenblick den Mut, vielmehr war er auch bemüht, den Zweiflern Vertrauen einzuflößen, die sich bereits unter seinem Anhange bemerkbar gemacht hatten. Er war fest davon überzeugt, daß durch die Vollendung der Hauptlinie die Einnahmen bedeutend zunehmen und infolge davon alle seine augenblicklichen Unannehmlichkeiten enden würden, und daß ruhigere Tage für ihn zu gewärtigen seien. Ermutigt durch die in dem Bericht des Chefingenieurs enthaltene wiederholte Versicherung, daß die beiden Enden der Geleise vor Ende September miteinander verbunden sein würden, überwand er alle weiteren Schwierigkeiten mit der ihm eigenen Entschlossenheit und den ihm stets zu Gebote stehenden Hilfsmitteln.

Um die Aufmerksamkeit Europas auf seine Unternehmungen zu lenken, beschloß Herr Villard die Eröffnung der Northern-Pacific, als neue Transkontinentalbahn, zu einer internationalen Feier zu gestalten. Zu diesem Zwecke ließ die Gesellschaft Einladungen an die Mitglieder der Bundesregierung und die Regierungen der sieben Staaten, durch welche die Bahn führte, ergehen, ebenfalls an hervorragende Mitglieder des Bundessenats

[1]) Am 17. Dezember 1883, am Tage des Rücktritts Herrn Villards als Präsident der O. & T. Co., wurden 113800 Aktien dieser Bahngesellschaft verkauft.

und Repräſentantenhauſes, dann an mehr als hundert hervorragende Männer des ganzen Landes und ſchließlich an die wichtigſten Zeitungen. Alle dieſe Geladenen ſollten bei der Vernietung des letzten Schienenbolzens anweſend ſein. Einladungen wurden ferner an das diplomatiſche Korps der Bundeshauptſtadt geſandt, ſowie an eine beträchtliche Zahl engliſcher und deutſcher Männer von Bedeutung. Da faſt alle geladenen Gäſte zugeſagt hatten, ſo war es notwendig, vier Separatzüge vom Oſten und einen von der pacifiſchen Küſte für die Gelegenheit zuſammenzuſtellen. Im Intereſſe der Gäſte hatte Herr Villard eine Geſchichte der Northern Pacific-Bahn in Buchform[1]) herſtellen laſſen, ſowie einen „Führer", mit einer Beſchreibung aller Städte und Ortſchaften längs der Bahn, und dazu noch ein kleines Pamphlet, welches Inſtruktionen bezüglich der bevorſtehenden Feſtfahrt enthielt. Die Vorbereitungen zu dem Ausflug über den Kontinent bürdeten ihm allerdings neue Arbeit auf, doch war dieſe vollendet, als ſich die Exkurſionszüge aus dem Oſten am 28. Auguſt in Bewegung ſetzten.

An der Spitze der Exkurſion befand ſich Herr Villard ſelbſt und mit ihm deſſen Familie, einſchließlich des jüngſtgeborenen Söhnchens, Henry Hilgard, das damals erſt drei Monate zählte. Zwei Separatzüge ſetzten ſich von der atlantiſchen Küſte aus in Bewegung, denen einer in Chicago hinzugefügt wurde und ein zweiter in den Schweſterſtädten St. Paul und Minneapolis. Der Reiſegeſellſchaft gehörten die Geſandten Englands, Deutſchlands und Öſterreichs an. England hatte folgende hervorragende Männer geſandt: Lord Juſtice Bowen, Charles Ruſſell (der ſpätere Lord Chief Juſtice), James Bryce, den Richter (ſpäter Lord) Hannen, Horace (jetzt Lord) Davey, Lord (jetzt Earl) Carrington, Albert H. G. Grey (jetzt Earl Grey), Earl und Gräfin Onslow, Sir W. Brampton Gurdon, Hon. St. John Brodrick und ein Dutzend andere Männer von Bedeutung. Die deutſchen Gäſte waren

[1]) Geſchichte der Northern Pacific-Eiſenbahn. Von Eugene V. Smalley. New York; G. P. Putnam's Sons. 1883. Das Kapitel, welches ſich auf Herrn Villards Präſidentſchaft bezieht, war von ihm ſelbſt dem Verfaſſer des Buches diktiert worden. Das oben Erzählte iſt dieſem Kapitel teilweiſe entnommen worden.

Professor Dr. Gneist, Professor Dr. A. W. Hofmann, der berühmte Chemiker, der Geolog Professor Zittel, Georg von Bunsen, der Schriftsteller Dr. Paul Lindau, offizielle Repräsentanten der Städte Hamburg, Bremen, Berlin, Stettin und Frankfurt am Main, General Robert von Xylander und dessen Gattin (letztere die überlebende Schwester des Herrn Villard), Oberst (jetzt Generalleutnant) Emil von Xylander, verschiedene bekannte Finanziers, darunter Dr. Georg Siemens, Direktor der Deutschen Bank, und Otto Braunfels von der Frankfurter Firma Jacob S. H. Stern, mehrere Korrespondenten angesehener Zeitungen und einige persönliche Freunde Herrn Villards. Unter den amerikanischen Gästen befanden sich General U. S. Grant, mehrere Mitglieder des Kabinetts des Präsidenten Arthur, einige ehemalige Minister, sieben Gouverneure, mehrere bekannte Richter, Bundessenatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses, Bürgermeister verschiedener Städte des Westens und über zwanzig Journalisten.

Die Bewegungen der Separatzüge über den Kontinent wurden täglich von den Zeitungen des In- und Auslandes besprochen. Der erste formelle Empfang, welcher Herrn Villard und seinen Gästen zu Ehren bereitet wurde, fand in Chicago statt, und zwar seitens der städtischen Behörde und der Handelskammer. Von Chicago aus gestaltete sich die Exkursion zu einem veritablen Triumphzuge. Allenthalben fand sich längs der Bahn eine große Menschenmenge zur Begrüßung der Reisenden ein. Die ihm gewordenen Tribute waren mehr als Herr Villard erwartet hatte und brachten ihn nicht selten in Verlegenheit, da man ihn als die Hauptperson in diesen Demonstrationen betrachtete. Was die beiden Städte St. Paul und Minneapolis anbetrifft, so waren dieselben bemüht, einander an Dekorationen, Triumphbögen, Böllerschüssen, Paraden und allerhand Unterhaltungen zu überbieten. Auch in dieser Beziehung machte sich die alte Rivalität zwischen den Schwesterstädten geltend. Am Vormittag nahm Herr Villard in St. Paul Revue über einen aus mehr als zwanzigtausend Mann bestehenden Zug ab, der sich aus Militär- und Bürgerorganisationen zusammensetzte, wohingegen am Nachmittag in Minneapolis ein ähnlicher über dreißigtausend Mann starker Zug an ihm und seinen

Gäſten vorbeidefilierte. Anweſend waren bei dieſer Gelegenheit der Präſident Arthur, der zurzeit eine Tour durch den Weſten machte, und General Grant.

Die Reiſe nach der Küſte bot noch andere intereſſante Epiſoden. So wurde in Gegenwart einer großen Menſchenmenge in Bismarck, Dakota, der Grundſtein zum neuen Staatskapitol gelegt. Einer Anſprache Herrn Villards folgend, hielt der berühmte Indianerhäuptling „Sitting Bull", der zu dieſer Gelegenheit aus ſeiner Gefangenſchaft nach Bismarck gebracht worden, eine kurze Rede. Eine andere Begebenheit eigener Art war die Aufſtellung eines Stammes der „Crow"-Indianer längs der Bahn im öſtlichen Montana, beſtehend aus nahezu zweitauſend Männern, Weibern und Kindern, mit all ihren Zelten und etwa fünfzehnhundert Ponys. Die Erlaubnis zu dieſer Ausſtellung war von dem Sekretär des Innern erteilt worden. Die männlichen Rothäute waren in vollem Kriegsſchmuck erſchienen und führten Kriegstänze auf. Es war ein Schauſpiel, wie es wohl nie mehr in den Vereinigten Staaten geſehen werden dürfte und das einen ganz beſonderen Eindruck auf die europäiſchen Gäſte machte. Der Akt des Eintreibens des letzten Bolzens (kein goldener Bolzen, wie die Preſſe irrtümlich berichtet hatte; vielmehr der allererſte, der im Jahre 1872 an der Minneſota-Bahndiviſion für denſelben Zweck benutzt worden) wurde in der Abenddämmerung des 3. September im weſtlichen Montana vollzogen, und zwar an dem Punkte, wo der Exkurſionszug von der paciſiſchen Küſte mit den Zügen vom Oſten zuſammengetroffen war. Dem Aktus gingen Anſprachen der Herren Villard und Frederick Billings (letzterer ſein Vorgänger als Präſident), eine Feſtrede des Herrn William M. Evarts und kürzere Reden der ſieben Gouverneure und des Bundesſenators Nesmith von Oregon voraus. Ein Geleiſeabſchnitt von tauſend Fuß Länge war unvollendet geblieben, um den Anweſenden Gelegenheit zu geben, ſich von der Schnelligkeit des Schienenlegens zu überzeugen. Nachdem dieſe letzte Arbeit unter dem Donner der Kanonen, ſchmetternder Muſik und dem Jubelgeſchrei der Menge geſchehen war, ſchlug Herr Villard den letzten Bolzen ein. Dicht neben ihm ſtand ſeine Familie ſowie der

Oberhäuptling der Crow-Indianer, der, nachdem der kleine Hilgard mit seinen Händchen den Bolzen berührt hatte, in aller Form das „Jagdgebiet“ seines Stammes an die Bahn abtrat. Was Herr Villard in diesem Augenblicke empfand, läßt sich wohl denken. Es hatte den Anschein, als ob endlich alle Befürchtungen hinsichtlich des gigantischen Unternehmens geschwunden seien. War es ein Wunder, daß er ob des Ausgangs dieser friedlichen Eroberung des Westens unbeschreiblich erfreut war?

Auf der Fahrt über die neuen Strecken in Montana, Idaho und Washington wurde er sich der Verantwortlichkeit hinsichtlich der Sicherheit und des Komforts seiner Gäste klar. Damals waren auf hunderte von Meilen längs der Bahn keine Bahnstationen wahrzunehmen, so daß es mit der Beförderung der Züge seine großen Schwierigkeiten hatte. Diese zu überwinden, war seine Sache. Es war daher notwendig geworden, mit Hilfe eines Proviantzuges die verschiedenen Eisenbahnzüge täglich mit Vorräten zu versehen. Was Herrn Villard ferner beunruhigte, war die Furcht, daß irgend ein Unfall auf der Fahrt eine Änderung des Fahrplanes notwendig machen könnte. Tatsächlich kamen diverse kleinere Störungen unterwegs östlich der Felsengebirge vor, doch litt niemand Schaden und nur geringe Verzögerungen wurden verursacht. Während des Abstiegs des westlichen Abhangs passierte es, daß der Zug, auf welchem sich Herr Villard befand, in der Nähe des noch nicht vollendeten Mullen-Tunnels sich infolge defekter Verkoppelung in zwei Abschnitte teilte. Ein Zusammenstoß folgte und der hintere Teil eines Waggons, in welchem sich der englische Gesandte und mehrere andre prominente Gäste befanden, wurde demoliert, doch wurde glücklicherweise keiner der Insassen verletzt.

Die Schlußfeierlichkeiten in Portland, Tacoma und Seattle bewegten sich in demselben großen Stil wie die am östlichen Ende der Northern Pacific, es war überall dieselbe Gastfreundschaft, derselbe Enthusiasmus seitens der Bevölkerung warzunehmen. In Tacoma stellte sich Herr Villard an die Spitze seiner Gäste und marschierte unter Vortritt einer Militärkapelle vom Bahnhof nach der „Commencement Bay“, wo zum ersten Male das Stille Meer

in Sicht kam. Von dort aus ſchiffte man ſich nach Seattle ein. Im Alpenglanze, beſchienen von der untergehenden Sonne, erhob ſich vor den Reiſenden in ſeiner Rieſengröße und Majeſtät der Mount Tacoma, der große Schneeberg, die Perle der Kaskaden. Mehr als zwanzig Dampfer gaben der Geſellſchaft das Geleit bis Seattle. Den Schluß der Transkontinentalfeier bildete ein Feſtaktus auf dem großen Platze vor der „Univerſity of Waſhington“, welcher einſt Herr Villard aus einer finanziellen Verlegenheit geholfen hatte. Bei dieſer Gelegenheit hielt, nebſt anderen, die Tochter des Präſidenten der Univerſität an Herrn Villard eine beredte Anſprache, die ihn tief ergriff.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Das Glücksrad. 1883—1890.

Nach einer Abweſenheit von nur ſechs Wochen kehrte Herr Villard nach New York zurück, wo ſeine Anweſenheit dringend erforderlich war. Die Aktien ſeiner Unternehmungen waren andauernd gefallen, und dieſe Tatſache beunruhigte ihn, während die Feſtlichkeiten bei der Eröffnung der Bahn im Gange waren, in ſolch hohem Grade, daß er nur zeitweilig die ihm drohenden Gefahren zu vergeſſen vermochte. Das Defizit in Verbindung mit dem Bau der Northern Pacific-Bahn hatte ſich erheblich vermehrt. Die Oregon & Transcontinental Co. war beträchtlich verſchuldet, und zwar einmal dadurch, daß ſie der Northern Pacific-Bahn finanziellen Beiſtand hatte zuteil werden laſſen, dann aber weil ſie im vorhergehenden Sommer Aktien der verſchiedenen von ihm kontrollierten Bahnen gekauft hatte, für welche ſie mit Hilfe einer neuen Ausgabe ihrer eigenen Aktien zu zahlen gedachte. Letzteres war durch das Fallen der Aktien unausführbar geworden. Aushilfe wurde dadurch geſchaffen, daß die Northern Pacific-Bahn mit einer zweiten Hypothek belaſtet und damit die Ausgabe von zwanzig Millionen Bonds ermöglicht wurde. Wie klug es von Herrn Villard geweſen, europäiſche Gäſte gelegentlich der Bahneröffnung bei ſich zu haben, erhellt nun aus der Tatſache, daß die deutſchen Bankiers derartig von dem großen Ländergebiet, durch welches die Bahn führte, eingenommen waren, daß ſie ſich ſofort bereit erklärten, den größeren Teil der neuen Bonds auf den deutſchen Markt zu bringen. Die finanzielle Verbindung der Deutſchen Bank mit der Bahngeſellſchaft, welche für letztere in ſpäteren Jahren von großer Bedeutung ſein ſollte, iſt auf

erwähnten Geschäftsabschluß zurückzuführen. Mit dem Verkaufe der zweiten Hypothekenbonds konnte das Baudefizit der Northern Pacific-Bahn gedeckt werden, und der Oregon & Transcontinental Co. war durch diesen Verkauf insofern gedient, als sie teilweise für das von ihr vorgeschossene Geld entschädigt wurde. Eine neue Hypothek auf das Kapital mußte auf die Aktien der Northern Pacific nachteilig wirken, und mit deren Fallen sanken auch die der Gesellschaft, in deren Händen sich die Aktien befanden. Herr Villard hatte sich bedeutende Einnahmen von dem Überlandgeschäft versprochen und damit auch eine Gegenwirkung. Von Tag zu Tag und von Woche zu Woche wartete er auf bessere Ziffern, indessen warfen die Einnahmen nicht nur keinen Gewinn ab, vielmehr ergaben sich Verluste, herbeigeführt durch die Einstellung des Transports von Baumaterial.

Mit diesen ungünstigen Tatsachen wuchs die Last der schwebenden Schuld der Oregon & Transcontinental Co., und ausgangs Herbst war ein Zusammenbruch zu befürchten. Herr Villard sollte an sich selbst die Wahrheit der Lehre erfahren, die ihm früher so häufig in Wallstreet gegeben worden, daß, wenn die große Masse einem einzigen freudig folgt, der sie zum Erfolge führt, sie ihn im selben Augenblicke im Stiche läßt, wo sie sieht, daß der finanzielle Erfolg ausbleibt. Bald sollte es ihm klar werden, daß viele seiner treuesten Freunde, die ihn sonst täglich in seinem Bureau besuchten, diesem fern blieben und ihre Aktien verkauften. Dazu kam auch noch, daß sich zwei seiner vertrautesten Ratgeber des schnödesten Verrats schuldig machten, zwei Direktoren der Oregon & Transcontinental nämlich, die das, was sie über den Zustand der Gesellschaft wußten, zu enormen Baisse-Verkäufen der Aktien der Gesellschaft benutzten. Auch die Presse, die Herrn Villard bisher Loblieder gesungen, kritisierte die Gesellschaft, wurde ihm immer feindlicher gesinnt und gefiel sich schließlich in gehässigen Angriffen auf seine Verwaltung und auf seine Person. Sein unbedingtes Vertrauen in seine Geschäftsunternehmungen und sein sanguinisches Temperament ließen ihn einen doppelten Irrtum begehen. Zunächst versicherte er unruhig gewordenen Aktionären, daß das Fallen seiner Wertpapiere einzig und allein das Resultat

von Spekulanten ſei, und daß ein Steigen der Aktien ſehr bald in Ausſicht ſtehe, und daß er ihnen nur den Rat geben könne, noch mehr Aktien zu niedrigen Preiſen zu kaufen. Der zweite Irrtum beſtand darin, daß er ſeine Aktien zu halten verſuchte, indem er neue auf ſein eigenes Konto hinzukaufte. Leider erkannte er weder die Gründe für das Fallen ſeiner Aktien, noch ſchien er ſich bewußt zu ſein, daß der Geldmarkt ſchon die erſten Spuren jener rieſigen und alles mit ſich fortreißenden Kriſe aufwies, welche durch wilde Spekulationen während der vorhergehenden Jahre herbeigeführt worden, die im Herbſt des Jahres 1883 begann und die ſich jahrelang über die geſamte ziviliſierte Welt erſtreckte. Seine perſönlichen pekuniären Verlegenheiten wurden infolge des Zuſammenbruchs des Weſt Shore-(New York)Bahnunternehmens noch erheblich vermehrt, indem er mehreren Freunden zulieb einen beträchtlichen Aktienanteil genommen hatte, welchen er bei dem Zuſammenbruch dieſes Unternehmens verlor.

Herr Villard hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen, der alle ſeine geiſtigen und pekuniären Hilfsmittel in Anſpruch nahm. Ende November aber verlor er den Mut, denn nunmehr war er ſich der Tatſache bewußt, daß weder er noch die Oregon & Transcontinental zu retten ſei. Dazu kam noch der bedauerliche Umſtand, daß er körperlich zu leiden begann, und da er auch an Schlafloſigkeit litt, wurde ſein Nervenſyſtem vollſtändig untergraben. Ein Freund nach dem anderen zog ſich langſam von ihm zurück, die Angriffe der Preſſe geſtalteten ſich immer heftiger, und ſeine eigenen Gläubiger ſowie die der Oregon & Transcontinental drängten ihn immer mehr. Seine Lage wurde ſchließlich zu einer ſolch verzweifelten, daß er ſeine intimſten und einflußreichſten Freunde zu Rate zog und dieſen ſeinen Zuſtand auseinanderſetzte. Gleichzeitig bat er ſie um Rat und Beiſtand, wobei er ſich verpflichtete, ſich mit jeder Entſcheidung zufrieden zu geben, gleichviel welche Folgen dieſelbe für ihn haben ſollte.

Seine Freunde, die Herren Fabbri, Endicott und Rolſton, leiteten alsbald eine Unterſuchung ein und arbeiteten Tag und Nacht an den Büchern Herrn Villards und an denen der Oregon & Transcontinental Company. In der Nacht vom 16. auf den

17. Dezember wurde Herr Villard in seinem Hotel von einem seiner Freunde geweckt und alsdann von dem Resultate der Untersuchung benachrichtigt. Der Bericht fiel dahin aus, daß er tatsächlich insolvent sei und daß die Oregon & Transcontinental Company am Rande des Bankerotts stehe. Ein Syndikat war gebildet worden, das sich bereit erklärte, ihm gegen Abtretung all seines Grund- und persönlichen Eigentums genügend Geld vorzustrecken, um allen seinen individuellen Verbindlichkeiten nachzukommen. Gleichzeitig erklärte sich dieses Syndikat bereit, die Schulden der Oregon & Transcontinental Company zu übernehmen, vorausgesetzt, daß er von seinem Posten als Präsident der genannten Gesellschaft und auch von dem der Oregon Railway & Navigation Company zurücktrete. Längst schon war ihm der Gedanke gekommen, sich von der Verwaltung seiner Gesellschaften zurückzuziehen, aber die ihm soeben gewordene Erklärung war trotzdem ein schrecklicher Schlag für ihn, denn er sah nur zu wohl ein, daß sein Rücktritt als Präsident der Oregon & Transcontinental Company gleichbedeutend mit seiner Enthebung als Haupt der Northern Pacific sei. Seine Ohnmacht einsehend und seines gegebenen Versprechens eingedenk, und da ihm kein Opfer zur Rettung seiner Gesellschaft zu groß war, nahm Herr Villard alsbald die Bedingungen an. Folgenden Tages — es war am 17. Dezember — wurde in den Nachmittagszeitungen seine Resignation als Präsident der von ihm gegründeten Gesellschaften gemeldet, und die Kunde von seinem Sturze, wie ehedem die Nachrichten von seinen Triumphen, allenthalben bekannt gegeben.

Tatsächlich war sein Schicksal höchst tragisch. Vor wenigen Jahren noch gänzlich unbekannt, hatte er sich zur beneidenswerten Stellung eines Leiters des materiellen Fortschritts unserer Zeit emporgeschwungen. Einige Monate zuvor hatte er den Gipfel seines Ruhmes erreicht und nahm auf seiner transkontinentalen Reise Huldigungen entgegen, wie sich deren Wenige in Amerika rühmen konnten. Aber sein Sturz von großer Macht in tiefe Hilflosigkeit, von Reichtum in Armut, von allgemeiner Bewunderung in öffentliche Verdammung war weit rapider, als sein Emporkommen, und seine kurze Laufbahn diente überall als

moralische Nutzanwendung. Von nun an wurde er von der Presse noch gehässiger angegriffen als zuvor. Die feindselige Haltung gegen ihn erhielt durch den Umstand Nahrung, daß er kurz nach seiner Resignation mit seiner Familie sein eigenes großes Privathaus hinter der Kathedrale in der Madison Avenue bezogen hatte, mit dessen Bau ein Jahr zuvor begonnen worden war, als seine Umstände dessen Errichtung rechtfertigten. Er war durchaus abgeneigt, es zu beziehen, entschloß sich jedoch aus Sparsamkeitsrücksichten dazu, da das Haus möbliert war, und seine Familie keine andere Stadtwohnung hatte. Das Haus bildete einen Teil eines imposanten „Block", welchen er selbst hatte bauen lassen und der den Gesamteindruck eines Palastes machte, obwohl er sich tatsächlich aus sechs verschiedenen Wohnungen zusammensetzte. Ein Teil der Presse machte es ihm zum Vorwurf, daß er der öffentlichen Stimmung zum Trotze ein fürstliches Gebäude bezogen, was ein Hohn auf die vielen sei, die durch seine Aktien Verluste erlitten. Dazu gesellte sich noch die seitens der Presse gegen ihn erhobene Anklage, sein eigenes Vermögen dadurch gerettet zu haben, daß er das seiner Anhänger opferte. Als aber das Untersuchungskomitee bekannt gab, daß Herr Villard alles, was er einst besessen, zum Besten seiner Gläubiger abgetreten und daß seine Ehrenhaftigkeit in der Verwaltung der Geschäfte seiner Gesellschaften über jeden Zweifel erhaben sei, da trat schnell eine Reaktion zu seinen Gunsten ein. So erschienen in der Presse Artikel zu seiner Verteidigung, unterzeichnet von hervorragenden Leuten; Herr Villard empfing außerdem viele Beileidsversicherungen und Lobpreisungen von öffentlichen Körperschaften im Westen, desgleichen von hervorragenden Männern im ganzen Lande. Viele angesehene Personen sprachen bei ihm vor und drückten ihm ihre Bewunderung für seine Haltung aus. Einige Anerbietungen finanzieller Unterstützung wurden ihm ebenfalls gemacht, doch war Herr Villard weit entfernt, dieselben zu benützen.

Der schwere Druck, der seit Monaten auf ihm gelastet, führte zu einem ernsten Nervenleiden. Sein Gesundheitszustand war so untergraben, daß er die Verwaltungsgeschäfte auf keinen Fall hätte weiterführen können. Monatelang litt er an Schlaflosigkeit,

und war so geschwächt, daß er keine geistige Arbeit verrichten konnte. Sein Rücktritt als Präsident der Northern Pacific-Bahngesellschaft erfolgte am Ende des Jahres. Auf ausdrücklichen Wunsch seiner Freunde in London verblieb er noch Präsident der Oregon & California Company, doch sollte er als solcher bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung keinerlei Arbeiten verrichten. Was seine Gesundheit dringend erheischte und endlich fand, war Enthebung von aller geschäftlichen Verantwortlichkeit und absolute Ruhe. Da aber in der Stadt an eine solche nicht zu denken war, zog die Familie anfangs Frühjahr 1884 nach deren Landsitz am Hudsonflusse. Alle nahmen ohne Bedauern Abschied von dem stattlichen Heim in New-York, um es nie mehr zu bewohnen.

Nachdem Herr Villard sich einigermaßen erholt hatte, glaubte er, es sich, seinen Angehörigen und seinen Freunden schuldig zu sein, den weitverbreiteten falschen Darstellungen der Sachlage, welchen er ausgesetzt war, mit einem authentischen Bericht über seine Verwaltung der Northern Pacific zu begegnen. Diesen Bericht arbeitete er auf seinem Landsitz aus, und das Schriftstück erschien in Pamphletform in englischer und deutscher Sprache.

Es lag auf der Hand, daß Herr Villard nicht so leicht auf dem Schauplatze seines Triumphes und jähen Sturzes Genesung finden würde. Er konnte die Falschheit einiger Freunde nicht vergessen, noch die infamen Verleumdungen, denen er ausgesetzt war, und seine Angehörigen waren der Ansicht, daß ihm nur mit einer anderen Umgebung gedient sein könne. So schiffte er sich am 4. Juni 1884 mit einem seiner Schwäger nach Europa ein, um sich in Deutschland nach einem temporären Wohnsitz für seine Familie umzusehen. Bei seiner Ankunft in London wurde er in Anerkennung der seinen englischen Gästen bei der Eröffnung der Northern Pacific-Bahn erwiesenen Aufmerksamkeiten mit einem goldenen Liebesbecher beschenkt.

Auf dringende Einladung hin besuchte er auch seine alte Heimat. Als er dort das letzte Mal geweilt, hatte er verschiedene Schenkungen zu öffentlichen Zwecken gemacht. So gründete er zur Unterstützung der Bibliotheken, sowie zum Besten

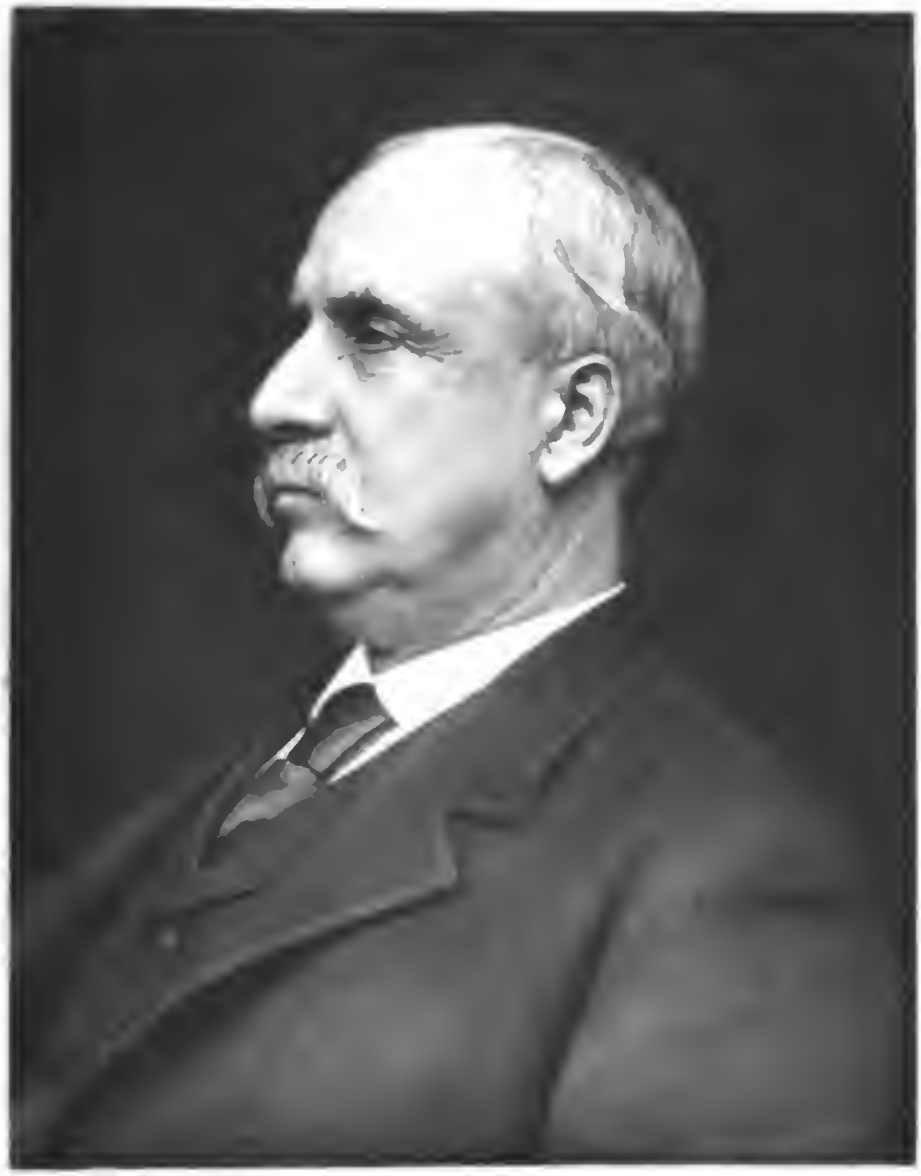
armer Schüler der Gymnasien in Zweibrücken und Speyer einen Fonds, dann ein Stipendium für junge, talentierte Leute seiner Heimat behufs deren Ausbildung in der Akademie der schönen Künste in München, schließlich Stipendien für vielversprechende Abiturienten besagter Gymnasien zu deren Universitätsausbildung. Herr Villard hatte Zweibrücken mit einem Anleihefonds für verdienstvolle Handwerker bedacht und dort ein amerikanisches Arbeiterheim gebaut, bestimmt, als Muster für andere dieser Art zu dienen, was sich denn auch verwirklicht hat. Herr Villard hatte ferner der Provinzialindustrieschule und dem Museum in Kaiserslautern aus pekuniären Schwierigkeiten geholfen und reichlich zu Verschönerungs- und historischen Vereinen Rheinbayerns für entsprechende Zwecke beigesteuert. Als der östliche Teil der Rheinpfalz infolge der Überschwemmungen des Rheins schwer heimgesucht worden, sammelte er in Amerika persönlich eine große Summe Geldes für die Notleidenden. Auf Veranlassung eines alten Schulfreundes, des Pastors Scherer, ließ er auf seine eigenen Kosten in seiner Heimatstadt ein Diakonissenspital bauen, und in Verbindung damit auch eine Krankenwärterinnenschule, welche seitdem sich zu den bedeutendsten deutschen Anstalten dieser Art entwickelt haben. Darin befinden sich gegenwärtig zweihundert Krankenwärterinnen, deren Tätigkeit sich über ganz Rheinbayern erstreckt. Herr Villard hatte außerdem noch für wohltätige und andere Zwecke reichlich gespendet. Geleitet von einem Empfangskomitee traf Herr Villard mittels Sonderzuges in der Pfalz ein, wo er von den drei bedeutendsten Städten Rheinbayerns mit allen Ehren empfangen und gefeiert wurde. Die Straßen waren festlich dekoriert, die Behörden bereiteten ihm einen öffentlichen Empfang, und Banketts, Serenaden und Fackelzüge harrten seiner. Speyer und Zweibrücken übergaben ihm die Schlüssel zu ihren Städten. Diese gänzlich unerwarteten Ovationen erwiesen sich für Herrn Villard als reichlicher und wohltuender Ersatz für all die ihm gewordenen bitteren Erfahrungen.

Nachdem er sich entschlossen hatte, Wohnsitz in Berlin zu nehmen, kehrte er im August nach Amerika zurück und reiste dann zwei Wochen später mit seiner Familie nach Deutschland. Im

Oktober hatten sie sich in Berlin bequem eingerichtet. Absichtlich hatte er sich eine Wohnung in der Nähe seines alten Freundes Friedrich Kapp (Kapp spielte in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1850 bis 1870 eine hervorragende Rolle) ausgesucht, um soviel wie möglich in dessen Gesellschaft zu sein. Zu seinem größten Bedauern starb Herr Kapp ganz plötzlich, nachdem Herr Villard ihn nur ein einziges Mal besucht hatte. Abgesehen von diesem betrübenden Falle erwies sich der zweijährige Aufenthalt in Berlin für die Familie in jeder Beziehung wohltuend. Herr Villard schuf sich während seines Aufenthaltes in der Reichshauptstadt einen großen Bekanntenkreis. Durch seine dort wohnende Schwester und deren Gatten wurde er mit anderen Verwandten in Verbindung gebracht und diese wiederum führten ihn in weitere Kreise ein, so daß er nach und nach mit hervorragenden Männern der Kunst, Wissenschaft und der Finanzwelt in Berührung kam. Dazu zählten noch die Persönlichkeiten, die im Jahre 1883 in Amerika seine Gäste gewesen waren. Es hatte ganz den Anschein, als ob all das Unglück, welches über Herrn Villard hereingebrochen, die öffentliche Sympathie förmlich herausgefordert habe, die ihm denn auch reichlich entgegengebracht wurde.

Die Familie brachte den Winter in Berlin und die Sommermonate in Süddeutschland und in der Schweiz zu. Im Jahre 1885 war Herr Villard als Präsident der Oregon & California-Bahngesellschaft genötigt, häufig Reisen nach London zu machen, so daß er sich Ende dieses Jahres dazu verstand, als Präsident genannter Bahn zurückzutreten, um die langen Trennungen von seiner Familie zu vermeiden.

Im Winter des Jahres 1885/86 wurden Herrn Villard zwei eigenartige Vorschläge gemacht, sich wieder dem Eisenbahngeschäft zu widmen. Die eine Offerte ging von Herrn Oscar Straus, dem damaligen amerikanischen Gesandten in der Türkei unter der Präsidentschaft Clevelands, aus. Darin wurde Herr Villard angegangen, auf Wunsch des Sultans sich nach Konstantinopel zu begeben und die Aufsicht über ein projektiertes Bahnsystem in Anatolien, Kleinasien, zu führen. Wenn man bedenkt,



daß Herr Villard ein riesiges Gebiet im Westen Amerikas der Zivilisation erschlossen hatte, so braucht man sich gewiß nicht darüber zu verwundern, daß das Anerbieten, neues Leben dem alten Kleinasien einzuflößen, etwas Verlockendes für ihn hatte. Aber er schlug diese an sich schmeichelhafte Offerte aus, denn der Gedanke, sich mit den Seinigen auf Jahre im Orient niederlassen zu müssen, schreckte ihn ab. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Deutschen Bank auf die Angelegenheit und erfuhr, daß diese sich bereits um eine Konzession, Bahnen in Anatolien zu bauen, beworben hatte. Diese Bewilligung wurde denn auch dem Bankinstitute erteilt, und mit dessen Geld ist seitdem eine Hauptlinie mit Zweigbahnen in einer Gesamtlänge von vielen Meilen gebaut worden. Die zweite Offerte war für Herrn Villard eigentlich noch befremdender. Es war ihm nämlich das Anerbieten gemacht worden, den Bau einer langen schmalspurigen Bahn von der Küste Deutsch-Ostafrikas nach dem Innern und damit auch die Finanzierung derselben zu übernehmen. Selbstverständlich verhielt sich Herr Villard dieser Offerte gegenüber noch ablehnender als gegen die erste.

Sein Aufenthalt in Berlin führte ihn wieder ins Geschäftsleben zurück, allerdings nicht im Auslande, sondern in Amerika. Wiederholt wurde er von der Deutschen Bank hinsichtlich der allgemeinen Geschäftslage in Amerika konsultiert, dann auch bezüglich deren eigener Interessen in New York. Bei einer Gelegenheit wurde die Frage aufgeworfen, ob den Interessen der Bank mit einem ständigen Repräsentanten in New York behufs Ausdehnung ihrer amerikanischen Beziehungen gedient wäre. Das Resultat war, daß Herr Villard dazu auserkoren wurde, besagte Bank und eine andere bedeutende Bankfirma (in Frankfurt a. M.) in Amerika zu vertreten. Da Herr Villard aber kein Bankier von Fach war, sollte er sein Augenmerk nur auf Umsätze in gewissen Wertpapieren richten, ja sich eigentlich auf amerikanische Eisenbahn-Sekuritäten beschränken. Da er sich sagen mußte, daß sein Wiedererscheinen in der New Yorker Finanzwelt gleichbedeutend mit seiner vollständigen Rehabilitierung sein werde, nahm Herr Villard die Offerte mit der größten Befriedigung an.

Ende September des Jahres 1886 reiste die Familie nach England ab, um von dort die Reise nach Amerika fortzusetzen. Während seines Aufenthaltes in London und kurz vor seiner Einschiffung in Liverpool erhielt Herr Villard von Herrn Whitelaw Reid eine Kabeldepesche, in welcher angefragt wurde, ob er gewillt sei, sein Haus in der Madison Avenue in New York, das an ihn zurückgefallen war, zu verkaufen. Bemerkt sei, daß Herr Villard zwei Jahre vergeblich bemüht gewesen, einen Käufer für dieses Haus zu finden. Nach einem kurzen Depeschenwechsel wurde der Verkauf effektuiert. Für Herrn Villard war dies eine große Erleichterung, indem er dadurch seinen letzten pekuniären Verpflichtungen nachkommen konnte und noch genug übrig behielt, um eine neue Geschäftskarriere zu beginnen. Unmittelbar nach seiner Ankunft in New York eröffnete er wieder sein früheres Bureau im Mills-Gebäude.

Ausgerüstet mit den Akkreditiven seiner neuen Kommittenten war er des freundlichsten Empfanges seitens der angesehensten Firmen in Wallstreet sicher. Er hatte sich hierin nicht geirrt, denn er fand, daß diese Firmen sehr gewillt waren, Geschäfte mit ihm zu machen. Nahezu die ganze Presse schlug bei seinem Wiedererscheinen in der Finanzwelt einen liebenswürdigen Ton an. Auch der Empfang der Familie in Privatkreisen ließ nichts zu wünschen übrig.

Herr Villard beschloß, sich nicht sofort ins Geschäftsleben zu stürzen, vielmehr stellte er sorgfältige Beobachtungen darüber an, wie Kapitalien am zweckmäßigsten und profitabelsten anzulegen seien; gleichzeitig studierte er das Eisenbahngeschäft und andere Unternehmungen, zu denen er eventuell in geschäftliche Beziehungen treten könnte. Er verharrte so lange untätig, daß seine Klienten in Deutschland Symptome der Enttäuschung zeigten. Erst im Frühjahr 1887 bot sich Herrn Villard wieder eine günstige Geschäftsgelegenheit. Er kaufte nämlich die gesamte Ausgabe mehrerer Millionen Prima-Hypothekenbonds einer westlichen Bahn, die er in wenigen Tagen wieder mit großem Profit verkaufte. Eine sonderbare Wendung der Dinge ereignete sich, fast wie ein Wunder könnte man sagen, im Laufe des Sommers, so daß in unglaublich

kurzer Zeit Herr Villard wieder in seiner früheren Größe vor der Öffentlichkeit stand. Die Oregon & Transcontinental Co. war untätig geblieben, behauptete sich aber nach der Krise im Jahre 1883. Die Verwaltung indessen war nicht imstande, auf befriedigende Weise mit der Northern Pacific abrechnen zu können, obzwar sie eine Menge Aktien dieser Bahn in ihrem Besitze hatte. Dazu kam noch, daß sich der Verwaltungsrat der Bahn weigerte, dem gerechtfertigten Verlangen nach einer Repräsentation in dieser Körperschaft zu entsprechen. Die kontrollierenden Parteien der Oregon & Transcontinental Co. bildeten deshalb eine Kombination behufs Änderung des Direktoriums der Northern Pacific gelegentlich der im Herbst stattfindenden jährlichen Wahl. Zu diesem Zwecke vermehrten sie den Vorrat ihrer Northern Pacific-Aktien und damit auch die schwebende Schuld der Gesellschaft. Die Oregon Railway & Navigation Co., deren Aktien noch immer zum größten Teile der Oregon & Transcontinental Co. gehörten, hatte nach dem Jahre 1883 eine Schuld von $ 5000000 in siebenprozentigen hypothekarisch nicht gesicherten Obligationen kontrahiert, welche am 1. April 1887 fällig wurde. Um diese Schuld tilgen zu können, sah sich die Gesellschaft veranlaßt, $ 5000000 fünfprozentiger konsolidierter Hypothekenbonds auszugeben. Die Firma Chase & Higginson in New York hatte im November 1886 $ 4000000 dieser Bonds auf Zeit gekauft, und zwar zu 102 plus aufgelaufener Zinsen, welche Herr Villard vergeblich für seine Klienten in Deutschland an sich zu bringen bemüht gewesen war. Erwähnte Firma ließ die erstandenen Bonds zum öffentlichen Verkauf anbieten, war aber nicht imstande, mehr als $ 700000 an den Mann zu bringen. Da Chase & Higginson keine Bonds mehr haben wollten, ehe die betreffenden Debenturen fällig wurden, borgte die Oregon Railway & Navigation Co. $ 3300000 auf die übrigen Bonds der Oregon & Transcontinental Co. hin, die wiederum Anleihen auf sie negozierte. Als aber Ende August die Geldknappheit begann, war letztgenannte Gesellschaft nicht in der Lage, ihre Anleihen, welche zurzeit fällig waren, zu erneuern. Die Gefahr eines Bankerotts stand der Oregon & Transcontinental Co. unmittelbar bevor, und dieser Bankerott würde die Firma Chase &

Higginſon in Mitleidenſchaft gezogen haben, da ſie für den Reſt der gekauften Bonds haftbar war, und würde auch der Oregon Railway & Navigation Co. die größte Verlegenheit bereitet haben, inſofern ſie Anleihen bei der Oregon & Transcontinental Co. gemacht hatte. Am 27. Auguſt 1887 wurde Herr Villard von Elijah Smith, dem Präſidenten der Oregon Railway & Navigation Co. und der Oregon & Transcontinental Co., der gleichzeitig auch Repräſentant der in Gefahr ſchwebenden Firma war, um Hilfe angeſprochen. Nachdem er Herrn Villard die drohende Sachlage auseinandergeſetzt hatte, bat er ihn um ſofortigen Beiſtand im Betrage von nicht weniger als $ 5000000, wofür er ihm die Oregon & Navigation-Bonds offerierte, die von Chaſe & Higginſon nicht zu 94 genommen worden, ſowie zwanzigtauſend Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. zum Preiſe von 85 minus 4¼ Prozent Proviſion. Im Namen der beiden Geſellſchaften, die Herr Villard ſelbſt gegründet hatte, bat ihn Herr Smith, dieſen ſeine Hilfe angedeihen zu laſſen. Abgeſehen von erwähnten Bedingungen erklärte ſich Herr Smith bereit, Herrn Villard die Leitung der Oregon & Transcontinental und der Oregon Railway & Navigation Co. zu übertragen. Ja, er ging weiter, indem er Herrn Villard zu der nächſten Direktorenwahl der Northern Pacific eine genügende Anzahl Wahlvertreter zur Verfügung ſtellte, um ihn zu ermächtigen, nur ihm erwünſchte Perſonen in den Direktorenrat der Northern Pacific zu wählen.

Welcher Wechſel in ſeiner Lage! Seine erſte Pflicht jedoch war, für ſeine ausländiſchen Klienten zu ſorgen, und nachdem er die günſtigſten Bedingungen erlangt hatte, kabelte er ihnen die Einzelheiten der in Frage ſtehenden Angelegenheiten, wobei er beſonderes Gewicht auf die Notwendigkeit einer ſofortigen Entſcheidung legte, was gleichbedeutend mit einer Kabelanweiſung auf den Geſamtbetrag von $ 5000000 war. Herr Villard hatte nicht geglaubt, daß ein ſolch großer Betrag in ſo kurzer Zeit aufgebracht werden könne, aber zu ſeinem Erſtaunen ſtand ihm innerhalb 36 Stunden in New York die ganze Summe zur Verfügung. So ſchnell war zwiſchen Europa und den Vereinigten Staaten wohl noch nie zuvor ein finanzielles Geſchäft abgeſchloſſen worden.

Die direkte Wirkung, welche dieser Handel auf Wallstreet ausübte, war die, daß der Börsenmarkt vollständig außer Rand und Band gebracht wurde. Die Presse berichtete über dieses Ereignis in der sensationellsten Weise und gefiel sich in der positiven Erklärung, daß das Ereignis nichts weiter bedeute, als daß Herr Villard sofort wieder die Kontrolle über die drei Gesellschaften führen werde. Man sprach von ihm als von dem Eisenbahnkönig, der wieder in seine Herrschaft eingesetzt worden. Glückwünsche per Telegraph und Post trafen in Masse ein.

So überwältigend und verführerisch diese plötzliche Wiedererhebung für ihn auch war, so beobachtete er doch die größte Ruhe und versuchte sich klar darüber zu werden, welche Bedeutung die Wiedereinnahme seiner alten Stellung für ihn haben werde. Er hatte ja die bittere Erfahrung gemacht, wie bald allzu schnell erworbener Reichtum sich verflüchtige, und er kannte die Wankelmütigkeit der öffentlichen Gunst zu gut, um sich noch einmal diesem Schicksal auszusetzen. Nach einigen Tagen reiflicher Überlegung entschloß er sich, keine der ihm angetragenen Stellungen anzunehmen, vielmehr seine gänzliche Unabhängigkeit zu behaupten und sich auch nicht zum Direktor in irgend einer der drei Gesellschaften wiederwählen zu lassen; er wünschte einfach Finanzier zu bleiben. Als er aber seinen Entschluß bekannt gab, wurde von allen Seiten ein gewaltiger Druck auf ihn ausgeübt, diesen zu ändern. Seine intimsten Freunde legten ihm dar, daß er dies nicht nur sich, sondern auch den Gesellschaften schulde, seine frühere Stelle wieder anzunehmen, widrigenfalls er seinem Rufe dauernd schaden werde.

Mehrere Direktoren der Northern Pacific, die bis dahin keine besondere Sympathie für Herrn Villard an den Tag gelegt hatten, suchten ihn jetzt auf und bestürmten ihn, sich wenigstens zum Direktor wiederwählen zu lassen, damit die Gesellschaft, um die es finanziell schlecht bestellt war, seines Rates und Beistandes teilhaftig werde. Schließlich ließ er sich dazu herbei, wieder in den Verwaltungsrat der Northern Pacific einzutreten, nachdem er von seinen deutschen Freunden die Zustimmung zu diesem Schritte sich erbeten und diese auch erhalten hatte. Er hatte die Genugtuung, bei der Jahresversammlung der Gesellschaft nahezu für die Hälfte

des Aktienkapitals zu ſtimmen (365,799 von 754,193), obzwar er ſelbſt nicht eine einzige Aktie beſaß. Sein eigenes Urteil billigte niemals dieſen Schritt, er hielt es für den größten Irrtum, ſich wieder Pflichten den Korporationen gegenüber aufgeladen zu haben. Daß ſein Urteil ein richtiges war, lehrten die nächſten Vorkommniſſe, und bittere Reue ſollte nicht ausbleiben.

Herr Villard fand zunächſt, daß die finanzielle Lage der Northern Pacific eine ſehr traurige war, hauptſächlich aus dem Grunde, weil die Auslagen für den Ausbau der Hauptlinie über die Kaskade-Berge bis zum Puget-Sund weit höher waren, als die Voranſchläge beſagt hatten. Eine andere Urſache war, daß die Interimsſcheine für die Dividende auf Vorzugsaktien, die im Jahre 1882 ausgegeben wurden, demnächſt fällig wurden, und dann noch, daß ein Plan zum Bau einer Anzahl Zweigbahnen, welche nach den verſchiedenen Minenlagern in Montana führen ſollten, angenommen worden war, ein Plan, der in ſeiner Faſſung ſehr viel zu wünſchen übrig ließ. Alle dieſe Urſachen hatten eine große ſchwebende Schuld herbeigeführt, zu deren Fundierung dringende Maßregeln getroffen werden mußten. Entgegen dem ernſtlichen Rate Herrn Villards beſchloß der Aufſichtsrat zu dieſem Zwecke und für laufende Auslagen die Ausgabe von zwölf Millionen Bonds auf eine dritte allgemeine Hypothek. Nach ſeinem Dafürhalten war dieſe Ausgabe ganz unzulänglich und er befürwortete eine große konſolidierte Hypothek für den augenblicklichen und künftigen Bedarf, wurde jedoch überſtimmt. Nichtsdeſtoweniger übernahm er die meiſten der neuen Bonds für ſeine deutſchen Freunde, die ſie auf den einheimiſchen Markt brachten. Zunächſt arbeitete er einen Plan zur Gründung einer neuen Geſellſchaft aus, welche alle Zweigbahnen in Montana an ſich bringen und gleichmäßige Bonds zu einem fixen Preiſe gegen alle ausgeben ſollte. Dieſer Plan wurde von den Direktoren gutgeheißen und trat im darauffolgenden Sommer in Kraft. Herr Villard nahm alle Zweigbahnenbonds, welche für Deutſchland ausgegeben werden konnten, verkaufte ſie aber wieder mit großem Nutzen in dieſem Lande.

Herr Villard hatte ſich für die elektriſche Beleuchtung ſeit ihren erſten Anfängen intereſſiert. Er war einer der erſten

Aktionäre und ein Direktor der ursprünglichen Edison Light Co. gewesen, welche die Patente für Glühlichter erwirkt hatte. Sein Vertrauen auf den unberechenbaren Wert dieser Erfindung war ebenso groß wie das der meisten anderen Aktionäre, so daß er seine Aktien selbst dann nicht verkaufte, als dieselben, deren Nennwert von einhundert Dollars (wovon nur dreißig Prozent eingezahlt worden), auf viertausend gestiegen waren. In Berlin hatte Herr Villard die Bekanntschaft des Herrn Werner Siemens, des berühmten Entdeckers und Erfinders auf elektrischem Gebiet, gemacht, der später das Haupt der Firma Siemens & Halske wurde, sowie die der Leiter der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft der deutschen Reichshauptstadt, die die größte Firma dieser Art in Deutschland wurde. Vor seiner Rückkehr nach New York machte er den Genannten und seinem Konsortium den Vorschlag, deren Interessen mit den seinigen zu verbinden und sich auch in den Vereinigten Staaten auf elektrischem Gebiet zu betätigen, gemeinschaftlich mit den schon bestehenden amerikanischen Interessen. In Verbindung mit bedeutenden Firmen New Yorks und unterstützt von den äußerst wertvollen Ratschlägen des seitdem verstorbenen C. H. Coster, entwarf er einen Plan zur Absorbierung aller Edisonschen Licht- und Fabrikgesellschaften in eine einzige Korporation mit neuem Kapital zur Herstellung elektrischer Apparate im großen Maßstabe. Aus dieser Vereinigung erwuchs die Edison General Electric Co., die im April 1889 mit einem Kapital von $ 12000000 organisiert wurde. Von diesem Kapital besaßen Herr Villard und seine deutschen Freunde mehr als die Hälfte. Er wurde Präsident der neuen Gesellschaft und hatte dieses Amt bis zum Sommer des Jahres 1892 inne. In diesem Zeitraum wurde das Kapital der Gesellschaft auf $ 15000000 erhöht. Noch vor seinem Rücktritt als Präsident erzielten die deutschen Parteien durch den Verkauf ihrer Aktien einen guten Profit. Das Ausscheiden des Herrn Villard war durch die Konsolidierung der Edison General Electric Co. mit der Thomson-Houston Electric Co., aus welcher die General Electric Co. hervorging, bedingt worden, da er mit dieser Verschmelzung nicht einverstanden war. Daß seine Ansicht über diesen Punkt die richtige war, erhellt aus

der Tatsache, daß die General Electric Co. in anderthalb Jahren vorübergehend in die Brüche ging.

Es sei gleich an dieser Stelle erwähnt, daß Herr Villard von vornherein festen Glauben an die Verwendbarkeit der Elektrizität als Triebkraft für den allgemeinen Verkehr hatte, wie er ja auch der Erste war, der den ersten Ozeandampfer mit einer elektrischen Lichtanlage versehen ließ. So wurde auch während seiner Präsidentschaft das elektrische Straßenbahnsystem und das anderer Bahnen beträchtlich entwickelt. Auch war er davon überzeugt, daß mit der fortschreitenden Verwendung der Elektrizität als Triebkraft für Verkehrsmittel dieselbe früher oder später statt des Dampfes in Fabriken und auf den wichtigsten Eisenbahnen eingeführt werden würde. Von diesem Gedanken geleitet, berief er in New York im Januar 1892 eine Versammlung von Elektrotechnikern und Eisenbahnexperten zusammen, um über das Problem zu beraten, den elektrischen Betrieb auf den Endstrecken der Northern Pacific in Chicago, sowie auf einigen der Zweigbahnen der Hauptlinie einzuführen. Die Zweckmäßigkeit der Einführung des elektrischen Betriebs zu damaliger Zeit wurde nicht zugegeben, aber die Ausdehnung des elektrischen Verkehrs hat inzwischen seine Theorie, daß der elektrische Strom schließlich die Oberhand über den Dampf gewinnen werde, fast ganz bestätigt. Eine seiner Errungenschaften war die, daß er sämtliche Straßenbahnlinien in Milwaukee an sich brachte, auf welchen er an Stelle der Pferde Elektrizität treten ließ, worauf er diese Linien mit den Interessen der elektrischen Beleuchtungsgesellschaften zu einer Korporation verschmolz.* Das Resultat war, daß zum ersten Male in den Vereinigten Staaten von einer Zentralstelle aus Licht und Triebkraft für Verkehrsmittel und andere Zwecke verteilt wurden. Diese Kombination hat sich seither zu einer der größten und erfolgreichsten Licht-, Betriebs- und Verkehrsgesellschaften dieses Landes entwickelt.

Höchst ernste und verwickelte Fragen beschäftigten zur Zeit der Wiederwahl Herrn Villards den Verwaltungsrat der Northern Pacific. Diese Fragen betrafen die Verkehrsbeziehungen mit der Union Pacific-Bahn und die Konkurrenz, verursacht durch die Aus-

dehnung des Montana Central-Syſtems (jetzt unter dem Namen Great Northern bekannt) nach Montana hinein. Mittels der Utah & Northern-Linie hatte die Union Pacific das Bahngeſchäftsmonopol in Montana erlangt, welches ſie bis zur Vollendung der Hauptlinie der Northern Pacific innehatte, und opponierte ſelbſtredend jedem Eingriff in ihr Gebiet. Der Bau einer Zweigbahn der Northern Pacific nach Butte, wo der bedeutendere Teil des Verkehrs der Utah & Northern ſeinen Urſprung hatte, führte zu Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Bahnen in jener Gegend. Ein weiterer Zankapfel war der Verkehr im öſtlichen Oregon und öſtlichen Waſhington. Die Leiter der Oregon & Transcontinental Co., die an die Stelle des Herrn Villard getreten, hatten deſſen Idee, die Oregon Railway & Navigation-Bahn zum Ausgang der beiden transkontinentalen Linien bis zu dem pacifiſchen Ozean zu machen, aufgegeben und verpachteten das Bahnſyſtem an eine derſelben, nämlich an die Union Pacific Co. Dadurch entſtanden bedeutende Reibereien, und die Folge waren wirkliche Feindſeligkeiten, indem die eine Geſellſchaft Zweigbahnen durch das Gebiet der anderen nördlich und ſüdlich des Snake-Fluſſes baute. Was die Montana Central-Bahn anbelangt, ſo erblickte Herr Villard in ihr eine große Gefahr, beſonders nachdem James J. Hill öffentlich ſeine Abſicht bekannt gegeben, bis nach Spokane Falls und an den Puget Sund zu bauen. Die exekutiven Leiter nahmen jedoch die beabſichtigte Vollendung der Montana Central-Bahn bis nach Helena nicht ſehr ernſt, vielmehr waren ſie davon überzeugt, daß der dadurch entſtehende Verluſt durch die Förderung des Wachstums des nördlichen Montana ausgeglichen werden würde. Anfangs hatte es den Anſchein, als rechtfertigten die Einnahmen dieſe Vermutung, doch überzeugte ſich Herr Villard nach ſorgfältiger Unterſuchung der Sache, daß es höchſt wichtig ſei, die Vollendung der Konkurrenzbahn bis zur pacifiſchen Küſte zu verhindern. Im Falle, daß ihm dieſes nicht gelingen ſollte, müßte zu energiſchen und wirkſameren Mitteln zur Beſeitigung jeglicher Gefahr für die Northern Pacific gegriffen werden. Wie Herr Villard in dieſer Angelegenheit vorging, wird ſpäter mitgeteilt werden.

In Übereinstimmung mit seinem Plane, das Geschäft mit Case & Higginson dahin nutzbar zu machen, einen dauernden Frieden zwischen der Northern Pacific und der Union Pacific zustande zu bringen, wurden auf seine Veranlassung von den Verwaltungsräten beider Gesellschaften Komitees ernannt, die sich über eine Basis zur Beilegung aller Differenzen einigen sollten, doch wurden die Unterhandlungen in der Hauptsache von Herrn Charles Francis Adams, dem damaligen Präsidenten der Union Pacific, sowie von Herrn Villard geführt. Diese Verhandlungen währten vom Herbst 1887 bis zum folgenden Frühjahr. In dieser Zeit fanden viele persönliche Konferenzen statt, und zwischen den beiden Hauptpersonen wurde ein voluminöser Briefwechsel geführt. Nach Entgegennahme einer Anzahl beiderseitiger Vorschläge wurde ein formeller Vertrag aufgesetzt, der den respektiven Verwaltungsräten zur Gutheißung unterbreitet werden sollte.

Ein doppelter Zweck veranlaßte Herrn Villard, sich nach Deutschland zu begeben. Zunächst wünschte er, da er mit der Gicht behaftet war, nach Karlsbad zu reisen, dann aber war es ihm um eine Unterredung mit seinen finanziellen Stützen zu tun. Seine Besprechung mit letzteren drehte sich in der Hauptsache um seine Stellung zur Oregon & Transcontinental Co. Obzwar er eine Wiederwahl zum Präsidenten abgelehnt und auch nicht in den Verwaltungsrat gewählt zu werden wünschte, war man immer wieder darauf bestanden, seinen Entschluß zu ändern und ihn zu bestimmen, die Leitung der Gesellschaft abermals zu übernehmen. Er glaubte es seinen Freunden schuldig zu sein, ihnen die Angelegenheit zu unterbreiten, weil Anzeichen vorhanden waren, daß die Vorteile der von ihm selbst befürworteten Kombination zwecks gemeinsamer Kontrolle der Union Pacific und Northern Pacific zum Wohle beider den Leitern der Union Pacific in solch günstigem Lichte erschienen, daß sie selbst Verlangen nach der Kontrolle der Northern Pacific durch die Oregon & Transcontinental verspürten. Da die Deutsche Bank sich bereits moralisch verpflichtet hatte, nahezu dreißig Millionen in Bonds der Northern Pacific und der Oregon Railway & Navigation auf den deutschen Markt zu bringen, so war die Aussicht keine sehr erfreuliche, indem die

Union Pacific außer aller Frage die anderen Gesellschaften hauptsächlich zu ihrem eigenen Vorteile verwalten würde. Dies würde auch für die Bank einen Verlust der laufenden Geschäfte der beiden Gesellschaften bedeutet haben, sowie den Verlust des regelnden finanziellen Einflusses über sie, welchen die deutschen Bankiers auszuüben wünschten, wozu sie auch berechtigt waren. So kam man zu dem Entschluß, daß Herr Villard wieder die Präsidentschaft über die Oregon & Transcontinental Co. übernehme. Gleichzeitig sollte zu seinem Rückhalte ein Konsortium gebildet werden, das 75000 Aktien der Gesellschaft anzukaufen und in festen Händen zu halten habe. So wurde denn Herr Villard am 28. Juni 1888, wenige Wochen vor seiner Rückkehr von Deutschland, zum Präsidenten gewählt.

Von Berlin begab sich Herr Villard zur Kur nach Karlsbad. Als er eines Tages einen Spaziergang auf der Hauptpromenade machte, war er nicht wenig überrascht, Herrn Gardiner M. Lane, dem Assistenten des Präsidenten Adams, zu begegnen, der ihn, wie folgt, ansprach: „Ich bin auf speziellen Befehl des Präsidenten Adams gekommen, um Ihnen eine wichtige mündliche Mitteilung zu machen." Herr Villard argwohnte sofort, daß Adams seine Ansicht hinsichtlich der Streitschlichtung zwischen den beiden Gesellschaften geändert habe. Und er hatte sich nicht geirrt. Die Botschaft besagte in der Hauptsache, daß der Vertrag von der Union Pacific nicht unterzeichnet werden könne, es sei denn, daß gewisse Modifizierungen zugestanden würden. Da Herrn Villard diese Modifizierungen unwichtig erschienen, kabelte er alsbald an die Northern Pacific, daß er die Zugeständnisse befürworte. Die Rückantwort auf das Kabelgramm besagte, daß diese bereits gemacht worden, die Union Pacific aber gänzlich von dem Übereinkommen zurückgetreten sei.

Als Herr Villard in New York wieder die Zügel ergriff, sah er sich wider seinen Willen veranlaßt, Offensivmaßregeln zu treffen, nachdem er sich davon überzeugt, daß keine Hoffnung vorhanden sei, mit der Union Pacific ein friedliches Einverständnis zu erzielen. Letztere war bereits zu offenen Feindseligkeiten geschritten, indem sie die Verwaltung der Oregon Railway & Navi-

gation Co. veranlaßt hatte, mit dem Bau neuer Bahnlinien durch das Territorium der Northern Pacific zu beginnen. Um diesem Vorgehen Einhalt zu gebieten, ließ er gegen den Präsidenten und die Direktoren der Oregon Railway & Navigation Co. ein gerichtliches Verfahren einleiten, demzufolge die Genannten daran verhindert werden sollten, „mit den Geldern der Gesellschaft für verschwenderische Bauten Mißbrauch zu treiben". Trotz eines Einhaltsbefehls wurde indessen der Bau der Bahnen nicht eingestellt. Aber die Northern Pacific übte dadurch Wiedervergeltung, daß sie zur Verdoppelung der Zweigbahnen der Oregon Railway & Navigation Co. im südöstlichen Washington antrieb und den Bau einer Linie in Montana begann, um der anderen Gesellschaft das Monopol des Butte- und Anaconda-Minenverkehrs streitig zu machen. Dieser Zustand der Dinge ließ in Herrn Villard und seiner Partei den festen Entschluß reifen, die Kontrolle über die Oregon & Transcontinental Co. gelegentlich der im Juni 1889 stattfindenden Jahresversammlung der Aktionäre zu behalten und mit dieser Kontrolle auch die der Northern Pacific, um so die feindliche Verwaltung der Oregon Railway & Navigation Co. zum Austritt zu veranlassen. Seine Gegner aber nahmen eine herausfordernde Stellung ein und weigerten sich auszutreten, obwohl die andere Seite die Mehrheit der Aktien repräsentierte. Die Partei der Union Pacific war aber ebenfalls entschlossen, sich um jeden Preis in den Besitz der Oregon & Transcontinental zu setzen, einmal zum besseren Schutze ihrer Pacht der Oregon Railway & Navigation-Bahn, dann aber, um ein für allemal zu verhindern, daß die Northern Pacific ihr fernerhin schade. Herr Villard wurde rechtzeitig gewarnt, daß es sich um die Bildung einer höchst mächtigen, gegen ihn gerichteten Kombination handle, zu welcher nicht nur die Partei der Union Pacific gehörte, sondern auch James J. Hill und sein Anhang, sowie mehrere der größten finanziellen Korporationen und leitenden Makler. Herr Villard wurde ebenfalls öffentlich von großen Bankinstituten und Firmen unterstützt, und beide Parteien veröffentlichten Aufrufe zur Vertretung bei der Wahl. Der der Opposition war von Sidney Dillon, Elijah Smith, John H. Hall und Samuel Thomas unterzeichnet.

Wallstreet hatte sich in zwei Lager geteilt, und der Kampf beider absorbierte die Aufmerksamkeit der Finanzwelt geraume Zeit. Beide Lager verstärkten sich durch reichlichen Ankauf von Oregon & Transcontinental-Aktien im offenen Markt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, kaufte auch die große Masse der Spekulanten reichlich von diesen Aktien, und die Folge dieses lebhaften Aufkaufs war ein Steigen der Aktien mit enormen Umsätzen von unter 30 bis auf 64. Ein förmlicher „Corner" war die Folge, welcher um ein Haar eine Krise hervorgerufen hätte. Von Tag zu Tag wuchs die Aufregung bis zum Herannahen des Bücherabschlusses. Es war dies der bitterste Kampf, an welchem Herr Villard jemals beteiligt war, und dazu kam noch, daß er nicht nur beständig sein Augenmerk auf den Börsenmarkt richten mußte, sondern auch eine langwierige Preßkontroverse zu führen hatte. Er war dem bittersten Tadel, den heftigsten Schmähungen ausgesetzt, und dazu gesellte sich noch der Übelstand, daß er mit dem gerichtlichen Einhaltsverfahren zu kämpfen hatte, das von seinen Opponenten gegen ihn eingeleitet wurde. Er hatte nie einen schwereren Kampf bestanden. Er ging jedoch als Sieger daraus hervor, und sein Wahlzettel drang mit absoluter Aktienmajorität durch. Doch das glückliche Resultat war für ihn nur ein geringer Lohn, da der Kampf ihn wieder in höchst unliebsamer Weise vor die Öffentlichkeit gebracht hatte. Er überzeugte sich wieder, wie wohlbegründet seine Befürchtungen unangenehmer Folgen für seine eigene Person gewesen waren, als er abermals zur Macht gelangte. Er warf sich nach Beendigung des Kampfes vor, daß er nicht seinem eigenen besseren Urteil gefolgt und Privatgeschäftsmann geblieben war.

Herr Villard begab sich in Begleitung eines Rechtsbeistandes mittels der Canadian Pacific-Bahn nach Portland, um persönlich den Jahresversammlungen der Aktionäre der Oregon & Transcontinental und der Oregon Railway & Navigation Co. beizuwohnen. Bei seiner Ankunft in Seattle, dessen Einwohnerschaft ihm freundschaftlicher gesinnt war, als die irgend einer anderen Stadt im pacifischen Nordwesten, sah er, daß der gesamte Geschäftsteil der Stadt am vorhergehenden Tage in Asche gelegt

worden war. Der furchtbare Brand hatte alle Nahrungsmittelvorräte zerstört, so daß die ganze Bevölkerung mehrere Tage lang von den Autoritäten öffentlich gespeist werden mußte. In der Tat ein trauriger Anblick! Als er Portland erreichte, wurde ihm mitgeteilt, daß ein Einhaltsbefehl gegen die Abhaltung der Wahlen der Oregon Railway & Navigation Co. erwirkt werden sollte. Dieser Schritt führte zu Unterhandlungen, welche den Verkauf aller Oregon Railway & Navigation-Aktien, welche die Oregon & Transcontinental Company besaß, an die Union Pacific zu annehmbaren Preisen zur Folge hatte. Herr Villard sagte sich, daß diese Lösung für seine Seite die beste sei, da ihm von seinem Rechtsbeistande versichert worden, daß der Pachtvertrag des Oregon Railway & Navigation-Systems nicht zu brechen sei. Ferner wußte er, daß die feindlichen Zweiglinien nördlich des Snake-Flusses fertiggebaut worden, so daß mit ihnen daher als mit vorhandenen Faktoren zu rechnen sei. Mit anderen Worten, die Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. besaßen nicht länger die Macht, die Northern Pacific zu schützen, und hatten daher für die Oregon & Transcontinental Co. ihren Hauptwert verloren. Von diesem Augenblicke an hatte Herr Villard mit der Oregon Railway & Navigation Co., die er ins Leben gerufen, nie wieder etwas zu schaffen.

Nach der jährlichen Wahl der Northern Pacific im September 1889 verblieb Herr Villard noch für die Dauer eines Monats Vorsitzender des Finanzkomitees und erklärte sich dann auf Andringen seiner Freunde bereit, die Vorsitzerschaft des Verwaltungsrates anzunehmen. Dieses Amt war zu dem besonderen Zwecke geschaffen worden, um eine genauere Überwachung der allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft zu ermöglichen, was übrigens die Betriebsleitung nicht mit einschloß, über welche der Präsident und die Spitzen der verschiedenen Departements die Aufsicht führten. Das Wachsen der Einnahmen war während der drei Jahre von 1886—1889 höchst zufriedenstellend gewesen, indem die Gesamteinnahmen von $ 12789448,10 auf $ 19707467,95 gestiegen waren und die Reineinnahmen von $ 5884831,30 auf $ 7843926,48, wogegen die Meilenzahl im Betriebe sich von

2876 auf nur 3419 vermehrt hatte. An der Hand dieses günstigen Ausweises und mit Berücksichtigung des Umstandes, daß die Gesellschaft durch das Eingreifen des Herrn Villard ihren Kredit wiedererlangt hatte, gab sich der neue Vorsitzer der Hoffnung hin, daß seine Aufgabe, Geld für kommenden Bedarf aufzutreiben, keine besonders schwierige sein dürfte. Wie der Bericht des Präsidenten an den Verwaltungsrat besagte, konnte ein stetiger jährlicher Gewinn der Gesamt- und der Reineinnahmen von 15 bis 20 Prozent mit Sicherheit vorausgesagt werden. Diese Prophezeiung bewahrheitete sich denn auch während einiger Jahre. Ermutigt durch diese Prosperität, erschien das Exekutivdepartement vor dem Verwaltungsrat mit einem Vorschlag nach dem andern, der sich auf Verbesserungen der Bahnkörper, die Ersetzung hölzerner Brücken durch eiserne und vermehrten Bestand an Lokomotiven und Waggons, weitere Ausdehnung der Terminalfazilitäten und den Ankauf und Bau neuer Zweiglinien bezog. All dies war nur eine Wiederholung der Erfahrungen, welche man bisher mit allen westlichen Bahnen gemacht hatte, die unter ähnlichen Umständen gebaut worden. Ein fortschrittlicher Geist beseelte den Verwaltungsrat, der ohne Zweifel den Argumenten der Betriebsbeamten und der Ingenieure ein nur zu williges Ohr lieh. Aber es war klar, daß in finanzieller Beziehung die Gesellschaft von ihrer bisherigen Richtung abweichen mußte, um für die in Aussicht genommenen gewaltigen Auslagen das erforderliche Geld auftreiben zu können. Die Finanzverwaltung war seit der Aufnahme der ersten Hypothek sozusagen eine nur oberflächliche gewesen. Diese Hypothek sollte nur zur Bestreitung vorhandener, nicht aber zukünftiger Bedürfnisse dienen. Die Hauptlinie war bereits mit drei separaten allgemeinen Hypotheken belastet worden, wozu noch drei schon vorhandene Hypotheken auf Teile derselben kamen und nahezu ein Dutzend Spezialhypotheken auf Zweigbahnen. Herr Villard beschäftigte sich nun mit dem Problem, einen vielumfassenden Finanzplan auszuarbeiten, wonach nicht nur die momentanen Erfordernisse gedeckt, sondern auch allmählich alle unter den bestehenden Hypotheken ausgegebenen Wertpapiere in eine bestimmte Schuldform absorbiert werden sollten.

Eine allgemeine Hypothek, groß genug, um beiden Zwecken zu dienen, war nach Ansicht des Herrn Villard die einzige praktische Lösung des Problems, und zu dieser wurde auch geschritten. Die Einzelheiten des Planes waren seine Arbeit und die des Finanz- und des Exekutivkomitees. Der Plan ging alsdann den Anwälten der diversen Bahngesellschaften zu. Verschiedene in dem Plane zu ventilierende gesetzliche Fragen waren so verwickelter Natur, daß die Anwälte viele Monate mit deren Lösung zu tun hatten. Am 21. August 1889 aber wurde der Plan, nachdem sich der Verwaltungsrat in verschiedenen Sitzungen damit beschäftigt hatte, endgültig angenommen. In Übereinstimmung damit ordnete man die Ausgabe von nicht weniger als $ 160000000 fünfprozentiger konsolidierter Bonds an, wovon $ 75000000 zur Refundierung von ersten, zweiten und dritten Hypothekenbonds reserviert werden sollten. $ 26000000 waren gegen bestehende Zweigbahnen auszugeben, $ 20000000 zu reservieren für weitere Bahnen und Bahnverlängerungen, $ 20000000 für Endstationen usw., $ 10000000 wurden für Prämien auf auszutauschende oder einzulösende Bonds reserviert und $ 9000000 sollten für allgemeine Zwecke der Gesellschaft ausgegeben werden.

Es war dies die weitaus größte Hypothek, welche jemals bis dahin von einer amerikanischen Bahn aufgenommen worden. Über deren Umfang herrschte allgemeine Verwunderung, und derselbe gab Anlaß zu verschiedenartigen Kommentaren; im ganzen indessen fand die Transaktion eine recht günstige Aufnahme. Der Urheber derselben mußte sich jedoch von der Presse und in geselligen Kreisen allerhand Spötteleien gefallen lassen. Gelegentlich eines Empfanges zu Ehren des Politikers James G. Blaine, mit dem Herr Villard seit nahezu dreißig Jahren sehr gut bekannt war, erkundigte sich Herr Blaine nach dessen Befinden, und als man ihm mitteilte, daß Herr Villard sehr mit Rheumatismus geplagt sei, bemerkte Herr Blaine, es sei wahrlich kein Wunder, wenn ein Mann, der im Stande gewesen, eine Hypothek von $ 160000000 „in Fluß zu bringen", am Rheumatismus leide.

Herrn Villards Freunde in Deutschland hatten sich mit der konsolidierten Hypothek einverstanden erklärt und bewiesen aber-

mals ihr Vertrauen in ihn und in die Northern Pacific, indem sie alsbald $ 6000000 der neuen Bonds kauften und später weitere $ 4500000, welche sie insgesamt auf den einheimischen Markt brachten. Sowohl sein Vertrauen als auch das seiner deutschen Freunde wurde durch die durchaus befriedigende Vermehrung der Einnahmen der Bahn gerechtfertigt, indem es sich aus den Ausweisen der Jahre 1888—1889 ergab, daß die Gesamteinnahmen auf $ 25151544,09 und der Reingewinn auf $ 10211141,91 gestiegen waren. Diese große Zunahme berechtigte zu um so größeren Hoffnungen, als sie trotz der Tatsache erzielt worden, daß der Verkehr auf den Minenzweigbahnen in Montana infolge der Verminderung des Marktwertes des Barrensilbers nachgelassen hatte. Nach Ansicht des Verwaltungrates rechtfertigte der Gewinn sogar die Verteilung einer 6prozentigen Dividende auf bevorzugte Aktien. Bis zum Frühjahr des Jahres 1890 war Herr Villard auf der Höhe seines Erfolges, und nie zuvor waren die Aussichten für ihn erfreulicher und verheißungsvoller gewesen.

Trotz der scheinbaren Klarheit des Horizontes erkannte Herr Villard, daß die Northern Pacific bis dahin einer großen Gefahr durch die Verlängerung der Great Northern Transcontinental-Linie nach Spokane Falls und zum Puget-Sund gegenüberstand. Es wurde Anfangs Winter des Jahres 1889—1890 bekannt gemacht, daß für die Vollendung der Great Northern-Bahn das nötige Kapital aufgebracht worden sei. Trotz ermutigender Versicherungen der Betriebsbeamten der Gesellschaft war Herr Villard überzeugt, daß durch eine durchgehende Konkurrenzlinie, welche, da Arbeit, Material und Ausrüstung jetzt billiger waren, zum halben Kostenpreis der Northern Pacific gebaut werden könne, für die letztere erhebliche Nachteile entstehen müßten. Die Gefahr war um so größer, da seit dem Bruch mit der Union Pacific deren Präsident Charles Francis Adams ein Bündnis mit James J. Hill geschlossen, demzufolge der Great Northern das Benutzungsrecht der Geleise über die Union Pacific von Spokane nach Portland zugestanden worden war. Dieses Bündnis schloß die Möglichkeit, befriedigende Verkehrsabmachungen zu erzielen, vollständig aus. Zur Verhütung ernstlicher Folgen stand der Northern Pacific indessen

doch ein Weg offen, nämlich der, eine Mehrheit der Aktien der St. Paul, Minneapolis & Manitoba-Bahn an sich zu bringen, welche die Great Northern kontrollierte. Nachdem er durch intime Freunde des Herrn James J. Hill in Erfahrung gebracht hatte, daß dieser gewillt sei, seine Aktien und die seiner Freunde zu annehmbaren Preisen zu verkaufen, entwarf Herr Villard einen Plan zur Aufbringung der erforderlichen Gelder, die er auf $ 20000000 schätzte, und zwar mit Hilfe von Hypotheken, gesichert durch Trustbonds, für welche die Northern Pacific Garantie leistete und welche durch die zu erstehenden Aktien sichergestellt waren. Letztere hatten ansehnliche Dividenden abgeworfen, die mehr repräsentierten als die in Aussicht genommene Zinsrate der Collateral Trustbonds. Die Freunde des Herrn Villard in Deutschland waren mit dem Plane einverstanden und waren bereit, die Bonds auf den einheimischen Markt zu bringen. Hierauf begannen die formellen Ankaufsunterhandlungen. Verschiedene Freunde James J. Hills vermochten mit diesem nicht einig zu werden. Endlich machten sich Calvin S. Brice, Genl. Samuel Thomas und Frederick P. Olcott an die Aufgabe. Die beiden letztgenannten sprachen eines Abends zu später Stunde bei Herrn Villard in dessen Wohnung in New York vor und teilten ihm mit, Hill habe sich gelegentlich eines Diners mit ihnen bereit erklärt, eine Majorität der Aktien zu 120 zu verkaufen, und daß man sich geeinigt habe, folgenden Tages im Bureau des Herrn Villard sich einzufinden, um die Kontrakte zu unterzeichnen. Herr Villard versicherte den beiden Herren, die Mitteilung bereite ihm große Freude, fügte jedoch hinzu, daß er sich schon bei früheren Gelegenheiten von dem Wankelmut des Herrn Hill überzeugt habe und daher den Abschluß des Geschäfts bezweifle. Die Herren erhoben gegen diesen Zweifel Einwand und bestanden darauf, daß Herr Hill sein Wort nicht rückgängig machen werde, vielmehr daß er sich bestimmt zu dem Aktienverkaufe entschlossen habe. So verabredete man, folgenden Morgens um 10 Uhr zusammenzutreffen, jedoch war Herr Villard der einzige, der sich zu besagter Zeit einfand. Nachdem Herr Villard eine Stunde vergeblich gewartet, setzte er sich mit Herrn Olcott telephonisch in Verbindung und erfuhr, daß

Herr Hill wieder einmal entschlüpft sei. Erwägt man auf der einen Seite den Zusammenbruch der Northern Pacific, auf der andern den großen Erfolg der Great Northern, so ist es gewiß nicht zuviel gesagt, daß, wenn dieser Plan sich verwirklicht hätte, dies die größte Leistung in der ganzen Laufbahn des Herrn Villard gewesen wäre. Damit wäre eine Epoche unausgesetzter Prosperität für die Northern Pacific herangebrochen, statt deren sie ein zweites Mal dem Bankerott entgegenging.

Außer der konsolidierten Hypothek gelangte ein zweiter sehr wichtiger Vorschlag in den Versammlungen des Verwaltungsrats der Northern Pacific in den Jahren 1889—90 zur Sprache. Diejenigen Direktoren, welche im Jahre 1887 gemeinschaftlich mit Herrn Villard gewählt worden waren, kontrollierten in Übereinstimmung mit den Ansprüchen der Oregon & Transcontinental Co. auf Repräsentation die Wisconsin Central-Bahn und die Terminalgesellschaft, welche zu dem Zwecke gegründet worden, für erstgenannte einen Ausgangspunkt in Chicago zu sichern. Nahe dem Mittelpunkte des Geschäftsteils von Chicago hatte die Terminalgesellschaft eine beträchtliche Anzahl Grundstücke zwecks Erlangung des Wegerechts und zur Errichtung eines Passagier- und Güterbahnhofs erworben, welche bereits ihrer Vollendung entgegengingen. Die in Frage stehenden Direktoren brachten die Angelegenheit betreffs der Pacht der Wisconsin Central- und der Terminalgesellschaft seitens der Northern Pacific vor den Verwaltungsrat, der dieselbe zur weiteren Untersuchung an den Vorsitzer des Exekutivkomitees und die Exekutivbeamten überwies, mit der Weisung, hierüber zu berichten. Damit wurde die allgemeine Frage aufgeworfen, ob es hinsichtlich der anderen Bahnen für die Northern Pacific ratsam wäre, ihren östlichen Endpunkt in Chicago statt in St. Paul zu haben. Gewichtige Gründe wurden für und gegen diese Änderung geltend gemacht. Auch unter den Mitgliedern des Rats machte sich anfangs Opposition gegen die Änderung fühlbar, nachdem aber die Betriebsleiter und die Rechtsbeistände des Verwaltungsrats nach längerer Diskussion, in welcher die Frage in all ihren Einzelheiten gründlich besprochen worden, die Pacht der Wisconsin Central und der Ausgangs-

punkte empfohlen hatten, wurde dieſe in Übereinſtimmung mit einem diesbezüglichen Beſchluſſe am 1. April 1890 gutgeheißen und der Kontrakt abgeſchloſſen. Die Bahnanlagen der Endſtationen wurden als ſeparate Geſellſchaft organiſiert und gepachtet und dieſe erhielt den Namen „Chicago & Northern Pacific“. Bei der Organiſierung beobachtete der Vorſitzer denſelben Plan, der ſich bei der St. Paul & Northern Pacific Co. ſo erfolgreich erwieſen hatte, daß nämlich die Northern Pacific die eine Hälfte der Aktien als Teil der Vergütung für die Pacht erhielt. Man erwartete, daß dieſe Aktien, gleich wie im anderen Falle, ſich als wertvolle Aktiva erweiſen würden. Aber es erwies ſich, daß die hieraus folgenden Schritte, von denen man erwartete, daß ſie für Pächter und Verpächter gleich vorteilhaft ſein würden, ſich als ein großer Irrtum erwieſen, welcher bei der Reorganiſierung der Northern Pacific wieder gutgemacht wurde.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die „Evening Post" und North American Co.

Der finanzielle Erfolg des Herrn Villard mit der Kansas Pacific und der Oregon Railway & Navigation Co. hatte ihn innerhalb weniger Jahre zu einem reichen Manne gemacht, doch war sein Reichtum nicht so gewaltig, wie allgemein angenommen wurde. Sobald es seine Mittel erlaubten, sann er auf Wege, wie er sich seinen Nächsten nützlich machen könne. Was er für sein altes Vaterland getan, ist bereits früher mitgeteilt worden; er war nun bestrebt, ähnliches auch für sein Adoptivvaterland zu tun. Da er selbst Journalist gewesen, so war er sich der Macht der Presse, Gutes und Übles zu vollbringen, wohl bewußt, und so gewann er die ideale Auffassung, daß er der Öffentlichkeit keinen größeren Dienst erweisen könne, als eine Zeitung zu gründen oder eine solche zu erwerben, welche absolut unabhängig sei und offen in ihren Besprechungen aller öffentlichen Angelegenheiten, eine Zeitung, welche die Wahrheit suche und sie befürworte, ohne Rücksicht auf Parteien und andere Umstände, und deren Redaktion solche Fähigkeiten besitze, daß diese Zeitung nicht nur einen lokalen, sondern auch einen nationalen Einfluß ausüben müsse. Diese Idee gestaltete sich zu festem Entschluß, als die Mitwirkung seines Freundes Horace White durch dessen Übersiedelung nach New York gesichert war und nachdem Herr Villard von Carl Schurz die Zusage erhalten, daß er sich freuen würde, einer der Redakteure zu werden, nachdem sein Termin als Minister des Innern abgelaufen sei. Außerdem erklärte sich Herr Edwin L. Godkin bereit, die Sphäre seiner journalistischen Tätigkeit als Redakteur der „Nation" dadurch zu erweitern, indem er sich den genannten bedeutenden Männern anschloß.

Herr Villard hatte zufällig im Jahre 1881 in Erfahrung gebracht, daß der „Commercial Advertiser" in New York zu kaufen sei, und er ermächtigte Herrn Horace White, in Unterhandlungen betreffs des Ankaufs dieser Zeitung zu treten, doch während diese im Gange waren, wurde er benachrichtigt, daß der Anteil des Herrn Parke Godwin an der New Yorker „Evening Post" (und zwar die Hälfte des Aktienkapitals) käuflich sei. Diese Angabe erwies sich als richtig, und kurze Zeit darauf wurde auf seine Rechnung der Kauf durch Herrn White abgeschlossen, der auch einen Teil der Aktien übernahm. Bald darauf erwarb Herr Villard auch das Interesse Isaac Hendersons, und das Aktienkapital der „Nation" wurde gegen Aktien der „Evening Post" ausgetauscht. Eine neue Geschäftsleitung wurde eingesetzt, und die Herren Godkin, Schurz und White übernahmen die Leitung der Redaktion. Herr Villard war stolzer auf diese dreifache journalistische Akquisition als auf irgend einen seiner geschäftlichen Triumphe. Er war überzeugt, daß die „Evening Post" unter solchen Auspizien nicht nur die Mission erfüllen werde, die er angestrebt hatte, sondern daß sie sich auch als eine gute Kapitalanlage erweisen müsse. Da er überzeugt war, daß der Kauf des kontrollierenden Interesses an der Zeitung in die Öffentlichkeit dringen müsse, und daß seiner hervorragenden Stellung in Wallstreet wegen die Zeitung beschuldigt werden könnte, sein persönliches Organ zu sein und seinen finanziellen Interessen zu dienen, daß es ihm also schwer fallen werde, den unabhängigen Charakter des Blattes zu wahren, so entschloß er sich zu einem ungewöhnlichen Schritt. Er entkleidete sich nämlich aller Rechte eines Aktionärs, indem er ein aus drei Vertrauensmännern bestehendes Komitee ins Leben rief, das seinen gesamten Anteil an dem Blatte verwalten und gleichzeitig die Redaktion gegen jegliche Einmischung von anderer Seite schützen sollte. Dieses Verhältnis zu seiner Zeitung, das mit einer förmlichen Verleugnung seiner Eigentumsrechte gleichbedeutend war, hat bis auf den heutigen Tag bestanden und auch nicht eine einzige redaktionelle Zeile ist je von Herrn Villard diktiert worden. Jeder Leser der „Evening Post", die gesamte amerikanische Presse, ja das amerikanische Volk im allgemeinen weiß, daß die Zeitung jenen

hohen Zielen treu geblieben, denen er jedes Opfer zu bringen gewillt war, als er die Kontrolle des Blattes an sich brachte.

Im Jahre 1890 war, wie gesagt, Herr Villard wiederum im Besitze von bedeutenden Mitteln. Seine mit seinen deutschen Klienten betriebenen Finanzoperationen in Eisenbahn- und Elektrizitätspapieren und in anderen glücklichen Kapitalanlagen hatten ihn in den Stand gesetzt, in wenigen Jahren zurückzugewinnen, was er im Jahre 1883 verloren. Sobald die Umstände es ihm gestatteten, fuhr er seiner Gewohnheit gemäß fort, das, was er zu entbehren vermochte, seinen Mitmenschen zugute kommen zu lassen, und so löste er sein Versprechen ein, der Rechtsschule der Universität Harvard eine Schenkung zu machen, ein Versprechen, das er seiner harten Schicksalsschläge wegen nicht früher hatte einlösen können. Er steuerte wesentlich zum Baufonds des Roten Kreuz-Hospitals und der Krankenwärterinnenschule in München bei. Den früheren Schenkungen für das Hospital in Speyer und für das Gewerbemuseum in seiner engeren Heimat fügte er neue hinzu, zeichnete eine beträchtliche Summe für die protestantische Gedenkkirche in Speyer zu Ehren des im Jahre 1529 erhobenen, historisch denkwürdigen Protestes auf dem dortigen Reichstage. Auf seine Kosten ließ Herr Villard eine nach Quellen bearbeitete Geschichte der Stadt Speyer zusammenstellen und drucken und trug außerdem die Kosten der Publizierung eines historischen Werkes über die Pfalz, welches der Geschichtsprofessor Friedrich Menzel in Bonn, ein geborener Pfälzer, geschrieben hatte. Auf Befürwortung des Historikers von Sybel trug er die Kosten für die Studien zweier seiner Assistenten, die in Deutschland und Italien speziellen Geschichtsforschungen oblagen. In New York gab er die Mittel zu einer dreijährigen archäologischen Forschungsreise in Peru, welche Herr A. F. Bandelier unternahm. Das Ergebnis derselben, eine Sammlung von Antiquitäten, machte Herr Villard dem American Museum of Natural History in New York zum Geschenk. Er fuhr außerdem fort, sich durch Beiträge an zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten und an anderen öffentlichen Zwecken zu beteiligen.

Obzwar Herrn Villards geschäftliche Interessen florierten, übersah er doch nicht die große Gefahr, welche dem Lande durch

die bekannte Shermanſche Silbergeſetzvorlage drohte, die damals dem Kongreß vorlag. Auf den erſten Blick erkannte er, daß, falls dieſe Vorlage Geſetzeskraft erhalten würde, in ſehr kurzer Zeit an Stelle der Gold- die Silberwährung treten müſſe. Aus dieſem Grunde machte er die einflußreichſten Bankiers auf die drohende Gefahr aufmerkſam und drang in ſie, eine lebhafte Agitation in der Preſſe und in Waſhington gegen die Vorlage zu inſzenieren. Der Erfolg nach dieſer Richtung hin war aber ein nur ſehr beſchränkter. Er fand kaum einen, der willens war, mit ihm nach Waſhington zu gehen, um dort gegen die Annahme der Shermanſchen Vorlage zu wirken. Schon vor Jahren hatte Herr Villard die Anſicht gewonnen, daß den meiſten Größen in Wallſtreet der nötige Scharfblick in die Zukunft fehle, und daß ſie ſich zu ſehr auf gut Glück verließen. Von der Richtigkeit dieſer Anſicht war er jetzt vollkommen überzeugt. Seine Vorausſagung, ein allgemeiner Krach ſei unausbleiblich nachdem die Vorlage Geſetz geworden, wurde einfach verhöhnt. Das Haupt einer der bedeutendſten Firmen drückte ſich ſogar dahin aus, daß etwas mehr Papiergeld nichts ſchade, vielmehr den Banken dazu dienen könne, Aktien und Bonds los zu werden, die ſie in Ermangelung eines guten Marktes lange genug verwahrt hätten.

Die Loslöſung der Oregon Railway & Navigation Co. von der Oregon & Transcontinental Co., ſowie die durch die konſolidierte Hypothek ermöglichte finanzielle Unabhängigkeit der Northern Pacific machte die Verfolgung eines der beiden Zwecke, zu dem die Oregon & Transcontinental Co. organiſiert worden, unnötig, nämlich den Zweck, den von ihr kontrollierten Geſellſchaften finanziellen Beiſtand zuteil werden zu laſſen. Auf Herrn Villards Empfehlung wurde deshalb beſchloſſen, genannte Geſellſchaft zu abſorbieren, und zwar durch Bildung einer neuen Geſellſchaft, die North American Co. genannt, nachdem die ausſtehenden Bonds der Oregon & Transcontinental Co., welche man gegen Zweigbahnen der Northern Pacific ausgegeben, eingelöſt worden. Dieſe Abſorbierung wurde in merkwürdig kurzer Zeit effektuiert, indem Aktie um Aktie der Oregon & Transcontinental Co. gegen Aktien der North American Co. ausgetauſcht wurde. Dies war im Sommer des Jahres 1890.

Im Frühjahr desselben Jahres brach über Herrn Villards Familie großes Unheil herein. Der jüngste Sohn, ein schöner, talentierter Knabe im Alter von sieben Jahren, hatte eine langwierige Krankheit durchzumachen und starb, nachdem er während anscheinender Rekonvaleszenz einen Rückfall bekommen. Die Familie wurde von dieser Heimsuchung aufs tiefste erschüttert. Freunde Herrn Villards drangen in ihn, sich zur Zerstreuung auf längere Zeit ins Ausland zu begeben, und diesem Drängen nachgebend, reiste er anfangs Juli mit den Seinen nach Europa. Nachdem er mehrere Wochen Irland, England und Frankreich bereist, begab er sich mit seiner Familie nach St. Blasien im Schwarzwald und später nach Freiburg im Breisgau.

Eine höchst alarmierende Kabelnachricht aus Amerika versetzte Herrn Villard plötzlich in die größte Bestürzung. Vor seiner Abreise hatte er sich die erdenklichste Mühe gegeben, seine Privatangelegenheiten und die der Northern Pacific, North American und der Edison General Electric Co. so zu ordnen, daß er während seines Aufenthaltes im Auslande frei von Geschäftssorgen sein könne, und er fühlte sich um so beruhigter, da er wußte, daß die Absorbierung der Oregon & Transcontinental seitens der North American durch Aktienaustausch mit beispielloser Geschwindigkeit vollzogen worden. Das betreffende Kabelgramm besagte, daß sich infolge der Annahme der Shermanschen Gesetzvorlage auf der Börse eine derartige Geldknappheit bemerklich gemacht habe, daß es der North American Co. unmöglich gewesen, fällig werdende Anleihen im Betrage von $ 2000000 zu erneuern. Daher müßte in Deutschland der genannte Betrag auf die Aktiven der Gesellschaft hin aufgebracht werden, sollte ein forcierter Verkauf von Wertpapieren mit großen Verlusten vermieden werden. Diese Botschaft wirkte auf Herrn Villard wie ein Blitz aus heiterem Himmel; aber er begab sich sofort nach Frankfurt und Berlin, um seine Freunde zu veranlassen, das Geld aufzutreiben. Er war erfolgreich und ließ 48 Stunden nach Empfang des Kabelgramms den erwünschten Betrag telegraphisch anweisen. Dies war seine unangenehme erste Handlung als Präsident der North American Co., in welches Amt er kurz vor seiner Abreise gewählt worden war. In Berlin war

es, wo er den erſten Ausbruch des finanziellen Vulkans vernahm, der ſpäter die ganze Welt mit ſeinem Getöſe erfüllte. Er erfuhr nämlich, daß die große Firma Baring Bros. die Zahlungen eingeſtellt habe. Nachdem ihm per Kabel verſichert worden, daß die Geldſendung alles ins richtige Geleiſe bringen werde, kehrte er nach Freiburg zurück, doch erwies es ſich, daß ſeine Hoffnung, fortan der Ruhe pflegen zu können, trügeriſch war. Einige Wochen ſpäter, nachdem das Falliſſement der Barings angekündigt worden, ſtellte man an ihn per Kabel ein zweites, noch dringenderes Erſuchen um mehrere Millionen Dollars mit der Hinzuſetzung, daß ohne das Geld die North American Co. ſich bankerott erklären müſſe. Die Depeſche ſchloß damit, daß ſeine ſofortige Rückkehr nach Amerika dringend geboten ſei. Dieſe zweite Gefahr war für ihn eine noch größere und ſchmerzlichere Überraſchung als die erſte, aber hier galt es, ſofort zu handeln. Herr Villard lud ſeine deutſchen Freunde zu einer Konferenz nach Frankfurt ein, zu welcher dieſelben ſich prompt einſtellten. Wie er erwartet hatte, war dieſes Zuſammentreffen mit ihnen für ihn höchſt peinlich, weil er ihnen auf Grund ſeiner Informationen die feſte Verſicherung gegeben, daß mit der erſten Anleihe die North American Co. aller Schwierigkeiten enthoben ſein würde, und die Folge war, daß anfangs die Herren von einer weiteren und größeren Anleihe nichts wiſſen wollten. Nach zweitägigem eindringlichen Zureden aber wurde die erbetene Hilfe noch einmal bewilligt. Er war ſich aber bewußt, daß das Vertrauen ſeiner Finanzfreunde in ihn erſchüttert war und daß er von ihnen nichts mehr zu erwarten hatte.

Herr Villard weigerte ſich, der telegraphiſchen Aufforderung, nach New York zu kommen, zu entſprechen und kündigte dann ſeinen Rücktritt als Präſident der North American Co. an, nachdem ſich dieſe Aufforderung mehrere Tage nacheinander wiederholt hatte Seine Weigerung, nach New York zurückzukehren, hatte ihren Grund einzig und allein in dem ſchwankenden Geſundheitszuſtande ſeiner Tochter, andernfalls wäre er nur zu ſehr gewillt geweſen, die Reiſe anzutreten, um den ihn Tag und Nacht quälenden Sorgen ein Ende zu machen. Dazu kam noch, daß in Freiburg niemand war, bei dem er Rat hätte einholen können, und daß die Be-

richte über die Zustände in Wallstreet täglich bedrohlicher lauteten. Der schwerste Schlag aber traf ihn schließlich, als die Nachricht eintraf, daß die Firma Decker, Howell & Co., die seit einer Reihe von Jahren seine Hauptagenten waren, am 11. November 1890 mit $ 12000000 Passiva falliert hatte. Am selben Tage kündigten Preßdepeschen an, man mutmaße, daß sein eigener Bankerott dem dieser Firma folgen werde. Damit hatte es allerdings nicht die geringste Gefahr, denn Herr Villard war kein Schuldner der Firma, vielmehr deren Gläubiger in einer beträchtlichen Summe, aber er wußte, daß der Zusammenbruch derselben Gefahr für die North American Co. bedeute, für die sie in die Millionen gehende Anleihen gemacht hatte. Dieser letzte Schlag ließ ihm keine andere Wahl, als nach Amerika zurückzukehren. Ehe er die Reise antrat, besuchte er noch einmal Berlin, wo sich folgender erwähnenswerter Zwischenfall zutrug.

In Berlin empfing Herr Villard in seinem Hotel den Besuch des Adjutanten des Reichskanzlers General Graf Caprivi. Ersterer teilte ihm mit, es sei der Wunsch des Reichskanzlers, mit ihm über amerikanische Verhältnisse zu konferieren. Zwar habe er ihn bisher nicht persönlich kennen gelernt, aber es sei ihm bekannt, daß er eine Autorität in bezug auf amerikanische Angelegenheiten sei. Aus diesem Grunde wünsche der Kanzler mit ihm eine Konferenz über einen wichtigen Gegenstand, welcher Deutschland und die Vereinigten Staaten berühre. Herr Villard erklärte sich sofort bereit, dem Kanzler seine Aufwartung zu machen, und traf denn auch der Abmachung gemäß am Abend desselben Tages mit dem Kanzler in dessen Palais zusammen. Auf Herrn Villard machte Graf Caprivi den Eindruck einer höchst imposanten Persönlichkeit in jeder Beziehung, einer stattlichen, achtunggebietenden Erscheinung mit feinsten Manieren und gewandtem Konversationstalent. Der Gesamteindruck, den er auf jeden machen mußte, war der eines Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, von hoher Gesinnung, strenger Rechtschaffenheit, offen und natürlich, mit schnellem und richtigem Urteil, durchwegs Eigenschaften, welche der Graf tatsächlich besaß. Der Reichskanzler teilte Herrn Villard mit, es sei ihm darum zu tun, sich mit ihm im Vertrauen über ein ernstes

Problem zu beraten, auf welches ſeine Aufmerkſamkeit vor wenigen Tagen gelenkt worden. Die Annahme einer extremen Schutzzollvorlage ſeitens des amerikaniſchen Kongreſſes (die erſte McKinley-Tarifbill) hatte eine der europäiſchen Mächte veranlaßt, die anderen Großmächte darauf aufmerkſam zu machen, daß die Zeit der Wiedervergeltungspolitik gegen die Vereinigten Staaten gekommen ſei. Gleichzeitig hatte ſie den übrigen Mächten eine Konferenz zur Beratung über gemeinſame Offenſivmaßnahmen in Vorſchlag gebracht. Von Herrn Villard wünſchte der Kanzler zu wiſſen, welchen Weg Deutſchland in dieſer Angelegenheit betreten ſolle. Er ſelbſt ſei gegen die vorgeſchlagenen Maßregeln.

Herr Villard erwiderte, daß die Anſicht des Kanzlers nach ſeinem Dafürhalten die richtige ſei. Er ſelbſt als radikaler Freihändler möge vielleicht nicht unparteiiſch urteilen, wohl aber ſei er davon überzeugt, daß die extreme Tarifbill, welche unter verdächtigen Umſtänden Geſetz geworden, in den Vereinigten Staaten ſchnell eine Reaktion im Gefolge haben werde. Auch war er der Anſicht, daß dieſer Rückſchlag in den im nächſten Monat ſtattfindenden Kongreßwahlen Ausdruck finden werde. Er erteilte dem Kanzler daher den Rat, das Reſultat dieſer Wahlen abzuwarten, welches ohne Zweifel die geplante Demonſtration der Mächte unnötig machen würde. Herr Villard erklärte ſich bereit, an gute Beurteiler der politiſchen Lage zu kabeln und ſie über den möglichen Ausgang der Wahlen zu befragen. Die Antwort wolle er dem Kanzler ſofort mitteilen. Graf Caprivi akzeptierte das Anerbieten und folgenden Tages fand ein zweites Interview ſtatt, bei welcher Gelegenheit Herr Villard die Antworten auf ſeine Kabelanfragen vorlegte, welche ſeine Anſichten beſtätigten. Daraufhin ſagte ihm der Kanzler, er werde ſich paſſiv verhalten, und dankte ihm aufs wärmſte für ſeine Liebenswürdigkeit. Da Herr Villard zur Zeit der Kongreßwahlen in Amerika ſich noch in Europa aufhielt, telegraphierte er das Wahlreſultat an den Kanzler, der ſich damals zum Beſuche beim König von Italien in Monza befand. Der Kanzler beantwortete die Depeſche des Herrn Villard mit der Verſicherung, daß er ſich in der Tat als wahrer Prophet erwieſen habe.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Ein Beſuch bei Bismarck. 1890.

Während ſeines zweijährigen Aufenthaltes in Berlin (1884 bis 1886) hatte Herr Villard nicht die perſönliche Bekanntſchaft des Vorgängers Caprivis, des Fürſten Bismarck gemacht. Obwohl er gleich jedem Deutſchen gewillt war, Bismarck als dem Einiger Deutſchlands zu huldigen und die Macht ſeines großen Geiſtes anzuerkennen, hatte er noch immer die ungünſtige Meinung über Bismarcks perſönlichen Charakter und ſeine politiſche Methode vor dem deutſch-franzöſiſchen Kriege, die er in einem Artikel in der „North American Review“ im Jahre 1869 ausgeſprochen, welche damals unter der Leitung James Ruſſell Lowells und Charles Eliot Nortons ſtand. In ſeinem Vorurteil gegen den Reichskanzler war er noch dadurch beſtärkt worden, daß dieſer im Jahre 1879, ſoweit die inneren Angelegenheiten Deutſchlands in Betracht kamen, zu einer reaktionären Politik zurückkehrte, und namentlich beeinflußte ihn deſſen offen bekundete Abſicht, an Stelle des Zolls für Staatsbedürfniſſe einen Schutzzoll treten zu laſſen.

Anfangs Sommer des Jahres 1890, wenige Monate nach der Demiſſion Bismarcks, unterhielt ſich Herr Villard über dieſes Ereignis mit dem ſeither verſtorbenen Ludwig Bamberger, dem bekannten Vertreter der Liberalen im Reichstag und dem Hauptbefürworter der Goldwährung in Deutſchland. Er bemerkte ganz en passant, noch nie mit dem Fürſten Bismarck zuſammengetroffen zu ſein. „Was?“ ſprach Bamberger, „wie kommt das?“ Als Bamberger verſichert wurde, daß Herr Villard zwar ſchon Gelegenheit gehabt, mit Bismarck bekannt zu werden, deſſen Bekanntſchaft

aber nicht gesucht habe, meinte Bamberger, daß er sich die Chance, Bismarck vorgestellt zu werden, nicht hätte entgehen lassen sollen, und fügte hinzu: „Sie wissen wohl, daß ich Ihre Ansichten über den Charakter Bismarcks teile und dessen schwankende Politik im Reichstag bekämpfe. Übrigens habe ich nicht nur allgemeine, sondern auch Privatgründe, ihm gram zu sein, weil er mich mit Geringschätzung behandelt hat, obwohl ich stets weder Zeit noch Mühe gescheut habe, ihm beizustehen, wenn er im Interesse des Gemeinwohls meine Dienste in Anspruch nahm. Vielleicht ist es Ihnen nicht bekannt, daß ich auf sein Ersuchen nach Versailles berufen wurde und dort längere Zeit in betreff der Friedensunterhandlungen mit der provisorischen Regierung Thiers' einer seiner Ratgeber war. Obzwar er eine selbstsüchtige Natur ist und ein Mann ohne feste Grundsätze, ist er dennoch nach meiner Ansicht die bedeutendste Persönlichkeit seiner Zeit und eine der interessantesten. Sein Konversationstalent hat nicht seines gleichen, und ihm eine Stunde lang zuhören zu dürfen, lohnt allein schon eine Reise von Amerika hierher. Ich kann Ihnen nur den dringenden Rat erteilen, Europa nicht wieder zu verlassen, ohne die Bekanntschaft Bismarcks gemacht zu haben." — Herr Villard entschloß sich, diesen Rat zu befolgen. Der Zufall wollte es, daß er folgenden Tages von seinem Schwager, dem General von Xylander, der sich ebenfalls in Berlin aufhielt, dem Prof. Schweninger, Bismarcks Leibarzt, vorgestellt wurde, der, nachdem es so vielen tüchtigen Ärzten nicht gelungen war, den Fürsten vom Rheumatismus und Neuralgie zu befreien, ihn mit Erfolg behandelt hatte, und zwar einfach dadurch, daß er Herr der Willenskraft des Patienten wurde und es dahin brachte, sein übermäßiges Essen und Trinken einzuschränken. Herr Villard fragte, ob sich ihm Gelegenheit bieten werde, in Friedrichsruh vorgelassen zu werden. „Ganz gewiß", antwortete der Arzt, „der Fürst wird Sie sofort willkommen heißen. Sie sind ihm bekannt, und nichts ist ihm lieber, als Männer kennen zu lernen, die in der Welt etwas zustande gebracht haben. Suchen Sie einfach schriftlich um Erlaubnis nach, ihm Ihre Aufwartung zu machen, und Ihr Brief wird prompt beantwortet werden. Ich werde selbst

in wenigen Tagen beim Fürsten sein und hoffe, daß Sie während meiner Anwesenheit kommen werden." Noch am selben Tage richtete Herr Villard ein Schreiben an Bismarck und erhielt die Antwort, daß er allzeit dem Fürsten willkommen sei; er möge die Zeit selbst bestimmen und dann einige Tage bei ihm zubringen. Herr Villard reiste innerhalb 48 Stunden nach Friedrichsruh ab.

Prof. Schweninger und ein livrierter Bedienter empfingen ihn auf dem Bahnhofe, welcher nur wenige hundert Meter von der Residenz des Fürsten entfernt lag. Das Wohnhaus erwies sich als ein höchst einfaches Gebäude und gemahnte eher an eine Dorfschänke in größerem Stil. In der Tat verriet weder das Innere noch das Äußere den Glanz, welchen man bei einem Manne von so großem Ruhm und Reichtum erwarten durfte. Der Gast wurde in ein geräumiges Gemach in der zweiten Etage geleitet und schickte sich eben an, Toilette zu machen, als er feste Tritte sich der Tür nähern hörte. Im nächsten Augenblick schon stand der Fürst auf der Schwelle, hochaufgerichtet, ganz schwarz gekleidet, den schwarzen Schlapphut auf dem Kopfe — dieselbe Tracht, in welcher der Fürst Lenbach zu seinem besten Porträt saß —, einen dicken Spazierstock in der Rechten und gefolgt von zwei mächtigen dänischen Doggen. Der Fürst hieß Herrn Villard herzlich willkommen, und als dieser sich entschuldigte, daß er in Hemdsärmeln sei und dem Fürsten die nasse Hand wohl nicht reichen könne, sagte Bismarck: „Beendigen Sie nur Ihre Toilette. Ich werde mich setzen und wir können uns unterhalten, während Sie sich fertig waschen und ankleiden." Einer der Hunde, unzweifelhaft ermutigt durch die freundlich gesprochenen Worte seines Herrn, näherte sich Herrn Villard, richtete sich auf und legte seine Pfoten auf die Schultern des Gastes und versuchte ihm das Gesicht zu lecken. „Da haben Sie eine zweite herzliche Begrüßung", bemerkte der Fürst und rief den Hund zurück. „Es freut mich wirklich daß Sie gekommen sind", sagte er, „erstens, weil Sie ein Deutscher sind, der es im Auslande zu einer hohen Stellung gebracht hat, ein Erfolg, für welchen ich stets besondere Bewunderung hatte, da ich sehr wohl weiß, wie schwierig es ist, ihn zu erzielen, und

zweitens, weil ich Gesellschaft liebe, und weil Sie der einzige Besuch sind, Schweninger ausgenommen, den ich seit einer Woche empfangen." Als Herr Villard hierüber sein Erstaunen äußerte, sagte der Fürst: „Ja, es ist so, wie ich sage. Tatsächlich stehe ich unter einem förmlichen „Boykott". Seitdem ich meiner Stellung verlustig gegangen, scheut sich jedermann etwas mit mir zu tun zu haben, aus Furcht, das Mißfallen dessen zu erregen, der mich entlassen hat. Früher wurde es mir schwer, die Leute von hier fern zu halten. Jedermann wollte mich sprechen, besonders die Beamten, die meine Protektion brauchten, jetzt aber wagt sich keiner von ihnen an mich heran aus Furcht, sein Name könnte in den Zeitungen erscheinen, und der Kaiser würde lesen, daß dieser oder jener mich besucht hat. Ich weiß, daß Leute täglich hier vorübergehen, die noch vor wenigen Monaten ebensowenig gewagt haben würden, diesen Ort zu passieren, ohne mir ihre Aufwartung zu machen, als sie mir in den Straßen Berlins begegnet wären, ohne mich zu grüßen. Aber ich konnte ja nichts Anderes erwarten, denn Hunde folgen stets dem, der sie füttert." Diese Äußerungen Bismarcks ließen deutlich vermuten, was vor allen anderen Dingen den Geist dieses Mannes beschäftigte, und sie bereiteten Herrn Villard auf das vor, was er in dieser Richtung während seines Aufenthalts noch von ihm hören sollte.

Bismarck geleitete seinen Gast nach Beendigung seiner Toilette zu einer hinter dem Wohnhause gelegenen Veranda, wo beide Platz nahmen. Prof. Schweninger gesellte sich ihnen hinzu, und darauf der Privatsekretär des Fürsten, die Fürstin Bismarck, deren Tochter, die Gräfin Rantzau, nebst ihren Kindern. Als Bismarck die Gichtbildungen an seines Gastes Händen wahrnahm, sagte er: „Wie ich sehe, leiden Sie an Gicht. Wie lange haben Sie sie schon?" Als Herr Villard erwiderte, daß er seit zwanzig Jahren an der Gicht laboriere, deutete der Fürst auf Professor Schweninger und sagte: „Das ist der Mann, der Ihnen helfen kann. Nur ihm habe ich es zu verdanken, daß ich nicht schon längst in den Ruhestand getreten bin. Vielleicht wäre es besser gewesen, hätte ich das getan. Alle anderen Professoren der

Medizin haben ihre Kunst an mir versucht, ohne mir Linderung zu verschaffen. Er allein half und machte mir das Leben erträglich. Ich kann Ihnen nur raten, es einmal mit ihm zu versuchen, wenn er auch ein Tyrann ist und unbedingten Gehorsam verlangt. Es wurde mir schwer meine Lebensweise zu ändern, aber er zwang mich dazu. Ich darf jetzt nur das essen und trinken, was er für gut hält. Sehen Sie nur, wie gutmütig er aussieht! Aber ich sage Ihnen, er kann so grob werden wie ein Altbayer, und von Altbayern stammt er auch ab."

Bismarck erkundigte sich dann nach seines Gastes Jugendjahren in Deutschland, fragte, wie lange er schon in den Vereinigten Staaten lebe, und ließ sich dann von seiner Karriere in Amerika erzählen. Er wünschte von Herrn Villard zu wissen, wieviele Meilen Eisenbahn dieser gebaut habe, wieviel Zeit diese Bahnbauten in Anspruch genommen, wie viele Dampfschiffe unter seiner Kontrolle gewesen, wieviel Arbeiter er beschäftigt habe, wobei er sich höchst verwundert zeigte, zu hören, daß darunter fünfzehntausend Chinesen waren. Bismarck bemerkte: „Na, da haben Sie ja ein ganzes Armeekorps unter sich gehabt!" Der Fürst fragte ferner, wieviel Kapital Herr Villard aufgebracht und auf welche Weise, und erkundigte sich nach dem relativen Arbeitswerte der Weißen und der Chinesen. Weiter wünschte er zu erfahren, ob er die Stadt Bismarck in Dakota nach ihm benannt habe, worauf Herr Villard erwiderte, daß diese Stadt längst vor seiner Verbindung mit der Northern Pacific-Bahn gegründet und getauft worden. Bismarck erinnerte sich, daß er seinerzeit telegraphische Grüße aus dieser Stadt von den deutschen Teilnehmern an der Exkursion bei der Eröffnung der Northern Pacific-Bahn erhalten habe, und knüpfte hieran die Frage, ob die Stadt eine Zukunft habe. In Erwiderung hierauf mußte Herr Villard gestehen, daß sie gegenwärtig nicht eben prosperiere, und er fügte hinzu, daß das Wachstum der Hauptstädte der verschiedenen amerikanischen Staaten in der Regel ein langsames sei. Bismarck war dies, nach den gegenteiligen Erfahrungen, welche man in dieser Beziehung in Europa gemacht hatte, unverständlich. Er bemerkte, daß das, was sein Gast im Auslande vollbracht, er nimmermehr

im alten Vaterlande hätte zuwege bringen können, weil man dort an der Tradition hänge und vom Althergebrachten nicht lassen wolle, wie dies in alten Ländern üblich. Auf die Frage, ob Herr Villard, als Ausländer von Geburt, bei seinen Unternehmungen nicht auf das Vorurteil der eingeborenen Amerikaner gestoßen sei, antwortete dieser, er habe im Gegenteil gefunden, daß ihm seitens der Eingeborenen die hauptsächlichste finanzielle und anderweitige Unterstützung geworden. Er fügte hinzu, daß es auf der ganzen Welt kein zweites Volk gebe, das so viel Unternehmungsgeist und Energie besäße, als das amerikanische, das diese Eigenschaften aber auch an anderen zu schätzen wisse. Der Fürst machte hierauf die Bemerkung, es sei ihm nicht unbekannt, daß das amerikanische Volk das fortschrittlichste in der Welt sei, wofür er ihm seine große Bewunderung zolle, neu sei ihm aber, daß es so frei von nationalen Eifersüchteleien sei und die Verdienste anderer so willig anerkenne. Ein Gabelfrühstück machte diesem Gespräch ein Ende. Am einen Ende des Tisches saß der Fürst, am entgegengesetzten die Fürstin. Bismarck zur Rechten saß Herr Villard, zu seiner Linken Prof. Schweninger. Die übrigen Tischgäste waren der Privatsekretär und die Familie Rantzau. Etwa sechs Fuß hinter dem Fürsten lagen, langausgestreckt, dessen beide Doggen nebeneinander, aufmerksam den Vorgängen an der Tafel folgend, doch rührten sie sich erst gegen das Ende des Mahles. Auf ein Zeichen ihres Herrn erhoben sie sich und setzten sich zu beiden Seiten Bismarcks nieder, worauf er ihnen von Zeit zu Zeit einen Bissen in den weitgeöffneten Rachen warf. Das Tischgespräch drehte sich um Allgemeinheiten, doch sei hier ein amüsanter Zwischenfall erwähnt. Der Fürst hatte ein Glas leichten Rheinweins getrunken und verlangte ein zweites. Schweninger erhob sofort Einwand und sagte: „Durchlaucht, Sie haben bereits gehabt, was Ihnen für eine Mahlzeit zukommt, und mehr dürfen Sie nicht haben!“ Bismarck sah Herrn Villard an und sagte mit komischem Ernst: „Sehen Sie, wie ich behandelt werde? Ich muß mich unterwerfen, aber zuweilen, wenn mein Zensor nicht hier ist, schlage ich über die Stränge. Er weiß dies nicht, aber ich sage es ihm jetzt — und hier lachte der Fürst in

sich hinein —, daß ich meinen letzten Geburtstag bei mehreren Flaschen Wein und verschiedenen Glas Bier gefeiert habe." „Ja, ich weiß", sagte Schweninger, „und als ich einige Tage später hierherkam, beschwerten Sie sich schrecklich über Ihre neuralgischen Schmerzen."

Nach dem Mahle zog sich Bismarck zu seinem Nachmittagsschläfchen zurück, nachdem er Herrn Villard zu seiner üblichen Spazierfahrt um 4 Uhr eingeladen. Genau zur festgesetzten Zeit traten die Beiden die Spazierfahrt durch den bekannten Sachsenwald an, ein größeres Gehölz in der unmittelbaren Umgebung des Bismarckschen Landsitzes. Dieser Wald besteht in der Hauptsache aus riesigen, alten Eichen, frei von jedem Unterholz, zwischen welchen der Wagen wie unter einem Baldachin dahinfuhr, bald dem Wege folgend, bald ohne diesen zu berücksichtigen.

Nachdem Bismarck sein Anwesen beschrieben hatte, bediente er sich der englischen Sprache, „damit dieser Kerl" (dabei deutete er auf den Kutscher) „uns nicht verstehen kann", und er überraschte seinen Begleiter durch die Geläufigkeit, mit der er sich des fremden Idioms bediente, das nur einen geringen Akzent verriet. Er begann mit den Worten: „Seitdem man mich aus dem Amt mit dem Stiefel hinausgeschoben" („Since I have been kicked out of office"), ein Ausdruck, welcher Herrn Villard so erstaunte, daß er den Fürsten um Erlaubnis bat, ihn unterbrechen zu dürfen, und sagte: „Durchlaucht, das ist ein Amerikanismus, wo haben Sie den her?" Bismarck antwortete, er wisse sich nicht zu entsinnen, wo er ihn her habe, aber der Ausdruck bezeichne seinen Fall ganz genau, indem die Art seiner Demission der Anwendung einer Stiefelspitze gleich gewesen sei. Dann schickte er sich an, die Geschichte seiner gewaltsamen Amtsenthebung zu erzählen. Es folgte eine halbe Stunde lang ein solch ungehemmter Strom scharfen Witzes, schneidenden Sarkasmus' und bitterer Verurteilung, wie ihn Herr Villard nie zuvor und niemals wieder gehört. Es war eine eigenartige Mischung von Beredsamkeit und ungezwungener Plauderei. Die Stimme Bismarcks schien nicht so tief und kräftig zu sein, wie man nach seiner Statur hätte schließen können, aber sie hatte einen angenehmen Klang. Aus seinen Worten ging

hervor, wie tief er das ihm nach seiner Ansicht erwiesene Unrecht und den Undank empfunden haben mußte. So erzählte er als Beweis der ungerechten Behandlung, was er getan, um die Nation zu einen und das Ansehen der Dynastie der Hohenzollern zu mehren. Rückhaltlos war seine Behauptung bezüglich seiner eigenen Verdienste als Einiger Deutschlands, und fast spöttelnd, ja sogar verächtlich, setzte er andere der handelnden Personen in dem historischen Drama seiner Zeit herab, darunter selbst den alten Kaiser Wilhelm, den unglücklichen Kaiser Friedrich und die Kaiserinnen Augusta und Friedrich. Er ergoß sich in den heftigsten Anklagen, als er auf den jetzigen Kaiser und auf einige seiner Minister zu sprechen kam, die er für seinen Sturz verantwortlich machte. Die Ausdrücke, deren er sich gegen diese bediente, setzten Herrn Villard nicht nur ins höchste Erstaunen, sondern brachten ihn in große Verlegenheit, weil er mit den Ministern bekannt geworden war, gegen die der Zorn des Fürsten sich richtete. Glücklicherweise wartete Bismarck keine Zustimmung ab, vielmehr fuhr er zu reden fort, bis sich seine zurückgehaltene Wut erschöpft hatte. Nachdem er seinen Gefühlen freien Lauf gelassen, bemerkte er: „Es war für mich eine wahre Erholung, Gelegenheit gehabt zu haben, rückhaltlos mit einem Gentleman zu sprechen, der, wie ich sicher bin, mein Vertrauen ehren wird."

Ganz abgesehen von dieser Verpflichtung waren einige der Äußerungen, welche der Gast zurzeit gehört und niedergeschrieben, so außerordentlich, daß, falls er sie wiederholen wollte, deren Wahrheit bezweifelt werden würde.

Das Gesicht des Fürsten während dieser Philippika war eine Studie. Jede Ader und Muskel desselben verriet seine furchtbare Aufregung. Seine buschigen Augenbrauen waren in beständiger Bewegung. Ganz besonders ausdrucksvoll aber waren die geistsprühenden, wunderbaren Augen. Wer jemals in Bismarcks Nähe gewesen, wird die Geistesgröße dieses Mannes tief empfunden haben, die sich in seinen großen graublauen Augen spiegelte. Nimmermehr kann man deren sprühenden Glanz und die aus ihnen hervorschießenden, durchbohrenden Blicke vergessen. Diese Augen schienen unfähig, Zärtlichkeit auszudrücken, und deren stahlähnliche

Härte flößten ein gewisses Schaudern vor dem großen Geiste, dem unbeugsamen Willen, dem herausfordernden Mut und der feurigen Energie dieses Mannes ein. Was das Innere des Kanzlers bewegte und was sich blitzartig in diesen Augen wiederspiegelte, nämlich gekränkter Stolz, verletzter Ehrgeiz, durchkreuzte Selbstsucht und schließlich und hauptsächlich der Verlust seiner absoluten Macht —, alles dies war in diesen Augen zu lesen, und daß Herr Villard es gelesen, erachtete er sein Leben lang als ein beneidenswertes Privilegium.

Bismarck lenkte das Gespräch auf andere Dinge, nachdem sein Zorn auf der nahezu zwei Stunden währenden Spazierfahrt verraucht war. Er erkundigte sich über das materielle Gedeihen der Vereinigten Staaten und bemerkte nebenbei, längst schon von dem Wunsch beseelt gewesen zu sein, alles dies mit eigenen Augen zu schauen. Selbstredend wäre vor seinem Rücktritte an einen Besuch der Vereinigten Staaten nicht zu denken gewesen, seither aber habe er ernstlich daran gedacht, das Anerbieten der Hamburger Linie anzunehmen und den Atlantischen Ozean auf dem nach ihm benannten Dampfer zu durchkreuzen. Allerdings müsse er die Schwierigkeiten überwinden, welche ihm die Fürstin und Dr. Schweninger in den Weg legen würden, um ihn an der Reise zu verhindern. Als Herr Villard ihm versicherte, daß sein Besuch sowohl von Amerikanern wie von den Deutschen Amerikas mit freudigem Enthusiasmus begrüßt werden würde, antwortete Bismarck: „Das ist es ja gerade, weshalb meine Frau und mein Arzt von dieser Reise nichts wissen wollen. Und ich muß selbst zugeben, daß ich die Anstrengungen fürchte, welche mir durch die zu erweisenden Aufmerksamkeiten nicht erspart bleiben würden, so daß ich am liebsten in strengstem Inkognito reisen möchte.“ Der Fürst fragte alsdann seinen Begleiter, ob die Union trotz ihrer großen Raumausdehnung zusammenhalten werde, ungeachtet des ungeheuren Wachstums der Bevölkerung, der freien Zulassung der einwandernden Massen und in Anbetracht der Verschiedenheit des Klimas und anderer lokaler Interessen. Die stetig zunehmende auf Millionen sich belaufende farbige Bevölkerung und den daraus resultierenden Rassenhaß erachtete er als eine ernste und per-

manente Gefahr. Herr Villard entgegnete hierauf, daß niemand das Schickſal der amerikaniſchen Republik in den kommenden Generationen und Jahrhunderten vorausſagen könne, doch müſſe zugegeben werden, daß das Experiment, einen Bund von verſchiedenen Gemeinweſen mit abſolut demokratiſchen Inſtitutionen aufzubauen, im großen und ganzen ſowohl in politiſcher, als auch in materieller Beziehung ein höchſt bedeutender Erfolg geweſen ſei. Ohne Zweifel werden die Regierungsprobleme ſowohl in der Union als auch in den verſchiedenen Staaten immer verwickelter und ſchwieriger, und mit der Löſung dieſer Probleme dürfte es erſt recht ſeine Schwierigkeiten haben, wenn die Bevölkerung auf Hunderte von Millionen angewachſen ſei. Selbſt jetzt werden ſchon Symptome einer Dekadenz wahrgenommen, zwar keiner materiellen, wohl aber einer moraliſchen Dekadenz; derartige Verirrungen im Volke aber haben, wie die Welt geſehen, früher oder ſpäter ſtets zu einer Rückkehr auf den richtigen Weg geführt. Sicher könne man viel von einem Volke erwarten, das mit Erfolg den Krebsſchaden der Sklaverei aus ſeinem Körper herausgeſchnitten habe, obzwar es eine Million Menſchenleben und Tauſende von Millionen Dollars gekoſtet.

Bismarck gab die Richtigkeit dieſer Ausführungen zu und ſagte, daß für Amerika eine demokratiſche Regierungsform ebenſo natürlich, wie für Deutſchland eine monarchiſche, ja die einzig zweckmäßige ſei. „Lebte ich in Amerika“, bemerkte der Fürſt, „ſo würde ich auch Republikaner ſein.“ Herr Villard geſtattete ſich die Frage, ob Bismarck mit den Erfolgen des allgemeinen Stimmrechts zufrieden ſei, deſſen unmittelbare Annahme nach der Bildung des Deutſchen Reiches als die politiſche Baſis des nationalen Lebens für einen der kühnſten, wenn nicht als der kühnſte Coup in ſeiner Laufbahn bezeichnet wurde. Der Fürſt erwiderte: „Es könnte gerade nicht behauptet werden, daß die Reſultate des allgemeinen Stimmrechts ſich durchaus zufriedenſtellend erwieſen, aber ich habe es ſtets als einen gerechten Begleiter und als eine Entſchädigung für die allgemeine Heeresplicht des deutſchen Volks angeſehen. Auch war die Annahme des Geſetzes als eine Art Kitt zum Ausbau des Kaiſerreichs, ſowie als

ein Mittel zur Überwindung der ererbten Zentrifugaltendenzen einiger unſerer kleineren Potentaten und Volksſtämme geradezu unentbehrlich.“ Die Sozialdemokratie erachtete er als den ſchlimmſten Auswuchs des allgemeinen Stimmrechts, und es ſei ſeine feſte Überzeugung, daß früher oder ſpäter der Staat dieſes Übel werde gewaltſam beſeitigen müſſen.

Höchſt angenehm war es Herrn Villard, daß das Geſpräch auch auf den gemeinſamen Freund beider, Herrn Carl Schurz, gelenkt wurde. Bismarck ſagte, daß nicht nur die glänzende öffentliche Karriere Schurz' in Amerika, ſondern auch deſſen perſönliche Eigenſchaften, die er bei verſchiedenen Anläſſen kennen gelernt, ihn mit Bewunderung für ihn erfüllten. Es ſei ſehr zu bedauern, daß ein Mann wie er dem Auslande und nicht ſeinem eigenen Lande diene. Gerade dieſen Typus eines Mannes habe Deutſchland nötig an Stelle der „Geheimratgattung“, welche ihm ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte. Bismarck ſagte, er könne nicht verſtehen und es ſei ihm nicht leicht begreiflich zu machen, warum ein ſolcher Mann dem öffentlichen Leben nicht erhalten bleibe. Er bezeichnete es als einen entſchiedenen Fehler im öffentlichen Leben Amerikas, daß die Wahlfähigkeit von Senatoren und Repräſentanten von deren Seßhaftigkeit in den reſpektiven Staaten und den Diſtrikten, die ſie repräſentieren, abhängig ſei. Auf dieſe Weiſe würden nur Vertreter von lokaler, nicht aber von nationaler Bedeutung erzeugt. Dagegen erfreuten ſich die engliſchen und deutſchen Stimmgeber des Privilegiums, irgendeinen ihrer Landsleute als geeigneten Kandidaten aufſtellen zu können, ohne Rückſicht auf deſſen Wohnſitz, und auf dieſe Weiſe die Elite der Nation dem Parlament zuzuführen.

Nach beendigter Spazierfahrt zog ſich Bismarck mit ſeinem Sekretär in ſein Arbeitszimmer zurück, um ſeine Aufmerkſamkeit der eingelaufenen Korreſpondenz zu widmen, eine Arbeit, welche bis zum Abendeſſen währte. Nach der Mahlzeit verſammelte ſich die ganze Familie um ihn in dem geräumigen Geſellſchaftszimmer. Bismarck nahm in einem bequemen Armſeſſel Platz und ließ ſich die bekannte lange altväteriſche deutſche Pfeife reichen. Dieſelbe wurde für ihn mit einem Fidibus angeſteckt, worauf er mächtige

Rauchwolken mit augenſcheinlichem Behagen vor ſich hinblies. Einem Patriarchen gleich ſaß er da und ließ ſich die telegraphiſchen Nachrichten aus den Morgen- und Abendblättern vorleſen. Er hörte aufmerkſam zu und machte hin und wieder Kommentare über die Tagesereigniſſe. Die Klarheit und Offenheit ſeiner treffenden Bemerkungen bereiteten Herrn Villard einen wahren Genuß. Dieſelben führten zu keiner Diskuſſion, die er nicht herausforderte, und ſo gab ſich jedermann zufrieden, ihm zuzuhören. Irgend ein Paſſus einer Zeitung veranlaßte den Fürſten zu einigen intereſſanten Bemerkungen über die Stellung Deutſchlands zu Rußland. Er war ſtets bemüht geweſen, ſagte er, im Intereſſe Deutſchlands ein gutes Einvernehmen mit Rußland aufrecht zu erhalten, und er befürchtete beſtändig, daß unter dem neuen Regime in Berlin die Stellung ſeines Vaterlandes in dieſer Beziehung eine ſchlimme Wendung nehmen könne. Dr. Schweninger brach die Abendunterhaltung leider zu früh mit der Bemerkung ab, daß es Zeit für den Fürſten ſei, ſich zurückzuziehen. Der Arzt geleitete ihn in ſein Schlafgemach, um ihn auf irgendwelche Weiſe in Behandlung zu nehmen. So war denn auch Dr. Schweninger ſtets der erſte, der den Fürſten des Morgens zu ſehen bekam. Einen aufmerkſameren und gewiſſenhafteren Arzt als Dr. Schweninger gab es wohl nie. Er wohnte nicht in Friedrichsruh, ſondern hatte ſeinen Wohnſitz in Berlin. Seine erfolgreiche Behandlung des Fürſten brachte ihm eine bedeutende Praxis ein, die ſich auf ganz Europa erſtreckte. Unter ſeinen Patienten befanden ſich mehrere gekrönte Häupter einſchließlich des Sultans, ſowie eine Anzahl Prinzen und Mitglieder der höchſten Ariſtokratie, ſo daß er ſeine Zeit zumeiſt auf der Eiſenbahn zubrachte. Aber wo er ſich auch befand, niemals unterließ er es, wenigſtens einmal im Monat den Fürſten zu beſuchen; alsdann hielt er ſich mehrere Tage in Friedrichsruh auf. Wenn er ſich in Berlin aufhielt, war er ſtets zur Verfügung Bismarcks, und oft beſuchte er ihn wöchentlich einmal. Dr. Schweninger ließ ſich niemals für ſeine Dienſte honorieren, aber Bismarck, der beſtändig ſeines Lobes voll war und ſeine Schuld ihm gegenüber laut anerkannte, belohnte ihn auf andere Weiſe, indem er ihm eine Profeſſur an der Berliner

Universität verschaffte und dafür sorgte, daß ihm Titel und andere Auszeichnungen zuteil wurden.

In jener Nacht war Bismarck von neuralgischen Schmerzen gequält, so daß er den nächsten Vormittag im Bette zubringen mußte, was ihn jedoch nicht abhielt, mit seinem Sekretär zu arbeiten. Gegen Mittag erschien er auf der Veranda. Er sah so wohl aus wie tags zuvor und war bereit, sich auf eine Unterhaltung einzulassen. Der zweite Tag des Aufenthalts Herrn Villards war eine Wiederholung des ersten, d. h. auf das Mittagsmahl folgte eine Spazierfahrt und nach dem Diner kam wieder ein Abendgespräch im Wohnzimmer. Sowohl während der Spazierfahrt, als auch zu Hause war die Konversation des Fürsten äußerst gehaltvoll, originell und geistsprühend. Er unterhielt seinen Gast mit Reminiszenzen aus dem preußisch-österreichischen und dem deutsch-französischen Kriege und sprach des längeren über seinen denkwürdigen Aufenthalt in Versailles während des letztgenannten Krieges, sowie über die Friedensunterhandlungen mit Thiers und Jules Favre, von den Wehen, welche die Geburt des deutschen Kaiserreichs begleiteten, und von der tiefen Demütigung der Franzosen durch die im großen Palast Ludwig XIV. erfolgte Proklamation. Es war dies *seine* Idee gewesen. Alles dies erzählte der Fürst in der ihm eigenen, unnachahmlichen Weise. Da alle diese Dinge in seinen Memoiren niedergeschrieben sind, ist eine Wiederholung unnötig. Seine Erfahrung aber mit dem nahegelegenen Hamburg — „seinem größten und besten Nachbar", wie er diese Stadt nannte — gab er mit großem Gusto zum besten, und sie sei hier mitgeteilt. Als er den Vorschlag machte, Hamburg dem deutschen Zollgebiet einzuverleiben, wurden die Hamburger mit bitterem Haß gegen ihn erfüllt, denn sie sagten sich, daß, wenn ihre Stadt das Prestige einer Freistadt verliere, dies gleichbedeutend mit ihrem Ruin wäre. Aber der Status eines Freihafens mit einer Zollzone innerhalb seiner Grenzen hatte nicht nur keine Verminderung der Prosperität Hamburgs zur Folge, sondern erhöhte dieselbe. Daraufhin wurde Bismarck, der Gehaßte, der vergötterte Wohltäter der alten Hansestadt.

Herr Villard verabschiedete sich von dem Fürsten am zweiten Abend, da er am folgenden Morgen die Heimreise antreten wollte,

noch ehe Bismarck ſich erhoben hatte. Er drückte ſeinem Gaſtgeber ſeinen tiefgefühlten Dank für die ihm erwieſene Ehre aus, worauf Bismarck ihm verſicherte, daß er ihm jederzeit willkommen ſein würde. Herr Villard verließ Friedrichsruh mit der feſten Überzeugung, daß Bismarck nie und nimmermehr denen verzeihen werde oder könne, die ſeine gewaltſame Machtenthebung verurſacht, daß er unauslöſchlichen Haß gegen ſie empfinde und daß irgend eine ſcheinbare Verſöhnung mit dem neuen Regime nur eine erkünſtelte ſein könne, nie aber eine wirkliche. Sein Rachedurſt indeſſen ſollte niemals in ſeinem Leben geſtillt werden.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Die letzten Jahre. 1890—1900.

Anfangs Dezember des Jahres 1890 traf Herr Villard in New York ein. Infolge der Zahlungseinſtellung der Firma Decker, Howell & Co. war die North American Co. tatſächlich inſolvent, einem wirklichen Bankerott aber war von den Hauptgläubigern dieſer Geſellſchaft vorgebeugt worden, die, zu einem Komitee organiſiert, ſchleunige Rückzahlung der Anleihen ſicherten, indem ſie die Aktiva der Geſellſchaft zum Verkauf auf offenem Markt brachten. Herr Villard fand, daß die Schulden der Geſellſchaft bis auf zwei Millionen reduziert worden, daß ſie aber durch den forcierten Verkauf des größten Teils ihrer Aktiva mit beträchtlichen Verluſten bedeutend geſchwächt worden war. Sie war erſchöpft und auf Jahre hinaus zur Untätigkeit verurteilt. Alles, was er in dieſer Sache tun konnte, war, das wenige Übriggebliebene der Geſellſchaft zuſammenzuhalten. Es war für ihn keine Überraſchung, daß der Zuſammenbruch der North American Co. ſein Preſtige kaum weniger beeinträchtigt hatte, als die Kriſe im Jahre 1883. Durch ſeine Abweſenheit in Europa fühlte er ſich jeder Verantwortlichkeit hinſichtlich der neuen Kataſtrophe enthoben, dennoch aber war er den heftigſten Angriffen und Beleidigungen ebenſo ausgeſetzt, als ob er die Kalamität herbeigeführt hätte, obwohl er in Wirklichkeit alles getan, um die Geſellſchaft zu retten. Dieſer neue Zuſammenbruch entmutigte ihn vollſtändig und er entſchloß ſich, alle ſeine Stellen in Verbindung mit den diverſen Korporationen niederzulegen und möglichſt bald von allen Geſchäften zurückzutreten. In ſeinem Entſchluſſe wurde er noch durch die feſte Überzeugung unterſtützt, daß das Shermanſche Silberwährungsgeſetz

bald großes Unheil über das gesamte Land bringen werde. Deshalb war er vornehmlich darauf bedacht, seine persönlichen Interessen und die seiner deutschen Freunde nach Kräften zu wahren, ehe die Kalamität hereingebrochen. Im Januar 1891 richtete er an seine Freunde in Deutschland ein Schreiben, in welchem er ihnen seine Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Etablierung der Silberwährung auseinandersetzte. Er riet ihnen ernstlich von allen langen Engagements ab und drang in sie, ihre Kapitalanlagen in Amerika möglichst flußbar zu halten. Gleichzeitig benachrichtigte er sie, er könne in Anbetracht der bevorstehenden Gefahr einer Silberwährung nicht länger die Verantwortlichkeit übernehmen, sie zur Anlage deutschen Kapitals in Amerika zu veranlassen. Aus diesem Grunde betrachte er seine geschäftlichen Beziehungen mit ihnen als beendet. Anfangs hielt man den Inhalt dieses Briefes für übertrieben, doch nach der Krise im Jahre 1893 wurde ihm vielseitiges Lob dafür, diesen Brief geschrieben zu haben.

Die Northern Pacific hatte sich vor der Rückkehr Herrn Villards während der gefahrvollen Monate glücklich über Wasser gehalten. Da er es aber für ratsam hielt, sie durch Umwandlung der kurzen in lange Anleihen zu schützen, wirkte er in diesem Sinne und brachte ein internationales Konsortium zu diesem Zwecke zustande. Ende des Monats Februar hatte er für die verschiedenen Korporationen das Möglichste getan; spät im März reiste er zu seiner Familie nach Cannes und verblieb in Europa bis zum Hochsommer. Dort wurde er durch keinerlei unangenehme Berichte gestört und auch nach seiner Rückkehr stellten sich keine unliebsamen Verwicklungen ein. Die Northern Pacific schien im Gegenteil an Stärke gewonnen zu haben. Ihre Gesamt- und ihre Reineinnahmen während des Jahres 1890—91 betrugen $ 25151544,09, respektive $ 10211141,91. Es war dies der günstigste Rechnungsausweis seit Vollendung der Hauptlinie, indem sich seit 1884—85 die Gesamteinnahmen mehr als verdoppelt und der Reingewinn nahezu verdoppelt hatte. Am 27. und 28. April hielten sich Herr Villard und seine Familie, mit Ausnahme seines jüngeren Sohnes, in Zweibrücken auf, um der Grundsteinlegung zu einem Waisenhause

beizuwohnen. Diese Anstalt hatte Herr Villard zum Gedächtnis an seinen verstorbenen Sohn gegründet.

Im Herbst des Jahres 1891 machte Herr Villard, von seiner Gattin begleitet, seine letzte offizielle Inspektionstour über die Hauptlinie der Northern Pacific und deren Zweiglinien. Überall wurde er freudig empfangen und ersucht, an verschiedenen Punkten der Route Ansprachen zu halten und sich öffentlich über die Geschäftssituation im Lande auszulassen, genau so, wie er es in früheren Jahren getan. Sowohl in seinen Ansprachen als auch in den veröffentlichten Interviews stand er nicht an, seine Zuhörer in nicht mißzuverstehender Weise auf die bösen Früchte aufmerksam zu machen, welche das Shermansche Gesetz zeitigen müsse. Er sagte, schwarze Wolken ballten sich schnell zusammen, und in kurzer Zeit wäre ein Wolkenbruch zu gewärtigen. Einem verheerenden Wirbelsturm gleich würde das Unheil über das ganze Land hereinbrechen. Er ermahnte sie, auf ihr Haus und Gut zu achten, keine Schulden zu machen und von neuen Unternehmungen abzustehen. Man möge sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Von St. Paul bis Tacoma und Portland wurde er für alle seine Bemühungen von den Zeitungen nur verspottet, die ihn einen Unglücksraben und Pessimisten nannten, und von denen, die der Silberwährung das Wort redeten, wurde er mit Schmähungen überhäuft. Nach der Katastrophe vom Jahre 1893 aber wurde ihm die zweifelhafte Genugtuung, daß viele seiner Hörer ihm versicherten, daß sich seine Voraussagungen als nur zu richtig erwiesen und daß sie gründlich dafür hätten büßen müssen, seinem Rate keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Dutzende seiner Bekannten, darunter die reichsten Leute in St. Paul, Minneapolis und in den Städten längs der pacifischen Küste, waren tatsächlich in tiefste Armut geraten.

Nicht nur die Silberschwärmerei, sondern auch die vielen ominösen Anzeichen in der Lage der Northern Pacific, die er auf seiner Reise wahrgenommen, übten auf Herrn Villard eine höchst deprimierende Wirkung aus. Vor allen Dingen drohte der Northern Pacific infolge der Konkurrenz der Great Northern-Linien nach Spokane ein sicherer Geschäftsrückgang. Gleich

lähmend wirkten die großen Brände in Spokane und Seattle. Auch die Verminderung der Silberproduktion in Montana und den Coeur d'Alène-Gebieten, verursacht durch die zunehmende Entwertung dieses Metalls im Markte, trug zur stetigen Abnahme des Bahnverkehrs bei. Was Herrn Villard aber am meisten alarmierte, war die Wahrnehmung, daß sich seine Gesellschaft durch den Ankauf und den Bau der langen Zweiglinien in Washington und Montana eine Riesenlast aufgebürdet hatte, von deren Existenz er bis dahin noch keine Ahnung gehabt. Da war zunächst die Missoula-Zweigbahn nach den Coeur d'Alène-Minen, dann die Coeur d'Alène Railway & Navigation, ein Gemisch von Dampfern und Bahnlinien, die Seattle, Lake Shore and Eastern, sowie die Bahnen, welche in das westlichste Washington gebaut worden. Alles dies repräsentierte eine Anlage in Bar und Bonds von nahezu $ 30000000, was kaum die Betriebskosten einbrachte. Der Bau und die Erwerbung dieser sich nicht rentierenden Bahnen hatten in wenigen Jahren den großen Betrag der konsolidierten Bonds verschlungen, welcher für Bahnbauzwecke reserviert worden und den man auf lange Zeit ausreichend wähnte. So kehrte denn Herr Villard mit der Überzeugung nach New York zurück, daß die Zukunft der Northern Pacific ernstlich bedroht sei.

Nach seiner Ansicht gab es nur einen Ausweg, um das Land und die Bahn vor einer vernichtenden Katastrophe zu bewahren, und dieser bestand darin, das Sherman-Gesetz so bald wie möglich zu widerrufen und im Jahre 1892 einen Präsidenten zu erwählen, der Einfluß genug besitze, um den Widerruf des Gesetzes und die Etablierung der Goldwährung zu erwirken. Während des Winters 1891—1892 ließ er es sich angelegen sein, mit der ihm eigenen Energie und mit großem Zeitaufwande auf die Erreichung dieser beiden Ziele hinzuarbeiten. Er besuchte zu verschiedenen Malen Washington und brachte es nach unausgesetzten Besprechungen mit den Leitern beider politischen Parteien dahin, daß dem Repräsentantenhause eine Vorlage zur Widerrufung des Sherman-Gesetzes eingereicht wurde. Zur Annahme dieser Vorlage fehlten nur wenige Stimmen. Einige westliche republikanische Mitglieder des Hauses hatten nämlich gegen die

Vorlage gestimmt, weil zwischen ihnen und dem Sprecher des Hauses, Herrn Reed, der sich zugunsten der Vorlage erklärt hatte, kleine Eifersüchteleien herrschten. Nahezu zwei Dutzend politische Führer, Advokaten und Finanziers New Yorks hatten Herrn Villard ihre Unterstützung zugesagt, falls er ihrer in Washington bedürfe, um ihren Einfluß auf die Mitglieder des Hauses bezüglich der Vorlage geltend zu machen. Aber von allen diesen Leuten hielt nur ein einziger, nämlich Herr William Brookfield, Wort, der denn auch in Washington erschien. Daraus erhellt, wie wenig die Elite der Kaufmannschaft und der Fachmänner die Gefahr der Situation erkannt.

Obwohl Herr Villard stets ein lebhaftes Interesse für Zivildienst- und Tarifreform bekundete — er gehörte nämlich der Manchester-Schule an, seitdem er Adam Smith, Bastiat und John Stuart Mills Werke gelesen —, so hatte er sich niemals an der Parteipolitik des Landes beteiligt. Sein Entschluß, alles in seiner Macht stehende zu tun, um die Wahl eines Hartgeld- und Tarifreform-Kandidaten zu sichern, zog ihn jetzt gegen seinen Willen in den politischen Strudel. Die Umstände zwangen ihn, ein eifriger Politiker zu werden, freilich nur zeitweilig. Da Benjamin Harrison, der damalige Präsident, sowohl die erste McKinley-Tarif-, als auch die Sherman-Vorlage unterzeichnet hatte (die Schutzzöllner im Senat begünstigten letztere als Preis der Annahme der ersteren), so forderte seine erneute Kandidatur die schärfste Opposition heraus. Die gesamte republikanische Partei war damals so gewaltig für Schutzzoll und Silber eingenommen, daß von dieser Seite auch nicht die geringste Hoffnung zu gewärtigen war. Nur ein Demokrat, der nach Herrn Villards Ansicht in bezug auf diese beiden Hauptfragen „gesund" war, konnte hier Rettung bringen. Nach seinem Dafürhalten war Grover Cleveland der einzige geeignete Demokrat. Gegen diesen aber hatte sich große Opposition seitens der Berufspolitiker seiner eigenen Partei geltend gemacht, und die meisten neigten sich der Kandidatur Senator D. B. Hills hin (Hill erhielt im Frühjahr des Jahres 1892 Ovationen im Süden), in dem sie den aufsteigenden Stern am politischen Himmel erblickten. Es schien hoffnungslos,

Grover Cleveland abermals als Kandidaten aufzustellen, doch beſchloß Herr Villard den Verſuch zu machen. Zunächſt näherte er ſich Herrn Cleveland ſelbſt, der indeſſen durchaus nicht geneigt zu ſein ſchien, Kandidat zu werden, der aber ſchließlich nach mehreren Interviews ſeine Zuſtimmung dazu gab, daß ſein Name als Kandidat gebraucht werde. Der nächſte Schritt war der, die hervorragendſten demokratiſchen Mitglieder des Kongreſſes auf ſeine Seite zu bringen. Er begab ſich nach Waſhington und bewog den Sprecher Carliſle, ſie zu veranlaſſen, mit ihm in ſeiner Wohnung zuſammenzutreffen. Es fanden ſich achtundzwanzig Mitglieder ein. Ihnen ſetzte Herr Villard möglichſt eindrücklich die Gründe ſeiner Überzeugung auseinander, daß die Verhältniſſe die abermalige Kandidatur Grover Clevelands notwendig machten. Cleveland ſei nach ſeiner Anſicht der einzige Demokrat, der gewählt werden könne. Während Carliſle und William L. Wilſon ſich den Anſichten Herrn Villards anſchloſſen, äußerten ſich andere auf das entſchiedenſte dahin, daß eine Wiedernominierung Clevelands einfach unmöglich ſei, ſchon deshalb, weil Senator Hill faſt ſicher ſei, von den Demokraten ſeines Staates bei der Konvention als Kandidat vorgeſchlagen zu werden. Hierauf erklärte Herr Villard, daß er, die anderen Unabhängigen und die Demokraten, die von der Maſchine, welche die demokratiſchen Organiſationen in New York kontrollierte, nichts wiſſen wollten, auf der Nationalkonvention, trotz der Kandidatur Hills, Cleveland als Kandidaten in Vorſchlag bringen werden und daß ſie an ſeiner Nomination nicht zweifelten. Die meiſten der Anweſenden belächelten die feſte Verſicherung des Herrn Villard, aber dieſe wurde buchſtäblich wahr.

Während der Nationalkampagne brachte Herr Villard einen großen Teil ſeiner Zeit mit Don M. Dickinſon, William C. Whitney, Joſiah Quincy und anderen im Hauptquartier des demokratiſchen Nationalkomitees in New York zu und widmete ſich dort den Wahlarbeiten. Er brachte Geld für das Exekutivkomitee auf und organiſierte und leitete die „Deutſch-Amerikaniſche Cleveland-Union“ mit Zweigen in allen Staaten. Wenige Tage nach dem glücklichen Ausgange der Wahlen veranſtaltete er ein großes Bankett zu

Ehren des Präsidentschaftskandidaten, an welchem die hervorragendsten Unabhängigen und Demokraten des Landes teilnahmen. In einer Ansprache beglückwünschte er Herrn Cleveland zu seinem großen Triumphe und sprach die Überzeugung aus, daß die neue Administration den höchsten Erwartungen derer entsprechen werde, die ihn unterstützt hatten. Er fügte hinzu, daß es Herrn Cleveland gegeben sei, gleich Washington und Lincoln, dem Lande den größten Dienst dadurch zu erweisen, daß er auf Geld- und Tarifreformen bestehe, und er selbst zweifle nicht, daß dies sein Bestreben sein werde. Herrn Clevelands Auslassungen gegenüber den anwesenden Gästen sprachen von tief innerer Überzeugung, und seine Worte gingen zu Herzen wie noch nie zuvor. Die Ansprachen der anderen waren in demselben Tone gehalten. Die Vorgänge bei dem Bankett erregten allgemeine Aufmerksamkeit und die Presse äußerte sich alsbald dahin, daß Herr Villard unzweifelhaft Mitglied des neuen Kabinetts sein und auch anderweitig eine wichtige Rolle unter dem neuen Regime spielen werde. In Wahrheit aber hatte er Herrn Cleveland unmittelbar nach dessen Erwählung benachrichtigt, er bitte sich nur die eine Gunst aus, ungehindert mit diesem die schwebenden öffentlichen Fragen besprechen zu dürfen, ein Gesuch, das ihm ohne weiteres zugestanden wurde und wovon er bis zur Inauguration des Präsidenten Gebrauch machte. Herr Cleveland beriet sich mit ihm über die Besetzung des Kabinetts und über die verschiedener diplomatischer Posten, aber Herr Villard beschränkte sich darauf, den Winter hindurch Herrn Cleveland dringend zu ersuchen, unmittelbar nach dem 4. März eine Extrasitzung des Kongresses anzuberaumen, zwecks Widerrufung des Sherman-Gesetzes, und alsbald seine Absicht nach dieser Richtung hin öffentlich bekannt zu geben. Denn Herr Villard hatte bereits die deutlichsten Anzeichen des herannahenden finanziellen Orkans wahrgenommen und war überzeugt, daß, wenn dieser Sturm über das Land hereinbreche, ohne daß die neue Administration ihm mit Kongreßmaßnahmen begegne, Herr Cleveland für seine Verheerungen verantwortlich gemacht werden und seine Administration unendlich darunter leiden würde. Häufig versicherte er Herrn Cleveland, daß, wenn er am

Vorabende einer Panik zur Macht käme, nichts den Mißerfolg seiner Administration verhindern könne.

Seine Versuche, Herrn Cleveland zur Einberufung einer Extrasitzung des Kongresses zu veranlassen, wurden getreulich von anderen intimen Freunden unterstützt, vor allem aber von Don M. Dickinson von Michigan. Eines Morgens im Februar betrat Dickinson Herrn Villards Bureau und schwenkte ein Papier mit dem freudigen Ausruf: „Wir sind gesichert!" Er hatte die ganze Nacht mit Herrn Cleveland in Lakewood zugebracht und nach stundenlangem Argumentieren war es ihm gelungen, ihn zur Einberufung einer Extrasitzung des Kongresses zu bewegen. Besagtes Papier enthielt die Ankündigung, von Herrn Cleveland selbst geschrieben, daß letzterer beschlossen habe, eine Extrasitzung unmittelbar nach seiner Inauguration zwecks Widerrufung des Sherman-Gesetzes einzuberufen, und daß die Kongreßmitglieder darauf aufmerksam gemacht seien, daß keine Ämter von ihm besetzt werden würden, bis sie ihre Pflicht getan und das schädliche Gesetz abgeschafft hätten. In den Nachmittagsblättern sollte dieser Erlaß Clevelands publiziert werden. Herr Villard war hierüber hocherfreut und telephonierte die frohe Nachricht sofort an seine Freunde. Etwa eine Stunde später mußte er diese Mitteilung widerrufen. Herr Dickinson war nämlich bei ihm erschienen und hatte ihm gesagt, Herr Cleveland habe sich eines anderen besonnen, indem die Bekanntmachung seines Entschlusses betreffs der Einberufung des Kongresses nicht vor dem 4. März erfolgen solle. In der Zwischenzeit hatten andere Freunde, die von einer Extrasitzung nichts wissen wollten, Herrn Cleveland überredet, vorläufig in der Sache nichts zu tun.

Als es im Januar des Jahres 1893 unmöglich schien, Cleveland zur Anordnung einer Extrasitzung zu veranlassen, erhielten Herr Villard und Don M. Dickinson von ihm die Zusicherung, wie aus Briefen von ihm an hervorragende demokratische Mitglieder hervorging, einen Versuch zu machen, die Widerrufung des Sherman-Gesetzes vom ausscheidenden Kongreß durchzusetzen. Zu diesem Zwecke arbeiteten sie mehrere Wochen eifrigst in Washington und brachten es dahin, daß die demokratischen

Mitglieder bereit zu handeln waren. Aber der Versuch mißglückte, weil mehrere einflußreiche republikanische Mitglieder nicht gewillt waren, den Weg für die neue Administration zu ebnen. Vor seiner Abreise nach Washington brachte Herr Villard den letzten Nachmittag bei Herrn Cleveland zu und plädierte zum letzten Male für eine Extrasitzung. Alles was nach mehrstündigem Parlieren erreicht wurde, war eine Aufforderung Clevelands an Herrn Villard, nach Washington zu kommen und dem neuen Kabinett seine Argumente vorzubringen, und ein Versprechen, daß, wenn das Kabinett sich zu einer Extrasitzung bereit erklären sollte, solche alsbald anberaumt werden würde. Herr Villard tat wie ihm geheißen, wohnte der Inauguration bei und traf mit allen Kabinettsmitgliedern, ausgenommen Herrn Olney, in einem der Salons im Arlington Hotel zusammen. Herr Villard vertrat seine Sache so energisch wie er vermochte, doch wurde ihm im Laufe der Diskussion klar, daß nur der Sekretär des Ackerbau-Departements unbedingt zugunsten der Goldwährung war, wohingegen die übrigen Mitglieder entweder Anhänger der Doppelwährung waren, oder die Frage nicht gründlich genug verstanden, um sich ein Urteil zu bilden. Folgenden Tages erklärte er Herrn Cleveland, er sei überzeugt, daß das Kabinett gegen eine Extrasitzung stimmen werde. Deshalb halte er seine Mission für beendet und werde sich nach Hause begeben. Noch einmal ward ihm die traurige Genugtuung, zu erleben, das alles, was er bezüglich der bevorstehenden Panik und des Schicksals der Clevelandschen Administration prophezeit hatte, in Erfüllung ging.

Die Tätigkeit während der Wahlkampagne des Jahres 1892 nahm die Aufmerksamkeit des Herrn Villard in solch hohem Grade in Anspruch, und seine Agitation zugunsten der Goldwährung hatte ihn seinen Pflichten gegenüber seinen Gesellschaften so sehr entrückt, daß er deren Lasten kaum fühlte. Dies veranlaßte ihn, seinen geplanten Rücktritt von der Verwaltung aufzuschieben, doch gab er anfangs 1893 bekannt, daß er fest entschlossen sei, zurückzutreten. Seine letzte Handlung als Vorsitzender der Northern Pacific war die Errichtung einer Kollateral-Trust-Hypothek zwecks Fundierung der schwebenden Schuld, an welcher

er ſelbſt einen beträchtlichen Anteil hatte. Sein formeller Rücktritt wurde von dem Verwaltungsrat der Northern Pacific erſt in deſſen Verſammlung am 21. Juni 1893 akzeptiert, ſollte aber erſt am 19. Juli in Kraft treten, bei welcher Gelegenheit, wie zur Zeit ſeines erſten Rücktrittes, der Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Geſellſchaft in Form eines für ihn höchſt ſchmeichelhaften Beſchluſſes Ausdruck gegeben wurde. Seine Reſignation vom Verwaltungsrat der North American Co. wurde erſt im Juni des Jahres 1893 angenommen.

Trotz der Entlaſtung von allen amtlichen Verbindlichkeiten empfand Herr Villard ſchwer den Druck ſeiner Befürchtungen bezüglich des Schickſals der Northern Pacific. Die herannahende Kataſtrophe ſchien unvermeidlich. Mit Beſtimmtheit ſah er voraus, daß mit einer allgemeinen Kriſis im Jahre 1893 auch das Schickſal der Northern Pacific beſiegelt ſein würde. Dafür ſprachen die ſich ſchnell vermindernden Einnahmen, die zunehmende Lähmung der Silberproduktion und die rapid ſich verbreitende Geſchäftsloſigkeit im ganzen Lande. Auch war es ihm klar, daß der Zuſammenbruch dieſer Geſellſchaft für ihn von neuem Vertrauensmangel, Verleumdung und Schmähungen im Gefolge haben würde. In der Tat, das Schickſal war grauſam, denn es ſollte ihm nicht erſpart bleiben, das Schreckliche nochmals durchzumachen und eine ſo ſchwere Züchtigung dafür zu erhalten, daß er wiederum in ſolch loyaler Weiſe ſein perſönliches Geſchick mit der vom Unglück verfolgten Geſellſchaft verknüpft hatte. Da er einen Ausfall der Coupons für unvermeidlich hielt, ſo riet er dazu, dies in den erſten Tagen des April bekannt zu geben, aber die Beamten hofften noch immer auf eine günſtige Wendung und brachten es auch dahin, daß der April-Coupon bezahlt wurde.

Anfangs des Jahres 1893 ward ihm eine neue temporäre Beſchäftigung, die ſich für ihn, ſo lange ſie währte, weit ſchwerer erwies, als er bei deren Annahme gedacht hatte. Auf ſeinen Antrag ernannte die New Yorker Handelskammer ein Komitee, deſſen Vorſitzer er wurde, welches geeignete Vorbereitungen zum Empfange der Fremden zu treffen hatte, die von der Bundesregierung zum Beſuche der Columbus-Weltausſtellung als Gäſte der

Nation geladen worden waren. Zu diesen Gästen zählte die Prinzessin Eulalia, als Vertreterin der Königin von Spanien, der Herzog von Veragua, ein direkter Nachkomme Columbus', dann des Herzogs Familie, sowie die Offiziere ausländischer Geschwader, die sich an der großen internationalen Flottendemonstration im New Yorker Hafen beteiligten. Als Herr Villard seinen Posten als Vorsitzer des Komitees antrat, machte er die Wahrnehmung, daß der Kongreß in seiner ersten Sitzung zwar Einladungen an die Gäste im Namen der Nation erlassen, nicht aber für eine geeignete Geldbewilligung zu diesem Zwecke gesorgt hatte. Da im März die Demokraten sowohl bei der Regierung als auch im Kongreß ans Ruder kommen sollten, so geschah seitens des Appropriationskomitees des Kongresses, das sich überwiegend aus Republikanern zusammensetzte, aus offenbarer Parteitücke gar nichts, um die neue Administration in den Stand zu setzen, die von der früheren versprochene Gastfreundschaft der Nation auch auszuüben. Herr Villard wandte sich an Herrn Cleveland und machte diesem klar, in welch peinliche Situation die Regierung geraten müsse, falls zum Empfang der Gäste kein Geld vorhanden wäre. Auf sein Ersuchen begab sich Herr Villard mit Briefen von Herrn Cleveland nach Washington, um einer derartigen Schmach vorzubeugen. Er setzte dem Staatssekretär Foster die Sachlage auseinander und drang darauf, daß dieser die Angelegenheit vor das Appropriationskomitee bringen müsse, was Herr Foster auch tat; gleichzeitig setzte er sich auch mit dem Komitee in der Sache persönlich in Verbindung. Die Kürze der Zeit aber und politische Eifersüchteleien machten irgendwelche Handlung unmöglich, und der Kongreß vertagte sich tatsächlich, ohne auch nur einen Dollar zu bewilligen, so daß der neuen Administration nur der Notfonds des Staatsdepartements zur Verfügung stand, welcher eigentlich für andere Zwecke bestimmt war und welchem das Geld hätte entnommen werden müssen. Herr Villard sah nur zwei Auswege, um einen internationalen Skandal zu verhüten. Entweder müßte auf einem Prioatsubskriptionswege eine ansehnliche Summe Geldes aufgebracht oder auf den finanziellen Beistand der Stadt New York gerechnet werden. Ersteres übernahm Herr Villard selbst, und zwar mit Erfolg. Eine weitere

Summe im Betrage von $ 100000 wurde, dank den Bemühungen demokratiſcher Freunde, aufgebracht, die gerade noch zur rechten Zeit die Legislatur des Staates New York zur Annahme eines diesbezüglichen Spezialgeſetzes veranlaßten. Auf dieſe Weiſe wurden die Auslagen für die große Straßenparade, für das Bankett im Waldorf-Hotel, für den Ball im Madiſon Square Garden und die anderen gaſtlichen Veranſtaltungen beſtritten. Wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, fiel auch hier die Hauptlaſt auf den Vorſitzer des Komitees, ſo daß Herr Villard Tag und Nacht wochenlang angeſtrengt arbeiten mußte, um das von ihm ſelbſt zuſammengeſtellte Feſtprogramm glücklich durchführen zu können. Eine Erfahrung aber hatte er gemacht, und das war die, daß, ſo bereit auch die Amerikaner ſind, Gaſtfreundſchaft zu üben, ſie wenig mit Ausländern zu tun haben wollen, die ihrer Sprache nicht mächtig ſind.

Herr Villard beſuchte die Weltausſtellung in Chicago, die denn auch nicht verfehlte, den tiefſten Eindruck auf ihn zu machen, und ihn mit Bewunderung für dieſen großartigen Triumph amerikaniſchen Unternehmungsgeiſtes erfüllte. Nach ſeinem Dafürhalten war Ähnliches zuvor niemals geleiſtet worden und würde auch in Zukunft nicht mehr erreicht werden. Viele Wochen brachte er auf dem Ausſtellungsplatze zu, am Tage ſowohl, als auch des Abends, ohne all den Sehenswürdigkeiten gerecht zu werden. Seinem Aufenthalte daſelbſt wurde jedoch Mitte Juni ein plötzliches Ende gemacht, als er von dem Präſidenten der Northern Pacific erſucht wurde, ſich ungeſäumt nach New York zu begeben, eine Aufforderung, welcher er alsbald entſprach. Wie er erwartet hatte, handelte es ſich um die Zahlung des Juli-Coupons. Inzwiſchen war die Panik in Wallſtreet und im geſamten Lande in ihrer ganzen Macht ausgebrochen. Eine außerordentliche Geldknappheit hatte ſich bereits fühlbar gemacht, und ungeheure Proviſionen — die Raten betrugen häufig hundert Prozent — wurden für Anleihen berechnet. Herr Villard proteſtierte gegen die Zahlung des Coupons, welche nicht ohne die Anleihe einer großen Summe Geldes zu hohen Koſten möglich geweſen wäre — eine Maßregel, die nur momentane Aushilfe verſprach —, aber man nahm ſeinen Rat nicht an, und

die Couponzahlung begann mit nicht viel mehr als der Hälfte der erforderlichen Summe von $ 1500000. Wie vorauszusehen war, wurde das Fallissement nur auf wenige Wochen hinausgeschoben, und Mitte August wurden für das gesamte Bahnsystem Massenverwalter ernannt.

Die Deutsche Bank, welche den größten Teil der jungen Bonds im Besitze hielt, die am meisten durch die Suspendierung der Zinszahlungen affiziert waren, war moralisch verpflichtet, ihr Bestes zum Schutze der Bondsbesitzer zu tun. Da Herr Villard seinen Anteil an der Verantwortlichkeit hatte, so hielt er es für seine eigene Pflicht, für die Ernennung solcher Massenverwalter zu sorgen, deren Charakter und Erfahrung dafür bürgte, daß die Gesellschaft möglichst bald ihrer schwierigen Lage entrissen werde. Damit hatte er auch Erfolg. Er erkannte gleichfalls die Notwendigkeit einer sofortigen und energischen Organisierung einer Majorität der Bondsinhaber in Deutschland unter Führung der Bank. In diesem Sinne kabelte er an letztere, bemerkend, daß der Zusammenbruch der Northern Pacific unvermeidlich wäre, und daß es dringend nötig sei, ein starkes, freundlich gesinntes Komitee zu ernennen, welches alsbald eine mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüstete Delegation nach New York sende, um eventuell mit einem amerikanischen Komitee, das in diesem Falle zu ernennen wäre, gemeinsame Sache zu machen. Mit dieser Empfehlung erklärte man sich einverstanden, und im Oktober traf die Delegation mit Herrn Georg Siemens, dem Hauptdirektor der Bank, an der Spitze, in New York ein. Vorerst hatte Herr Villard einem Zirkular höchst beleidigenden Inhalts zu begegnen, das von der Bank in der ersten Aufregung an deren Bondsinhaber ausgeschickt worden war. Herr Villard verlangte Widerrufung dieses Zirkulars und damit auch eine entschuldigende Richtigstellung der darin enthaltenen falschen und ungerechten Angaben hinsichtlich der Bahnverwaltung, aus welcher deutlich ersichtlich war, daß man ihn für alles dies zum Sündenbock machen wollte. Dieses Zirkular wurde denn auch widerrufen, und die Richtigstellung der Tatsachen fand eine weitere Verbreitung in Deutschland, als das Zirkular selbst. Nachdem Herr Villard der Delegation die Sachlage

auseinandergesetzt, ihr die nötigen Maßnahmen vorgezeichnet und die Organisierung eines amerikanischen Komitees eingeleitet hatte, erklärte er, er habe im Interesse der Bondsinhaber das Möglichste getan und werde sich gänzlich von den Geschäften der Northern Pacific zurückziehen, um mehrjährigen Aufenthalt im Auslande zu nehmen. Mit letzterer Ankündigung aber war die Delegation durchaus nicht einverstanden, vielmehr bestand sie darauf, daß Herr Villard im Lande verbleibe und aktiven Anteil an der Reorganisierung der Gesellschaft nähme. Hierauf entgegnete er, daß in Anbetracht seines Fehlschlages im Jahre 1883 und der gegenwärtigen Krise seine Brauchbarkeit als finanzieller Ratgeber und Leiter tatsächlich zu Ende sei und daß seiner festen Überzeugung nach infolge der heftigen, bereits begonnenen Angriffe auf ihn es dem Komitee zum Nachteile gereichen müsse, würde er an dessen Beratungen hervorragenden Anteil nehmen.

Nach einigen aufregenden Szenen wurde sein Vorhaben gutgeheißen, vorausgesetzt, es fände sich ein geeigneter Vertreter für den Posten eines Vorsitzers des amerikanischen Bondsinhaberkomitees. Dieser Vertreter müsse imstande sein, das verbindende Glied zwischen dem genannten und dem deutschen Komitee zu werden, und gleichzeitig auch als Vertrauensberater der Bank dienen. Herr Villard empfahl Herrn Edward D. Adams als solchen und nach einiger Verzögerung wurde Herr Villard von den Delegaten ermächtigt, die Stelle dem Manne seiner Wahl anzutragen. Herr Adams zögerte anfangs, ließ sich aber schließlich überreden, den Posten anzunehmen. Der Hauptanteil, welchen Herr Adams an dem glänzenden Erfolge der Reorganisierung der Gesellschaft hatte, stellte ihm das beste Zeugnis aus, und die Verwalter der Bank dankten später in Berlin Herrn Villard dafür, daß er ihnen Herrn Adams empfohlen hatte. Das Resultat der Reorganisierung war ein derartiges, daß niemand von denen, die im Besitze von Wertpapieren der Gesellschaft waren, schließlich etwas einbüßte. Dies war Lohn genug für Herrn Villard, der infolge des Zusammenbruchs der Northern Pacific vielfach persönlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, wie er dies vorausgesehen hatte. Die bitteren Feinde, die ihm, wie in solchen Fällen üblich, erwachsen waren,

Digitized by Google

nahmen nun die Gelegenheit wahr, ſich zu rächen. Er und ſeine Aſſociés in der Kreierung der Chicago & Northern Pacific (Terminal) Company wurden von der Preſſe beſchuldigt, für ſich Millionen von Dollars aus der Sache herausgeſchlagen zu haben, und ein kleiner Aktionär wurde ſogar dazu gewonnen, einen Prozeß behufs Rückerſtattung der angeblich unehrlich erworbenen Gelder anzuſtrengen. In ſeiner Antwort auf die gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen ſtellte Herr Villard dieſe aufs entſchiedenſte in Abrede, und ſeine Abwehr war ſo vollſtändig, daß in der Angelegenheit keine weiteren Schritte getan wurden.

Im November 1893 reiſte Herr Villard mit ſeiner Familie, ausſchließlich des älteſten Sohnes, direkt nach Gibraltar. Zunächſt bereiſten ſie Spanien und ſetzten dann nach dem nördlichen Afrika über. Dort beſuchten ſie Melilla, Oran, Blida, Algier, Philippeville, Conſtantine, Biskra, die berühmte Oaſe in der Sahara, und erreichten Tunis Mitte Januar 1894. Von dort aus ging die Reiſe nach Sizilien, und Ende desſelben Monats nahmen ſie in Neapel Schiffspaſſage nach Ägypten. Dort brachten ſie zwei Monate zu und machten die übliche Niltour. Von Ägypten begaben ſie ſich nach Griechenland und dann nach Konſtantinopel. Im April trafen ſie zu längerem Aufenthalt in Wien ein. Den Sommer brachten ſie in Tirol und am Bodenſee zu, ſowie in der mittleren Schweiz und am Genfer See. Im Oktober begab ſich die Familie über den Mont Cenis nach Italien und beſuchte die wichtigſten Städte von Turin bis Neapel. Während ſeines Aufenthalts in Florenz anfangs Dezember erhielt Herr Villard einen Brief von ſeinem Aſſocié in der Verwaltung der Northern Pacific, Thomas F. Oakes, einem der drei Maſſenverwalter, in welchem dieſer ihm mitteilte, er ſei in Paris eingetroffen und wünſche eine Unterredung mit ihm. Herr Villard entſchloß ſich zur Reiſe dahin.

Seitdem er Amerika verlaſſen, hatten ſich, ſoweit die Northern Pacific-Bahnangelegenheiten in Betracht kommen, Dinge zugetragen, welche Herrn Villard perſönlich derartig berührten, daß er die Einzelheiten genauer kennen zu lernen wünſchte als dies auf der Reiſe möglich war. Seit der Jahreswahl, welche der

Ernennung der Massenverwalter gefolgt war, wurde die Northern Pacific von Männern kontrolliert, welche der früheren Verwaltung sehr feindlich gesinnt waren. Dieselben hatten Anfangs des Jahres 1894 im Bundes-Kreisgericht, von dem die Ernennung der Massenverwalter ausgegangen war, gerichtliche Schritte gegen Herrn Oakes und Herrn Villard eingeleitet. In den betreffenden Akten beschuldigten sie die genannten Herren, aus dem Bau diverser Zweigbahnen bedeutenden persönlichen Nutzen gezogen zu haben, und verlangten, daß besagter Gerichtshof die Angelegenheit untersuche. Dieses Gesuch wurde seitens des Gerichtshofs bewilligt, ohne daß Herrn Villard Gelegenheit gegeben war, sich gegen die wider ihn erhobenen Anschuldigungen zu verteidigen. Eine Beweisaufnahme wurde gleichzeitig angeordnet.

Alles dies erfuhr Herr Villard erst, nachdem er in Wien eingetroffen. Unmittelbar hierauf hatte er per Kabel und auch brieflich darum nachgesucht, daß ihm eine gerichtliche Vorladung zugestellt werde, doch war dies nie geschehen. Herr Villard hatte erwartet zu hören, daß ein weiteres Verfahren eingestellt worden, aber zu seinem nicht geringen Erstaunen und zu seiner Entrüstung wurde ihm in der Schweiz mitgeteilt, daß Herrn Oakes Name auf gerichtliche Veranlassung von der Klageschrift zurückgezogen, dahingegen aber gegen ihn ein gerichtliches Verfahren eingeleitet worden war, um ihn zu zwingen, den angeblich unrechtlich erworbenen Profit in Verbindung mit dem Bau der Northern- & Pacific- und Manitoba-Zweigbahnen nach Winnipeg zurückzuerstatten. Unter der Annahme, daß die Gerichte die Prozessierung anordnen werden, wünschte er sich mit Herrn Oakes ins Einvernehmen zu setzen.

Nach seiner Rückkehr von der Schweiz traf er am 17. Dezember in München wieder mit seiner Familie zusammen. Dort wohnten seine Schwester und deren Gatte, ebenso mehrere andere Verwandte, sowie ein großer Kreis persönlicher alter Freunde. Herr Villard hatte die Massenverwalter benachrichtigen lassen, daß er jederzeit bereit sei, einer Vorladung, gleichviel welcher Art, Folge zu leisten. Daraufhin wurde ihm offiziell mitgeteilt, daß ein Prozeß gegen ihn angeordnet worden, doch habe man es für

angemessen gehalten, sich vorerst an ihn um gewisse Informationen zu wenden. Er beschloß, sich in Person einzufinden, und benachrichtigte die Massenverwalter Anfangs Mai im Jahre 1895, daß er zurückgekehrt sei und ihnen zur Verfügung stehe. Darauf folgte ein Briefwechsel zwischen ihm und denselben, doch geschah in der Sache nichts bis zum folgenden Winter, als die Gerichte von neuem einen Prozeß anordneten, welcher hierauf begann. Über das erste Stadium hinaus aber gingen die Verhandlungen nicht, nämlich die Einreichung der Klageschrift und die Gegenschrift des Beklagten. So blieb der Fall in der Schwebe bis nach der Reorganisierung der Northern Pacific und der Entlassung der Massenverwalter. Herrn Villard wurde alsdann die vollständige Genugtuung dadurch zuteil, daß die gegen ihn vorliegende Klage ohne sein Dazutun als unbegründet zurückgewiesen wurde. Gleichzeitig wurde ihm von denen, die die Reorganisierung zustande gebracht, den Herren E. D. Adams, Francis Lynde Stetson und C. H. Coster, schriftlich erklärt, daß nicht das geringste Beweismaterial gegen ihn vorgelegen, was die Anklage gerechtfertigt hätte. Hier sei gleichzeitig bemerkt, daß nach der außerordentlich gründlichen von den Gerichten angeordneten Untersuchung der Bücher der Northern Pacific-Bahngesellschaft der Nachweis erbracht wurde, daß auch nicht ein Dollar der Gesellschaft zu unlauteren Zwecken verwendet worden war.

Als Herr Villard vor seiner Abreise nach Europa im Jahre 1893 seinen festen Entschluß kund gab, sich gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen, schien es seinen meisten Freunden unverständlich, wie ein Mann, der an solch große Geschäftstätigkeit gewöhnt war, von nun an nur der Ruhe leben könne. Diese Skeptiker erwarteten, er werde nach seiner Rückkehr im Jahre 1895 wieder seine Tätigkeit in Wallstreet aufnehmen. Aber sie kannten ihren Mann schlecht. Allerdings hatte er ein kleines Bureau im Finanzviertel und wahrte seine Interessen als Sekuritäteninhaber in der North American Co. und in anderen Korporationen, an denen er jahrelang beteiligt gewesen, aber aufs entschiedenste lehnte er es ab, wieder ein Direktor oder Beamter irgend einer dieser Gesellschaften zu werden. Stets aber

war er bereit, dieſen mit Rat und Geld an die Hand zu gehen. Drei Gründe waren es, die ihn veranlaßten, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen: zunächſt ſeine zunehmende Taubheit, dann war er nicht länger gewillt — und er hatte in dieſer Beziehung nur zu bittere Erfahrungen gemacht — Undank zu ernten, und er lehnte es daher ab, direkt oder indirekt für die Gelder anderer verantwortlich zu ſein. Der dritte Grund waren die Opfer, welche er infolge ſeiner Gewohnheit gebracht, unerfahrenen Verwandten und Freunden beider Geſchlechter bei der Anlage ihrer Gelder behilflich zu ſein. Seine Güte und Generoſität ließen ihn, wenn er jemandem einen diesbezüglichen Rat erteilte, es ſtets als eine moraliſche Verpflichtung empfinden, etwaige Verluſte gut zu machen. Daraus erklärt ſich auch die Tatſache, daß er Hunderttauſende von Dollars ſolchen Leuten zukommen ließ, die auf dieſe Weiſe Schaden erlitten hatten, namentlich durch Northern Pacific-Bonds.

Gegen die Verſuchung, Wallſtreet wieder zu betreten, war er durch eine andere Tatſache geſtählt worden. Trotz ſeiner intenſiven materiellen Tätigkeit in ſo langer Zeit hatte er niemals ſeine Vorliebe für ein Leben verloren, das höhere und edlere Ziele verfolgte — ein Leben, wie er es führte, ehe er Geſchäftsmann geworden war. Dieſe Vorliebe wuchs mehr und mehr, nachdem er ſeine Freiheit zurückerlangt. Keinen Augenblick bedauerte er die von ihm angeſtrebte Zurückgezogenheit, vielmehr war er täglich dankbarer für die ihm nunmehr gewordenen Mußeſtunden, in denen er ſich vornehmlich Studien und literariſchen Arbeiten widmen konnte. Er beſchäftigte ſich mit Reformarbeiten und mit philoſophiſchen Betrachtungen über die Ereigniſſe, die in unſerer Zeit ſo raſch aufeinander folgen.

Für ſeine literariſche Tätigkeit hatte er zwei Gebiete gewählt. Das eine hatte er längſt betreten, ehe er ſich noch von den Geſchäften zurückgezogen. Nahezu zwanzig Jahre zuvor begann er mit ſeinen Memoiren und arbeitete daran, wenn die Zeit es ihm geſtattete. Sobald er gänzlich Herr derſelben war, vom Sommer 1895 bis zum Winter 1899—1900, da er ernſtlich leidend wurde, widmete er ſich andauernd denſelben. Um ſein Gedächtnis

aufzufrischen und sich aller Details seiner Erinnerungen als Kriegskorrespondent klarer zu werden, begann er ein eingehendes Studium der offiziellen Berichte, soweit sich dieselben auf die Schlachten des Bürgerkrieges zu Wasser und zu Lande bezogen, welchen er als Augenzeuge beigewohnt hatte. Diese Arbeit hatte für ihn etwas ganz besonders Anziehendes, indem die amtlichen Aufzeichnungen der Regierung nicht nur über die Operationen der nördlichen, sondern auch über die der konföderierten Armee berichteten. Zum ersten Male gewann er einen Überblick über das Ganze, und nicht bloß über die eine Seite der blutigen Schlachten des denkwürdigen Krieges. Ganz besonders interessant war es für ihn, die Genauigkeit der Angaben der loyalen Befehlshaber zu prüfen, diese mit denen ihrer Gegner zu vergleichen und sodann beider Angaben zu einer vollständigen, übereinstimmenden und faßlichen Beschreibung zu vereinen. Was er aus diesen Doppelquellen schöpfte, veranlaßte ihn, den Spielraum für die Schilderung seiner eigenen Erlebnisse weiter auszudehnen und vollständige Berichte über die großen Kämpfe zu schreiben. Er war unermüdlich im Vergleichen, Sichten und Prüfen des ihm zur Verfügung stehenden Materials, wobei er sich aller erdenklichen Quellen bediente, stets die strengste Unparteilichkeit im Auge behaltend. Viele Monate verflossen, ehe er seinen Schilderungen der Schlachten die Gestalt geben konnte, die ihn befriedigte. Als er die Arbeit einstellen mußte, war er nicht weiter vorgeschritten, als bis zum zweiten Tage der Schlacht bei Chattanooga. Seine nächsten Kapitel würden die Schlachten Grants in der „Wildnis“ und die Belagerung von Petersburg gewesen sein. Es war ihm sehr darum zu tun gewesen, diese späteren Episoden zu schildern, und er hatte zu diesem Zwecke abermals beide Schlachtfelder im Jahre 1897 wieder besucht, die er mit Hilfe der amtlichen Quellen und der Werke von Kriegsgeschichtsschreibern gründlich studierte.

Ein weiterer literarischer Plan war der, eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871 zu schreiben. Zu diesem Zwecke hatte er zwei junge deutsche Historiker, die unter Leitung des Professors von Sybel ihre Studien gemacht, beauftragt, Material für ihn zusammenzutragen. Er gab jedoch die

Idee auf, nachdem er sich überzeugt, daß das zur Verfügung stehende französische Material nicht genügte, um die Geschichte des Besiegten ebenso vollständig und genau zu schildern, wie die des Siegers, für dessen Taten die reichlichsten Quellen zu Gebote standen.

Obwohl er sich an den öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr aktiv beteiligte, so lag es doch nicht in seiner Natur, ein gleichgültiger Beobachter von wichtigen Geschehnissen zu sein. Seine Sympathien für alles, was das öffentliche Wohl betraf, wurden ebenso schnell und tief erregt wie ehedem, und im selben Grade bekundete er seine Entrüstung da, wo es sich um das Unrecht einzelner oder der Gesamtheit handelte. Er empfand es tief, daß die Aussichten auf eine Tarifreform in den letzten Jahren immer trüber wurden. Der Gedanke, daß durch sein Dazutun es möglich geworden war, in der „Evening Post" beständig gegen öffentliche Mißbräuche jeder Art aufzutreten und unausgesetzt politische Reformen anzustreben, erfüllte ihn mit gerechtem Stolze, aber er wunderte sich nicht darüber, daß dem Lobe für solche Befürwortungen die schärfste Verurteilung folgte, sobald die „Evening Post" der öffentlichen Verblendung entgegentrat, wie beispielsweise gelegentlich des ungerechten Krieges gegen Spanien. Dieser nationale Wahnwitz erweckte in ihm den heftigsten Widerstand, denn er sah sehr wohl voraus, welchen moralischen Niedergang, welch tödliche Wirkung auf alle Reformbestrebungen diese unselige Verirrung im Gefolge haben müsse. Er und seine Gattin vermochten das Kriegsgeschrei nicht länger zu ertragen, welches im Frühjahr 1898 ausbrach, und so gingen beide nach Europa, wo sie bis zum Friedensschlusse verblieben.

Abgesehen von dieser Reise ins Ausland brachte Herr Villard den Winter mit den Seinen stets in der Wohnung in New York und den Sommer auf dem prächtigen Landsitz in Dobbs Ferry am Hudson zu. Dort verblieb er bis zum Sommer des Jahres 1899, als er abermals eine Tour über die Northern Pacific-Bahn zu machen beschloß, die letzte, wie er ahnte. Die Reise dehnte sich bis nach Alaska aus, das er niemals zuvor Gelegenheit gefunden, zu besuchen, obzwar die Oregon Steamship Co. unter seiner ursprünglichen

Digitized by Google

Verwaltung mit Alaska Handelsbeziehungen angeknüpft hatte. Da er seit acht Jahren nicht mehr auf dieser Bahn gefahren war, so war er darauf vorbereitet, daß man im weiten Westen sich seiner nur noch flüchtig erinnern werde. Es war daher für ihn eine höchst angenehme Überraschung, als er sah, daß man überall von den Binnenseen bis zum pacifischen Nordwesten sich seiner und seines Wirkens lebhaft erinnerte. Überall wurde ihm der herzlichste Empfang seitens aller Schichten der Bevölkerung zuteil und er erneuerte eine Menge alter Bekanntschaften. Am angenehmsten berührte ihn der Empfang in der Staats-Universität in Oregon, in Eugene City, deren Wohltäter er gewesen war. Selbstredend interessierte es ihn, einen Vergleich anzustellen zwischen dem gegenwärtigen Oregon und Washington und den Territorien, die er vor 25 Jahren sah, als er zum ersten Male die pacifische Küste betrat. Beide Territorien hatten im Jahre 1874 eine Gesamtbevölkerung von nur 100000; jetzt aber hatte jeder der beiden Staaten eine Bevölkerung von einer halben Million Seelen. Die Bevölkerung von Portland war von 15000 auf 90000 gestiegen, die von Tacoma von 5000 auf 45000, die von Seattle von 6000 auf 65000 und die von Spokane von einigen Hundert auf 40000. In der Tat eine wunderbare Wandlung in einer Spanne Zeit, die einem Drittel eines Menschenlebens gleichkommt.

Herr Villard war von solch kräftiger Erscheinung, daß man ihn allgemein für einen vollständig gesunden Menschen hielt. Er war es jedoch nicht. Mehr als dreißig Jahre litt er an Rheumatismus und an der Gicht und hatte außerdem mehrere andere gefährliche Krankheiten durchzumachen. Nach dem Jahre 1896 wurde er von einem Herzleiden heimgesucht, auch hatte er einen leichten Schlaganfall. Sein ernster körperlicher Zusammenbruch begann im Jahre 1899. Er entschlief in Thorwood, am 12. November 1900.

Kein Amerikaner ausländischer Abstammung wußte das Privilegium, Bürger der Union zu sein, höher zu schätzen als Herr Villard. Er war sich völlig der unvergleichlichen Vorteile bewußt, welche sich in diesem Lande aus der freien Entwicklung

aller menſchlichen Fähigkeiten ergeben. Niemals vergaß er, daß er ſelbſt einer von denen war, dem dieſe Vorteile im höchſten Maße zuteil geworden, und er war ſich ſtets bewußt, wie viel er ſeinem Adoptivvaterlande ſchulde. Aber trotz des Dankes und der Liebe, die er ihm entgegenbrachte, blieb er auch dem Lande ſeiner Geburt treu. Obwohl er nahezu ein halbes Jahrhundert in den Vereinigten Staaten ſeßhaft geweſen und durch und durch Amerikaner geworden war, blieb er ſtets ein echter Deutſcher und war ſtolz darauf, es zu ſein. Er ſorgte dafür, daß alle Mitglieder ſeiner Familie ſeine Mutterſprache erlernten, und machte dieſelben auch mit ſeinen Verwandten und Freunden im alten Vaterlande bekannt. Die Familie lebte insgeſamt zwölf Jahre, zu verſchiedenen Zeiten, in Deutſchland, und Herr Villard beſuchte ſeine engere Heimat durchſchnittlich alle zwei Jahre. Er erachtete es als eine heilige Pflicht, nach Kräften zum Beſten ſeiner Landsleute in Amerika zu wirken, ſowie zur Förderung intimerer Beziehungen beider Länder zueinander beizutragen. Er erfreute ſich der perſönlichen Freundſchaft und des Vertrauens aller diplomatiſchen Vertreter Deutſchlands in den Vereinigten Staaten von der Zeit Lincolns an, und war immer bereit, ihnen ſeine langen und vielſeitigen Erfahrungen und ſeinen weiten Bekanntenkreis in Amerika zur Verfügung zu ſtellen. Es war ſtets ſeine Anſicht, daß beide Länder ſich gegenſeitig mit ihren beſonderen Eigentümlichkeiten beſſer vertraut machen ſollten, und dies veranlaßte ihn denn auch, im Jahre 1893 auf ſeine Koſten dreiunddreißig junge deutſche Handwerker, Literaten und Künſtler zur Weltausſtellung nach Chicago zu entſenden. Dieſelben Motive bewogen ihn, in Thorwood an den Offizieren des deutſchen Geſchwaders, das ſich an der internationalen Flottenparade im Frühling desſelben Jahres beteiligte, Gaſtfreundſchaft zu üben.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35

Graf Alexander Keyserling

Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. 2 Bände mit 2 Porträts und 5 Abbildungen

Preis geheftet M. 20.—, in 2 Halbfranzbände gebunden M. 24.—

Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen nach gedruckten und ungedruckten Originalen herausgegeben von H. Meisner und R. Geerds

Preis geheftet M. 7.—, in Halbfranz gebunden M. 8.75

Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer

Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

William Shakespeare in seinem Werden und Wesen

Von Rudolph Genée. Mit einem Titelbild: Shakespeare von Adolf Menzel

Preis geheftet M. 9.—, in Leinen gebunden M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 11.—

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35

Carl Schurz, Lebenserinnerungen

Band I. Bis zum Jahre 1852. Mit einem Porträt Schurz und Kinkel

Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen

Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Porträt Lazarus'

Preis geheftet M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—

Ludwig Bamberger, Erinnerungen

Herausgegeben von Paul Nathan. Mit einem Porträt Bambergers

Preis geheftet M. 7.50, in Leinen gebunden M. 8.50, in Halbfranz gebunden M. 9.50

Aus Eduard Laskers Nachlaß

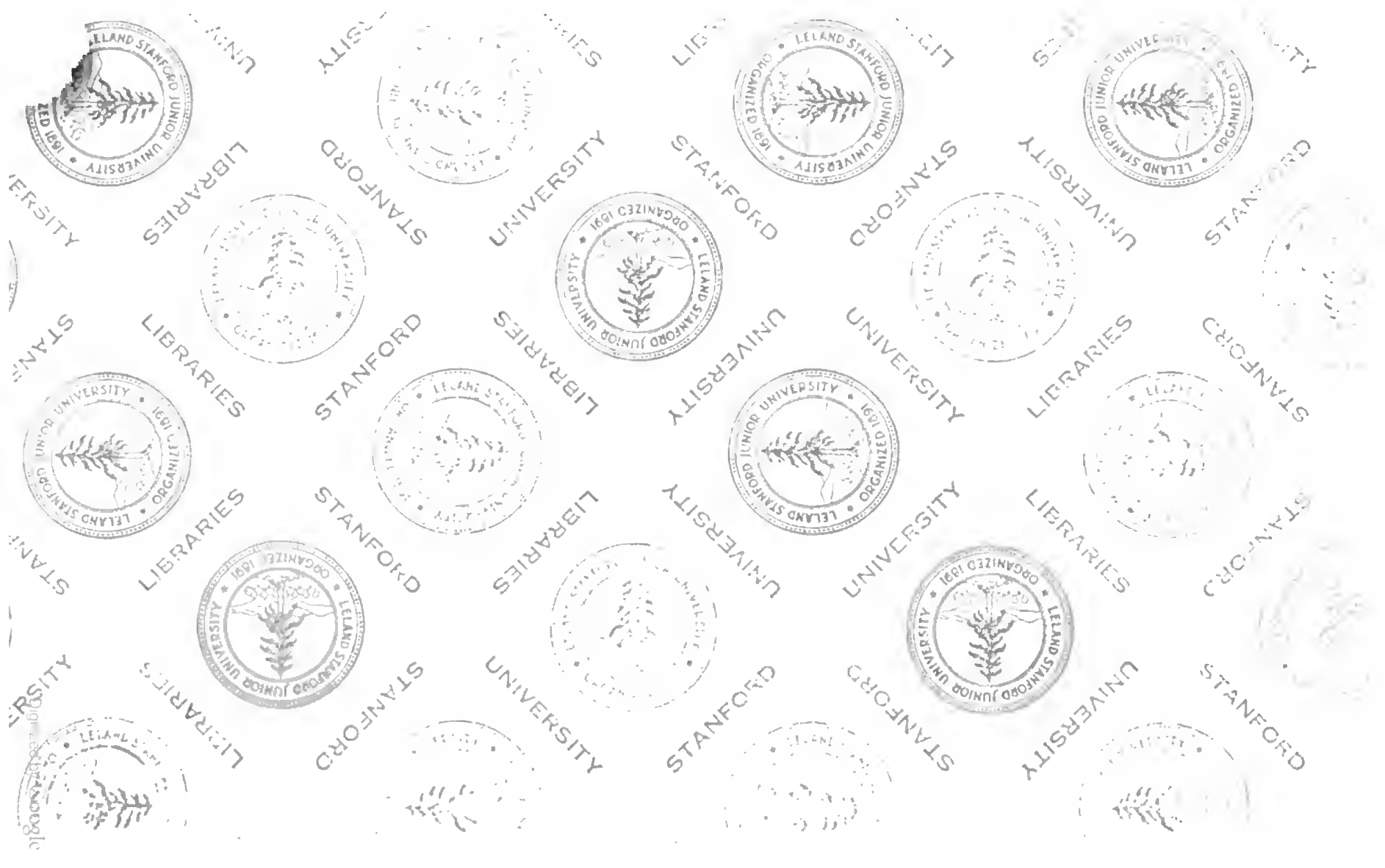
Herausgegeben von Wilhelm Cahn. Teil I. Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880)

Preis geheftet M. 2.40

Politische Porträts

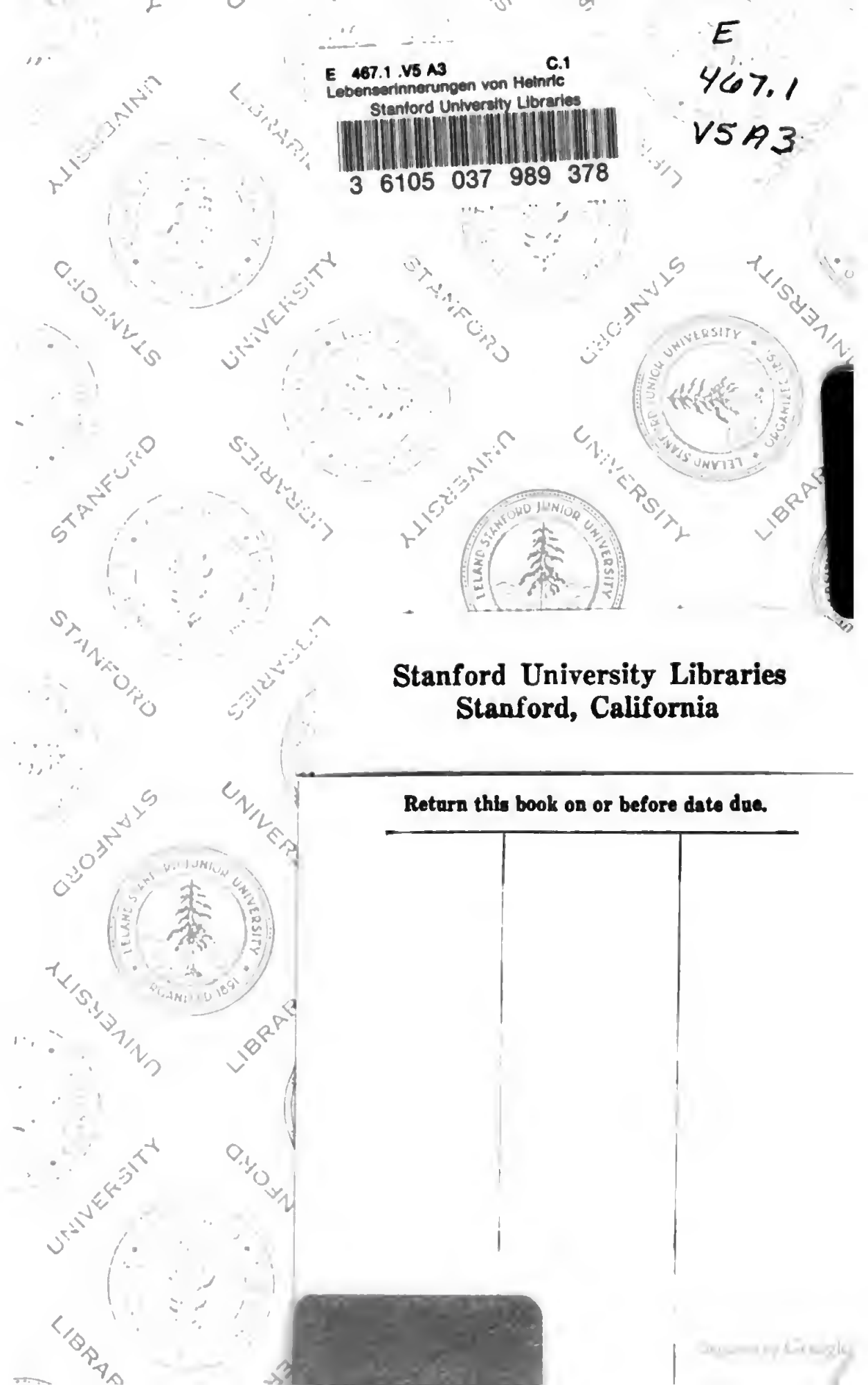
von Theodor Barth

Preis geheftet M. 2.—, gebunden M. 2.80


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

E 467.1 .V5 A3 C.1
Lebenserinnerungen von Heinric
Stanford University Libraries
3 6105 037 989 378

E
467.1
V5A3



Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.